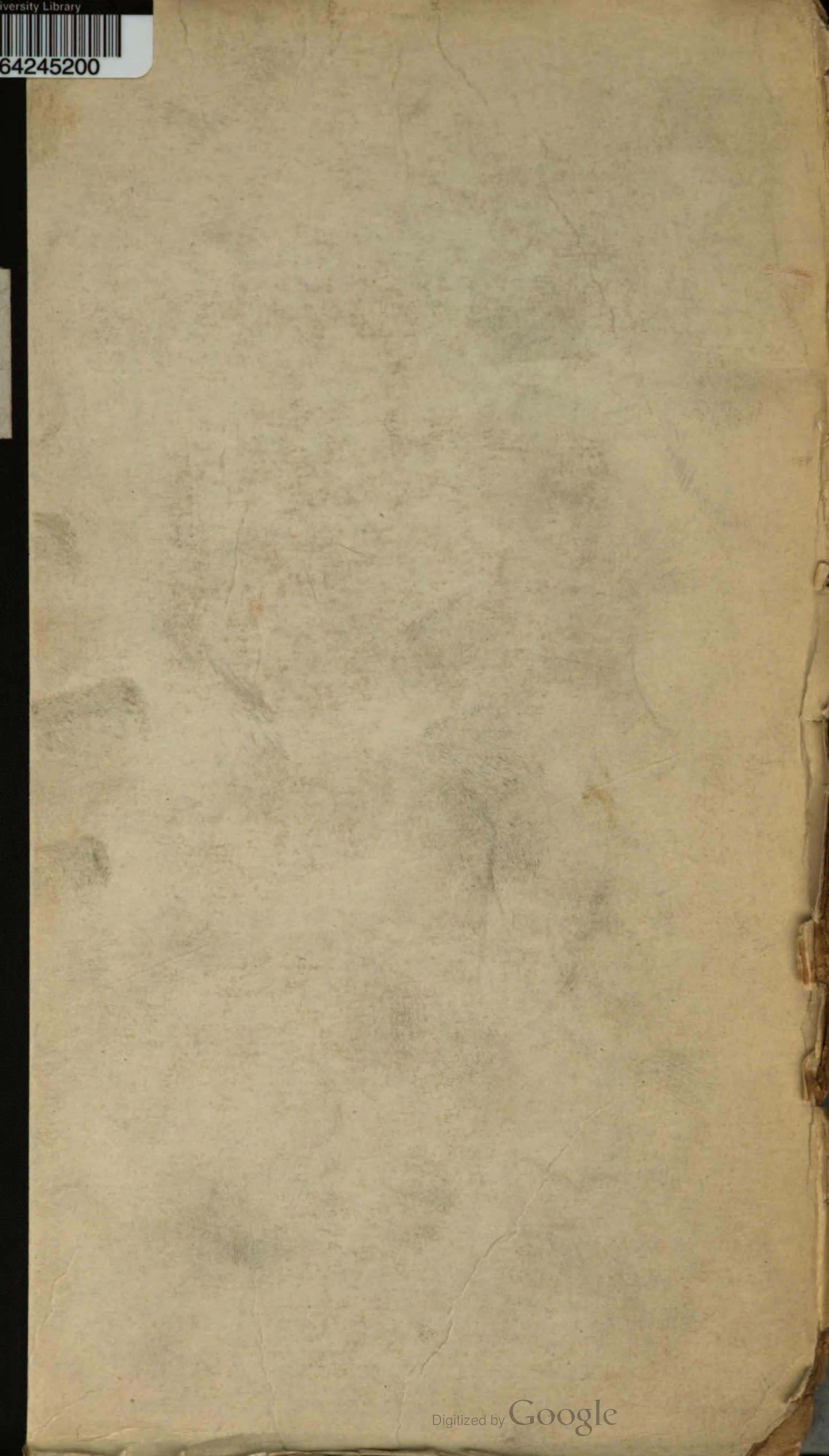


Die Güldenkammer

2. Jahrgang
Heft 7
April 1912



Verlag: Kaffeehag Bremen

INHALTS-VERZEICHNIS.

AUS DEM BREMISCHEN KUNSTLEBEN.

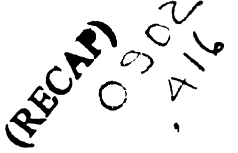
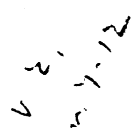
ANREGUNGEN UND AUSBLICKE.

BEZUGS-BEDINGUNGEN.

Durch sämtliche Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt vom Verlag:
jährlich Mk. 8.—, vierteljährlich Mk. 2.—, Einzelheft: Mk. 0.80.

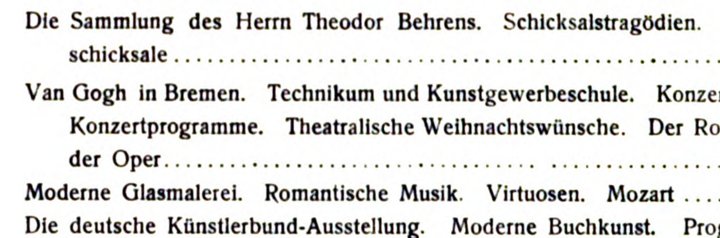
Kommissions-Verlag: Franz Leuwer, Bremen, Obernstraße.

Inhalts-Verzeichnis des II. Jahrgangs.

Seite

BEHAUPTUNGEN:



AUS DEM BREMISCHEN KUNSTLEBEN:

ANREGUNGEN UND AUSBLICKE:



Die Güldenkammer

Herausgeber:

S. D. Gallwitz · G. F. Hartlaub · Hermann Smidt

Emil Waldmann: Neuitalienischer Nationalismus.

Seit 1870 ist Italien ein einiges Reich. Aber im letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts hat das Ausland dieser Tatsache kaum Rechnung getragen. In der öffentlichen Meinung blieb Italien einstweilen, was es im ganzen 19. Jahrhundert gewesen war, ein schönes Land voll von antiken, christlichen und Renaissanceerinnerungen, voll von historischen Monumenten, bevölkert von einer malerischen Rasse, von interessanten Modellen, Straßenhändlern, Priestern, Musikanten, Banditen und Carabinieri. Italien schien für die Fremden gemacht und nicht für die Italiener. Mit ihnen beschäftigten sich die vielen Reisenden nur selten einmal und jedenfalls nicht so, wie mit anderen Zeitgenossen. Der einzige Stendhal-Beyle, der im zweiten und dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts schrieb, macht eine rühmliche Ausnahme. Er kannte und studierte die Italiener seiner Epoche, die Psyche des Volkes, das soziale Leben, die gesellschaftlichen Zustände, die Arbeit, die Verhältnisse von Herrschenden und Beherrschten. Nachfolger hat er außer in Nietzsche nicht gefunden. Noch in den neunziger Jahren konnte man in England und Deutschland gelegentlich lesen, Italien sei ein armes Land, politisch unbegabt und unproduktiv (— es war die Zeit kurz nach dem abessinischen Abenteuer —); wahrscheinlich würde auch wegen der Trägheit der Rasse nicht viel draus werden. Oberitalien, Toskana, die Lombardei, ja, die könnten es allenfalls zu etwas bringen. Der Rest nie.

So oder so ähnlich habe ich es noch vor einem Jahrzehnt auf der Universität von Professoren gehört, die jedes Jahr ihre Ferien dort unten zuzubringen pflegten und die Italien liebten, die jedoch den weiteren Schritt nicht taten. Man liebte Italien, ja, aber man

liebte die Italiener nicht. Das Gefühl davon, daß hier langsam eine neue starke Nation heranwuchs, blieb den meisten verborgen. Vielleicht mußte es verborgen bleiben, weil das Nationalitätsempfinden dieses Volkes sich nach außen nie so recht formuliert und bemerkbar gemacht hatte.

Wer heute in der Porta del Popolo zu Rom steht, in jenem schönen triumphbogenartigen Tor, durch das alle Reisenden vor der Erfindung der Eisenbahn die ewige Stadt betraten; wer dann die alte Hauptverkehrsader, den anderthalb Kilometer langen Corso hinunterschaut, der sieht ganz hinten, am anderen Ende der Straße, als rückwärtigen Abschluß der Piazza Venezia, eine ungeheure weiße Masse aufragen, einen marmornen Riesenbau von wahrhaft erdrückenden Dimensionen. Das ist das Denkmal König Vittorio Emanueles des Zweiten, des ersten Königs des geeinten Italien. Eine Säulenhalle in der Art der Walhalla bei Regensburg, nur viel üppiger, auf hohem Unterbau, mit einem Haufen neuitalienischer Plastik „verziert", mit historisch-allegorischen Reliefbildern, mit Flußgöttern, Viktorien, Helden, Athena und Roma, mit einem Reiterstandbild des Königs, mit Herkulessen und Viergespannen, teils in Marmor, teils in Gold. Es sieht „gemein" aus. Und überall, von allen Ecken und Enden der Stadt erblickt man es, ganz gleich, ob man auf Michelangelos Kapitolplatz steht, ob vor dem Quirinal oder irgendwo unten, am Tiber oder am Pantheon; ob man in den Loggien Rafaels oder in den Höfen der Diokletiansthermen wandelt, ob man aus den Katakomben, den Gängen des Colosseums, den Gebäuden auf dem Forum oder der Engelsburg wieder ans Licht taucht, man entgeht ihm nicht. Dafür ist gesorgt. Wenn irgendwo ein Gebäude die Aussicht auf diesen Marmorbruch versperrt, so wird es abgerissen, ganz gleich, was es ist, und sei es auch der entzückende Palazetto Venezia. Dies „Monumento del Risorgimento", das Denkzeichen des wiedererstandenen Italien, ist jetzt die Hauptsache in Rom.

Es kostet ungefähr 40 Millionen. So etwas baut sich kein armes Volk. Und wenn es auch wirklich vom künstlerischen und ästhetischen Standpunkt aus ein Monstrum ist, darauf kommt es den modernen Italienern gar nicht an. Für sie genügt es, daß es eben das Wahrzeichen des neuitalienischen Nationalismus vorstellt. Und das tut es tatsächlich, im Bösen wie im Guten. Denn wer es noch nicht weiß, der wird jetzt drauf gestoßen, daß es einen solchen Nationalismus gibt. In dem Menschenalter, das seit der Einigung des Reiches verflossen ist, wuchs ein Geschlecht heran, das wirklich einig und national fühlt, das nicht immer nur mehr von Garibaldi und seinen Tausend träumt, sondern die Gegenwart

und die Zukunft in die Hand genommen hat. Ein fleißiges, hartes Volk, schwunglos im Innern und bei allem, was wir Gefühl nennen, aber stark von Kopf, rechnerisch, sparsam, intelligent und geschickt, brutal vielleicht, rücksichtslos fortschrittlich gewillt, dabei nicht ohne Liebenswürdigkeit und — darin dem alten Blute treu — durchaus ergeben dem alten Dämon, der Phrase.

Italien ist heute ein reiches Land, das teure Denkmal lügt nicht. In den Postsparkassen allein, abgesehen von Banken und privaten Depots, ruhen Hunderte von Millionen, Einzahlungen des kleinen Mannes, und wer sich mit der Geschichte der Auswanderung nach Amerika befaßt hat, weiß, daß die Italiener drüben das unbeliebteste aller Völker sind. Was der Amerikaner ihnen vorwirft, ist, daß sie ihr Geld nicht im neuen Erdteil verzehren, sondern alles nach Hause schicken; daß sie drüben sparen und Geld zusammenscharren. Ob an der Börse in New York oder auf den Erntefeldern in Texas und Argentinien, ganz gleich, sie behalten es in der Tasche. Sie nationalisieren sich drüben schwer oder gar nicht, in New York gibt es ein Italienerviertel, das so streng in sich abgeschlossen ist wie das jüdische Ghetto. Und wer es irgendwie machen kann bleibt nicht länger im Lande, sondern kehrt jedes Jahr in die alte Heimat zurück, um den amerikanischen Dollar in italienischen Lire anzulegen (auf der Einheitsbasis von 1:5) und um dann zur nächsten Ernte wierderzukommen.

In diesem einen Beispiel hat man zwei der wichtigsten Elemente im sozialen und politischen Leben der jungen Nation, den Reichtum und das Nationalitätsgefühl. Es versteht sich leicht, daß ein Volk, das so selbstbewußt ist und draußen so intensiv arbeitet, auch im eigenen Lande vorankommt und etwas vorstellt. Der industrielle Fleiß und die Handelsgeschicklichkeit auf der einen, der politische Stolz auf der andern Seite sind eben tief wurzelnde Charaktereigenschaften von Jungitalien.

Da kam dieser Krieg, und mit einem Male wurde das, was bisher latent gewesen war, offenbar vor aller Augen aktiv. Italien tut den Schritt übers Meer und schickt sich an in die Reihe der Großmächte einzutreten. Man fragt besorgt, ob es das aushalten kann, im eigenen Lande werden ängstliche Stimmen laut. Aber die Antwort beruhigt: „Wir haben es ja.“ Im Kriegsschatz liegt für solche Zwecke eine Milliarde bereit, und wenn sich Europa auch den Kopf darüber zerbricht, wo diese Milliarde denn auf einmal herkomme — kein Zweifel, sie ist da und existiert.

Und dann die andere Überraschung: die Stärke des Nationalitätsgefühls und die Stoßkraft, welche dieser Einheitsgedanke der Aktion gibt. Daß den Italienern der Elan im nötigen Augenblicke

nicht fehlt, das weiß jeder aus dem täglichen Leben. Auch daß es ihnen an politischem Unternehmungsgeist und an Wagemut nicht gebricht, sah man bei dem Zug nach Abessinien deutlich; aber das Durchhaltenwollen und das Durchhaltenkönnen! Allerdings ist dieser neue Krieg erst eben begonnen und es wird — das Beispiel der langsamen Kolonisierung Algeriens durch die Franzosen lehrt es — wahrscheinlich noch Jahre und Jahrzehnte dauern, bis das Hinterland von Tripolis und besonders der Cyrenaïca italienisches Gebiet sein werden. Aber das wissen die Italiener so gut wie andere Beurteiler auch, und trotzdem machen sich noch keine Spuren von Ermüdung der Geister bemerkbar. Es scheint der ernsthafte Wille da zu sein festzuhalten und nicht loszulassen, koste es was es wolle. Sonst wäre es nicht möglich gewesen so schnell eine Armee von über hunderttausend Mann nach Afrika zu werfen und den militärischen Spaziergang zu einem regelrechten Kriege mit allen internationalen Konsequenzen auszubauen. Dahinter steckt nicht nur der Elan, das ist nicht nur das Resultat einer schnell im Augenblick entfachten und unsicheren Begeisterung, sondern das deutet auf einen zähen nationalen Willen. Denn derartige Leistungen bekommt keine Kriegspartei fertig, die, gestützt etwa auf kapitalistische und industriell interessierte Presse, in selbstsüchtiger Absicht Stimmung für einen Krieg predigt. Dazu ist das Volk viel zu nüchtern und dazu gibt es zu viele Sozialdemokraten. Bedenkt man, daß der rapide Aufschwung, den der Sozialismus in Italien in den letzten fünfzehn Jahren genommen hat, vornehmlich dem Unglück von Abessinien verdankt wird, also einem afrikanischen Eroberungsabenteuer, und daß jetzt diesem neuen afrikanischen Kriegszuge sogar der eine große Flügel der sozialdemokratischen Partei, das Lager der sogenannten Reformisten, sympathisch zustimmt, als zu einer Sache, die eine nationale Angelegenheit sei und für die Entwicklung Italiens eine direkte unumgängliche Notwendigkeit bedeute, — erwägt man ferner, daß unter den führenden Ministern ein paar der Partei angehören (um von dem Premier Giolitti ganz zu schweigen, der die Genossen so bitter enttäuscht hat wie sein ehemaliger Kollege Briand die seinen in Frankreich), und daß ein solches Ministerium trotzdem über diesen Krieg nicht stolpert, dann begreift man, wie tief im Volksempfinden dieser Nationalismus verankert ist, dieser Wille zur Macht und zur Großmacht. Der ist so stark, daß selbst der Papst ernsthaft mit ihm rechnen mußte. Trotzdem der Vatikan seit 1870 mit dem Königreich Italien schwer verfeindet ist, und trotzdem der Nachfolger Petri immer neutral und friedfertig über den Völkern schweben möchte, und trotzdem

Pius X. persönlich die Diplomaten und die Politik nicht leiden kann (zum Entsetzen seiner politischen Kardinäle) — das alles ist bedeutungslos geworden, der Nationalismus hat auch den gesamten italienischen Klerus ergriffen und Pius hat die Waffen und die Fahnen Italiens gesegnet.

So hat man das einigermaßen überraschende Schauspiel erlebt, daß dieses Land, das man von unheilbaren kirchenpolitischen Wirren, von Priesterherrschaft und von destruktiven sozialdemokratischen Tendenzen im tiefsten erschüttert glaubte, plötzlich als eine kulturelle und politische Einheit auftritt in einer Frage, in der nicht einmal die nationale Ehre auf dem Spiele steht, sondern nur das nationale Interesse. Was es in vierzig Jahren nicht fertig gebracht hat, leistet es in vier Kriegsmonaten — der Einigungsprozeß ist vollzogen. Nach 1870 sagte d'Azeglio: „Italien ist fertig." Jetzt wird man sagen können, daß nicht nur das Reich, sondern auch die Nation fertig ist. Die öffentliche Meinung, von der man bisher wenig Bestimmtes wußte, hat sich solidarisch erklärt mit der Politik des Reiches. In der Tat ein Vorkommnis, das auch bei anderen, politisch festeren Völkern zu den selteneren Erscheinungen gehört.

In diesem Lande, wo so leidenschaftlich Zeitung gelesen wird, versteht es sich von selbst, daß diese nationale Strömung auch zu einer Zeit schon in der Presse ihren Ausdruck gefunden hat, als die jetzt zu Tage getretenen Kräfte sonst im allgemeinen noch schlummerten. In der Tat kann man den Ort bestimmen, von dem aus diese Bewegung ihren Ausgangspunkt nahm. Jeder, der Rom besucht hat, kennt das Café Aragno, jenes große Café am Corso, nahe der Piazza Colonna, in dem sich zu gewissen Nachmittags- und Abendstunden der großstädtische Verkehr staut. Alle Fremden verkehren dort gern, weil sie die Zeitungen ihrer Heimat in relativ großer Auswahl finden. Dieses Café besitzt nun ein Journalistenzimmer, die sogenannte saletta d'Aragno. Dort wird die öffentliche Meinung der römischen Presse, mit Einschluß der sozialistischen und mit Ausschluß der vatikanischen gemacht; auch die Korrespondenten der großen auswärtigen Blätter verkehren hier, Politiker und Abgeordnete sprechen vor, Künstler und Schauspieler sitzen da herum — kurz, es ist eine Art publizistischer Börse. In dieser „Saletta" wurden nun vor einigen Jahren die ersten nationalen Organe gegründet, der „Kriegskarren" zunächst, der aber bald wieder einging, weil er selbst für Italien zu radikal war; dann die „Idea nazionale" und die „Grande Italia", die heutigen Hauptorgane der jungpatriotischen Bewegung, und ganz kürzlich auch das politisch-satirische Wochenblatt „Saletta d'Aragno". Es

sind meistens sehr junge Leute, mit denen man da zusammenkommt, zum Teil sehr „clever“, viele unter ihnen auch sehr gebildete und sehr arbeitsame Persönlichkeiten. Ich weiß nicht, ob es hier immer so war, oder nur in diesem Kriegsjahr so ist — aber die Luft, die man hier atmet, ist rein chauvinistisch. Und zwar ist es Chauvinismus von beiderlei Färbung. Sowohl jener französische unter Napoleon III. entwickelte, der sich aus politischem Größenwahnsinn, leichtverletzter Eitelkeit und politischer Gschaftlhuberei zusammensetzte, als auch jener englische, der stillschweigend als bekannt voraussetzt, daß die eigene Nation die beste Nation sei und daß das eigene Land immer Recht habe. Wenn man in diesem Kreise über Politik spricht — und worüber sollte man hier sonst sprechen — so kehrt aus italienischem Munde immer und immer eine Phrase wieder: „noi altri Italiani“. So fängt jeder Hauptsatz an. Die Redensart ist stereotyp geworden und bedeutet vielleicht heute gar nicht mehr das, was sie wörtlich heißt, nämlich: „Wir anderen, wir Italiener“, und vielleicht denkt der, der sie gerade braucht, im Einzelfall gar nicht immer daran, daß demnach alle anderen eben Barbaren oder so etwas ähnliches sein müssen. Aber im Grunde ist sie durchaus bezeichnend für die Stimmung, die dahinter steht. Das antike „Civis Romanus sum“ spukt darin herum, ebenso wie das moderne Gefühl der „grande nation“.

„Noi altri Italiani“ — das ist heute tatsächlich die Stimmung des ganzen Volkes. Man liest es auf den Gesichtern, man hört es an den Reden, wo zwei oder drei zusammenstehen, man vernimmt es aus dem stolzen Ton der öffentlichen Bekanntmachungen und aus den unzähligen Leitartikeln der Zeitungen, politischen wie unpolitischen. Der Portier im Hotel holt, wenn man seine Wochenrechnung bezahlt, aus seinem Pult die Kriegsdenkmünze, die er sich vor 15 Jahren in Abessinien verdient hat, und sagt mit strahlendem Auge: „vendetta“, und der Zahnarzt, gegen dessen Geschwätz man sich in seinem Patientenstuhl doch nicht wehren kann und der ein großer Jäger (Sonntags) ist, erzählt einem eine lange Geschichte davon, wie gut die Italiener schießen können und daß in jeder Hütte auf dem Lande mindestens zwei vortreffliche Gewehre zu finden seien. Und wenn man sich sein Geld von der Bank holt, teilt einem der Bankier stolz mit, daß die öffentliche Geldsammlung zur Unterstützung der Soldatenfamilien in vier Monaten schon weit über zwei Millionen Lire ergeben habe — was ja auch wirklich erstaunlich viel ist. Alles ist stolz, alles atmet Krieg und die nationale Phrase beherrscht das gesamte öffentliche Leben. Mag es dem Fremden und Draußenstehenden manchmal

auch etwas viel werden und man sich wie vor den Kopf geschlagen fühlen — man darf nicht vergessen, daß es ohne das nicht gehen würde und daß die Tatsache eines einigen Nationalgefühls hier wirklich etwas ganz Neues, nie vorher Erlebtes ist. Und dann muß man auch anerkennen, daß diese Phrase als solche sich sehr edel gebärdet. Die Soldatenbriefe, die von Zeit zu Zeit veröffentlicht werden und die doch sicher nicht alle bestellte Arbeit sind, überraschen durch ihre schöne Einfachheit. Bisweilen findet so ein schlichter Soldat auf einer Feldpostkarte wahrhaft ergreifenden Ausdruck für ein großes Gefühl. „Ich glaube, in unserem Regiment tun wir alle unsere Pflicht, manche tun mehr als das, und so werden wir schließlich siegen. Avanti Savoia und viele Grüße" — so schrieb ein Kanonier aus Pistoja an seine Eltern, und ich denke, diese einfachen Sätze bedeuten mindestens ebensoviel wie jenes schnell berühmt gewordene Wort, das die Königin an die Mutter des gefallenen Duca Grazioli in ihrem Beileidschreiben sandte und das lautet: „Du hast einen Sohn verloren, uns aber hast Du einen Helden geschenkt." Wenn man sich solche in ihrer menschlichen Schönheit unmittelbar wirksame Dinge vergegenwärtigt und sie als Ausdruck eines tatsächlich vorhandenen Gefühls nimmt, dann erträgt man leichter das Dröhnen der nationalen Phrase, mit der natürlich im Sinne einer vielleicht nötigen Propaganda auch grober Unfug genug getrieben wird. Dem Volke werden in den Zeitungen und in den Kinematographentheatern wirklich bisweilen recht starke Stücke vorgesetzt, wobei gelegentlich auch mit ganz durchsichtigen Lügen gearbeitet wird. In einem Schauerdrama, das laut Plakat von Anfang bis zu Ende nach dem Leben aufgenommen sein sollte, begeht der „Held", ein türkischer Arzt, eine Reihe unerhörter Gemeinheiten an Italienerinnen in Tripolis, mit Hypnose und so weiter. Aber das wurde bejubelt und geglaubt, trotzdem sogar die Szenerie unecht war und aus primitiv gemalten Atelierkulissen bestand, es sich also um eine ganz plumpe Fälschung handelte. Doch wie sollte man vom gemeinen Mann den gesunden Menschenverstand erwarten in einer Zeit, wo selbst der gefeiertste Dichter Italiens, d'Annunzio, seinem wirklich erschreckenden Chauvinismus in der wütendsten Weise Luft macht und damit begeisterten Dank erntet und plötzlich selbst in Kreisen populär wird, die sich bis dahin nie um seine Werke kümmerten. Die Rhetorik, die er in seinen „Canzoni della Gesta d'Oltremare" losläßt, berauscht das Volk. Allerdings hat das Buch, in dem diese vorher einzeln in Zeitungen erschienenen Gesänge gesammelt sind, nicht den Erfolg, den man erwartete. Aber die betreffenden Nummern der Zeitungen wurden rasend gekauft, und was noch

wichtiger ist, überall werden die Canzonen rezitiert, auf allen irgendwie denkbaren Veranstaltungen tritt ein Rezitator auf, der in halb trunkener Pose irgendeines dieser Lieder hersagt, bei einem Künstlerbankett so gut wie bei den geselligen Abenden der Frieseurinnung mit nachfolgendem Tanzkränzchen. Liest man das Buch, so versteht man sehr gut, daß es keinen großen Erfolg hat. Es ist auch dem gebildeten Italiener zum Teil absolut unverständlich. Einmal, weil es voll ist von historischen Anspielungen, die niemand ohne weiteres versteht und die einen umfangreichen Kommentar nötig gemacht haben. Dann, weil große Strecken in einer altertümlichen Kunstsprache verfaßt sind, die niemand beherrscht, und die man sich erst von Literarhistorikern übersetzen lassen muß. (Im Gebiete deutscher Literatur lassen sich vielleicht die sprachlich schwierigsten Sachen von Rudolf Borchardt, etwa seine Pindarnachdichtungen, hiemit vergleichen.) Aber beim Rezitieren stört das nicht; das Unverständliche fällt unter den Tisch und der Rest ist in seiner allerdings pompös tönenden Rhetorik immer noch stark und immer noch deutlich genug, um die patriotisch erregten Gemüter in einen wahrhaften Taumel zu versetzen.

Das Buch sollte Anfang Januar erscheinen. Es wurde aber von der Regierung beschlagnahmt wegen einiger Strophen, die von maßlosen Beleidigungen des Kaisers von Österreich strotzten und außerdem ganz grobe Angriffe auf Deutschland und England enthielten. So verzögerte sich die Herausgabe um etwa drei Wochen. An einem Abend nun kurz vor der Publikation spielte sich eine merkwürdige Szene im Journalistenzimmer des Café Aragno ab. Die Stimmung war aufgeregter denn je. Unverhüllt wurde auf die Regierung geschimpft wegen dieser Unterdrückung der d'Annunzioschen Terzinen. Kurz nach Mitternacht erschien der junge Sohn des Dichters, Gabriellino, der Schauspieler, von lautem begeisterten Geschrei begrüßt. Nicht lange, so stand er auf einem Tisch, und rezitierte jene Strophen, die ihm sein Vater aus Frankreich geschickt haben mochte, unter atemlosem Schweigen der Menge, nur hie und da, bei den wilden Angriffen auf Deutschland und auf den großen Henker (den Kaiser von Österreich), unterbrochen von tosendem Lärm und frenetischem Jubel. Zu Ende erleben konnte man die Szene nicht gut, weil man schließlich protestiert und dann Prügel bekommen hätte und deshalb besser die Herren unter sich ließ. Aber in den nächsten Tagen waren die beanstandeten Terzinen trotz des Presseverbots in allen Zeitungen zu lesen, und wer Lust hatte, konnte sie sich als Ergänzung hinten in das inzwischen erschienene Buch legen. — Das scheinen, von außen

besehen, Kindereien, aber sie sind doch im Grunde, angesichts des aufgeregten Charakters des Volkes, ernst genug. Wer diese Szene da hinten bei Aragno in jener Nacht mit angesehen hat, der begreift auf einmal auch manches andere, zum Beispiel, warum im Dezember die angekündigte Premiere des „Rosenkavalier" immer und immer wieder verschoben werden mußte. Die „Intellektuellen" drohten einfach mit einem riesigen Theaterskandal gegen Deutschland (wegen der Straußschen Musik) und gegen Österreich (wegen des Hofmannsthalschen Textes), nur weil damals einige deutsche und österreichische Zeitungen sich unfreundlich über den Krieg geäußert hatten.

Seither ist es etwas ruhiger geworden. Die würdevolle Abwehr, mit der Hugo von Hofmannsthal den Ausfällen d'Annunzios entgegnete, ist wenigstens von der römischen Presse ohne allzu großen Lärm aufgenommen worden, und die Oper „Elektra", an der doch die gleichen Künstler, Hofmannsthal und Richard Strauß, beteiligt sind, erlebte eine ungestörte Premiere und gutbesuchte Aufführungen. Vielleicht hat die Enttäuschung, welche die Franzosen bei dem Schiffszwischenfall den Italienern bereiteten, allgemein ein wenig ernüchternd gewirkt. Vielleicht ist auch die Periode, wo die Leidenschaften sich erst einmal austoben mußten, schon ganz vorüber, und vielleicht ist der wilde Chauvinismus schon verpufft. Das alles kann man als bloßer Zuschauer nicht beurteilen. Das eine indes scheint sicher, daß das in diesem Kriege zu Tage getretene Nationalgefühl so leicht wohl nicht wieder verschwinden wird. Wenn in einem Lande erst einmal die partikularistischen Gegensätze überwunden sind zu gunsten des gesamtnationalen Gedankens, so läßt sich das Gefühl der großen Einheit nicht mehr verwischen bei einer Nation, die im Aufstreben begriffen ist und positive Leistungen vor sich bringt. Wohl wird bei jedem antiken Marmorkopf, der jetzt im Wüstensande gefunden wird, der alte Römerstolz wieder lebendig werden und die Italiener werden sich als die wahren Erben des römischen Weltreiches und der antiken Gloria empfinden, berufen, die Kultur und dergleichen Dinge zu verbreiten. Aber da hinter dieser Phrase jetzt doch eine große Idee und eine zielbewußte Energie steht, ist sie heute mehr als die Pose des bloßen Gernegroß, als welche sie lächerlich wäre: sie ist doch schließlich eines jener Imponderabilien, mit denen auch die nüchternste Realpolitik rechnen muß.

Willy Seidel: Vom kleinen Albert.

Als der kleine Albert zur Welt kam, entstanden Minuten schwerer Gefahr für zwei Leute, nämlich für ihn selbst und seine Mutter. Er nahm eine dicke, sorgenvolle Stirnfalte mit, hatte die blauen Augen aufgerissen und schwieg. Endlich nach einiger ächzender Bemühung, den purpurnen Schatten, die schon wieder nach ihm griffen, zu entrinnen, verbreitete er ein elementares Geschrei, sang vor Schmerz und Entrüstung, schluchzte vor Indignation. Die Welt war ihm gar zu grell; ihre Farben überrumpelten ihn. Die Knospe seines Hirns wurde von keinem milden Lüftchen, keinem zarten Sonnenkuß, sondern vom glühenden Samum des Werdens aufgesprengt. Und kaum, daß der mullweiche Schlaf der ersten Stunden ihn wieder umfing und ihm die alte, gewaltsam entrissene Heimstätte wieder vortäuschte, irrte die Mutter selbst an der dunklen Schlucht. Doch wagte sie den Sprung nicht, und ihre heimwärts gebreiteten Arme wurden wieder sanft auf das Genesungskissen zurückgelenkt.

Sie war seit dieser Heldentat schwach und kränkelnd. Und später, als der kleine Albert das Sehen hinter die Dinge schon schätzungsweise verstand, war ihm das schlohweiße Gesicht, meist in bunten Kissen vergraben, das ihn anlächelte und sich mühsam nach seinen Bewegungen drehte, ein Symbol aller Hinfälligkeit und befremdenden Verehrungswürdigkeit.

Er brachte ihr viele kindlichen Opfer; er sah, mit krauser Nase, daß hier ein Zustand walte, der unumgänglich schien, und den man auf eine zarte Weise aufrecht erhalten müsse. Das arme großäugige Geschöpf, das den geschwächten, ehemals grausam belasteten Leib mühsam von einem Korbstuhl in den anderen schleppte, — stets vom Rauschen der sonnenwarmen grauen Seidenkleider umhüllt — wurde zu einem Idol für ihn. Sein tiefblauer Blick, der sich grübelnd in ihr Gehaben versenkte, glitt ab von der Ungeschminktheit dieser Leidensmaske, von dem starren Glanz der Augen, die oft, ausdruckslos, des Sehens zu vergessen schienen, und verschloß sich hinter die dunkelblonden Wimpern, wenn sie mit ihm sprach — mehr hauchte als sprach. Und gelang es ihm, die Augen voll auf sie zu richten, so waren sie hell und von einer knabenhaften Güte erfüllt, die für alle Armut an Kindlichkeit, für allen Herzenstrotz entschädigte.

Er saß alsdann zu ihren Füßen, und sie lenkte seine inneren Bedürfnisse mit zarter Überredung auf einen praktischen Pfad; mit ihren Leidenkenntnissen verband sie die sehnsüchtige, fast neidische

Freude über seine Gesundheit und seinen weichen, elastischen Gang; sein schnelles Erfassen verdeckter Dinge und seine liebevolle Inbrunst zu allem, was ihn umgab. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nun ist er dreizehn Jahre alt, hat mittelmäßige Schulzeugnisse und weiß viel von dem, worauf es ihm ankommt. Er ist überall im Wege, denn stets heften sich seine halbgesenkten, tiefblauen Augen auf Dinge, die anderen Leuten belanglos erscheinen, und hinter seiner hübschen, weißen, gewölbten Stirn vollziehen sich hellsichtige Spekulationen unaussprechlicher Art. Hat er den Schulweg hinter sich, den er in sonnentrunkenem Zickzackschritt zurücklegt, so entledigt er sich zu Hause seines Lederranzens mit einer Gewandtheit, die auf vielmonatlichen Überdruß am Zwang schließen läßt — er wirft die ganze Wissenschaft mit einem Schwung in die Nähe seines Schreibpultes, womöglich zum Fenster hinein, und freut sich, wenn es recht rasselt und Lärm verursacht.

Und dann, indem sein Blick sich vertieft, etwas Starres bekommt, schlendert er wie ein junges Weidefohlen in den Garten. Die Schwalben, die durch den Sonnenglast schrillten, sind plötzlich zerstoben, und lassen eine sekundenlange Stille zurück. In diese Stille wächst der warme feine Lärm der Insekten gewaltig und betäubend hinein; und hat er die Oberhand gewonnen, dann ist es wie zuvor: dann vibriert alles von Leben, dann werden Millionen Atemzüge und Pulsschläge wach, bis irgend ein fremder Ton, eine ferne Fabriksirene diesen Schleier von Lauten wiederum brutal zerreißt.

Der kleine Albert spaziert als Mittelpunkt in dem warmen pflanzlichen Leben umher und duldet gern, daß alles, was er wahrnimmt, sich auf ihn bezieht. Er begutachtet alles und freut sich der kleinsten Entdeckungen. Zunächst hat er die Hände in den Taschen seiner kurzen Leinenhose; dann beginnen sie ungeduldig zu zucken und möchten in die Vorgänge eingreifen, überall hinein, und sind sie einmal am Werk, dann gibt es kein noch so schmächtiges Wesen, das die erdbeschmutzten, geschickten Finger nicht ergriffen hätten.

Er hockt im Sand, den Kopf fast zwischen die Kniee gesteckt, und baut einen Laufzirkus für einen Käfer, der sich in kopfloser Flucht abstrampelt und den er zwingt, zu seiner Belustigung einen ratlosen Kreis zu beschreiben. Zugleich bedauert er ihn, er fühlt ihm das Peinliche seiner Lage nach, er erleichtert ihm mit einem nachdenklichen Strich seines Fingers den Ausweg, und gerät in Entrüstung, wenn man seine Absicht mißversteht. Er sieht grübelnd, die Wimpern tief gesenkt, wie alles sich verfolgt, über-

fällt und auffrißt; seine Phantasie vergrößert diese kleinste Welt zu einem schaudererregenden Blutbad, an dem er selbst als pikierter Zuschauer beteiligt ist; und so wird ihm der Zwang klar, der durch den kleinsten Vorgang geht. Zugleich aber empfindet er die Lieblichkeit eines Falters so stark, daß er ihn atemlos betrachtet, fast gerührt von der holden Unbewußtheit des ephemeren Daseins, das nur wie ein farbiger Schatten ist. Die vier violettbestäubten Augen, die plötzlich aus dem seidenen Schwarz der Schwingen hervorblinzeln, sollen ihn schrecken, wie jedes andere Geschöpf, und der kleine Albert sieht, daß der Falter phantastisch bunt ist, und das macht ihn stutzig.

Zuweilen liegt er, die Hände unter dem blonden Kopf gekreuzt, im Gebüsch, und sein Blick verliert sich in den Blättermassen. Und jetzt, wo es spät im warmen Mai ist, rieselt auch oben der Atem des Geschehens. . . . Die Blutbuche am Fluß bebt, voll entbreitet, unter dem Celloklang der Bienen, die ihr emsiges Tagewerk an winzigen Kelchblättern treiben; der Faulbaum schwenkt seine hängenden weißen Dolden wie Weihrauchgefäße; jeder Windhauch wühlt neue Duftwellen auf. Halb unter Sträuchern vergraben, hebt der Ahorn seine hellgrünen gezackten Blätter wie Hände empor, die unter der Last der unablässig niederströmenden Lichtfülle leise und verschämt schwanken, über den samtdunklen Grund seiner Zweige. Die Espe zittert mit Tausenden ovaler Blättchen für das Gedeihen ihrer rotbraunen Blütenschwänzchen; sie weiß, niemand tut ihr ein Leid an, alles vollzieht sich nach alter Weise, geheime Maßnahmen walten gütig und warm auch um sie, und dennoch zittert sie. Der kleine Albert betrachtet sich den nervösen Baum und muß verstohlen lächeln. Er ist so glücklich; „man“ ist allgegenwärtig. Was „man“ ist, weiß er nicht; jedenfalls macht dies alles, was er sieht und fühlt, ein Zweites aus, mit dem er ein behagliches Einverständnis hat. Man duldet ihn, man will ihm wohl, man haßt ihn nicht; er ist ein persönliches, anspruchsloses Einzelstückchen der großen Persönlichkeit, Garten genannt. Und das weiß er, wenn er es auch nicht sagen kann: das einzige, was wahrhaft geschieht, ist das unbewußte Wachstum, das im Kleinsten geschieht. — — — — — —
— —

Wenn der kleine Albert im Gebüsche steckte, so glitt zuweilen die Silhouette seiner Mutter hinter dem Lichtwirrwarr der Blätter vorüber, langsam, und mit der Feierlichkeit, wie sie Kranken eigentümlich ist, — so langsam, daß ein leises Wort „Mutter“ sie erreicht hätte, und wenn es auch nicht lauter geklungen hätte, als eines Blattes Fall. Und nach einer sonnigen Pause, wenn der

Zwölfuhrschlag der Petrikirche sein gespenstisches Klanggemurmel in der Luft verbreitet hatte — höhere und tiefere Wellen dröhnender Töne mit dem eifernden Lärm entfernterer Kapellenglocken verkuppelt —, wenn die kleine sehnsüchtige Melodie, die stets bei Glockenschlägen im Ohr des kleinen Albert ihr Wesen trieb, wieder dahingesunken war wie ein mattes, selbstverlorenes Händetasten nach der Spur eines Glückes — dann ertönte ganz nah auf dem Kies der schwere, wuchtige Schritt des Vaters, der von der Klinik kam und der vor dem Mittagessen noch gewohnheitsgemäß nach seinen Terrarien und seinen Blumen sah. Er war ein großer breiter Mann mit einem massigen runden Kopf und gütigem Gesicht. Sein fahlblonder, weicher Schnurrbart war schräg zu den Seiten der Lippen herabgestrichen. Seine blauen Augen blickten etwas müde, sich bei einer Beobachtung gewaltsam vergrößernd, mit einem stumpfen Glanz; an ihren Winkeln saßen freundliche Fältchen, doch unter ihnen deuteten sich Ringe an. Die Haut der massiven Wangen war von einem gleichmäßigen Grau, die Lippen jedoch, die der Bart mit einem braunen Schimmer von Nikotin umgab, schienen lebensvoll rot. So ging der starke Mann vorbei, ohne Stock, mit dröhnendem Schritt, in dunkelgrauem Anzug, der an den Hüften und in den Kniekehlen breite Falten warf; er ging vorbei, ohne Abstecher neben dem Beet von Azaleen und Palmen auf das Terrarium zu. Der kleine Albert hörte das Glas der Öffnung klirren, und wußte, daß die Chamäleons und die Leguane ihre Mehlwürmer bekamen.

Nun schlängelte er sich selbst hervor, ziemliche Grasflecken auf den Kniehosen, mit zerritzten Waden und erdfarbenen Fingern, mit sonnendumpfem Kopf und die fast weißen Wimpern zu bläulichen Ritzen geschlossen. Er sah selbst, von einer Hüftstellung der Beine in die andere fallend, und halb offenen Lippen, wie Papa seine Tiere fütterte. Die Chamäleons setzten sich in Trab — für ihre Verhältnisse war es ein Rennen — sie krochen auf dem Radius der Mehlwurmsphäre herbei, spinnenhaft und schneckenlangsam, die herausgestülpten Augen teleskopartig verlängert und mit bizarrem Schlenkern der kleinen Fußklammern. Die Leguane gingen; sie liefen nicht; sie wußten, daß sie Zeit hatten, und auf dem kurzen Weg warfen sie ihre zweigeteilten Zungenlappen lüstern und genießerhaft heraus. Alles war an ihnen gesträubt; ihre Zackenkämme erhoben sich wie ein Mann; sie waren die kleinen Zerrbilder ihrer riesenhaften Saurier-Ahnen, die unter Gebrüll ganze Wälder niederpflügten und deren Appetit nicht zu ermessen war — nun waren sie kleinwinzig, stumm und pfiffig geworden; doch im Grunde ihres Herzens dieselben geblieben,

relativ, das war klar. Schön waren sie, bunt wie Fächer und voll Grazie; der sanfte Puls, der ihre Bäuche bewegte, blähte sie und ließ Reflexchen auf den Teppichmustern ihrer Schuppen erblitzen. So lagen sie, wie kleine Kaimans übereinandergewürfelt, und brachten ihre Tage hin.

Papa konnte viertelstundenlang vor ihnen stehen bleiben; die Zigarre ging ihm gewöhnlich dabei aus. Manchmal nahm er den Kopf des kleinen Sohnes, der sich stets ohne ein Wort bei ihm einfand, halb in seine warme Hand, und Albert hielt das behutsam aus. Der Vater sprach sehr selten mit ihm; er schien stets schwer beschäftigt; er schnob oft durch die Nase, als ob er an Asthma leide, und redete, was er zu sagen hatte, mit einem schwierigen und mühsam anmutenden Baß. Da zu dieser Zeit eine drückende Hitze herrschte, erzeugte der leichte Karboldunst seiner Kleider, der stets an ihnen haftete, eine lähmende Atmosphäre, so eine Mittelstimmung von Trostlosigkeit und Schläfrigkeit, unter der irgend etwas schluchzte, ein aufgegebener schöner Plan oder eine zermalmte kleine Freude. Der Mann stand an dem schweren Rad der Arbeit, seine Hände griffen täglich in zuckendes Körpergewebe, fühlten täglich, wie die eines gewissenhaften Heizers, irregeleiteten Prozessen des Stoffwechsels nach, faßten so tief in das Uhrwerk, daß er sie blutbedeckt hervorziehen mußte . . . . das wußte der kleine Albert nicht, aber er wußte, daß Papa sehr zu tun hatte, und daß es darum nötig war, daß man bei ihm stand und nicht ungeduldig wurde, oder davon rannte, wenn man die warme Hand um den Kopf spürte. . . . .

Dann kam das Mittagessen mit den Eltern. Der Vater aß eine große Menge Suppe und Fleisch und trank eine Flasche Mosel dazu. Seine mühsame Stimme, die dennoch nie versagte, hielt ein stets fließendes Gespräch mit der Mutter in Gang, die sich gewaltsam zusammennahm und immer munter war, um den Mann, den sie fast nur um diese Tagesstunde sah, mit kleinen Erzählungen aufzuheitern und ihm von Besuchen zu berichten. Der Vater fragte kurz und bestimmt nach Alberts Schulerfolgen; doch begnügte er sich mit wenigen Antworten, da er überzeugt schien, daß sich alle Entwicklung in dem Knaben folgerichtig und ohne frappante Sprünge vollziehe. Und Albert selbst hatte die Empfindung, daß Papa eine gleichmäßig warme Meinung von ihm hege; und demnach erfreute er sich einer possierlich selbständigen Würde, jederzeit bereit, sich ihrer um einen Kuß der Mutter in der kindlichsten Weise zu begeben.

War das Essen zu Ende, so folgte die Siestastunde. Der Vater trank schwarzen Kaffee, der fertig auf dem orientalischen

Tischchen neben der niedrigen Ottomane stand. Die Mutter entschwand in ihr Schlafzimmer im ersten Stock, um, wenn es ihr von jedem Essen übermäßig erregtes Herz gestattete, vorübergehenden Schlummer zu suchen. Albert selbst hielt sich ein wenig in der Veranda auf, und dann ging er leise in das Entreeräumchen, das zum Arbeitszimmer seines Vaters führte und durch schwere Portièren von diesem getrennt war, und setzte sich auf den Teppich, um in seinem Cooper zu lesen und zwischendurch die Wunden an seinen Beinen zu betrachten.

Er prüfte die kleine blutunterlaufene Stelle unterhalb des rechten Knies, und bedauerte sie im geheimen sehr, da er es liebte, eine glatte reine Haut zu haben. Ja, er trug Fürsorge für seine ganze Person; er besaß eine verstohlene animalische Eitelkeit, eine kleine lächerliche Andacht zu sich selbst. Deshalb empfand er ein Verantwortlichkeitsgefühl für sein mißhandeltes Knie und freute sich seiner weißen Beine auf dem dunklen Blumenprunk des Teppichs.

Darauf warf er sich auf den Bauch, und las mit gerunzelter Stirn von Fährnissen und verzweifelten Situationen, in die ein rechtlich denkender Mann geraten kann, obwohl er ein meisterhafter Schütze ist. Die Daumenballen beider Hände gegen die Wangen gepreßt, so daß seine gewellten Lippen sich zu einem seelenlosen Ausdruck spalteten, verfolgte er die Zeilenkolonnen. Ein fremdes Panorama rückte näher, schloß sich um ihn. Er selbst trat aus sich heraus und schlüpfte in das Kostüm des blondbärtigen Helden, und der Autor des Buches redete mit Engelszungen aus seiner eigenen Seele heraus, beschwor zwei verängstigte Weiber, tat Aufblicke zu Gott und riß das Lederwams vor der Brust entzwei, um sie den Pfeilen bloß zu legen. Albert stöhnte tief und behaglich. Nun kam der erste Pfeil und heftete sich, leicht mit dem Federwirbel zitternd, dicht über der Schulter in die Baumrinde ein, und etwas erschrockenes Blut kam heraus und tropfte, tropfte . . . .

Ach, das tat weh. Die Sensation durchzuckte den Knaben; seine Augen sahen gerade aus, in das flammende Blau der Jalousienritzen, und ein leichter Druck, durch seine Lage in der Herzgrube hervorgerufen, wirkte strahlenförmig in ihm weiter und rief jene Beklemmung hervor, die aus Sehnsucht und Glück gemischt ist. Er sank mit dem Gesicht auf die kühlen Blätter und lag regungslos.

Die Gestalten seiner Schullehrer, die sich zu seinem Ärger immer zwischen sein eigenes Urteil drängten, zottige, barbarische, unrein duftende Gesellen, rotteten sich am Horizont zusammen

und taten im Chorgesang (-gekrächz, dachte der kleine Albert mit trägem Grimm) mißliebige Äußerungen, die sich auf die traumhaften Geschehnisse bezogen. Sie entkleideten die hübschen Vorgänge ihrer Farbigkeit; ja, sie zupften sogar an der Persönlichkeit des blonden Helden und erstickten seine wonnigen Märtyrerbetrachtungen mit ungeeigneten Fragen nach seinem bürgerlichen Beruf und seinen Kenntnissen in Dingen, die, in Anbetracht der Romantik, keineswegs am Platze waren.

Doch man wurde ihrer Herr. Man grub das Beil aus und brachte sie einzeln um. Sie hätten ja ohnehin nicht viel ausgerichtet, denn — hier erinnerte sich der kleine Albert — man war ja zu Hause, und hinter den Portièren, an dem breiten eichenen Schreibtisch, saß Papa und schrieb. Man konnte das leise Kratzen seiner Feder hören, er würde es den Oberlehrern schon geben, wenn sie seinem Sohn und Schutzbefohlenen, seinem Bundesgenossen und Liebling zu nahe auf den Leib rückten.

Denn Papa hatte nicht allzulange auf der Ottomane gelegen; er hatte aufstehen müssen. Es war sicher ein schwieriger Fall, vielleicht ein überseeischer Patient, der sich zur Konsultation angemeldet hatte, und um 4 Uhr mußte Papa wieder in der Klinik sein. Albert dachte nach. Diese Stunde war die schönste des Tages. Tief in einen Traum verstrickt schien das ganze Haus. Die Uhr im Eßzimmer tat ihre leisen vergrabenen Schläge. Traumhaft fern klang das einlullende Geklapper des Geschirrs aus der Küche. Eine Fliege summte, und ab und zu räusperte sich der Vater. Er räusperte sich schwer und keuchend, während das Papier unter seinen Händen knisterte. Der Dunst seiner starken Manila, bläulich und durchsichtig, durchtränkte alle Dinge mit einschläferndem Geruch. Dieser Geruch hatte etwas Tropisches, Schweres, Reiches. Er war unzertrennbar mit dem Entreeräumchen, mit den hohen Bücherschränken, den massiven, plumpen und vertraulichen Eichenmöbeln und dem mattgoldenen Buddha, dessen leere, strenge Augen aus einer unfaßbaren, fabelhaften Fremde blickten.

So verrann die Zeit.

Dann kam der Vater zwischen den Portièren heraus, das Kautschukhörrohr in der Westentasche, und schritt mit schwerem wuchtigen Gang über das Söhnchen hinweg, das ihm den Weg verlegte und sich, in zärtlichem Respekt, halb vom Teppich erhob. Albert brauchte nicht aufzustehen, doch auf dem breiten Rücken des Vaters, hinter dem sich die Türe schloß, stand unsichtbar geschrieben: in einigen Minuten mußt du oben sitzen, bei Algebra und Latein. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— —

Nun war es Juli, und die Sonne, die schon vierzehn Tage lang unbehindert waltete, erzeugte eine Treibhausluft. Der Fluß, der nach einem Regenguß, wie sie sich im Mai noch eingestellt, tagelang träge, lehmbraune Massen dahingeschleppt hatte, verwandelte seine Farbe in ein stumpfes Grün, in dem die silbernen Leiber wandernder Weißfische blitzten, die am Abend, wenn die Mücken tanzten, viele kleine Kaskaden in die Höhe warfen.

Albert, dessen Ferienzeit begonnen hatte, liebte es, sich unter der Blutbuche zu entkleiden und auf dem kurzen Ufersand zu sitzen, versteckt von Flußampfer und Fenchel. War sein Körper von feinem Schweiß bedeckt und lockte die lautlosen, braunen Stechfliegen an, mit ihren dummen bronzegrünen Augen, dann wälzte er sich ins Wasser, in den muschelgespickten Schlamm, und ließ sich auf dem Rücken treiben, hinein in die kältere Strömung der Mitte. Er liebte es, langsam mit den Knieen rudernd, dem Druck des Wassers mit den Handflächen fächelnd zu begegnen und die reglosen Wolkenbänke zu betrachten, die flimmernd schlohweiß mit bleigrauen Schatten am Horizonte lagerten und deren reglose Spiegelung der Fluß matt verzerrte.

Und abends war es am schönsten, wenn die Amseln ihre verirrten Tonfolgen zu einem Netz von Flötentönen zusammenfügten, aus dem Baum- und Gebüscheschatten der Ufer heraus, wo die Villen leuchteten. Das jauchzende Geschrei der drei schwarzhaarigen Mädchen von drüben, wo der Börsenmann wohnte, ärgerte den kleinen Albert. Er pflegte dann zu pfeifen, unablässig und leise, eine stereotype Klage um etwas, das er nicht kannte.

Und in den Nächten war es einsam — irgendeine phantastische Irrfahrt nahm von seiner unruhig atmenden Brust Besitz. Fuhr er auf, dann schlug das über die Stuhllehne geworfene Hemd mit beiden Ärmeln nach ihm und erpreßte ihm einen schwachen Schrei, bis er sich besänftigte und den Vater in der Ferne, hinter zwei offenen Türen, schwer durch die Nase atmen hörte. Die Nächte waren voll feuchter Dünste, der Fluß schickte einen lähmenden Hauch herein, einen warmen pflanzlichen Verwesungsgeruch; und die Grillen feilten, als gelte es ihr Leben.

Und siehe da . . . . eines Tages kam die Mutter nicht mehr zu Tisch. Sie lag, schwächer als sonst, in den Kissen, von zuckenden Schmerzen geplagt; ähnlich denen, die sie vor dreizehn Jahren, bei Alberts Geburt, erleiden mußte, heftigen Krämpfen, so daß sie ratlos wimmerte und der Knabe vor Hilfsbereitschaft hinter der oft verschlossenen Türe nicht aus noch ein wußte.



Pflegepersonal erschien; auch eine dicke Krankenschwester mit rotem, rundem, gutmütigem Gesicht und kleinen harten Fingern. Sie erinnerte den Knaben an die Bonne, die ihn — vor längst vergangener, aber immer noch lebendiger Zeit — in einem Wägelchen über die Kieswege gestoßen und ihre einlullenden Zaubersilben dazu gesungen hatte, als er in seiner Milchbenommenheit ins Blaue entschwebte. Diese glanzumflossene Masse von steifer Leinwand, aus der zwei runde, braune Augen hervorträumten, stellte sich nun wiederum in seinem Leben ein, ähnlich kostümiert, doch mit einem finsteren und gefährlichen Dienst betraut. Wenn sie auftrat — so leise sie konnte — dann zitterten die Treppenstufen; sie ging auf den Fußspitzen; und doch b r a c h sie sich Bahn. Der kleine Albert fühlte eine verschmitzte Überlegenheit über sie und oft wandelte ihn der Drang an, zu lachen, etwa wenn sie das Thermometer fallen ließ und eine mühsame Kurve beschrieb, um es aufzuheben. Du könntest Dich auch bücken, sagte sie. Ich bin eine ältere Frau. — Und Albert bückte sich, doch mit Absicht zu spät; und das tat er nicht dieser fetten Frau zu liebe, die vor Gesundheit rostrot war, sondern Mamas wegen, denn das Thermometer war eine Notwendigkeit, das sah er ein. Hinterher lachte er, weil es ihm Vergnügen machte, wie die dicke Schwester sich bemühen mußte.

Noch öfter aber weinte er sein tränenloses Weinen, wenn er von einem Besuch bei der bleichen zarten Mutter kam; verkroch sich ins Gebüsch, lief lang und weit vor die Stadt, zwischen die Felder und in die Heide. Dann kam er abends erhitzt und gereizt zurück und nahm ein paar Löffel Suppe mit Papa zusammen ein, an dessen Anblick er wenig Freude verspürte.

Denn die Kräfte des Mannes waren an dem Punkt, überspannt zu werden. Die Ringe unter seinen Augen traten plastisch hervor; ein roter Rand lief um die Lider. Seit einer Woche schon war man gerüstet, auf einen Monat an die See oder ins Gebirge zu gehen; und nun war Mama krank geworden. Alles mußte beim alten bleiben. Der Vater trank, Abend für Abend seinen schweren Margaux und rauchte Importen. Das konnte zu nichts Gutem führen, denn während oder nach einem solchen Genuß waren seine Augen zuweilen beinahe apoplektisch starr und blicklos, so als drücke eine Zentnerlast auf seine großen ermüdeten Hände. Er duldete, daß der Knabe in seiner Nähe war, doch eine Antwort zu erhalten, war für Albert nicht leicht. Ja, jetzt geschah es auch, daß er ihn barsch anfuhr, ihn unsanft beiseite schob, kurz angebunden und ohne Verständnis für eine wohlgesetzte, grübelnd ge-

prüfte und langer Hand schweigsam vorbereitete Frage, die der Knabe mit hoher Stimme an ihn zu richten wagte.

Ach, was war das! Das war so ungewohnt! Albert stand am Bücherständer, mit dem Rücken gegen den Brehm gelehnt und hatte seine Fragen an Papa, wie immer, und Papa war nicht einmal beschäftigt, nein, er rauchte bloß, und räusperte sich, und da war es doch wahrhaftig nichts Ungehöriges, wenn er ein Gespräch in Gang zu bringen sich bemühte! Und um Mama sorgten sie sich doch beide, das war ein gemeinsamer Schmerz, und wenn der Vater ächzte, so fand es seinen stummen Widerhall in Alberts Seele. Dann ächzte er auch, gehorsam gleichsam, erschöpfend und mit Sorgfalt, es war aufrichtige Betrübnis darin, und doch drehte der Vater sich mühsam um und sagte: Albert, kannst Du nicht stille sein, oder: Du störst mich, beschäftige Dich. — Das war unerhört. Albert hatte nie die Verpflichtung gehabt, sich abends zu beschäftigen. Und wenn er sich mit der Schulter an den sitzenden Vater lehnte, so dauerte es nicht lange, denn der Vater schüttelte ihn ab und meinte dabei: Schon gut, Albert. Aber Du wirfst mir mein Glas um. — Nie, so streng er sich besann, hatte er je etwas umgeworfen, am allerletzten vollends ein Glas, aus dem Papa sich in schwerer Zeit erquickte.

Deshalb wuchs eine Indignation in dem Knaben, die sich täglich neue Nahrung holte; er wurde scheu und vermied es, mit dem Vater außer zur Essenszeit zusammenzutreffen. Desto häufiger war er am Krankenbett der Mutter zu finden, las ihr vor oder führte inhaltslose Gespräche, die doch wie warme Sympathiewellen von ihm zu ihr glitten und sie überschütteten; und sie sah mit tiefer Dankbarkeit, an den Fransen ihrer seidenen Decke vorbei, auf seinen blonden Kopf, den er oft, behutsam und liebevoll zu ihr herüberblickend, im Affekt eines gesteigerten Gefühls, das plötzlich in ihm aufschwoll, erhob. Auch hieraus schöpfte er sich seine kleine Sensation, die ihm die bekannte Beklemmung über dem Magen verschaffte, wie bei der Lektüre von Cooper oder der kameradschaftlichen Annäherung an einen bestimmten Altersgenossen, den er um seiner Schlankheit willen verehrte.

Die Hitze wuchs mit jedem Tag. Als Albert an einem Vormittag vor dem Toreingang zur Straße stand, vollzog sich ein Wunder. Die Straße lag fast menschenleer; in der Ferne abgeschlossen durch den roten Backsteinbau der städtischen Klinik. Die Straße, gleichgültig gepflastert, mit ihrer langweiligen Laternenreihe und ihren bestaubten kümmerlichen Schmuckbäumen, war eine ganz gewöhnliche Straße, gut genug für den Schulweg und keineswegs für einen Spaziergang geeignet. Und just diese Straße

wählte das Schicksal, machte irgendwo einen lautlosen Schritt, kam gleichsam aus der Glut geboren um eine Straßenecke als schwarzer Punkt und war da, wuchs, wurde zu einem Mann, der sich gebückt und schlürfend auf den kleinen Albert zu bewegte.

Es war ein alter Italiener mit grau meliertem, kautabakbeschmiertem Vollbart. Er trug ein schmutziges Hemd, geriffelte, braune schlotternde Samthosen (furchtbar geflickt) — und einen durchlöcherten, gebleichten Havelock aus Loden. Seine Augen waren grell und hellbraun. Albert interessierte sich sofort für ihn; er schlenderte ihm entgegen, schlug sich einmal an die linke Wade und blickte in die Luft. Als der Alte und der hell gekleidete Knabe sich einander auf wenige Meter genähert hatten, blieben beide stehen und lächelten. Der Alte zeigte eine Reihe gelber Zähne; hierauf ließ er sich, den grellen Blick immer auf den Knaben gerichtet, auf dem Steinfundament eines eisernen Gartenzaunes nieder. Er manipulierte etwas an seinem Umhang und förderte eine Meerkatze zutage, die offenbar in den letzten Zügen lag. Mit demselben grellen Lächeln blickte der schwachsinnige Greis auf das Tier, und auf einmal entdeckte Albert, daß der alte Mann müde und krank war, daß er sich vielleicht nicht deshalb gesetzt hatte, um zu plaudern, Geld zu bekommen und das Tier hüpfen zu lassen, sondern weil er sich unwohl fühlte und wohl ins Bett mußte. In der Tat blieb der Mann stumm und stöhnte nur ein bißchen. Dabei wischte er sich mit der rissigen geschwärzten Skeletthand nachdenklich über die Stirn. Es ging ihm schlecht; er hatte ein langes, nutzloses Wanderleben hinter sich.

Und als der kleine Albert näher trat und seine Hand nach der Meerkatze ausstreckte, sagte der Alte plötzlich etwas höchst Eilfertiges mit rauhem Akzent und sank mit entsetztem Blick einfach um. Er lag da, als schmutzige braune Masse, und der Affe, dem er sich auf das Kreuz gelagert hatte, begann zu jammern. Albert rannte ins Haus und holte Papa. Dieser kam, untersuchte den Mann und sagte: Hier liegt ein Hitzschlag vor. — Das „liegt vor“ war eine Redensart, wie er sie vor seinen Assistenten gebrauchen mußte; und Albert hörte sie mit offenem Munde an. Er war sehr erschrocken, beinahe fassungslos, daß man einfach umfallen könne, daß Papa so sachlich blieb, daß die Angelegenheit somit erledigt war. Er sah zum erstenmale einen Toten; doch begriff er nicht, daß dies der Tod sei. Übrigens wurde ihm die Unklarheit nicht genommen; denn er wurde bald fortgeschickt, und der Mann kam, wiewohl er schon tot war, in die Klinik.

Den Affen aber, — da niemand Erbansprüche erhob, durfte Albert behalten.

Der Affe war so schwach, ach, so hinfällig, daß es nicht nötig erschien, ihn zu verankern; sondern er wurde recht warm ins Gras gesetzt und bekam viele Bananen zu essen. Er war zweifellos das erbärmlichste Exemplar seiner Gattung; er war von langer Selbsterniedrigung moralisch zerrüttet und dieser Zustand spiegelte sich auch in seinem Äußeren wieder. So wie er war, halb kahl, mit seinem nackten Gesicht und seinen geschlossenen Augen, die Lippen noch zu träumerischem Nachkosten tastend vorgestreckt, karikierte er in der Haltung in grotesker Weise jenen embryonalen Zustand, in dem auch der Mensch sich ungern stören läßt. Zuweilen fiel er plötzlich — in dunkler Erinnerung an erlittene Peinlichkeiten — auf die vorderen Hände, mit zwitschernden Kehllauten, dick gefalteter Stirnpartie und die eng stehenden Augen rund und grell auf den kleinen Albert gerichtet. So konnte er eine Viertelminute regungslos verweilen — dann löste sich der Krampf der Angriffsstellung; und eine neue Banane machte ihn weich und dankbar. Der Vater hatte Albert eine Leine gegeben und ihm streng befohlen, den Affen anzuhängen. Doch Albert traute sich zu, den kleinen Vetter aus der Nebenlinie allein durch Liebenswürdigkeit zu fesseln, so daß es der Vetter nicht nötig habe, immer nur „k — ch, k — ch“ zu sagen und sorgenvoll und wütend auszusehen.

Dies schien ihm denn auch zu gelingen, denn, die kleinen schwarznägeligen Hände über dem zerscheuerten Bauch gekreuzt, begann der Affe zu entschlafen. Mitunter regte sich seine Hand noch, irgendwohin, wo es weh tat oder juckte, blieb dort liegen, sank herab. Nun schläft er — dachte Albert zärtlich. — Von dem Italiener will ich Mama nichts erzählen, aber von meinem Affen. Das wird ihr Vergnügen machen. — Und leise auftretend, stahl er sich hinweg. Die Leine wollte er auf dem Rückweg holen. Als er ums Haus bog, hörte er ein rauhes Gebell und sah einen großen Neufundländer hinter sich in den Garten brechen.

Fassungslos lief er zurück: der sanfte Schlaf der Kreatur war jäh unterbrochen worden. Jedenfalls war sie nicht mehr da, und der Neufundländer hatte das Nachsehen. Der kleine Albert war in Verzweiflung. Er suchte den halben Garten ab, umsonst. Und während er noch suchte, vollzog sich etwas Beklagenswertes.

Denn die Mutter, die friedevoll, in das Gefühl ihrer leisen Genesung gebettet, in ihren weißen Kissen lag, erblickte urplötzlich im Zimmer, in der alltäglichsten Nachmittagsbeleuchtung, eine kleine groteske Grimasse, die aus dem Wandspiegel glotzte; und dieser scheußliche Witz des Zufalls ließ sie mit einem heiseren Schrei zusammenfahren, warf sie empor, so gewaltsam, daß etwas in ihr zersprang und ihr Puls allmächtig zu rumoren und zu

sausen begann, als führe sie steil in einen Schacht voll kreischender Flammen. Die kleine Grimasse, die aussah, als sei sie unvollendet aus einem Schoß gerissen worden, so in aschgrauem Schmerz verzogen, empört und rührend zugleich — war verschwunden, der Spiegel war leer; die Mahagonimöbel waren wie sonst; nur begannen sie jetzt, leise aber unaufhaltsam nach links zu rücken, wie ein Karussell um einen Mittelpunkt, eine Spieluhr: den Schmerz, die bohrenden Stiche in ihrem Leibe, die wieder erwacht waren. Der hereinwuchtenden dicken Krankenschwester sagte sie noch etwas Unglaubliches über ein Gespenst, einen Dämon — und dann fiel sie zurück und war bewußtlos.

Dies geschah, während der kleine Albert noch im Garten suchte, und es klärte sich auch auf, warum Mama einen Anfall hatte, schlimmer als sonst, und Papa wurde aus der Klinik geholt, schlang ein paar Bissen herab und ordnete allerlei an. Dann ließ er den Sohn rufen.

Er saß in seinem Lehnstuhl, als Albert eintrat, hatte seinen großen Bambusstock über den Knien, und sagte: „Schließe die Tür.“

Sehr befremdet und doch neugierig tat es Albert. Es mußte eine wichtige Unterredung sein, die Papa mit ihm führen wollte; die dürfte niemand hören. Dann mußte er in Papas Nähe kommen, und sah, wie der fahlblonde Schnurrbart über den bleigrauen Wangen heftig zitterte. Papa sagte noch: „Dein Ungehorsam, lieber Albert, hat schlimme Folgen gehabt, schlimmere, als du ermessen kannst.“ Und der gequälte Mann, dessen starker Körper den tausend kleinen Widrigkeiten, die von allen Seiten auf ihn eindrangen, kaum noch gewachsen war, warf sich aufrecht in den Stuhl und tat, was seine überreizten Nerven ihn hießen: er ergriff den Knaben beim Kopf, mit einem unnötig brutalen Griff, klemmte seine Beine zwischen die Kniee und ließ den harten Stock sechs, sieben Mal auf den dünnen Leinenhosen tanzen, einmal auch auf dem Rücken, der sich zuckend bewegte. Dann beherrschte er sich, schob den kleinen Albert von sich und sagte: „Geh.“ Albert ging. Sein heller weicher Blick war sehr trüb und starr; sein Kreuz schmerzte stark. Es war das erste Mal, das allererste Mal, daß man ihn prügelte. Nicht einmal einen Backenstreich hatte man ihm bisher gegeben. Seine ganze, so kunstvoll aufrecht erhaltene Selbstherrlichkeit war von groben Füßen niedergedrückt worden. Und wenn er an die roten Striemen dachte, die sich brennend auf seine zarte Haut, auf seinen Leib, dem er so zugetan war, gelagert hatten, so zog ihm dies die Brust zusammen, so konnte er kaum atmen, beleidigt, fassungslos verzweifelt, wie er war. Noch in der

Türe drehte er sich um und sah am Kopf des Vaters vorbei, mit einem schnell hervorgestoßenen Zischlaut und einem Blick, in dem sich Widerstand und Haß wie in einer Brennlinse sammelten. Dann schlich er wie ein weidwundes Wild in den Garten, verkroch sich und zerquälte sich den Kopf. Und da er sich endlich tränenlos mit den Händen aus dem Schatten hervortastete, zog ihn sein ganzes Herz zur Mutter. Sie sollte richten, sie hatte die Befugnis, ihr, und nicht — dem, der ihn schlug, vertraute er sich an. Sie mußte es ja wissen, warum man ihn mißhandelt hatte, sie würde ihn trösten können.

Er ging gebückt hinauf. Das Haus war seltsam still. Und nachdem er leise die Türe des Krankenzimmers geöffnet hatte, sah er mit einem kalten entsetzten Erstaunen ein leeres, zerwühltes Bett. Er rief nach der dicken Krankenschwester, eine Stille antwortete ihm. Eine Stille, die ihm den Grund unter den Füßen weichen machte. Ein leichter Wind flüsterte ins Zimmer und bewegte die Vorhänge und das Linnen das Bettes leise hin und her —: ein kahles Nichts erfüllte den Raum, ein Nichts, das ihm weiß entgegengrinste, und das sich behauptete, wie ein taubes Hirn unter Kanonenschüssen.

Und gleichzeitig ward ihm, als geschehe ein Unglück. Er hörte, wie über Wolken, das Klanggemurmel der Petrikirche. Und dahinter, furchtbar fern, seinen Namen rufen, wie in Angst. Ganz leise zirpend, kamen die Silben auf den Sekunden, die das Jetzt ihm zuspülte, angeschaukelt, die zwei Silben seines Namens, von einer bekannten Stimme gerufen, die sich in Angst brach — und dann kamen Pausen, qualvoller als alles, was er je erlauscht; Pausen, die wie über die Grenzscheide einer nahe gelagerten, verdeckten Welt, die unter dem Lichte brütete, herüberwuchsen — und der kleine Albert stand vor der Uhr, und wußte mit einem Male, es ist Zeit, Mama ist in Not, ich muß eilen, eilen, eilen....

Totenblaß taumelte er die Treppe hinunter und rannte auf die Straße. Er rannte wie er nie gerannt, es war ein gleichmäßiges Vorwärtsfallen seiner totmatten, schlanken Beine. Hinter ihm lief ein windfüßiges Etwas, das ihn zwischen die Schultern stieß. Er lief schnurstraks auf den roten Backsteinbau der Klinik zu. Passanten sahen ihm kopfschüttelnd nach, gleichgültige Bruchstücke von Gesprächen, ein entfernter Alarm der Feuerwehr schwirrten in sein Ohr. Eine Sonate von Mozart klang hinter einem offenen Fenster, zwei, drei holde Akorde, mit dem lieblichsten Motiv verkettet, das es auf der Welt gab, vibrierten hinter dem atemlosen Knaben her und riefen ein kurzes Aufschluchzen in ihm hervor.

Endlich hatte er das Tor der Klinik erreicht und stahl sich hinein. Mit flatterndem Herzen und verwildertem Haar blieb er in dem Gang stehen. Irgendwo plätscherte ein Wasserkran, plötzlich wurde er abgedreht. Auf dem giftgrünen Ripsläufer, der sich schnurgerade in der Mitte des Ganges vor ihm hinzog, lagen gleißende Lichtquadrate in einem Nebel von Sonnenstäubchen. Hinter den weißen, von innen gepolsterten Türen regten sich zuweilen murmelnde Stimmen. Der kleine Albert ging lautlos weiter. Er musterte die Türen, alle waren sich ähnlich. Er irrte einige Zeit ratlos; dann sah er eine Milchglasscheibe und eine Klinke, die goldgelb war und in der sich die Sonne in einem wabernden Karfunkelglanz sammelte. Wie behext starrte Albert auf die Klinke; seine Hand erhob sich, bebte, magisch angezogen, er tastete an das warme Metall, er drückte es nieder; und die Tür ging geräuschlos zur Hälfte auf.

Ein betäubender Chloroformdunst schlug ihm entgegen. In einiger Entfernung sah er drei weiße Gestalten, die sich über etwas bückten; die eine war offenbar der Vater. Mit erweiterten Augen starrte er die Gruppe an, die sich, tief beschäftigt, nicht um ihn zu kümmern schien. Jetzt trat der eine Mantel zur Seite; ein behaarter Arm mit einem fleischfarbenen Gummihandschuh hing an seiner Seite herab. Und zugleich sah Albert das Gesicht der Mutter, halb in einem Wattebausch vergraben, wie in friedlichem, lächelndem Schlaf; nur schien ihm eine seltsame Reglosigkeit darüber zu liegen. Das Gesicht sah er deutlich genug, obwohl die weißen Mäntel es nur für eine Sekunde frei gaben; dann war es wie von den Falten verschluckt.

Und plötzlich vernahm er ein kurzes Ächzen; sah eine Brille funkeln, die sich beugte, sah zwei breite Schultern zucken und gleichsam eine Stufe tiefer sinken. Die Mäntel sprachen miteinander, sie sprachen leise und hastig. Ein Gegenstand fiel in ein Becken. Und plötzlich trat wieder einer zurück und der kleine Albert sah eine riesige Blutlache, eine schwarze Purpurmasse, in der Pinzetten flimmerten. . . . er tat einen schwachen Schrei, der einen Tumult in der Gruppe verursachte, tastete sich nach rückwärts und fiel stumm und steif an eine Polstertüre. Hier blieb er liegen, das Gesicht in dem gebauschten Ausschnitt seiner Bluse vergraben, und ein wildes Getöse entstand hinter seinen Schläfen, das rasend anschwoll und seine Gedanken verjagte, bis er in der völligen Finsternis einer tiefen Ohnmacht lag. — — — — — —
— —

Eine lange Zeit mußte vergangen sein, als Albert in seinem eigenen Bette erwachte. Sein eigenes Zimmer trat ihm entgegen,

mit allen vertrauten Gegenständen, dem Ofen, der wachstuchüberzogenen Kommode, dem japanischen Bettschirm und den Lilien an der Tapete, dicht neben seinem Kopf. Er machte einen Versuch, sich zu erheben, und schließlich gelang es ihm, seine Beine unter der Decke hervorzuschieben. Lange saß er so auf der Bettkante und starrte auf seine Knie, deren Haut, wie am ganzen Körper, etwas feucht schien. Er stand auf und taumelte im Zimmer umher, mit einem wohligen Gefühl glatten Parketts unter den Sohlen. Dann stand er vor dem hohen Schrankspiegel, streifte das Hemd ab und betrachtete sich. Seine Rippen traten hervor; er fand sich mager und der Anblick schien ihm unerfreulich. Vor Schwäche stolpernd, zog er das Hemd wieder an; und sein Gedächtnis versuchte an einem bestimmten Punkte wieder anzuknüpfen. Es gelang ihm nicht; alles schien wie in einen Nebel gehüllt. Mit Behagen empfand er, daß seine Glieder von Schweiß wie gekühlt waren; er preßte sich an das Fensterbrett und sah in den Garten.

Hu, da sah es anders aus! Eine Amsel sang; alles lag im Schatten. Ein feuchter, schwerer Hauch blähte sein Hemd. Die Kieswege krochen wie helle Schlangen durch die grauen Blättermassen. Ein leichter Wind bewegte die Fuchsien am Sims. Die Blutbuche am Fluß sah schwarz aus; und der Himmel war mit schwefelgelben und grauen Wolken bedeckt.

Der kleine Albert fühlte ein leises, irritierendes Prickeln am Haupte, unter seinem dunkelblonden Schopf. Nun kommt der Regen, dachte er, und das hat mich geweckt. Gott sei Dank, daß der Regen endlich kommt.

Er lehnte sich, mit offener Brust, weit aus dem Fenster. Und siehe da: plötzlich fiel aus dem Himmel, gar nicht sehr eilig, ein violettroter Schein, wie eine Zunge, die über den Bäumen aufblakte, oder ein Knäuel Feuergarn, das sich abwickelte. Und nachdem das Phänomen vorüber war, hörte Albert einen scharfen Böllerknall, der ihm Freude machte, und sah, wie die große Pappel, hinter den Terrarien, langsam in Bewegung geriet. Sie fiel gemächlich um; sie war in der Mitte gespalten; sie tastete mit peitschenden Zweigen, mit silbern durcheinanderrieselnden Blättern eine luftige Kreislinie entlang und lag dann, quer über dem Weg, mit der halben Krone in den Gladiolen und Azaleen. Und dann ging in der Luft noch etwas vor. Ein Rascheln erhob sich oben; und auf einmal sprang ein kühler Sturm irgendwo auf; er führte schräge Schwaden von Hagelkörnern mit sich, die tanzten, polterten, rumorten. Die Scheiben an den Terrarien waren plötzlich nicht

mehr da. O weh, dachte Albert, das wird Papa wenig Freude machen. Wie schade war das! . . . .

Wo ist Papa? . . .

Eine Minute lang dauerte das weiche Donnergemurmel dort oben, dann kam Regen, Regen; der Fluß war von Millionen weißer Blasen gesprenkelt. Albert ging in sein Bett zurück und streckte sich der Länge nach aus. Sofort schlief er wieder ein, und der Vater war jetzt in der Stube, das wußte er. Er hatte gefühlt, daß sich eine warme Handfläche auf seine Stirn legte, und dann hatte er tief geatmet, so, als ob sein Herz plötzlich voller und gesünder schlage.

Als er gegen Abend erwachte, saß der Vater noch immer an seinem Bett; er hatte sich nicht um das Unwesen gekümmert, auch nicht darum, daß seine kleine Tierwelt da draußen in alle Himmelsrichtungen entschlüpft war — er war froh genug, daß sein Kind die Krise überstanden hatte und daß er es behalten durfte. Und dann kamen die schlanken Hände auf ihn zu, er ergriff sie mit seinen großen Fingern und spielte mit ihnen, während er mit seiner mühsamen Stimme, die tief und voll klang, unablässig beruhigende hübsche Sachen redete, oft dreimal, bis das aufblühende Verständnis Alberts davon Besitz ergriff.

Er sagte: Deine Mutter ist von uns gegangen. Sie hat noch von Dir gesprochen, und läßt Dich grüßen. Sie hat keine Schmerzen gelitten; es kam, wie es kommen mußte.

Er sagte: Du bist jetzt mein Einziger. Du hast mich sehr geärgert; doch es war nicht nötig, daß ich Dich geprügelt habe. Wir wollen Sand darüber streuen.

Und sagte noch dies und das, was angenehm zu hören war, und am nächsten Morgen durfte der kleine Albert trotz seiner tiefen, tiefen Trauer wieder aufstehen. Er ging an der Hand des Vaters; sie aßen wieder zusammen; er bekam Wein zu trinken, und am Nachmittag sahen sie sich den Garten an.

Da sah es nun freilich übel aus. Aber sie würden reisen, hatte Papa gesagt, und wollten weit, weit weg. Vorher jedoch war es nötig, daß man sich umsah und Anordnungen traf. Als die Pappel gehoben wurde, hätten die Gärtnergehilfen sie beinahe wieder fallen lassen.

Denn unter ihrem Laub saß, halb in die Erde vergraben, eine kleine, halb verkohlte, behaarte und seltsam menschenähnliche Gestalt, zusammengekrümmt, mit krauser Stirn, erhobenen Händen und weit geöffneten, blinden Augen. — — —

Univ.-Prof. Dr. J. Grober:
Der Sinn der Rassenhygiene.

In Deutschland wächst die Zahl der älteren Menschen, weil Lebens- und Heilkunst sie an Fährlichkeiten vorüber leiten, denen sie zu anderer Zeit und an anderem Orte erlegen wären. Seuchenbekämpfung, Krankenfürsorge und die zur Eigenart unserer Zeit gewordene zwangsmäßige Schadenverhütung — das natürliche Gegengewicht gegen den Individualismus — bringen das zuwege. So wächst auch die Zahl der Einwohner des Deutschen Reiches. Sie wächst auch ein wenig durch Zuwanderung. Aber sie wächst nicht von innen heraus, nicht durch Zunahme der Zahl der Jungen. Uns fehlen Kinder. Und wenn eines schönen Tages das durchschnittliche Leben der Menschen nicht mehr verlängert werden kann, so wird die Bewohnerzahl des Deutschen Reiches abnehmen, wie sie in Frankreich abnimmt, und wie sie in England, Nordamerika und Australien abnehmen wird.

Es ist gut, sich klar zu machen, was daraus folgt. Daß Maschinen Menschenhände ersetzen können, ist richtig; aber sie schaffen dabei neue Arbeit für die freigewordenen Hände. Wir brauchen also Menschen zur Erhaltung von Gewerbe, Landwirtschaft, Industrie und Handel. Die beiden ersten stehen bei uns schon unter dem Druck des Menschenmangels. Alles Murren ihrer Vertreter, so hoch es reichen möge, kann das Gesetz von dem Zuge der Menschen nach höherem materiellem Lohn nicht umstoßen. Aber selbst wenn alle Zweige der Volkswirtschaft den arbeitenden Händen gleichmäßig hohe Entlohnungen zahlten, was sollte werden, wenn ihnen diese Hände fehlten? Die Grundlage der Geltung im Völkerleben, nicht in der Geschichte der Ideen, die so weit darüber ist, wie der Sternenhimmel über der Kirchturmspitze, ist der Besitz, der sich vermehrt. Ein Volk, das der Menschenhände entbehrt, kann seine Wirtschaft nicht betreiben, kann sein Heer nicht aufstellen; dieses Volk sinkt zuerst an Besitz, dann auch an geistigem Gehalt. Endlich geht es zu Grunde und verschwindet. Der Beispiele zeigt die Völkergeschichte mehr, als die „Weltgeschichte“ für gut hält, zuzugeben.

Also Deutschland braucht Menschen; dies klingt töricht, wenn jedes Jahr neue Millionenzahlen als Zuwachs nennt. Allein auch die Vereinigten Staaten nehmen zu, und doch hat Roosevelt sein Mene Tekel gesprochen und seinen Landsleuten vom Selbstmord der Rasse geredet. Er war weitsichtig genug, der Zukunft ins Auge zu schauen. Die Länder werden Menschen

brauchen. Das ist freilich kostbare Ware, und nicht von heute auf übermorgen oder auf zwei Jahre zu beschaffen; Menschenalter an Sorgen kostet es. Möchten wir doch wenigstens ein Menschenalter warten können, bis es allen deutlich wird, daß wir Menschen nötig haben.

Mensch und Mensch im Wert für das Volk und seine Dauer sind recht verschieden. Der Wert wird vor allem durch Gesundheit gewährleistet. Fragen wir nach dem Gesundheitsstande unseres Volkes, so sehen wir, daß dank mancherlei Umständen auch kranke Menschen am Leben bleiben und arbeiten, wohnen, faullenzen und Kinder erzeugen, daß aber Gesundheit der Konstitution, Freisein von mangelhaften körperlichen und geistigen Anlagen selten ist und zunehmend seltener wird. Zu einem gesunden Kinde aber gehören zwei gesunde Eltern und, wenn möglich, vier gesunde Großeltern. Also auch hier bedarf es der Zeit, zweier, wenn nicht dreier Menschenalter, um Förderung zu beobachten und zu erreichen.

Wir kennen beim Menschen weder die Vererbungsregeln gesunder noch krankhafter Eigenschaften genau; aber es ist nötig, daß wir sie näher kennen lernen, wenn wir gesunde Enkel haben wollen. An dieser Stelle verbindet sich das Wohl des Volkes dem eigensüchtigen Wunsche des einzelnen und seiner Sippe. Rassenhygiene und Sippenhygiene sind im Grunde eins. Nichts wäre — und war, wenn wir die Menschengeschichte genau darauf ansehen — nützlicher, als wenn in einem Kulturvolk eine große Anzahl körperlich und geistig tüchtiger Sippen um den Vorrang jeder Art in Wettbewerb ständen. Von Urväter Zeit ist Stolz der Sippe und ihres Führers die Zahl und Güte der Nachkommenschaft. Biblische Worte, assyrische Keilinschriften, ägyptische Steine, chinesische Rollen, des Tacitus' Germania und Homers unsterbliche Gesänge — sie alle reden von der Ehre und der Freude an blühender, fortdauernder Sippe.

Da, wo der alte arische Stammeszug der Sippenbande, der Zusammengehörigkeit der Familie, noch blüht, kann die Einsicht, warum und wieso wir gesunde Enkel haben müssen, am ersten gepflegt und gefördert werden. Wie kann sie gefördert werden? Ärzte, Tierzüchter, Naturforscher sammeln emsig am Bau der Vererbungslehre. Aus dem Wirrwarr verträumter und unscharfer Beobachtungen, aus dem Wust schemenhafter Vorstellungen vergangener Zeit — denn Vererbungslehren an Mensch und Tier gab es lange vor Darwin — tritt allmählich ein mächtiges Fundament hervor. Wir wissen jetzt, was wir sicher wissen, und wissen, wo wir bauen sollen, um vorwärts zu kommen. Aber den Naturforschern, Tierzüchtern,

Ärzten fehlt noch der Genealoge. Am Tier lassen sich Vererbungsfragen experimentell lösen. Die Lebensperiode ist kurz genug dazu. Beim Menschen müssen wir die Geschichte befragen; bei ihm ist uns das Experiment versagt. Aus dem Mosaik der Menschheitsgeschichte kommen hier fast die kleinsten Steine in Betracht, die Geschichte der einzelnen Häuser. Haus-, Familien-, Sippengeschichten haben wir derart, daß sie für Vererbungsfragen brauchbar sind, nur recht wenige; meist handelt es sich dann dabei noch um krankhafte Eigenschaften. Gerade die gesunden in ihrer Vererbung und Vererbbarkeit kennen zu lernen, wäre aber viel wichtiger. Vor dem Urteil der Vererbungswissenschaft ist es gänzlich gleichgültig, ob es sich um eine königliche oder bürgerliche Familie handelt, deren Geschichte uns Stoff zur Förderung unserer Lehre bietet. Es ist vielmehr die letztere der ersteren durch das Gleichmaß der Lage, durch die Ähnlichkeit mit anderen und durch das Fehlen von besonders tiefen und ungewöhnlichen Einflüssen an Wert überlegen. Hier einzusetzen, wäre Sache der Genealogen, der berufsmäßigen wie der dilettierenden. Kekulé von Stradonitz hat es wiederholt, vor ihm Ottokar Lorenz, mit mir Strohmayer auf das schärfste hervorgehoben. Wir brauchen Unterlagen für die Vererbungslehre am Menschen, für die Rassenhygiene, für die aus ihr abzuleitenden Sätze, für die Zukunft unseres Volkes.

Flüchtigkeit der Ansiedlung, Wechsel der Bevölkerung erschweren heute die Aufnahme von Familiengeschichten zu solchen Zwecken, mit Rücksicht auf naturwissenschaftliche und ärztliche Fragen, sehr. Aussicht auf Erfolg bietet fast nur die einschlägige Arbeit in alten Kulturmittelpunkten deutschen Bürgergeistes, wo Behagen am eigenen Besitz sich mit kluger Voraussicht und Vorsorge für die Enkel verband. Wenige alte Bauernfamilien geben vielleicht ein gleich gutes und sicheres Feld. Die moderne Großstadt kennt keine Sippen, die länger als zwei Geschlechter ausdauern. Es ist vor allem das Patriziat der mittleren und kleineren Städte, das der Großstadt versagt bleibt, bei dem die Voraussetzungen zu erfolgreicher Forschung am ersten erfüllt sind; voran das der Hansestädte. Darum spreche ich zu meinen Landsleuten in der „Güldenkammer".

Was hat zur Förderung der Rassenhygiene im einzelnen zu geschehen? Wir brauchen Familiengeschichten, Stammbäume und Ahnentafeln mit sicheren Daten, mit Darstellung der körperlichen und geistigen Persönlichkeiten derselben. Es bedarf dazu keiner vieljahrhundertelangen Tradition. Schon wenige Geschlechter in genauer Darstellung geben ein klares Bild und vortreffliche Grundlagen. Eine Ahnentafel zu 16 Ahnen, in der von allen darin vor-

kommenden Personen Maße, Haar-, Augen- und Hautfarbe bekannt wäre, würde allein einen wichtigen, und meines Wissens nach noch nicht erbrachten Beitrag zur Vererbungslehre liefern. Am besten wäre eine anthropologische Beschreibung nach allen Regeln der Farbentafel und des Zirkels, des Bandmaßes und auch der Bildniskunst. Das sind freilich für die Vergangenheit oft ganz vergebliche Wünsche; für die Zukunft sind wenigstens einige Ansätze zu ihrer Erfüllung vorhanden.

Wenn wir zugeben müssen, daß die Rassenhygiene noch nicht weit in ihrer Lehre fortgeschritten ist, welche ihrer Lehrsätze sollen denn jetzt schon befolgt werden, um dem Volke zu dienen?

Diese Frage wird und soll gestellt werden. Nun, es gibt eine Menge von Ratschlägen und Vorschriften auch jetzt schon, die Beachtung verdienen, finden und noch mehr finden werden.

Gesunde Eltern — gesunde Kinder, folglich dürfen kranke Eltern nicht heiraten! Der Begriff des Krankheitsmaßes, das die Heirat verbietet, ist bisher weder „polizeilich" noch wissenschaftlich festgelegt. Wir überlassen es daher dem geschärften und zu schärfenden Gewissen des einzelnen, dem Rate des Arztes, die Grenze zu ziehen. Nach meinen Erfahrungen schlägt das Gewissen der Laien, wenn auch leise, weit eher als der Arzt es vermuten möchte. Welche Krankheiten hierher gehören, darf eingehenderer Darlegung an anderer Stelle vorbehalten bleiben.

Körperliche und geistige Bildung der Jugend bis zum Mannes- und Frauenalter, Schutz den Frauen als dem Gefäße des köstlichsten Schatzes des Volkes, Bekämpfung der ansteckenden und der nicht dauerhaften Krankheiten, der Vergiftungen des Volkes durch übermäßigen Genuß von Reizmitteln. Allen diesen Gefährdungen der Rasse ist ebenso entgegenzutreten, wie der Ehelosigkeit und der willkürlichen Beschränkung der Kinderzahl. Daß ich nicht mißverstanden werde: weder der Mutter, noch den Kindern ist es nützlich, wenn die Familie jährlich wächst; aber das Ziel der Ehe im Sinne der Volkswohlfahrt sind zahlreiche gesunde Kinder. Das ist — oder sollte sein — Volkspflicht. Im Sinne der Rassenhygiene sind staatliche und gemeindliche Beschwerungen der Ehelosen und Kinderarmen oder Kinderlosen zweckmäßig und nützlich, ebenso wie die der jungen Männer, die dem Heeresdienst entgehen. —

Der Wettkampf der Völker geht um Gut und Geist. Uns Deutschen neidet man ein gut teil von beiden. Wohl uns! — Soll es uns bleiben, sollen wir es mehren, so bedürfen wir der Hände und Köpfe. Wenn wir uns der Hände und Köpfe berauben, so werden in einem Jahrtausend Deutsche trauern, Mongolen und

vielleicht Amerikaner frohlocken. Mag jeder an seinem Teile bedenken, was ihm die leise Stimme des Volks- und Rassengewissens sagt. Denen aber, die die Natur die Geheimnisse der Vererbung zum Besten der Rasse ablauschen möchten, sollte geholfen werden.

Die Rassenhygiene ist eine internationale Wissenschaft geworden. Ihre Vertreter hat sie bisher vorwiegend unter den germanischen Völkern gefunden. Aber sie ist eine Angelegenheit höchsten Wertes für das einzelne Volk. Dem wird die Zukunft glückliche Jahrhunderte bescheren, das der geistigen und körperlichen Gesundheit zahlreicher Enkel das persönliche Nurbehagen der gegenwärtigen Geschlechter zu opfern bereit ist. Im Wettkampf der Völker wartet die Rassenhygiene mit Schicksalschwere des Richteramtes, die Erfolge der Rassen und des friedlichen Wettbewerbes, der aber heißer und erbitterter tobt als der kriegerische, hängen von ihr ab. Nichts wäre einem Volk, auch wenn es noch an Menschenzahl eben wächst, nützlicher, als wenn der Forscher und Lehrer der Rassenhygiene recht viele wären. Aus der internationalen Wissenschaft würde so das Hilfsmittel zur nationalen Macht. — Es darf aber auch denen ein Trostwort gesagt werden, denen der reifende Untergang der Sippe vor den Augen steht. Gewiß gibt es ein Absterben, ein Krankwerden der Familien, das was wir mit dem Worte der Degeneration bezeichnen. Sie ist nicht etwa eine Kulturerscheinung allein, sie findet sich auch in der kulturlosen Natur. Genaue Beobachtungen haben gezeigt, daß solcher Sippentod immer nur einzelne — wenn auch vielleicht viele — Glieder der Sippe trifft; aber aus den übrig gebliebenen, vielleicht wenig beachteten blüht doch nach Zeit und Zeiten neues gesundes Leben hervor. Nachdem wir angefangen haben, den Schleier von den Ursachen und Bedingungen dieser Degeneration zu lüften, stehen wir ihr auch nicht mehr ganz machtlos gegenüber. Wir können sie aufhalten, beschränken, ja auch heilen, wenn auch unter Opfern und unter Aufwand von großer Mühe, Einsicht und Zeit.

Es fügt sich menschlich recht glücklich für den Fortschritt der Rassenhygiene, daß nicht nur Staatsinteressen und solche ferner Geschlechter auf dem Spiele stehen. Tua res agitur, heißt es für den einzelnen, der sich zu einer Sippe gehörig fühlt. Sippenfreude, Sippenstolz, Volksfreude und Volksstolz — werden sich in Pflege und Förderung der Rassenhygiene zusammenfinden, dem Volke zur dauernden Wohlfahrt, der einzelnen Sippe zum bleibenden Hochgefühl.

Ellen Key: Daheim.

Einzig autorisierte Übertragung aus dem Schwedischen von **Marie Franzos**.

Selten sind heute die Menschen, die „daheim“ mit jenem sicheren Glücksgefühl sagen können, das das Wort barg, als noch Generation für Generation auf demselben Gut, demselben Hofe geboren wurde, lebte und starb. Denn, um in der vollen Bedeutung des Wortes daheim sagen zu können, muß man nicht nur feste Familienbande, sondern auch eine feste Wohnstatt haben.

Dieses Bewußtsein bildet die geistige Triebkraft der Einfamilienhaus-, der eigenen Heimbewegung, deren tastende Anfänge die Gegenwart heute sieht und deren Wirkungen in vieler Hinsicht die Zukunft bestimmen werden.

Nicht nur in dem Sinne, daß die vielen neuen „eigenen Heime“ auch neue Bedürfnisse mit sich bringen werden und neue Mittel zu ihrer Befriedigung. Sondern vor allem, weil das Geschlecht, das wieder „daheim“ sagen kann, ein anderes sein wird, als die wurzellose und rastlose Generation von heute, für die „daheim“ oft nur eine Schlafstelle zwischen Arbeitsplatz und Versammlungslokal bedeutet hat.

Unter jenen, welchen schon die Möglichkeit wiedergegeben ist, „daheim“ zu sagen, dürfte niemand dieses Glück stärker erleben, als die, welche einmal ein geliebtes Heim verloren haben.

Vor allem gilt dies für jene, die ein Heim auf dem Lande besessen und wiedergefunden haben. Nicht nur im bildlichen, auch im buchstäblichen Sinne brauchen solche Menschen ein Erdreich. Nur so können die einst ausgerissenen Wurzeln ihres Wesens wieder Halt finden. Das Wurzelgefühl bedingt das Wachstum ihres Wesens, das Wurzelgefühl, das allerdings ihre Bewegungsfreiheit beeinträchtigt, aber dafür ihr Wesen nach unzähligen anderen Richtungen frei macht.

Der auf dem Lande Geborene und Erzogene erlebt darum selten anderswo einen zweiten Frühling des Heimatsgefühls als in einem neuen, eigenen Heim auf dem Lande.

Für einen solchen Menschen bedeutet das Heim nicht nur die Familie und die Wohnung. „Daheim“, das ist die ganze Landschaft, die die Wohnung umgibt: Berge und Wälder, Heide und Felder. Daheim — das sind die Bäume, die den Hof beschatten, das Wasser, das die Bäume spiegelt, die Himmelsrichtung, die die Beleuchtung bedingt.

Daheim — das heißt wissen, zu welcher Zeit des Jahres die Morgensonne zwischen den großen Eichen leuchtet, der Abend-

glanz die Stämme der Tannen kupfrig färbt, das Mondlicht am silberklarsten auf der Wiese liegt; das heißt wissen, wann der Sonnenuntergang vom Erker zu sehen ist, wann der weiße Strom der Milchstraße über das Dach des Hauses fließt.

Daheim — dieses Wort wird aus unzähligen, sich von Jahr zu Jahr verdichtenden Sinneseindrücken geschaffen; Eindrücken, die untereinander so innig verbunden sind, daß ein einziger Ton oder Duft einen ganzen Strom von Gefühlsassoziationen hervorruft. Empfindungen, die für den herumstreifenden Heimatlosen nur flüchtige Eindrücke bleiben, vertiefen sich bei den Wurzelfesten zu Seelenzuständen, die sich nicht nur in Stimmungen auslösen, sondern in Wollen und Handeln.

Daheim — das heißt, allein oder zusammen mit seinen Nächsten Gefühlsformen oder Gedankenverbindungen haben, die uns von allen anderen Menschen unterscheiden; Erinnerungen, Hoffnungen und Befürchtungen, die andere nicht teilen, Bestimmungen, die unserer innersten Persönlichkeit jene Eigenart geben, die niemand voll erfassen kann, der nicht das Heim und die Gegend kennt, die einstmals dem Herzen und dem Kopfe, dem Blut und den Nerven das Sondergepräge gegeben haben, die in Seele und Sinnen Forderungen geweckt haben, welche nur „daheim“ gestillt werden können — daheim, wo der Fleiß des Alltags und die Lust des Festtags eine Farbe und Form, einen Duft und Klang haben, wie nirgends anderswo in der ganzen weiten Welt.

Wieder „daheim“ sagen zu können — das heißt, seine Lebenskraft gesteigert fühlen, wie die des Tieres gesteigert wird, wenn es sein Element wiederfindet.

Der Fuchs, der von der Wildnis getrennt wird, der Vogel, der den freien Raum verliert, der Fisch, der ans Land geworfen wird, der Heimliebende, den man von seinem Heim losreißt — sie alle wissen, wie das Leben sich verwandelt, wenn sie ihr Element wiederfinden.

Daheim sein — das heißt die Schönheitsbilder sehen, bei denen unsere Augen am klarsten leuchten, die Pfade wandeln, auf denen unsere Füße von der Spannkraft der Freude beflügelt werden, die Töne hören, die unser Ohr zu Musik umzuwandeln vermag, die Schwelle betreten, auf der unsere Knie sich in Andacht beugen wollen.

Daheim sein — das heißt, jeden ehrwürdigen Baum lieben und ihn mit derselben frommen Scheu behandeln, wie einen alten Freund oder Weisheitslehrer. Die einen wie die anderen bergen so große Herrlichkeiten, so tiefe Geheimnisse, daß man sich ebenso

gewissenhaft bedenkt, einen Jahrhunderte alten Baum zu fällen, wie ein vieljähriges Lebensverhältnis zu lösen.

Daheim — das bedeutet, die Stellen zu kennen, wo die blauen Anemonen wie azurne Quellen aus dem rostbraunen Laub des Vorjahrs rieseln, und die grünen Schlupfwinkel, aus denen der Duft der Maiglöckchen schwebt. Es bedeutet, von Jahr zu Jahr an denselben Stellen die Kräuter wiederzufinden, die Wald und Hain, Wiese und Flur Farbenschimmer und Wohlgeruch geben. Es bedeutet, mit den Waldtieren und mit den Haustieren vertraut zu sein, die mit uns die milden oder harten Bedingungen teilen, die die Natur bietet.

Daheim sein — das heißt die Feuer kennen, die an den Herbstabenden eines nach dem anderen rings in der Umgegend aufflammen und wissen, welche Gesichter sich um den Herd versammeln. Es heißt, Lust und Leid mit einer Gegend teilen; leiden, wenn die Erde von Dürre und Wind gequält wird, sich mit vielen zusammen über die Obstblüten an dem juniblauen, spiegelnden See freuen und an der Früchtefülle in den Scheuern und den Apfelbäumen unter dem tiefblauen Spätsommerhimmel, einander bei dem frischen Wintereis und dem auftauenden Frühlingswind fröhlich zunicken. Weil der Landbewohner in höherem Grade als der Stadtbewohner daheim ist, sagt er auch nicht nur „mein", sondern auch „unser" mit wärmerem Tonfall als dieser.

In einer Gegend daheim sein — das heißt, unmittelbar zu Gemeingefühl und Zusammenwirken gezwungen sein. Auf dem Lande, wo zwischen den Wohnungen weitere Zwischenräume sind, begegnet man leichter einem mitfühlenden Blick, einer hilfreichen Hand, als in den Orten, wo die Häuser sich aneinander drängen, aber die Menschen nichts von dem Nachbar wissen, der Tür an Tür mit ihnen wohnt.

Daheim sein — das heißt, jeden Morgen mit neuer Freude in den Augen erwachen und jeden Abend mit demselben Dankgebet auf den Lippen einschlummern, das heißt, jeden Tag das sanfte Machtgefühl genießen, das nur dann entsteht, wenn man ganz Herr in seinem Hause ist, und sei es noch so gering, ganz Schöpfer seines Gärtchens, und sei es noch so klein.

Daheim sein — das heißt, in lauter echten Freuden ausruhen und nach der Ruhe zu neuen Mühen willig sein, es heißt, trotz Mühe und Mißerfolg stark in neuem Opferwillen sein für die Wesen — Menschen wie Tiere, Blumen wie Dinge —, die verlangen, daß wir ihnen liebend dienen, auf daß sie auch uns liebevoll dienen mögen.

Daheim sein — das heißt, durch Auswahl einen äußeren Ausdruck unseres inneren Wesens schaffen können, es heißt, feste Grenzen gegen jedes Eindringen ziehen, unser Gebiet vor zudringlichen Schritten und neugierigen Augen schützen.

Daheim sein — das heißt, für alte Freunde wie für neue das Feuer auf einem Herde entzünden und den Tisch decken, den Müden, die Ruhe brauchen, den Traurigen, die Frieden suchen, den Glücklichen, die sich nach Mitlächelnden sehnen, seine Türe öffnen zu können.

Daheim sein — das heißt, eine Freistatt für die Dinge haben, die wir aus den Heimen gerettet, wo Großvater und Großmutter als Kinder spielten, wo sie ihr junges Glück hatten, wo Vater und Mutter über unsere Wiege gebeugt standen. Es heißt endlich, die Dinge sammeln zu können, die unsere eigene Arbeit erworben oder die Hände von Freunden in unser Nest getragen. Es heißt wissen, daß uns heilige Gegenstände nicht mehr auf Möbelwagen verladen und in Bodenkammern herumgestoßen werden, daß Großvaters Tisch und Großmutters Sofa auf ihren Ehrenplätzen bleiben und sich da still daran freuen dürfen, noch immer zu nützen. Es heißt, allen Gegenständen jene Liebe widmen zu können, die sie für uns beredt macht. Namentlich, wenn der zu Erinnerungen mahnende Mond seinen Schein durch die Fenster wirft, die ein Kreuz von Dunkelheit und Scheiben von Helligkeit auf den Boden zeichnen, während die Wanduhr — die beim Sonnenschein „Tag-Tat“ tickt — beim Mondschein „einstmals“ flüstert, während die Sekunden in den Strom tropfen, mit dem schon Jahrhunderte verrauscht sind.

Daheim sein — das heißt schließlich, einen Winkel sein eigen nennen, wo wir, wenn die Uhr unser letztes Stündlein schlägt, ruhig die Augen schließen können. Einen Winkel, wo, wenn wir selbst verschwunden sind, die Werke und die Dinge, die wir geliebt haben, nach uns fortleben.

Adolf Goetz:
Hamburgischer Großnationalliberalismus.

Soviel das Emporium an der Elbe im Weltwirtschaftswesen mit allem Recht von sich reden macht, mit um so geringerm Recht will es den gleichen Rang im engern politischen Geistes- und Wirkungsgebiet auch einnehmen.

Recht und Gewöhnung haben das Attribut Groß so Hamburg zu eigen gemacht, daß es gar nicht ausbleiben konnte, daß einmal dieses Attribut auch wie ein fälschender Deckmantel etwas Kleines groß scheinen lassen sollte.

Es ist aber der Fall beim Hamburger als Politiker, es ist zum Quadrat erhoben beim hamburgischen Nationalliberalen alter Couleur, beim hamburgischen Großnationalliberalen.

Um die Erkenntnis kommt Niemand herum, der Hamburg so gut genug kennen gelernt hat, daß er selbst hamburgisch zu denken vermag, ohne Hamburger zu werden. Das ist ja die Besonderheit, man kann — niemals ohne Opfer und zugleich ohne Gewinn — als Mitteldeutscher Hamburger werden. Der Süddeutsche scheidet überhaupt dabei aus.

Ist der hamburgische Kaufmann — wirklich groß, ist er noch der — Hanseat? (Man kann in Hamburg naturgemäß nur vom Kaufmanne sprechen, wenn irgend etwas von Bedeutung festgestellt werden soll.)

Ja und nein — doch mehr nein als ja.

Das heutige Hamburg ist noch nicht nur Erbe, aber doch fast schon zuviel Erbe.

Die Elbe war und ist immer ein so mächtiger Lebensstrom gewesen, daß sie den Hamburger zu solchen Erben machen konnte.

Der frühere Hamburger, der eigentliche Hanseat (man muß ihn aber vor 1857, dem Jahre der allerschlimmsten Handelskrisis, suchen), war vor allem Kaufmann und deshalb Träger der hanseatischen Tradition. Alle seine Politik war identisch mit der Politik der Stadt, Absatzstellen und Quellen für neues Erwerben, gleichviel wo immer in der Welt zu suchen und zu pflegen.

Das Hamburg mit diesen Bestrebungen häufte für die Enkel und Urenkel das große und mächtige Erbe. Was die Enkel und Urenkel nun dazu nahmen, nicht im Sinne der Vorfahren erwarben, war die Changeant-Politik, oder das, was der heutige hamburgische Kaufmann eben Politik nennt.

Das ist natürlich nur ganz generell gesagt, weil es sich darum handeln soll, einen Durchschnitt durch den Hamburger als Politiker

zu machen. Von den einzelnen politisch sehr klaren und fruchtbaren Köpfen muß hier ja nicht gesprochen werden.

Der hamburgische Hanseat mußte einst seiner ganzen Entwicklung und Geschichte nach eine Kaste ausbilden, das Patriziat schaffen.

Auch dieses Patriziat ist so sehr Erbe geworden, daß es nur Name und Gewohnheit noch ist. Aber man beugt sich ja nirgends und vor nichts so tief, als vor geerbten Namen und Gewohnheiten.

Gleich der ihm verwandten Aristokratie bringt das Patriziat der Einbildung die größten Opfer. Eine ganz natürliche, durch snobistische Literatur noch gesteigerte Abneigung gegen alles, was Masse heißt oder ist, (in Lebensäußerung und Eitelkeit) hämmerte in sonst sehr klare Schädel den Glauben an die naturgemäße Bevorzugung des Patriziats. In Preußen würde man sagen — gottgewollte. — Dieser Glauben bekam als Bruder den Stolz. — Vor dem Stolz aber hielt die natürliche Vornehmheit aber so wenig stand, daß für die Zeit nach Geschäftsschluß, also nach 3 Uhr, eine extra besondere aristokratisierte Vornehmheit gesucht werden mußte. Der Nurkaufmann hatte über lauter Geschäfte die Verbindung mit der Vielfältigkeit der Politik unserer Tage verloren, vorzüglich auch deshalb, weil ein besonderer Zwang zur Politik für den hamburgischen Kaufmann früher ja nicht notwendig schien. Der echte Hamburger der letzten Jahrzehnte überläßt die Politik gern Einem Hohen Senate, dem er dafür in seinem Stadtstaate eine besonders bevorzugte Stellung einräumt. Es fehlte dem Hamburger aber an Zeit, Willen, Neigung oder Zwang, sich eine direkte Verbindung mit der Politik zu verschaffen. — Er erkannte nur den einen Zwang, zum Geschäftemachen an, und diesem unterlag jeder hamburgische Kaufmann, der zur Börse geht. Hier geht jeder zur Börse. — Zum Geschäftemachen mußte der hamburgische Hanseat aber so weitblickend sein, daß er ganz und gar vorurteilsfrei wurde, also mit jedermann handeln konnte. Es ist leicht zu verstehn, daß diese weitestreichende Vorurteilslosigkeit nicht immer sehr angenehm sein konnte. So kam der Wunsch von selber auf, sich nach der Geschäftszeit, das heißt, nach der Börse wenigstens schadlos zu halten. Und hätte der Hamburger auch nicht von sich selbst dieses Verlangen gespürt, so hätte ihn die Gattin und Gemahlin dazu gezwungen, dazu zwingen müssen.

Es ist sehr merkwürdig, daß und welches Gegengewicht Gattinnen und erst recht Gemahlinnen gegen Freiheit in Anschauung und Politik sein müssen. Frauen sind es auch, wo der Ultramontanismus herrscht.

Die Gattin und Gemahlin des hamburgischen Großkaufmannes wahrt so gut den Schein des aristokratisierten Patriziers, daß der

Schein bereits die Aureole der Wahrheit und des Niederganges bekam. — Sie ist nur vornehm. — Und mag der Mann auch tagsüber von 9 bis 3 jedermanns Kunde und Geschäftsfreund sein, von 3 bis 9 ist er nur Gatte und hanseatisch-hamburgischer Patrizier.

Aber die Politik eroberte sich mit der Zeit auch den Salon. Das wurde ihr wiederum durch die Literatur sehr erleichtert. Zu der Politik, soweit sie nicht reines Wirtschaftstum betraf, hatte der Gatte nur von 3 bis 9 Zeit, also im Bereiche des Salons.

Da vollzog sich die Entwicklung ganz von selber, Salon, Patriziat, Vornehmheit, Aristokratie, Konservativismus und konfessioneller Positivismus im Sinne und Geiste des Hauptpastors Goeze.

Wenn aber der Aristokrat, gemeint ist der Edelmann vom Lande, aus dem sich erst später die Verzerrung Agrarier bildete, aus einer bestimmten und natürlichen innern Veranlagung dem Konservativismus in der Politik ergeben sein konnte, weil er etwas ihm Adäquates im Guten und Schlechten darstellt, so mußte der konservative Hanseat mit der gleichen Folge aus Zwang eine sehr komische Erscheinung werden. Das fühlte der Hanseat mit dem ihm eigenen Instinkt auch, weil er ja doch die längere Zeit des Tages nur nach den Gesetzen einer praktischen Vernunft handeln mußte. Der Hamburger ist nichts weniger als kritiklos, und er sah ein, daß der Konservativismus nicht zu ihm gehöre. Hätte nur der hamburgische Kaufmann den Weg aus diesem Dilemma zu finden gehabt, so hätte er die Straße der echten Freiheit in Gesinnung und Handeln betreten müssen. Aber der Salon der Gattin und Gemahlin war nach 3 Uhr der Herrschaftsraum. — Dem Freisinn haftet nach der Meinung des Salons der Geruch der Masse an, den man im Kontor und an der Börse wohl schätzen mochte. Es blieb also nichts anders übrig, als eine Zwischenstufe zu schaffen, falls noch keine solche existiere. Aber sie existierte schon, und sie nannte sich — Rechtsnationalliberalismus. Er unterschied sich vom schaffenden Nationalliberalismus sehr deutlich, er war steril, aber vornehm und höchst stuben- oder salonrein. Außerdem konnte er für den altgewordenen Nationalliberalismus gelten. Er war zudem sehr bequem, stand jenseits aller Konflikte und gestattete alles, wozu der einzelne Parteigänger gerade Lust, Bedürfnis oder Neigung hatte, sogar Vorurteilsfreiheit. Er hatte ja auf alle Fälle eine Tradition. Er schien mit aller Exklusivheit der aristokratisch-patrizischen Lebensform in engster Verwandtschaft zu stehn und er war, wenn es nötig schien, dennoch frei vom Odium des Reaktionären. Weil nun in unserer Zeit der Schein die Hauptsache, das

Sein aber nur gelitten ist, so kam die politische Chamäleonade zu Ansehn und Geltung.

Aber das alles schaffte doch noch nicht genug. Die seltsamsten Ausläufer der Frauenbewegung, die auch in jedem Sinne rechtsnationalliberal waren, drangen bis in die Kreise der Reichsten. Die Gemahlinnen fanden es fein und vornehm, auch politisch zu werden. Die Pastoren auf der Kanzel und neu gestiftete Ordenszierrate für Damen (nur für Gemahlinnen) gaben Anstoß und Nahrung für die Bewegung, bei der die Eitelkeit fett und satt wurde.

Der Geist des Hauptpastors Goeze wurde in den Salons kräftiger, je älter Lessings Denkmal auf dem Gänsemarkte wurde. Das mit solcher Vehemenz erwachte soziale Gewissen hatte die Nachbarschaft des substanziellen Himmels (reserviert für die frommen Gemahlinnen) durchaus nötig.

Eitelkeit und Bequemlichkeit der Gatten (nobile officium — der weitblickende Hanseat mußte schließlich auch Politiker werden) machten es den Gemahlinnen so leicht, auch Politikerinnen zu werden und sogar einen Einfluß des Salons zu schaffen.

Was der Hamburger einmal ist, wurde, das bleibt er.

Der Dualismus der Einteilung von 9 bis 3 (weitblickender, vorurteilsfreier Hanseat) und von 3 bis 9 (Patrizier mit aristokratischer Lebensform) gestattete ihm alles.

Das löst das fast Groteske gewordene Rätsel, daß ein hamburgischer Großfinanzier, der von 9 bis 3 die wirkliche Politik mit ihren Nöten und Zwecken aufs genaueste erkennt, nach 3 — mecklenburgischer Standesherr ohne Einschränkung, auch in der Gesinnung zu sein vermag. Hier zeigt es sich an Wirkungen des Beispiels, daß es für die Entwicklung doch besser ist, Erbe eines Rittergutes zu sein, als Erwerber. Der Erbe hat die Freiheit, auch nach den Errungenschaften des Weltkaufmannes zu greifen, der Rittergutserwerber, auch darin kaufmännisch gründlich, fängt mit dem vollzogenen Kaufe des Rittergutes auch die Tradition der Scholle von vorne an. Es steckt in dem Kaufmanne noch etwas von der Furcht des Krämers vor dem Ritter, und noch mehr von dem Neid, der eine Folge dieser Furcht ist. Der Psychologe schreibt deshalb den Fall des mecklenburgischen Standesherrn nach 3, aus Hamburg, mit ruhigem Blute auf. Er weiß, daß die Tätigkeit der ganzen Woche doch schließlich die Oberhand über die Komik des mit dem Sonntagaufenthalt angenommenen Standesherrentums überwinden muß.

Wo liegen also die tiefern Ursachen zum hamburgischen Großnationalliberalismus? Ist es eine wirkliche Furcht vor der Sozialdemokratie?

Bei dieser Vermutung braucht man sich nicht lange aufzuhalten. Die Sozialdemokratie kann dem hamburgischen Kaufmanne nur Unbequemlichkeiten und höchstens materielle Opfer auferlegen, ihm Ärger und vielleicht auch vorübergehende Sorgen machen, aber ihm nicht solche Furcht einjagen, daß er unvernünftig handeln müßte. Der Rechtsnationalliberalismus hat aber eine erbarmungswürdige Furcht vor der Sozialdemokratie, und von dieser Furcht lebt sogar eine, dem Format nach große — rechtsnationalliberale Zeitung. Diese senile Meinungmacherin füttert aus Selbsterhaltungstrieb die Hamburger nach 3 Uhr mit der Furcht vor der Sozialdemokratie. Sie kann, weil der Hamburger festhält, was er hält, auch die Zeitung, — wirken, zumal sie sich durch den Börsenteil auch von 9 bis 3 Uhr unentbehrlich zu machen weiß. Den aristokratisch-patrizischen Ambitionen schmeichelt sie mit einer angemaßten Erbverwaltung der Friedrichsruher Tradition (Bismarck ist ja tot und wehrlos), sie schmeichelt dem sozialpolitischen Verständnis der Gemahlinnen, — und es ist für die doch so unbequem, sich in das Denken einer andern Zeitung hineinzuarbeiten, die übrigens auch nur das dümmste Familienblattfeuilleton pflegt.

Da quäl ich mich nicht drum, sagt man also, und kaut nach, was die Zeitung vorgekaut hat.

Schließlich verstanden es Einige, auch hieraus ein Geschäft zu machen, indem sie Führer und Agitatoren oder Angestellte des hamburgischen Rechtsgroßnationalliberalismus wurden, daß er es bis zur Partei brachte. —

Wenn Hamburg eine Universität bekäme, so könnte es vielleicht anders werden. Es soll ja der freien Wissenschaft eine freie Stätte sein und werden. Aber die hamburgische Universität liegt noch weit im Felde. Alle Welt protestiert gegen sie. Alle Welt ist natürlich nicht die vernünftige Welt. Zum Sprachrohr der Protestierenden machte sich das Denunzierblatt, obwohl es in dieser Frage gar nichts zu denunzieren gibt. Die akademischen Leute an der Krippe protestieren, weil sie Furcht haben, daß ihr Geschäft durch den Zuzug Fremder leiden könnte, denn Universitätsprofessoren jeglicher Fakultät sind eine schlimme und ernste Konkurrenz. Und es kann ihnen nicht die Privatpraxis verboten werden.

So ist dafür gesorgt, daß der hamburgische Großnationalliberalismus noch lange leben k a n n. Aus den protestierenden Kreisen kommt der ganz unerwartete Sukkurs, aber auch der

Totengräber der Partei. Denn, wenn die Protestierenden nicht an der Krippe bedroht werden, so sind sie doch moderne Menschen.

Es ist sehr zu bedauern, daß die hamburgischen Rechtsnationalliberalen nur Dilettantenpolitik machen können. Sie müßten einmal wirklichen Einfluß, aber über Mecklenburg hinaus gewinnen, daß die Hanseaten von 9 bis 3 die Nackenschläge auszuhalten hätten, die ihnen die Politiker von 3 bis 9 Uhr versetzen. Dann wäre es bald aus mit dieser Spielart Nationalliberaler. Aber solange sich diese Art Politik mit der Geste des weitblickenden Hanseaten nur theoretisch ausleben kann, so lange bleibt sie Schlimmers als eine Belästigung und kann sogar eine Gefahr werden.

Eins kommt noch hinzu, Hamburg hat keine Presse.

Wenn es nach dem Format oder nach der Firma oder dem Alter ginge, dann fehlte es nicht nur nicht daran, sondern da wäre sogar Überfluß vorhanden. Aber es geht nicht danach. — —

Dann ist noch der Rechtsfreisinn, mit einer grandios ausgebildeten öffentlichen Meinung — aus und mit dem Publikum (hier bezeichnenderweise auch Eselswiese genannt) vertreten.

Rechtsfreisinn, — gibt es denn den? —

In Hamburg — ja.

Schopenhauer nannte die Presse einst den Sekundenanzeiger der Geschichte — in Hamburg gehn die Sekundenzeiger um Stunden nach. —

Wilhelm Tideman: Aphorismen.

Zur Verurteilung einer Strömung genügt es oft, sich ihre Vertreter als ihre Erfüller zu denken. Wie hilflos wäre ein Arbeiter im Zukunftsstaat, wie grotesk ein Stefan George im alten Hellas! Sie leben von der Entschuldigung durch die Unreife ihrer Zeitgenossen.

Wenn doch alle, die das Leben für nichtig halten, nur eines hätten, für das sie es dahingeben könnten: dieser Wunsch ist leider naiv, da dies eine selbst wieder Teil des Lebens wäre!

Koketterie ist meistens Diebstahl einer Trophäe (Vögel auf Damenhüten). Die Keckheit als Stimulans.



Edwin Redslob: Bauernromantik.

Wir sehen heute auf die Generationen, die im 19. Jahrhundert Formen der Gotik und Renaissance imitierten, mit einer Erhabenheit herab, als wenn in unserer Zeit das Nachahmen aufgehört hätte. Und doch sollte uns schon ein Rückblick auf die kunstgeschichtlichen Entwickelungsreihen, die wir übersehen können, deutlich machen, daß zu allen Zeiten Vergangenes oder Fremdes erneut aufleben und Einfluß gewinnen kann.

Die Erkenntnis dieses Gesichtspunktes wäre sehr wichtig, denn sie ist geeignet, uns auch für Bewegungen der gegenwärtigen Kunst zu objektiven Beobachtern zu machen. Und wenn man den Zeiten oder Strömungen den Vorzug geben muß, welche sich fremde Anregungen in positivem Sinne dienstbar zu machen wissen — etwa wie es die italienische Renaissance mit der Antike tat —, so wird man dann freilich solchen Erscheinungen gegenüber, die im Nachahmen etwas von ihrer Eigenart aufgeben, kritischer werden. Die Kunst der letzten drei Generationen würde innerhalb einer solchen Betrachtung nicht sehr vorteilhaft erscheinen. Denn zu den früher gebräuchlichen Arten der Beeinflussung (eine Anregung durch Länder und Zeiten, aus denen man willkürlich das herausgreift, was man gebrauchen kann) erfand das 19. Jahrhundert in seiner historischen Gewissenhaftigkeit eine neue Sorte: die Imitation von Ständen. Die Romantik in ihrer Freude an Burgen und Domen faßte eine Vorliebe für alles Ritterliche, die Renaissancerichtung der 70er Jahre brachte den häuslich behaglichen Patrizierstand des 16. Jahrhunderts in Mode, die Kunstgewerbler und Dichter der Zeit um 1900 entdeckten die kleinbürgerlichen Tugenden und Pikanterien des Biedermeiers, und um die Reihe zu vollenden, erleben wir in unseren Tagen, wie mit dem Bauernstand ein Kultus getrieben wird.

Die ersten Ursachen zu dieser Aufnahme bäuerlicher Art und bäuerlicher Motive waren meist durchaus erfreulich. Der Zug aufs Land und die Begründung der Villenvorstädte wiesen die Architekten auf ländliche Vorbilder hin. Im Dorf wurden zugleich von Malern und Kunstgewerblern die Vorteile einer einheitlichen Inneneinrichtung, der Reiz bunter Farben und die Originalität streng stilisierter Ornamente neu entdeckt. Man braucht sich nur den Gegensatz zwischen der Geschlossenheit einer ostfriesischen Bauernstube und dem unruhigen Durcheinander eines Renaissance-Wohnzimmers der Zeit um 1880 klar zu machen, an den Posamentierstil dieser Zeit, an ihre Vorliebe für überreiche Drechselformen und an das Evangelium von der allein seligmachenden Farbe Braun zu denken, um zu begreifen, wie entzückt unsere Künstler in der Bauernkunst eine neue Welt begrüßen mußten.

Aber leider wurden sehr bald aus den Lernenden Nachahmende. Der Bauer kam in Mode. In seiner Verbindung mit der Scholle, in der ausgeprägten Abgrenzung der einzelnen Landschaften und Orte sahen einzelne bildende Künstler und Dichter mit romantischer Sehnsucht ein Ideal erfüllt, das dem Zeitalter des Verkehrs verloren zu gehen schien.

Man bedachte nicht, welchen Weg die geschritten waren, die als Bauernsöhne zur Kunst kamen: der Bayer Lenbach, der Schwarzwälder Thoma, der Holsteiner Rohlfs und die Zahl der Dicher und Gelehrten. Sie alle hatten sich in ihrer stolzen Eigenkraft das bewahrt, was den Bauern zum Herren machen kann, aber wie wenig hat die Bauernromantik gerade mit diesen besten Bauern anzufangen gewußt.

Statt von den größten Söhnen des Dorfes zu lernen, hielt man sich — denn es handelt sich zum Teil eben doch nur um eine Mode! — an das Äußerliche, man förderte ein Heer von kleinen Geistern, welche die echte Bauernart, jene halb stolze, halb mißtrauische Verschlossenheit, preisgeben und ihre Äußerlichkeiten zu einer Maskerade machen. Denn für die meisten besteht das Wesen der Chinesen im Zopf.

Und seltsam: zu den eifrigsten Förderern der Heimatkunst gehören neben einigen zarten Naturen, die sich gern in der vererbten Welt beschränken möchten, besonders häufig solche, die als Fremde in eine Gegend kamen. Ihnen wird es viel leichter, die Bedingungen der neuen Heimat im Äußerlichen zu sehen, sie lassen sich sehr schnell das bodenständige Zöpfchen wachsen, werden in Wien Tiroler, in den Hansestädten Niedersachsen, in Berlin Märker, und glauben dann, daß sie ein neues Volkstum bekommen haben.

In diesem Sinne ist die Heimatkunst, deren Wurzeln doch Erinnerungen an unauslösliche Eindrücke der Kindheit sein sollten, geradezu als ein Ergebnis des durch unsere Zeit bedingten häufigen Heimatwechsels anzusehen.

Und nachdem sich in letzter Zeit ihre positiven Seiten gar zu oft in eine negative Opposition gegen alles Weiterstreben der Kunst jenseits von Taufschein und Bürgerrecht verwandelt haben, ist es notwendig geworden, auf die Schäden einer solchen Gesinnungsenge hinzuweisen.

Abgesehen von den Gefahren, die aus der Verwirrung der Kunstbegriffe durch gegenständliche Gesichtspunkte ernsten Bestrebungen erwuchsen, abgesehen von den Halbheiten, die dadurch entstanden, daß man den Heimatswert der Städte verkannte, wurden unter dieser Flagge Kunstschöpfungen von verhängnisvollem Charakter kolportiert. Auch wurden durch die Bauernmode Motive in die Stadt übertragen, die nur auf dem Lande Sinn haben: Schweizerbalkons, niedersächsische Giebelbildungen, geschnitzte Balken und gemalte Sprüche reihten sich — unsere heutigen Architekten sind darin maßvoller geworden — neben den Zinnen und Karyatiden vergangener Imitationsepochen, und auch heute noch haben bunte Bauernstühle, Tellerborte, grellbemalte Schachteln und Schüsseln, Uhren mit Pferdekopfgiebel, Blusen aus Bauerntüchern und Schuhschnallen als Brustschmuck eine verhängnisvolle Bedeutung, welche die ernsten Bestrebungen unseres Handwerks gefährdet.

Endlich aber wird dem Land, dessen Entwicklung doch weiterdrängt und weiterdrängen soll, ein Stillstand aufgezwungen, indem man von ihm die Produktion alter und überlebter Formen verlangt.

Doch hier soll nicht das ganze Füllhorn der Vorwürfe auf einmal ausgeschüttet werden. Denn diese Zeilen sollen nicht Anklagen sein. Sie sollen nur auf die Gefahren einer Richtung hinweisen, die im Gefolge wichtigster Bestrebungen groß wurde und nun in Nachahmung zu erstarren droht.

Wir hatten zu lernen von der Bauernkunst. Und wir können die Erkenntnis unserer Pflicht gegen das Land gar nicht ernst genug auffassen. Aber gerade darum muß man jene äußerliche Mode, welche auch die einsichtigen Freunde der Bauernkunst mißkreditieren kann, auf das nachdrücklichste kennzeichnen und bekämpfen.

Wir bekennen gern, wie heilsam den verworrenen Zuständen unserer Kunst die Lehre des Landes gewesen ist. Das beweisen all die Architekten und Kunstgewerbler, die sich auf dem Lande den Mut zu einheitlichen Formen und frischen Farben holten, das beweisen auch die Namen wie

Dachau und Worpswede, die für die Zeit von 1890—1900 von lebendigster Bedeutung waren.

Aber wir haben, nachdem wir in der erhaltenden und neuschaffenden Bedeutung der Denkmalpflege unsere Pflicht gegen das Land normiert haben, weiterzuschreiten und den Einfluß der Bauernkunst auf die Stadt, soweit er äußerlich bleibt, zu beschränken.

Denn nichts ist gefährlicher für unser Volkstum, als jene Zersplitterung in zu stark betonte lokale Gruppen. Es entstehen dadurch tausend Risse zwischen den einzelnen Landschaften, es entsteht dadurch vor allem eine verhängnisvolle Kluft zwischen Kunst und Heimatkunst. Und je mehr wir uns mühen, veritable Altbayern, Lausitzer, Tiroler oder Ostfriesen zu sein, um so weniger werden wir den fremden Völkern als ein geschlossener nationaler Typus entgegentreten können.

Friedrich Depken: Moderne geistige Strömungen in der deutschen Studentenschaft.

Die geistigen Strömungen und Gedanken der Gegenwart sind nicht ohne Einfluß auf die deutsche Studentenschaft geblieben. Die großen Fragen des Tages wurden auch dem Studenten zum Problem, an dessen Lösung er eifrigen Anteil zu nehmen suchte, eingedenk der großen Zeit, wo deutsche Studenten, Mitglieder der Burschenschaften, von glühender Vaterlandsliebe beseelt, für die Einigung des Deutschen Reiches ihre ganze Jugendkraft einsetzten. Aber nicht wie damals ist auch jetzt wieder die Burschenschaft zum Träger der neuen Gedankenwelt innerhalb der akademischen Gemeinschaft geworden, sondern Nichtverbindungsstudenten sind es vornehmlich gewesen, die sich die modernen Ideen zu eigen machten. Die Burschenschaften schlossen sich, nachdem die Einigung des Deutschen Reiches vollzogen und damit ihre Aufgabe erfüllt war, immer mehr von der Außenwelt ab und züchteten einen stärkeren Kastengeist. Bei ihrer Exklusivität kamen sie daher — wie auch die anderen Korporationen — für die Sammlung der gesamten Studentenschaft unter einer geistigen Parole kaum in Frage. Anders bei den Nichtinkorporierten. Unter diesen gärte es seit längerer Zeit, da der Nichtverbindungsstudent bei gesteigertem Selbstbewußtsein immer deutlicher die Schmach empfand, als Student zweiter Klasse behandelt zu werden. Die Forderung der Gleichberechtigung der Nichtinkorporierten neben den Korporationsstudenten wurde daher der Anlaß zu einer neuen studentischen Bewegung, die 1896 in Leipzig einsetzte und sich im Laufe der letzten Jahre auf fast allen deutschen Hochschulen Eingang verschaffte. Die **freistudentische Bewegung**, die bedeutendste und umfassendste studentische Reformbewegung der letzten Jahrzehnte, wurde getragen von jungen, begeisterungsdurchglühten Studenten, die nachdrücklichst auf alle Schäden des Korporationswesens hinwiesen und nun im Überschwang der Gefühle innerhalb des Rahmens der Nichtinkorporiertenschaft eine große, weitzügige Gemeinschaftsorganisation, die Freie Studentenschaft,

schufen. Es war klar, daß der einzige Grundsatz der Forderung der Gleichberechtigung kaum dazu angetan war, eine mächtige, lebensfähige Bewegung aus der Taufe zu heben. Dazu mußte ein ganz anderer Geist kommen, der die Studenten aufrüttelte und mitriß. Die neue Tatkraft, das Gefühl der Verantwortung gegenüber dem Volke und die Sehnsucht nach neuem, reinem Menschentum konnten sich in dem Kampf um gleiches Recht nicht erschöpfen; und so rief das Interesse, das diese Studenten den sozialen, kulturellen und politischen Fragen des Lebens entgegenbrachten, die moderne Bildungsbewegung innerhalb der Nichtinkorporiertenschaft ins Leben. Standesbewegung der Nichtinkorporierten und moderne Bildungsbewegung fanden so in der freistudentischen Bewegung ihre Vereinigung. Die jungen Organisationen stellten sich zur Aufgabe, den Studenten anzuhalten zur Beschäftigung mit den Fragen der Zeit, mit der sozialen Frage, der Arbeiterbewegung, der Frauenbewegung, der Antialkoholbewegung und dergleichen mehr. Aber nicht genug damit: das ganze große und weite Gebiet des Wissens und der Künste wurde in den Bereich der Betrachtung gezogen, und schließlich wurden auch, als Gegengewicht zu der angestrengten geistigen Tätigkeit, für Körperübungen Einrichtungen geschaffen. Alle diese Ziele glaubte man in einem abgeschlossenen Verein nicht verwirklichen zu können, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, bestimmten Programmpunkten den Vorzug zu geben und sich allmählich auf sie allein zu beschränken. Nur eine große Gemeinschaftsorganisation konnte für die Zwecke der Freistudenten in Betracht kommen. In ihr konnte man großzügiger, umfassender arbeiten, bedeutende Gesichtspunkte von den verschiedensten und heterogensten Elementen beleuchten lassen und so zu durchsichtigerer Klarheit kommen. „Wenn in ständiger gegenseitiger Anregung und Arbeitsteilung die sämtlichen Gebiete menschlicher Betätigung in regem Wechselverkehr der Studenten während der ganzen Studienzeit durchlebt werden, wenn die verschiedenartigsten Meinungen auf allen Gebieten sich auf diese Weise im Kampf der Ideen durchdringen, so kann sich die Basis ausbilden, auf der das Bildungsproblem zu lösen ist“ *).

Die für die Universität vollkommen neue Art der Organisierung einer Gemeinschaft mit Verwerfung des Prinzips der Auswahl und des Zusammenschlusses Gleichgesinnter brachte für die Freie Studentenschaft zwei ihrer Grundprinzipien mit sich. Die Organisation als solche muß in allen außerakademischen Fragen, vor allem also in Fragen der Politik und Religion, strengste Neutralität wahren. Ebenso hat jeder Angehörige der Gemeinschaft seinen Kommilitonen gegenüber Toleranz zu üben und jede ehrliche Überzeugung zu achten. Diese Duldsamkeit bedeutet natürlich nicht Indifferentismus. Im Gegenteil, der einzelne soll sich entscheiden und seine Ansicht mit Eifer und Tatkraft vertreten, wobei allerdings ein frühzeitiges, ohne vorheriges, eingehendes Studium geklärtes Einschwören auf irgendwelche Parteimeinungen zu verwerfen ist. Aber er soll nicht in der Meinung, nun die Wahrheit für sich gepachtet zu haben, jeden Andersdenkenden ohne weiteres verachten oder gering schätzen, wie das auf der Universität noch viel zu häufig der Fall ist. Ein Zwang darf in der Organisation nicht ausgeübt werden, besonders nicht in Trink- und Duellfragen. Der einzelne bleibt in seinen Handlungen und Entscheidungen völlig sich selbst überlassen und trägt daher auch für sich volle Verantwortung für Worte und Werke. Freiheit im Lernen und

*) Aus Dr. Felix Behrend, Der freistudentische Ideenkreis, München 1911, Verlag Rudolf Beyschlag.



Leben darf ihm nicht eingeschränkt werden. Dieses Prinzip der Selbsterziehung soll den Studenten dahin führen, geistiges Gut nicht kritiklos zu übernehmen, sondern möglichst vorurteilsfrei einzutauchen in den großen Strom des Lebens, sich durchzuringen durch alle Zweifel und Bedenken, die seine Brust erfüllen, um schließlich zu einem eigenen klaren Urteil zu kommen. Was man sich selbst erkämpft und erworben, ist um so wertvollerer Besitz, und solch ein Kampf erweckt auch eine begeisterte Schaffensfreudigkeit und eine tiefe Sehnsucht nach den großen, ewigen Gütern der Menschheit. Wenn in dieser Weise Fachbildung, Allgemeinbildung und Charakterbildung nebeneinander sorgfältige Pflege erfahren, dann ist für den Studenten die Grundlage gegeben, das zu werden, was man von ihm als dem späteren Führer, Erzieher und Berater des Volkes erwartet: eine wissenschaftlich gebildete, zielbewußte, in sich selbst gefestigte Persönlichkeit mit klarer Weltanschauung und gereiftem Urteil.

Ein kurzes Wort sei noch einzelnen Zweigen der praktischen Tätigkeit der freistudentischen Organisationen gewidmet. Man veranstaltet größere öffentliche Vortragsabende über wichtige aktuelle Themata, ferner kleinere interne Abende mit Vorträgen und Diskussionen, außerdem Führungen und Exkursionen. Eine Reihe von verschiedenartigsten Ämtern und Abteilungen wurden eingerichtet, Büchereien moderner Schriftsteller gegründet und studentische Taschenbücher herausgegeben, die dem jungen Studenten eine erste Einführung in das akademische Leben geben sollten. Ferner sei noch besonders auf die studentischen Volksunterrichtskurse hingewiesen, die bezwecken, dem Volke größere Bildungsmöglichkeiten zu verschaffen, und dem Studenten Gelegenheit zu geben, andere Volks- und Berufsschichten kennen zu lernen.

Von der freistudentischen Bewegung haben sich in jüngster Zeit zwei neue Bewegungen losgetrennt, die des Deutschen Akademischen Freibundes und der Freischaren. Der Akademische Freibund, der bisher auf acht deutschen Universitäten festen Fuß gefaßt hat, beschränkt seine Aufgabe im wesentlichen auf die Erziehung zu selbständigem politischen Urteil. Er stellt sich auf den Boden liberaler Weltanschauung, schließt sich aber nach seinem Programm einer politischen Partei nicht an und beteiligt sich auch von Vereinswegen nicht an praktischer Parteiarbeit. Er unterscheidet sich ferner von der Freistudentenschaft dadurch, daß er auch ältere Akademiker aufnimmt und so den reinstudentischen Charakter aufgegeben hat. Die Freischaren wollen freistudentische Reformgedanken in Vereinen oder Verbindungen verwirklichen, um dadurch die Vorteile der Korporationen und freistudentischen Organisationen zu vereinigen. Das für die freistudentische Bewegung so bedeutungsvolle Prinzip der Gemeinschaftsorganisation ist also völlig aufgegeben. Eine große Verbreitung hat diese jüngste Bewegung noch nicht finden können; ihre Ansiedlung ist erst auf vier deutschen Universitäten erfolgt.

Zu den modernsten Erscheinungen im deutschen Studententum gehört fernerhin das stetig weitere Umsichgreifen der internationalen Kulturbewegung der Abstinenz innerhalb studentischer Kreise. Es ist ja leider Tatsache, daß Student und Bier für die Allgemeinheit immer noch zwei zusammengehörige Begriffe bilden, und dies ist um so bedeutungsvoller, als die Sitten der akademischen Jugend, und damit auch die Trinksitten, für die übrige deutsche Jugend als Vorbild gelten. Hierin sollte Wandel geschaffen werden. Das ganze unsägliche Elend, das der übermäßige Genuß

des Alkohols in jeglicher, vor allem moralisch-sittlicher Beziehung im Gefolge hat, ist diesen ernsten jungen Studenten tief zu Herzen gegangen und hat in ihnen den Entschluß reifen lassen, diesen Schäden mit aller Energie entgegenzuarbeiten. Nicht der Alkohol soll sie berauschen; sie suchen ihren Lebensgenuß in anderer Form, in Wanderfahrten, im Betreiben von Sport, in der Pflege edler Geselligkeit und vor allen Dingen in gemeinsamer ernster Arbeit an den Problemen der Zeit. Aus Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit gegen sich selbst ohne Rücksichtnahme auf äußere Nachteile und Unannehmlichkeiten, die man ihnen bereitet, aus lebendiger Liebe zum Volke, das an dem großen Übel des Alkohols krankt, haben sie sich entschlossen, ihren Volksgenossen durch eigenes Beispiel zu zeigen, daß es auch ohne Berauschung an geistigen Getränken ein reiches und herrliches Leben gibt.

Zum Schluß sei noch der Tatsache Erwähnung getan, daß durch die Zulassung der Frauen auf den deutschen Universitäten das geistige Leben der akademischen Gemeinschaft nicht einen derartigen Wandel erfahren hat, wie man ihn vielleicht erwartet hätte. Unsere Studentinnen schließen sich noch zu stark von ihren Kommilitonen ab, um sich mit manchmal bewunderswertem Fleiß und Eifer ganz sich selbst und ihren Aufgaben zu widmen. Der Gesamtstudentenschaft stehen sie zumeist gleichgültig und interesselos gegenüber, ebenso auch häufig der Frauenbewegung, was schon zu wiederholten Klagen Anlaß gegeben hat. Wenige Studentinnen betätigen sich in den freistudentischen Organisationen; die übrigen, soweit sie Interesse an einer Gemeinschaft haben, schließen sich den Vereinen studierender Frauen an, die mehr oder weniger freistudentische Arbeit nachahmen. Ein umgestaltender Einfluß auf das deutsche Studententum durch den Eintritt der Frau in die akademische Bürgerschaft ist aber bisher nicht zu verzeichnen.

Dagegen haben wir gesehen, daß in der männlichen Studentenschaft und besonders unter den Nichtinkorporierten, sich überall Ansätze zu neuem geistigen Leben zeigen, mit dem Ziele der Reformierung des deutschen Studententums. Ein neuer frischer Idealismus, der dem ganzen Volke dienen will, ist erstanden, und so scheint der Wunsch Friedrich Paulsens, daß es dem zwanzigsten Jahrhundert beschieden sein möge, die große Kluft zwischen dem Volk und den Gebildeten zu überbrücken, allmählich seiner Erfüllung entgegen zu gehen. Für den modernen Studenten aber heißt es mit Wilhelm Ohr: „Arbeit allein, Arbeit an anderen, Arbeit an geistigen Strömungen, Eingliederung, Unterordnung und Selbstaufopferung — das ist das Evangelium des zwanzigsten Jahrhunderts, in dem auch deine Erlösung beschlossen liegt.“

Hans Driesch: Noch ein Wort zum Vitalismus.

Mein im Novemberheft dieser Zeitschrift veröffentlichter Aufsatz „Das mechanistische Dogma in der Naturwissenschaft" scheint zu meiner Freude in den Kreisen derer, die sich um eine Weltanschauung bemühen, einiges Interesse erregt zu haben, wie das vor allem in einer Entgegnung des Herrn Peter Knudsen zum Ausdruck kommt, einer Entgegnung, die gleich ausgezeichnet ist durch Schärfe und Sachlichkeit des Inhalts, wie durch Vornehmheit der Form.

Um ein paar von Herrn Knudsen berührte Punkte näher aufzuklären, namentlich aber, um ein nicht ganz unerhebliches Mißverständnis im Keime zu ersticken, ergreife ich noch einmal kurz das Wort.

Das Wort „mechanisch" oder vielmehr „mechanistisch" verstehe ich in der Tat im Sinne von physikalisch-chemisch; es soll alle reinräumlichen Geschehnisarten bedeuten, mögen sie bekannt oder noch unentdeckt, mögen sie mechanisch, elektronisch, energetisch, rein-funktional oder wie immer formuliert sein. Ich verwende die Worte „mechanistisch" und „Mechanismus", da sie zur Bezeichnung des Gegensatzes zum „Vitalismus" nun einmal eingebürgert sind. Rede ich ganz in meiner Sprache, so bekämpfe ich die „Maschinentheorie des Lebens" und vertrete die Lehre von der „Autonomie der Lebensvorgänge", d. h. von ihrer Eigengesetzlichkeit. Unter Maschine aber verstehe ich „eine typische Anordnung physikalischer und chemischer Konstituenten, durch deren Wirkung ein typischer Effekt erreicht wird". Auch die Maschinentheorie ist „teleologisch", d. h. sie verwendet den regulativen Zweckbegriff; aber sie ist „statisch-teleologisch", nicht wie die Lehre von der Autonomie des Lebendigen, der „Vitalismus", „dynamisch-teleologisch". Ein durchaus unteleologisches System der Biologie scheint mir allerdings, um mit Kant zu reden, „so offenbar ungereimt" zu sein, „daß es uns nicht aufhalten darf".

Als „denknotwendig" will auch Herr Knudsen den Mechanismus nicht gelten lassen. Damit gibt er die Möglichkeit einer besonderen „Kategorie" für die Formulierung seines Gegenstücks, des Vitalismus, implicite zu. Im übrigen würde ein tieferes Eingehen auf die Kategorienfrage wohl den Rahmen dieser Zeitschrift überschreiten. Ich verweise hinsichtlich der Kategorie „Individualität" auf meine vorliegenden Veröffentlichungen sowie auf meine in wenigen Wochen erscheinende „Ordnungslehre", in welcher das gesamte „Kategorien"-Problem auf, wie mir scheint, neuem Boden eine sehr eingehende Behandlung erfährt. Nur zweierlei bemerke ich hier: die Kategorie der Allheit liefert uns das „Alle Dinge", aber sie liefert nicht das ganze Ding. Notwendigkeit und Allgemeinheit soll auch der Kategorie „Individualität" zukommen, letztere sogar in dem Maße, daß die Aufgabe erwächst, überall, auch z. B. im Bereich der Geschichte, ja der Materienverteilung, nach Ganzheit zu suchen.

Und nun zur Hauptsache:

Herr Knudsen meint, daß ich die Lehre von der „psycho-physischen Wechselwirkung" vertrete und im Nachweis der Berechtigung dieser Lehre die Hauptstütze des Vitalismus erblicke. Ich behaupte aber nur die Autonomie der Handlung bewiesen zu haben und lehne die Lehre von einem Eingreifen des „Psychischen" in die Natur ganz ebenso ab wie mein Gegner. Nur von der Autonomie von Natur-

geschehen und von der Besonderheit der dieses Geschehen regelnden Naturfaktoren, zu denen „Entelechie“ und „Psychoid“ (nicht „Psyche“ oder „Seele“) gehören, rede ich.

Es finden sich in Herrn Knudsens Aufsatz einige Stellen, die sich bis ins einzelne mit Stellen aus meiner „Philosophie des Organischen“ decken.

Er sagt (Seite 297): „Das Seelische ist niemals auf andere Weise gegeben, als durch inneres Erleben.“ „Es besteht mithin zwischen Physischem und Psychischem nicht eine sachliche Ungleichheit, die . . . zu überbrücken gewesen wäre, sondern eine Erfahrungsungleichheit; Psychisches und Physisches sind zwei gänzlich disparate Erfahrungsgebiete.“ Beim Übergang von einem zum anderen muß ein vollkommener Wechsel des Standpunktes eintreten, ein „Umsprung“ gemacht werden; wir treten in ein ganz anderes Beziehungssystem hinüber.“

Das ist gewiß vortrefflich gesagt, aber — widerspricht es meiner Auffassung der Dinge? Man höre:

„Alle handelnden Organismen, und unter ihnen der handelnde Mensch, sind uns nur natürliche Körper in Bewegung; wenigstens sind sie uns unmittelbar nur als solche gegeben, mag auch die fortschreitende Analyse Naturagentien einführen, welche nicht nur der Ausdruck von Bewegung, sondern auch der Ausdruck von der Möglichkeit von Bewegung sind. Diese Agentien oder Faktoren würden aber doch nie „psychologisch“ im introspektiven Sinne sein, dem einzigen Sinne, den das Wort „psychologisch“ legitimerweise besitzen kann.“ (Phil. d. Org. II, S. 50 f.)

„Noch einmal sagen wir, daß weder Entelechie noch Psychoid „psychischer Natur“ sind: in der psychischen Sphäre gibt es für den idealistischen Philosophen nur mein Ich. „Ich“ habe Empfindungen und Gefühle und Urteile und Wünsche, die Natur aber, als Objekt meines Wahrnehmens und Urteilens und Wünschens, hat nur Agentien oder Faktoren, die sich auf ihren Bau und den Typus ihrer Veränderungen beziehen; Entelechien und Psychoide gehören zu diesen Faktoren.“ Nur „analogienhaft“ sind psychologischen Ausdrücke zur Kennzeichnung dieser Faktoren verwendbar, in der Absicht „die Analyse der Art und des Grades der in der Entelechie beschlossenen Mannigfaltigkeit zu ermöglichen; denn diese Art und dieser Grad von Mannigfaltigkeit ähnelt zu einem großen Teil der Mannigfaltigkeit des gesamten psychischen Phänomens. Auf diese Weise wird Psychologie uns eine Methode.“ (Ebenda S. 138 f.)

Und endlich:

„Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das unmittelbare, bewußte Seelenleben . . . der vom Psychoid gespielten Rolle parallel ist. Dieser „Parallelismus“ ist nun freilich von durchaus anderer Art als der übliche. Wir halten es . . . für ganz unmöglich, den üblichen Parallelismus anzunehmen, nämlich die Behauptung, daß der intrapsychischen Reihe . . . eine Reihe von mechanischen oder energetischen Ereignissen parallel laufe. Unsere neue Form des Parallelismus behauptet ja auch solches nicht“ (Phil. d. Org. S. 300).

Ich vertrete also auch einen Parallelismus von „psycho-physischer“ Art und kenne ein Eingreifen des allein mit Recht so genannten Psychischen in das Physische durchaus nicht, freilich einen „Parallelismus zwischen meinem Ich und meinem Psychoid, als einem an meinem Körper sich äußernden Naturfaktor“ (l. c. S. 113).



AUS DEM BREMISCHEN KUNSTLEBEN.

Die deutsche Künstlerbund-Ausstellung in Bremen.

II.

Auch abgesehen von Max Liebermann und den ihm direkt nahe stehenden Malern erhält die Künstlerbund-Ausstellung ihren bestimmten Charakter durch den Impressionismus. Und auch hier hat man den Eindruck, daß der Impressionismus sich weiter entwickelt und eigenartig durchgebildet hat.

Vier Gruppen heben sich dabei neben Berlin — falls man sich die Vereinfachung lokaler Zusammenfassung erlauben darf — deutlich heraus: Dresden, München, der Niederrhein und Nordwestdeutschland. Überraschend ist besonders die Reihe der Dresdener: Robert Sterl mit einem Porträt Schuchs, in dem er bis an die Grenze der Auflösung in Farben geht und mit einem Damenbildnis, das dem durch Schuchs Bild nicht gerade gewonnenen Betrachter klar und eindrucksvoll den Vorteil seiner flüssigen und gewandten Malart und seines feinen Empfindens beweist; neben ihm Otto Gußmann mit einem geschlossen komponierten Selbstbildnis (Rot und Weiß zu Schwarz); Alexander Gerbig — Brockhusens Genosse im Villa-Romana-Preis — dessen klare Komposition und Durchbildung einen Schritt über den Impressionismus hinausgeht; Erich Buchwald-Zinnwald mit sympathisch-einfachen Landschaften; Wilhelm Claus mit einem Selbstbildnis voll selbständiger, gediegener Werte: also eine Reihe meist neuer Namen, die das Bild der Dresdener Kunst ganz wesentlich bereichern.

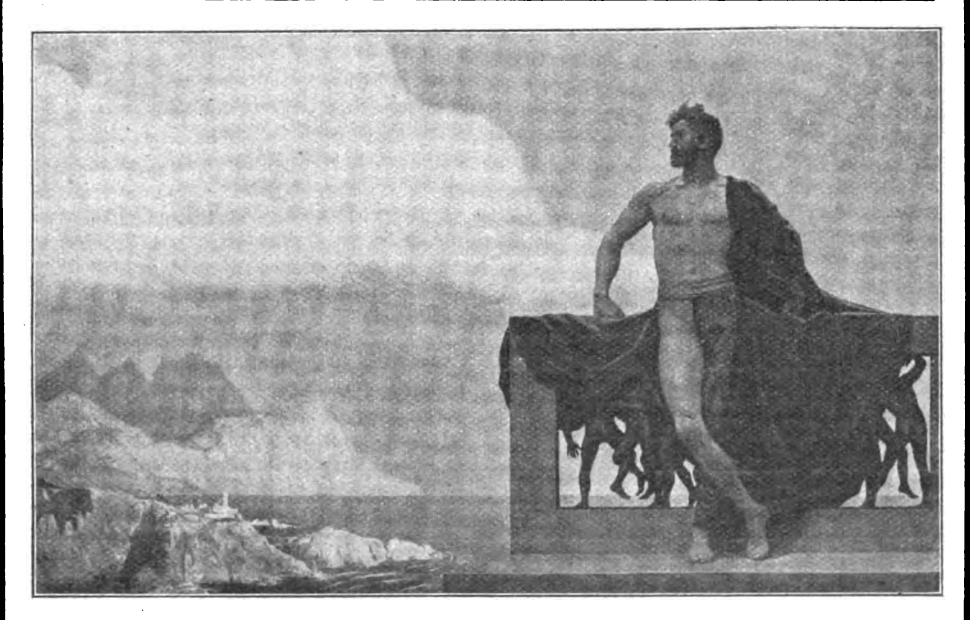
Und München? „Zwischen Habermann und Stuck balanciert sein Leben.“ Warum die 18 Habermanns? „Ist er denn gestorben?“ So fragen viele Besucher. „Er soll als Gegengewicht gegen Stuck dienen,“ so orakeln die Wissenden. Und sicherlich: es ist erfreulich, zu sehen, wie sehr er in vielen, zumal in früheren Arbeiten, der Linie Liebermann Recht gibt. Aber nützen sich seine Bilder untereinander? Hält er sich neben Liebermann, Kalckreuth und Trübner? Doch immerhin: besser zu Habermann als zu Stuck, dessen vier Bilder sich dem sonst so einheitlichen Gefüge der Ausstellung nur schwer einordnen wollen und der als Genossen nur Rudolf Riemerschmid mit seinen Tänzerinnen (halb Stuck, halb Diez) zu finden vermag.

Und die anderen Münchener? Sehr angenehm erscheint unter ihnen Maria Caspar-Filser mit ihrem feinen Sinn, einfachste Töne in koloristischer Frische zu geben, oder auch Walther Klemm-Dachau, dessen Bild der „Masurischen Eisfischer“ in seiner vereinfachten, auf starke Farbkontraste angelegten Art (die dunklen Silhouetten vor dem kalten Grün der Fläche) an die Stufe Brockhusen-Gerbig erinnert. Und die anderen? Eine Reihe guter und frischer Landschaften (Schinnerer, Stremel, Pauline Eigner-Püttner u. a.) aber auf dem Boden des Impressionismus keine ausgesprochenen Zukunftswerte, und auf anderem Boden außer Stuck und Riemerschmid nur Th. Th. Heine, der sich zwei rechte Spießbürgereien geleistet hat, und Staeger, dessen „Erlebnis“ wirklich nicht in den Rahmen dieser Ausstellung gehört.

Und der Rhein? Von Deußer war schon die Rede — neben ihm stehen vom „Sonderbund“ Clarenbach mit zwei zarten Landschaften,



Eine Monatsschrift für Literatur und Kunst



Sascha Schneider: Hohes Sinnen (Großherzogl. Museum, Weimar)

Verkleinerte Abbildung aus einem der nächsterscheinenden Hefte der Xenien

Das Januarheft beginnt den fünften Jahrgang der Xenien

Erfüllt hat sich, was Prof. Ferdinand Gregori bekannte:

„— — Ich hatte Bange für das Unternehmen, als ich zuerst davon erfuhr; nun aber glaube ich, daß es sich halten und manchen Segen stiften wird, um so mehr, als der Preis garnicht ins Gewicht fällt. . ."

und was die Freiburger Zeitung in einer Besprechung sagte

„— Die für die ferneren Hefte in Aussicht gestellten Aufsätze aus der Feder hochangesehener Autoren erwecken gewiß das Vertrauen für die neue Zeitschrift, die von dem wachsenden Teile des Publikums freudig begrüßt werden wird, das an den Dichtern und ihren Werken, vor allem aber an den verwickelten und ernsten Kulturfragen engeren Anteil nehmen will. Die Zeitschrift wird mit ihren schönen „Gastgeschenken" allen fragenden und Strebenden ein guter Führer sein. Was äußerlich dabei ins Gewicht fällt, ist der billige Abonnementspreis usw."

Der Weg der Xenien war der richtige, und so konnte die Wiener Allgemeine Zeitung, rückblickend auf den ersten Jahrgang, Zweck und Ziel der Zeitschrift klar zusammenfassen: „Diese Monatsschrift gehört ohne Frage zu den hervorragendsten Erscheinungen auf dem Zeitschriftenmarkt, da sie außer dem vielseitigen Inhalt noch den Vorzug großer Billigkeit hat. In bunten, lebenswahren Bildern werden dem Leser in den verschiedensten Richtungen die Wege zu einer Lebensbereicherung geebnet. Männer, deren Namen ewig fortleben werden, die draußen im tosenden Leben als seine Pioniere auf hoher Warte standen, haben in den Aufsätzen gründliche Zerlegung ihrer Bedeutung für die Jetztzeit erfahren, sie sind uns menschlich nähergebracht. Namen von gutem Klang tönen an unser Ohr, wir weisen nur auf Friedrich den Großen, Goethe, Heine, Richard Wagner, Nietzsche und Ibsen hin, um die Gründlichkeit und Vielseitigkeit der Redaktion zu würdigen. Erfreulich ist hervorzuheben, daß sich die junge Zeitschrift nicht von der Mode beeinflussen läßt, in ihr kommen nur Bahnbrecher germanischer Rasse zu Worte. Überfliegen wir schnell die vor uns liegenden ersten zwölf Hefte: ein Geist vereint sie, ein Geist belebt sie, streng ist die Schriftleitung ihrem Grundsatz treu geblieben: Mitkämpfer um Verinnerlichung des Lebens, um Lebenserhöhung zu sein."

Den vielen Anregungen folgend bringt nun der fünfte Jahrgang die sorgfältig vorbereitete Neugestaltung und Erweiterung: bildende Kunst (reich illustriert), Theater und Belletristik werden Berücksichtigung finden. So beginnt im Januarheft der neue Roman von Stanislaw Przybyszewski: „Das Gericht", Robert Corwegh spricht über Hugo Lederer, den durch den Streit um das Bismarck-Nationaldenkmal so viel genannten Künstler (mit 6 ganzseitigen Bildern) und Edgar Groß, Ludwig Hirschfeld und Heinrich Spiero unterrichten über die Theatersaison. Der buchtechnischen Gestaltung wird in jeder Hinsicht die größte Aufmerksamkeit zugewendet und der Druck erfolgt in der für diesen Prospekt verwendeten Schrift Wilhelm Jaeckers, der auch sonst über die Anordnung der Hefte wacht. Eine kleine Preiserhöhung erscheint unter diesen Umständen nicht unbillig und daher wird von Januar an der Abonnementspreis für das Halbjahr (6 Hefte) Mark 3.– und für das Jahr (12 Hefte) Mark 6.– betragen. Einzelne Hefte kosten 60 Pfennig. Die Jahresabonnenten erhalten überdies auch noch eine Originalradierung des bekannten Ex-Libris-Künstlers Hanns Bastannier, die voraussichtlich mit dem Märzheft zur Versendung kommt. Probehefte und Prospekte liefert auf Wunsch jede gutgeleitete Buchhandlung oder der Verlag unberechnet. Die Jahrgänge 1908–1911 werden, soweit die noch vorhandenen Bestände reichen, in einzelnen Heften zum Preise von M. 2.– für das Halbjahr, in Original-Halbjahrsbänden gebunden für Mark 3.50 geliefert.

Zu ihren Mitarbeitern, deren Zahl ständig wächst, zählen die Xenien die besten Namen. So brachten die letzten Jahrgänge u. a. Beiträge von

Prof. Dr. Thomas Achelis / Julie Adam / Julius Bab / Arthur Babillotte / Dr. Bertha Badt / Dr. Friedrich Kurt Benndorf / Hans Benzmann / Dr. Hans Bethge / Walter Boelicke / Wilhelm Bölsche / Prof. Dr. Karl Borinski / Dr. A. Coralnik / Dr. Robert Corwegh / Prof. Dr. Wilhelm Dilthey / Prof. Dr. Arthur Drews / Prof. Dr. Eduard Engel / Dr. Oscar Ewald / Oscar Maurus Fontana / Prof. Dr. August Fournier / Hans Franck / Paul Friedrich / Laura Frost / Albert Geiger / Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm / Eduard Glock / Dr. Heinrich Goebel / Prof. Ferdinand Gregori / Georg Groddeck / Reg.-Rat Dr. Eugen Guglia / Prof. Dr. Ludwig Gurlitt / Prof. W. A. Hammer / Knut Hamsun / Carl Hauptmann / Prof. Dr. Otto Harnack / John Hennings / Dr. Fritz Hoeber / Hans von Hülsen / Hugo von Hofmannsthal / Prof. Otto Jahn / Prof. Dr. Wilhelm Jerusalem / Bernd Isemann / Prof. Dr. Leon Kellner / Prof. Dr. Walter Kinkel / Paul Kunad / Prof. Dr. Karl Lamprecht / Fritz Lienhard / Samuel Lublinski / Adalbert Luntowski / Prof. Dr. Rich. M. Meyer / Dr. Bernhard Münz / Prof. Dr. Jacob Nover / Hermann Franz Oktavio / Friedrich von Oppeln-Bronikowski / Hermann Reitzer / Dr. A. Schaer / Dr. Thassilo von Scheffer / Ernst Ludwig Schellenberg / Dr. Eugen Heinrich Schmitt / Siegmund Schott / Prof. Dr. Leopold von Schroeder / Margarethe von Schuch-Mankiewicz / Dr. Ernst Schütte / August Strindberg / Emil Stutzer / Theodor Suse / Prof. Dr. Henry Thode / Dr. Wolfgang A. Thomas-San-Galli / Dr. H. Wantoch / Prof. Heinrich Weinel / Prof. Dr. E. Wolff u. a.

Man abonniert in jeder guten Buchhandlung, bei jedem Zeitungsspediteur oder Postamt, sowie direkt beim Verlag, doch erhöht sich in letzterem Falle der Preis um das Porto für die Kreuzbandsendung oder die Postüberweisungsgebühr

Leipzig
Anfang
1·9·1·2

Der Xenien-Verlag

Der Bestellzettel befindet sich umseitig!

◆ Studie von ◆
Hanns Bastannier



Verkleinerte Abbildung aus einem der nächsterscheinenden Xenienhefte

Aus dem Xenien-Verlag zu Leipzig bestelle ich:

Exempl.		
....	**Xenien 1912** Erstes Halbjahr	M. 3.–
....	do. Erstes und zweites Halbjahr	M. 6.–

Auf die Radierung Bastanniers haben nur die Jahresabonnenten Anspruch!

Exempl.						
....	Xenien	1908 I	1909 I	1910 I	1911 I	à M 2.–
....	do.	1908 II	1909 II	1910 II	1911 II	à M 2.–
....	do.	1908 I	1909 I	1910 I	1911 I	gebunden à M. 3.50
....	do.	1908 II	1909 II	1910 II	1911 II	gebunden à M. 3.50
....	Xenien-Probeheft gratis					

Ort und Tag: ....

Name: ....

Wohnung: ....

Nichtgewünschtes durchstreichen! – Deutlich schreiben!

Schmurr und weiter der beiden Sohn-Rethels geschmackvolle Leistungen, die aber keine neue Lehre geben.

Wichtig ist für Bremen, daß wir die Künstler unserer Umgebung im Rahmen der Ausstellung zu beurteilen suchen. Sehr sympathisch erscheinen dabei Rudolf Tewes, besonders mit seinem Stilleben und seiner spanischen Landschaft, und Edmund Schäfer mit der „Port St. Martin".

Auch auf Johannes Oeltjen (Oldenburg), von dem die Kunsthalle bereits zahlreiche Aquarelle besitzt, sei nachdrücklich hingewiesen, ebenso auf August Heitmüller (Hannover), dessen „Damenbildnis" einen feinen und gediegenen Porträtisten vermuten läßt und auf Kalckreuths Schüler Wilhelm Laage (Betzingen), dessen Heidelandschaften ein reifes Verständnis für Farbkomposition zu eigen ist.

Von den Worpswedern bringt Hans am Ende ein Figurenbild, in dem leider keine Weiterentwicklung zu erkennen ist, während Otto Modersohn in einigen Skizzen voll Einfachheit und Unmittelbarkeit das von ihm zur Ausstellung geschickte Ölbild weit übertrifft. Vogeler fehlt leider ganz — er hätte in der graphischen Abteilung wohl mehr erfreut als Staeger (München), der mit 16 seiner quälenden Zeichnungen vertreten ist! Und was soll man gar von Zille sagen, dessen Gewöhnlichkeiten das Niveau ganz wesentlich herabdrücken?

So wären wir dann an der Zusammenstellung einer Verbrecherliste angelangt, sicherlich in jeder Besprechung der riskanteste Teil. Doch wagen wir's, die Namen Siegmund (Ecce homo), Müller (Im Atelier, beinahe so schön, wie eine Photographie), Wolfthorn (ein Bild in Lila und Blau), hier zu nennen — denn sie alle fügen sich dem Rahmen der Ausstellung nur wenig ein.

Und die anderen, die sich nicht einfügen wollen? Die Münchener Erbslöh und Kanold, die Berliner Nolde, Tappert und Pechstein: sie scheinen den Rahmen zu sprengen und schon weiter zu weisen, in eine dem Nicht-Ausübenden noch schwer begreifliche Zukunft.

Wer darf an dem intensiven Farbenakkord des Erbslöhschen Aktes vorbeigehen? Vor glühendem Rot ein Körper, dessen helles Leuchten durch den Kontrast grünlicher Töne verdeutlicht wird, und diese Farbwirkung zur Melodie erhoben durch einen starken violetten Klang, wobei alle Farben zur Trägerin des Lichtes, alle Linien zur Verdeutlichung des Schattens gesteigert werden: wer sich lange um dieses Bild müht, muß einen Hauch der Zukunft verspüren — eine neue koloristische Entfaltung, die nicht mehr einzelne Töne zusammensetzt, sondern sich zur Melodie erhebt.

Und wer wird an Tappert vorbeikönnen? In seinem Bilde (Loth und seine Töchter) lebt eine seltene Einheit von Farbengebung und Komposition, das Resultat eines gleichfalls reicheren — ich wage den Ausdruck — „klangvolleren" Sehens, das auf kommende Tage weist.

Und Max Pechstein? Den zweiten Raum der graphischen Abteilung beherrscht neben einer Landschaft Emil Noldes eine Studie von ihm: ein Kopf, erfaßt durch eine intensive Steigerung von Linien, die zu Farben zu werden scheinen. Und nun sein Bild: das Gefüge der Linien, gefüllt von glühenden Tönen, deren Klang ein reiches Gelb stark und prangend zusammenhält — wollten wir doch lernen, aus einem solchen, bereits rein äußerlich zu erkennenden Vorzug Vertrauen zu einem „Neuen" zu bekommen: das Verständnis für das Innerliche eines Künstlers ist, falls er seine Innerlichkeit nicht zum Firmenschild macht, ja doch erst Späteren vorbehalten!

So schließt die Ausstellung mit einem starken Hinweis auf die von der Jury sicher stiefmütterlich behandelten Expressionisten.

Und auch die plastische Abteilung scheint diesen Einblick in die Zukunft vorzubereiten, indem hier neben Tuaillon, Hahn und Gaul die neuen Namen Kolbe und Hoetger (daneben etwa noch Stephani und Henle) entscheidend hervortreten.

Das Beispiel Brockhusens und Vahrenhorsts (dessen Pariser Ansichten zu den frischesten Eindrücken der Ausstellung gehören) und das Streben vieler anderer (etwa Klemm, Gerbig, Tewes, Deußer, Kanold oder auch Kolbe und Hoetger) scheint aber zu sagen, daß der Gegensatz zwischen Impressionismus und Expressionismus nicht unbedingt zu einem Konflikt führen muß, und daß die gleichmäßige Weiterentwicklung auf dem Boden einer gesunden Tradition denkbar ist.

Vom Künstlerbund ist zu erwarten, daß er die Lehren des Impressionismus nicht ohne weiteres aufgeben wird: das ist seine große, im besten Sinne des Wortes akademische Bedeutung, die uns alle von der Notwendigkeit seiner Führerrolle voll überzeugen muß.

Edwin Redslob.

Symphonische Novitäten.

Es ist ein eigen Ding um die musikalische Massensuggestion. Der große Nimbus, der jeden bedeutenden Musikernamen umgibt, wirkt faszinierend auf die Menge. Und sie glaubt blind an jede neue Offenbarung, die ihr der Genius schenkt.

Herr Stein in Jena hat eine alte Symphonie entdeckt. Ein Werk der Wiener Schule, glatt und glau, auf das alle Epitheta der Charakterisierung eines liebenswürdigen Opus passen. Die Symphonie ist gefällig, graziös, reizend, amüsant, lieblich etc. etc. — Spielereimusik, wie sie jeder Durchschnittsmusiker zu Beginn des 19. Jahrhunderts ohne viel Talent und mit viel Verständnis für den anspruchslosen Geschmack irgend eines musikliebenden Fürsten schrieb. Es gibt tausende solcher Symphonien; und es ist nicht mehr als recht, daß sie vergessen sind. Aber Herr Stein in Jena hat auf irgend einer der von Kopistenhand geschriebenen Orchesterstimmen den Vermerk entdeckt: „par L. van Beethoven". Der einzige Hinweis auf eine Autorschaft dieser Symphonie, die sonst unter der Rubrik: Komponist unbekannt, geführt werden müßte.

Und so sind wir zu dieser neuesten ersten Symphonie von Beethoven (?) gekommen, die nur geeignet wäre, das Entwicklungsbild, das wir von dem Meister haben, in falsche Beleuchtung zu stellen. Und die musikalische Massensuggestion wirkt auch diesmal prompt auf die Menge der Musikfreunde. Und auch auf die Kritik. „Echt Beethovensche Züge", „feine Wendungen in der Instrumentation", „Anzeichen der kommenden Meisterschaft" — all das wird an der Symphonie gerühmt.

Beethovens bis nun bekannte erste Werke, die sicher noch nicht Meisterwerke in des Wortes höchstem Sinne sind, weisen wirklich von der ersten Note an, eine geradezu erstaunliche Selbständigkeit des Gedankens auf. Eine Selbständigkeit, die unverkennbar ist. Die neue Symphonie enthält nicht eine Ahnung von diesem individuellen Duktus der Melodie. Wir kennen beglaubigte Aufzeichnungen aus Beethovens Jugendtagen. Die sind unverkennbar Beethovenschen Ursprungs; die neue Symphonie aber beweist

diese Herkunft nicht. Das Lobeswort von den „echt Beethovenschen Zügen“ ist also in größter Verkennung des Tatsächlichen entstanden. Die „feinen Instrumentationswendungen“, die sehr gerühmt werden, sind zweifellos meistens Produkte der im allgemeinen recht geschickten Bearbeitung Steins. Wie weit nun diese Bearbeitung sich auf eine bloße Retouche beschränkt hat, oder auf eine absichtlich charakterisierende Neuinstrumentation verlegte, läßt sich ohne genaue Kenntnis der originalen Stimmen nicht sagen. Den Lobpreisern der Instrumentation scheint aber entgangen zu sein, daß dieselbe manche Ungeschicklichkeit enthält, die Beethoven nicht einmal in seinen Jugendtagen passiert wäre. Und nun schließlich noch zu den „Anzeichen der kommenden Meisterschaft“. Die Symphonie ist nicht schlechter, aber auch nicht besser gemacht, als tausend andere dieser Zeit. In keinem Takte weist sie auf Entwicklungsmöglichkeiten hin, wie z. B. die tatsächlich „erste“ Symphonie Beethovens, die vom ersten bis zum letzten Tone eine frohe Verheißung ist. Die neue „erste“ Symphonie ist, wie alle anderen dieser Zeit, eine halbe Stunde musikalisches Süßholzraspeln. Das war das Charakteristikum der Wiener Schule zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Albrechtsberger, Schuppanzigh, Weiß, Hüttenbrenner, Kozeluch etc. haben diesem Genre gehuldigt, und ihre Werke gleichen sich, wie ein Ei dem anderen. Aus der falsch verstandenen und nicht talentvoll genug kopierten Art Haydns und Mozarts entstand eine Art Salonmusik im Symphonischen, der Beethoven mit seinen ersten Werken gleich entgegentrat. Die sogenannte „Jenaer“ Symphonie ist nicht einmal interessant als Dokument ihrer Zeit — auf die bloße, vielleicht in Bierlaune hingeschriebene, Randbemerkung eines Kopisten hin, dieses Opus in die Reihe der Beethovenschen Meisterwerke einrücken zu lassen, ist ein gewagtes Stück.

Das gleiche Publikum, das im XI. Konzerte der philharmonischen Gesellschaft zu Bremen sich für „Beethoven“ begeisterte, hat Skrjabins „Promethée“ (Le poëme de feu) ausgezischt. Weil eben dieses Werk so gar nicht auf die Massensuggestion der Menge ausgeht, wurde es bei seiner ersten Aufführung in Deutschland mit unverkennbarer Deutlichkeit abgelehnt. Sicherlich ist dieses Werk nicht leicht zu fassen. Seine Voraussetzungen liegen ja so ferne, sind so kühn und neu, daß man ihm nicht gleich folgen kann. Aber dann, beim Hören solcher intensiv sensiblen Kunst, sollte das Publikum doch wenigstens mitgehen wollen. Mit einem schnellgefaßten, daher gar nicht überlegten „Urteil“ darf man ein Werk nicht abtun, das wohl nicht für's Erste Begeisterung erzwingen wird, aber Achtung fordern darf.

Schließlich ist's aber jeder neuen Kunst noch so ergangen. In einer alten Wiener Musikzeitung lese ich bei Rezension der Erstaufführung der „Eroica“: „Bis hieher und nicht weiter wird die Musikwelt Herrn Beethoven folgen wollen und können.“ Und wer kennt Hanslicks Schmäh- und Drohschriften nicht, die anläßlich der Erstaufführung des „Tristan“ von einer zunehmenden Schwächlichkeit in der Tonkunst sprachen? Und Skrjabins Kunst ist neu. Losgelöst von allen althergebrachten theoretischen Gesetzen baut er sich eine neue Straße. Und er tut das völlig originell, ohne Anlehnung an ein Vorbild. Dabei aber doch immer mit packender Logik. Die Chromatik, das sogenannte „Vertikal“-Klingen sind seine Ausgangspunkte. Er fängt also dort an, wo die Musik von gestern stehen blieb. Und da er zumal rein klanglich großartige Wirkungen erzielt, darf man gespannt sein, auf die Entwicklung dieser neuen Kunst. Vielleicht war's eine Sackgasse, vielleicht wird sie ein neuer Weg ins Freie.

Last but not least will ich noch einer Neuerscheinung in unserm Konzertleben gedenken, des Violinvirtuosen Alexander Mogilewsky, der kürzlich in Bremen zum ersten Male vor das deutsche Publikum trat. Mit seinem prachtvollen Vortrage des Tschaikowskyschen Violinkonzertes stellte er sich in die erste Reihe der lebenden Violinisten. Die Technik, die er natürlich vollendet beherrscht, ist ihm nebensächliches Rüstzeug. Mit rein musikalischen Mitteln, ein Sänger auf der Geige, erzielt er eine tiefgehende Wirkung. Endlich einmal wieder ein Musiker! Man wird sich seinen Namen merken müssen.

Felix Günther.

Die Kunst im Stadttheater.

In den „Vereinigten Werkstätten" zeigt der Theatermaler Steiner eine Reihe von Entwürfen zu Bühnendekorationen und Kostümen, die speziell für die Verhältnisse am Stadttheater gedacht sind. In dieser Ausstellung und in dem, was man gelegentlich an ausgeführten Dekorationen Steiners zu sehen bekommt, offenbart sich eine durchaus ernst zu nehmende künstlerische Kraft, die sich, in steter Fühlung mit den großen Pfleg- und Pflanzstätten moderner Bühnenausstattung in Berlin, München etc., rüstig weiter entwickelt. Man braucht nicht in allen Einzelheiten einverstanden zu sein und muß doch bekennen: Dieser Künstler ist durchaus auf dem richtigen Wege, er hat Geschmack und Phantasie, ist mit den besonderen Aufgaben der Bühnenmalerei vertraut, scheint kein bloßer Theoretiker des modernen Geschmacks, sondern ein Praktiker, der mit den Mitteln und den vorhandenen Verhältnissen zu rechnen versteht. Also eine Kraft, von der man bei richtiger Verwendung an ihrem Teil die heilsamste Einwirkung auf die Reorganisation unseres Stadttheaters erwarten müßte.

Einsichtsvolle, denen eine vernünftige und zeitgemäße Kunstpflege in Bremen am Herzen liegt, wissen sehr wohl, daß eine solche Reorganisation in keinem Punkte ernsthaft in Angriff genommen ist und daß speziell im Hinblick auf die Pflege des künstlerischen Bühnenbildes keinerlei zusammenhängende Entwicklungsrichtung erkannt werden kann. An guten Ansätzen fehlt es nicht, weil ohne Frage ein guter, fortschrittlicher Wille vorhanden scheint. Aber diesem Willen ist — das muß einmal ausgesprochen werden — keine wirkliche Erkenntnis des Notwendigen, kein inneres Verstehen der zu erfüllenden Aufgabe beigeordnet. Die Botschaft von einer Reform im Sinne modernen Bühnenwesens vernimmt man im Stadttheater wohl. Man macht ihr einige Konzessionen — bringt beispielsweise ein paar Neuaufführungen mit neuen, modernen Dekorationen —, und glaubt damit die Forderung der Zeit abzufinden. Allein es fehlt der Glaube, das rechte Innesein, das wirkliche Begreifen der Aufgaben. Und erst mit diesem Glauben würde die Kraft erwachsen, die internen Verhältnisse am Stadttheater mit aller nötigen Rücksichtslosigkeit zu verwandeln und den ganzen Verwaltungsmechanismus in einer Weise umzugestalten, daß er den neuen Ansprüchen gerecht zu werden vermag. Aber vielleicht bringt, was der Glaube nicht vermag, geschäftliche Sorge fertig, die in dem neustädtischen Konkurrenzunternehmen, das doch mit bescheidenen Mitteln arbeitet, gerade den szenisch-dekorativen Teil mit glücklichstem Erfolg und ohne übermäßigen Aufwand gepflegt sieht, und die mithin allen Grund hat, die Entwicklung dieses Instituts zu fürchten und möglichst zu überbieten.

Es hat verhältnismäßig wenig Wert, daß man gelegentlich in Schauspiel und Oper schöne Dekorationen in dem Atelier des Theatermalers herstellen läßt und dann Premièren und Einstudierungen „mit neuen Dekorationen und Kostümen“ bringt. So wie die Sachen bei uns stehn, muß man sich meistens nach Schluß solcher anspruchsvoller Theaterabende sagen: „Ein großer Aufwand schmählich ist vertan“, oder, unter Verzicht auf dichterische Kronzeugen: Hier ist wieder nur Stückwerk geleistet worden. —

Warum, soll sogleich bewiesen werden.

Um ein einheitliches, stilvolles szenisches Bild zu erlangen, müssen Dekorationen, Kostüme, muß die Verteilung und Bewegung der Träger dieser Kostüme, der Schauspieler also, die sich in diesem dekorativen Rahmen zu bewegen haben, in einheitlichem Sinne redigiert werden. Es sollte nicht mehr als selbstverständlich sein, daß derjenige, dem die Herstellung der Dekorationen anvertraut ist, auch die Kostüme zu entwerfen hat, damit sie sich farbig und zeichnerisch in den dekorativen Rahmen einfügen, oder daß er mindestens deren Entwurf und Herstellung im Schneideratelier kontrollieren kann. Es ist nicht weniger selbstverständlich, daß die Aufstellung der angefertigten Dekorationen der Kontrolle des Bühnenmalers untersteht, resp. daß dieser sich hierüber mit dem Maschinenmeister auseinandersetzen kann. Falsche Interpretationen seiner Absichten sind sonst unvermeidlich, zumal wenn auch noch ein Tapezierer aus der alten guten Zeit der gerafften Draperien etc. das seine unbehindert hinzutun darf. Aber auch dies ist unumgänglich nötig, daß bei der eigentlichen Regieführung der Maler ein gewichtiges Wort mitzusprechen hat, damit die Verteilung, Bewegung und Haltung der Einzelspieler und der Massen dem Stil des szenischen Rahmens und des Kostüms entsprechend geleitet wird. In allen diesen Hinsichten haben wir im Stadttheater das erstaunlichste erlebt: eine Regie, die mit dem festen Bühnenbilde so wenig anzufangen wußte, daß die Schauspieler völlig beziehungslos darin hin und her bewegt wurden, ein Kostümschneider, der durch seine Leistungen die feine Farbenrechnung der Dekorationen einfach wieder aufhob, nicht etwa, weil diese Leistungen an sich gering, sondern weil sie unabhängig von den Intentionen des Theatermalers erdacht waren, — und viele sonstige Mißverständnisse und Entstellungen eben dieser Intentionen.

Um in diesen Punkten Wandel zu schaffen, ist vor allen Dingen eine gründliche Umgestaltung der personalen Befugnisse und Machtverhältnisse unumgänglich notwendig. Wie dies zu geschehen hat (und es wird sich hoffentlich unter möglichster Schonung der überlieferten Ansprüche machen lassen!), ist Sache der Oberleitung. Hier kann nur soviel gesagt werden, daß für die künstlerische Gesamtwirkung einer Szene nicht Regisseur und — Maschinenmeister (sic!), sowie in zweiter Linie Kostümschneider und Tapezierer (sic!), sondern einzig Regisseur und Theatermaler vor der Oberleitung verantwortlich sein können. Es dürfte sich empfehlen, vor jeder Einstudierung Regiesitzungen abzuhalten, in denen Maler und Regisseur die Direktiven abgeben und jene Exekutiv-Beamten ihre eventuellen Bedenken betr. technischer Ausführbarkeit vorbringen können. —

Aber selbst, wenn eine einzelne Neuaufführung unter diesen Gesichtspunkten, also bei alleiniger Verantwortlichkeit des Regisseurs und des Malers der neuen Dekorationen, glücklich von statten ginge, wäre für die Reform unseres Stadttheaters noch wenig gewonnen. Denn auch wenn es sich nur um Verwendung von Dekorationen und Kostümen aus dem vorhandenen Fundus handelt, also überhaupt bei jeder Opern- und Schauspielauf-

führung muß die gemeinsame Verantwortlichkeit von Regisseur und Maler für die gesamte szenische Ausgestaltung unbedingt gefordert werden. Zunächst in dem Sinne, daß der Maler die Auswahl und Anordnung der einzelnen Stücke des Fundus besorgt und auf die Regieführung auch im übrigen von Einfluß ist, sodann ader dadurch, daß er befugt wird, in möglichst vielen Fällen die einzelnen Stücke des Fundus in geeigneter Weise umzuarbeiten. Die allermeisten Dekorationen des Stadttheaters sind im Geiste meiningischer historischer Stiltreue gehalten und insofern ursprünglich nur für ganz bestimmte Literaturwerke geschaffen. Sie werden aber bei allen möglichen Gelegenheiten verwandt, wobei notwendig der historischen Treue ins Gesicht geschlagen wird (Gothik und Barock wechselten im Othello, Romanisch und Rokoko im François Villon, und so geht es täglich, man achtet schon gar nicht mehr darauf). Statt also auf diese Art täglich in Verlegenheit zu kommen, sollte man auf das Prinzip der Stilimitation, das aus der romantischen Misère der Mitte des 19. Jahrhunderts herstammt, überhaupt verzichten, und möglichst viele Versatzstücke des Fundus durch Übermalen, Wegschlagen der Profile, Vereinfachung in Farbe und Ton etc. in einer Weise bearbeiten lassen, daß mit ihnen, in Verbindung mit Vorhängen, Teppichen etc., einfache Typen von Räumlichkeiten jeder Art zusammengestellt werden können, die zwar nicht historisch stilgetreu in den Detailformen sind, aber doch ruhige, farbkräftige Raumwirkung im modern-dekorativen Charakter zu geben vermögen. Auf die einfachste Weise und mit größter Kostenersparnis könnte ein findiger Theatermaler damit verschiedenartigsten Ansprüchen gerecht werden, und würde unser mit so vielen scheußlichen Stücken begabter Fundus auf zweckmäßige Weise modernisiert.

Selbstverständlich müssen auch die Leistungen des Theatermalers einer bestimmten Kontrolle unterzogen werden und sollte die Oberleitung des Theaters naturgemäß hier zuständig sein. Man muß aber von dieser Oberleitung erwarten, daß sie nicht mit kleinlichen Veränderungsvorschlägen allzu reichlich wirtschaftet und in allen künstlerischen Dingen, soweit es ökonomisch möglich ist, die Intentionen des Malers nicht beeinträchtigt. Nun ist aber auch die Direktion hier keineswegs ganz unabhängig und selbstständig. Die Art der künstlerischen Kontrolle des Fundus und seiner Vermehrung scheint uns augenblicklich eine recht unglückliche zu sein. Viele Köche verderben hier notwendig den Brei. Der Staat, der mit der Deputation für Stadttheater und Orchester die Vermehrung des Fundus beaufsichtigt und zu diesem Zwecke eine nicht unbeträchtliche Summe jährlich bewilligt, begnügt sich nicht mit der finanziellen Kontrolle, sondern übt auch ein künstlerisches Aufsichtsrecht aus, das in den Händen eines höheren Baubeamten ruht, welcher sich aber gewöhnlich durch einen Bauführer im Stadttheater vertreten läßt. Die Unterstellung des Theatermalers unter diesen Bauführer, der naturgemäß die reinkünstlerischen Fragen nicht zu beurteilen vermag, scheint uns eine unleidliche Fesselung der künstlerischen Freiheit. Daß überhaupt der Staat in künstlerischen Dingen der Ausstattung dem Theaterdirektor mit hereinzureden hat und sich nicht auf Bewilligung der Mittel beschränkt, ist offenbar eine unnötige, vielleicht sogar unheilvolle Behinderung einer einheitlichen künstlerischen Leitung. In diesem Punkte sind wir an der eigentlichen Wurzel des ganzen Übels unserer Theaterverwaltung. Die gegenseitige Behinderung der einzelnen Beamten beginnt bereits hier und eine Reform wird naturgemäß an dieser Stelle ansetzen müssen. Wir haben in unseren Bemerkungen absichtlich nur die szenische Seite unseres Theater-

wesens berührt. Über das Dramaturgische, respektive das Zusammenarbeiten des Dramaturgen mit dem Regisseur und der Oberleitung, also über alles, was vor der szenischen Einstudierung liegt, mag in der nächsten Nummer die Rede sein.

Unser Stadttheater kennzeichnet sich sowohl in der Art seiner Verwaltung als in der Zusammensetzung seines Fundus und in der persönlichen Kultur seiner Beamten als ein Institut, das in den Überlieferungen des Theater- und Kunstwesens im 19. Jahrhundert erwachsen ist, Überlieferungen, mit denen heutzutage bis zu einem gewissen Grade gebrochen werden muß. In Erkenntnis der notwendigen Modernisierung sind denn auch modern geschulte Dramaturgen und Maler in den Beamtenkörper aufgenommen worden, die sich nun aber infolge ihrer gänzlich andersartigen Bildungsgrundlagen schwer in die überlieferte Organisation einfügen lassen. Ein langsamer, jedoch radikaler Neuaufbau ist hier dringendste Aufgabe des Staates, der das Theater verpachtet, und vor allen Dingen: des Pächters selbst.

G. F. Hartlaub.

Schauspiel-Chronik.

Niemand erkennt lieber gute Absichten und erträgliche Erfüllung solcher Absichten an, als der Kritiker, dessen einziges Ziel es ist, solchen Absichten den Boden zu bereiten und ihnen ein festes Ziel vorzuhalten. Es soll sogleich gesagt sein, daß unser Stadttheater mit drei Klassiker-Aufführungen (Wallenstein, Minna, Othello) einige Versprechungen gehalten hat und daß man mit der Gudrun eine notwendige Forderung des Tages erfüllte. Daß Herr Otto ein guter klassischer Regisseur ist, hat die Wallenstein-Trilogie neuerlich bewiesen. Diese Regiekunst ist in einem bestimmten Sinne des Herkommens, das sich etwa durch den Meininger Stil charakterisiert, ohne Zweifel beträchtlich und bezeichnet das Gebiet, auf dem unser Theater bei genügend Muße und Konzentration einem konservativ gesonnenen Publikum sich angenehm machen könnte. Auch die Othello-Aufführung kam, obgleich nicht von Herrn Otto dirigiert, in manchen Teilen recht straff zur Wiedergabe, was freilich vor allem dem glänzenden Bühnen-Instinkt eines Mitwirkenden, Herrn Barlebens als Jago, zu danken ist, der rein von sich aus schon seine Mitspielenden zu einem guten Ensemble hinreißt. Auch mit der Gudrun-Aufführung konnte man zufrieden sein, wenn man einmal die Unzulänglichkeit einzelner Hauptkräfte in den Kauf nimmt, wobei freilich immer wieder betont werden muß, daß Regie und Zusammenspiel selten im Stadttheater über ein traditionelles Mittelmaß hinauskommen. Immerhin hatte man bei der Wahl des Stückes die vorhandenen Kräfte nicht allzusehr überschätzt, während das Schauspielhaus in diesem Monat in der an sich löblichen Absicht, den Ibsen-Zyklus weiter auszubauen, sehr wenig Augenmaß verriet. Es muß gesagt werden, daß kaum einer der Hauptmitwirkenden im John Gabriel Bockmann die ihm zugefallene Rolle auszuschöpfen wußte, von den gutbesetzten Nebenrollen abgesehen. In der Regie verzeichneten wir eine Reihe von Unbegreiflichkeiten. Herr Wiegand scheint ein weit besserer Direktor als Regisseur zu sein. Er nehme unseren Dank für Hanneles Himmelfahrt, die bis auf wenige Details in Gesamtspiel und Inszenierung restlos befriedigte. Wir können in Bremen nichts Besseres erwarten. Gelingt es Herrn Wiegand, das hier erreichte Niveau dauernd innezuhalten, so erfüllt sein Institut eine Mission in der Reform unseres gesamten städtischen Theaterwesens.

G. F. H.

Das Ballett.

Wer kennt sie nicht, diese Opernabende, wo die Langeweile wie ein graues Tuch im Hause hängt und das Fallen des Vorhanges nach den Aktschlüssen dieselbe Stimmung auslöst, wie die Schulglocke in der Klasse, wenn sie „Pause“ ruft! Das brauchen nicht einmal schlechte Vorstellungen zu sein. Meistens sind da Werke im Spiel, die zum verstaubten Inventar des Opernhausrates gehören und die man — nur eben, damit sie auch einmal wieder drankommen, nicht, weil man dabei den Gedanken hegt, ein Stück fernabliegender Kunst für unsere Zeit neu zu beleben — nach flüchtiger Säuberung auf die Bühne stellte.

An solchen Opernabenden, wo alle Elektrizität schläft, springt nur bei einer Gelegenheit ein zündender Funke von der Bühne in den Zuschauerraum über: wenn das Ballett erscheint. Allerlei Vorbereitungen kündigen den großen Moment an; im Orchester klingt es, als solle abgerüstet werden; auf der Szene drängt alles von der Mitte weg und nach den Seiten zu (sogar der singende Held klemmt sich an eine Kulisse). Vergessen sind alle Leiden und Schmerzen, die eben noch in Klängen in die Höhe stiegen — die Spannung steigt — und steigt —; dann kommt die Auslösung. Die Instrumente machen einen Satz und fangen an zu tanzen und von dem Hintergrund der Bühne her dringt es vor: das Ballett. In einigen wenigen Fällen, an einigen unserer größten Opernbühnen ist in solchen Fällen von sinnverwirrenden Bildern, von pantomimischer Kunst zu reden; in allen andern, wo man die Zahl der Tänzerinnen an den Fingern herzählen kann, ist die rhythmisch-musikalische Auffrischung, die von diesen Auftritten ausgeht, das Wesentliche.

Der Rückgang des Balletts hat etwas Unaufhaltsames bekommen in unseren Tagen; wenn ein Theater diese Kunstform nicht als Spezialität pflegt, so muß es sich daran genügen lassen, Andeutungen seines Wesens zu geben. In der reinen italienischen Oper ist das Ballett klassische Tradition und Wesenbestandteil; man würde ihren Organismus zerstören, wenn man es amputieren wollte; niemals vergißt sie und läßt sie vergessen, daß der Tanz und die Pantomime das Fundament waren, aus dem sie herausgewachsen ist. Auch in der französischen Oper bewegt es sich mit der freien und gewinnenden Selbstsicherheit einer Person, die sich auf eine sehr vornehme Ahnenreihe stützt. Der Geist eines Coupérin und Lully, der Geist des Tanzes schlechthin, lebt da auf, wo es seine Stelle hat. Wenn Italien und Frankreich das Ballett pflegen, so treiben sie damit nationale Kunst und folgen der Stimme des Blutes. Uns Deutschen ist der Drang, in der Form des Tanzes und auszusprechen und plastisch zu gestalten, nicht Natur aus erster Hand, und im Musikdrama, der ersten rein nationalen Operngattung, hat es keinen Platz eingeräumt bekommen.

Das Musikdrama steht hinter dem Niedergang des Balletts auf unsern Bühnen.

Dieser Niedergang ist auch am Bremer Stadttheater in jedem Zusammenhang zu konstatieren. In diesem Winter wurde das noch besonders klar durch den Umstand, daß eine Ballettmeisterin wieder in den Verband des Ensembles eintrat, die vor einigen Jahren hier Bemerkenswertes an Einzeltänzen und choreographischen Einstudierungen geboten hatte, während ihre Wirksamkeit heuer nahezu spurlos vorüberging. Die Leistungen der Tänzerinnen sind auffallend zurückgegangen. Diese Wenigen, die nicht mehr den Eindruck eines Gesamtkörpers, eines Corps zu machen vermögen, sind ge-

zwungen, als Individualitäten zu wirken; sie provozieren vermehrte Ansprüche vom Zuschauer aus, ohne doch diesen Ansprüchen zu genügen. Sie sind nicht beneidenswert, diese Wenigen: das Niederdrückende eines Stehens auf einem verlorenen Posten, die Unlust eines Arbeitens ohne Weiterentwicklung lasten auf ihnen.

Auch wenn wir künstlerische Gesichtspunkte nicht heranziehen: es erscheint in hohem Maße unpraktisch und unrationell, wenn das Theater irgendeinen für eine Kunstgattung notwendigen Faktor hält, ohne ihn genügend auszunützen. Am Bremer Stadttheater wird heute das Ballett nicht ausgenützt (an andern deutschen Bühnen werden die Verhältnisse ähnlich liegen). Es krankt an einem Mangel an dankbaren, an würdigen und bis zu einem gewissen Grade fortschrittlichen und entwicklungsfähigen Aufgaben und stirbt dadurch in seiner Leistungsfähigkett mehr und mehr ab. Das Repertoire brachte ihm nichts, wobei einmal lebendige Kraft und Können zu beweisen gewesen wären. Sollen seine choreographischen Bestrebungen sich etwa erschöpfen an Aufgaben wie die Weihnachtsmärchen in alle ihrer verbrauchten Unkunst, die uns das Stadttheater in jedem Jahre neu und in jedem Jahre gleich unerfreulich bringt? Warum nicht einmal ein gutgemachtes Divertissement oder eine Pantomime? Warum — um sehr hoch zu greifen — nicht einmal Gluck herausbringen? (mit sehr viel Vorarbeit in allen Stockwerken des Stadttheaters) — den „Orpheus", so wie er von seinem Schöpfer gedacht und angelegt worden ist, mit stärkster Hervorhebung aller Chöre in musikalischer und darstellerischer Ausarbeitung? — Frau Behrmann-Bethge hatte ehedem Initiative. Als die Duncan vor Jahren im Stadttheater getanzt hatte, tanzte ihr unsere Ballettmeisterin alsbald den Straußschen Donauwalzer nach, und garnicht schlecht. Die Bedeutung dabei lag nicht in dieser Imitation, sondern in dem, was dadurch sich aussprach: daß eine künstlerische Anregung mit so viel Aufnahmefähigkeit und Hingabe ergriffen worden war.

Wenigstens sollte in solchen Werken, die noch eine Anwartschaft für die Zukunft in sich tragen, ein etwas fortschrittlicher Geist die Leistungen des Balletts regeln. Das Bacchanal im Venusberg Wagners gibt Gelegenheit zu einer Reform des Pantomimischen an unseren Bühnen, die gerade an dieser Stelle dringend notwendig ist. Nicht dieses sinn- und haltlose Hin- und Herschwanken zwischen stärkster Realistik und Andeutungen einer Stilisierung, sondern feste Linien und einfache Gliederungen.

Die Zukunft wird dem Tanz auf der Bühne im Sinne einer rhythmitisierten, plastischen Gestaltung noch große Aufgaben stellen. Immer deutlicher bereitet sich ein Zerfallen des Bühnenwerkes in zwei Gattungen vor: die eine, in welcher die Wort- oder Tondichtung dominiert, die andere, wo Szene und Mimik alleinige Träger des Ausdruckes werden. Reinhardts Londoner Mysterium gibt einen ersten Ausblick auf eine Linie, die bei der letzteren Art endigen muß. Nicht aus der Grammatik des Choreographischen, sondern aus der Rhythmik des Lebensgefühles selbst wird der neue Tanz herauswachsen; in einer Entwicklung, die über den Naturalismus zum Stil geht, wird er sich etwas von seiner Urbedeutung, die ihn im Reigen der Künste an höchste Stelle setzte, zurückerobern.

S. D. Gallwitz.

Die Entwicklung der Musikalienbibliothek.

Der Wunsch nach einer größeren allgemeinen Volks-Musikbibliothek für Bremen, der an dieser Stelle zuerst ausgesprochen wurde, hat in musikliebenden Kreisen unserer Stadt überraschenden Widerhall gefunden, und wir können nunmehr zu unserer Freude mitteilen, daß die Erfüllung dieses Wunsches vor der Türe steht. Verschiedene Musikfreunde, „gelernte und ungelernte", haben das Unternehmen bis jetzt so weit gefördert, daß es als sichergestellt gelten kann. Die seit einiger Zeit kursierenden Sammlungslisten sind bei einem Ergebnis von ungefähr 9000 Mk. angelangt. Von einer Seite wurden uns die sämtlichen Werke von Richard Strauß zum hochwillkommenen Geschenk geboten, von einer andern gar das ganze Lebenswerk Johannes Brahms'. Auch einige hübsche Räume stehen schon bereit, die künftigen Schätze aufzunehmen (Georgstraße 61).

Wir wollen hier einiges aus dem einstweilen zusammengestellten Katalog verraten. Daß von den großen Klassikern (im weitesten Sinne) keiner fehlen oder ungenügend vertreten sein wird, darüber brauchen wir wohl kein Wort zu verlieren. Daß der Abonnent seine Kenntnisse von einem Mahler, Bruckner, einem Reger, einem Debussy nach allen Seiten hin wird bereichern können, scheint uns fast ebenso selbstverständlich. Daß er darin aber auch Namen finden wird wie Schönberg, Korngold, wie Glazunow, Scrjabin, oder auch wie Dittersdorf, Couperin, Gabrieli und eine Menge mehr, und nicht nur einmal, das wird sicher manchem ernsthaften Mnsikfreund eine freudige Überraschung sein. Lebendige Nahrung für lebendige Musikseelen zu reichen, das wollen wir versuchen — gleichviel ob aus dem ewig frischen, ewig reinen Quell eines Schubert oder aus dem unheimlich fremden Gewässer eines Scrjabin, von dem wir nicht wissen, woher es kommt, was es schon alles mit sich gerissen hat, von dem wir nur fühlen, daß es lebendig braust und daß es uns lockt, davon zu kosten.

Doch genug davon und zum Schluß nur noch die Bitte: Helft immer weiter, eine solche Fundgrube reinsten Genusses immer mehr zu bereichern und zu vertiefen.

G. S.

ANREGUNGEN UND AUSBLICKE.

Zum Kulturkampf in Bremen.

Der Kampf um die von der Bremer Kunsthalle in ihren Ausstellungen und Ankäufen durchgeführte „Richtung" hat in allerletzter Zeit Dimensionen angenommen, die unsere ernsteste Beachtung erheischen. Er verdient den Namen „Kulturkampf", weil die Kunsthalle ein kulturelles Institut sein will und weil die jetzt gegründete „Vereinigung Bremer Kunstfreunde" mit ihrer ausgesprochenen Absicht, den angeblich „einseitigen" Tendenzen unserer Sammlungsleitung durch geeignete Maßregeln entgegenzutreten, zugleich Hüterin der alten bremischen Kulturüberlieferung zu sein beansprucht.

Schon einmal war von solcher Wahrung heimischer Tradition gegenüber dem frechen Eindringen der Modernen die Rede; wir denken an jenen Kampf, den die Kunsthalle und ein hiesiger Kritiker gegen die Vertreter der von Arthur Fitger beeinflußten „Konservativen" und für die neue Worpsweder Künstlergruppe auszufechten hatte. Damals galt die akademische Historienmalerei Fitgers als diejenige Kunst, welche altbremischer Art am meisten entspräche. Heute ist es vielleicht gerade die damals so lächerlich gemachte Worpsweder Malerei, welche manche Hüter der bremischen Tradition verteidigen zu müssen glauben (obgleich sie keineswegs bedroht ist). Aus dem Worpsweder Kreise ging ja auch jener viel diskutierte Künstlerprotest hervor, der, weil er anfangs von bestimmten bremischen Anlässen ausging, wohl jetzt ein indirekter Anlaß zu der neuen Frontbildung gegen die Kunsthalle geworden ist. Aber dürfen die neuen Protestler auch sicher sein, daß sie Carl Vinnen als seine echten Geisteskinder anerkennt? Sollte diejenige Art von Reaktion, wie sie in den Mitgliederversammlungen des neuen Bundes als bremisches Kulturinteresse ausgerufen wird, wohl wirklich dem entsprechen, was Vinnen in seinem Aufrufe an die deutsche Künstlerschaft gemeint hat? Die „Güldenkammer" hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie den Vinnenschen Ausführungen nicht beizupflichten vermochte; immerhin glaubt sie doch genügend Witterung für geistige Unterschiede zu besitzen, um zu vermuten, daß Herr Vinnen die neuesten unfreiwillig von ihm gerufenen Geister mit einigem Befremden betrachten wird. Er wird wissen, daß viele von denjenigen, die ihn jetzt zum Kronzeugen ihrer guten Absichten machen möchten, vor zehn Jahren die ersten gewesen wären, über seine eigene Malerei das „kreuzige!!" zu rufen — immer natürlich im Namen der bekannten altbremischen Kulturideale.

Wenn von bremischer Tradition und Kultur die Rede ist, so beansprucht die „Güldenkammer" das Recht, ein Wort mitzusprechen, da sie es — wie ihre Leser wissen — als ihre Ehrenpflicht betrachtet, im Geiste bremisch zu sein und zu bleiben. Freilich kann sie es nicht als eine richtige Auslegung bremisch-konservativer Gesinnung betrachten, daß man das Gute immer erst dann anerkennt, wenn seine Würdigung kein Verdienst mehr ist. Sie hält es nicht für ein Zeichen gut bremischer Gesinnung, daß man das Lebenswerk eines Mannes, auf welches das ganze In- und Ausland mit höchstem Respekte schaut, schädigt, indem man das Vertrauen des Kunstvereins zu seinem Galerieleiter zu erschüttern trachtet und in schwierigsten Kultur- und Geschmacksfragen das Urteil einer buntscheckigen Majorität auf den Schild erheben möchte. Die organische Weiterentwicklung der Kunsthalle, auf die wir mit Stolz hinschauen, ist in Frage gestellt, wenn es gelingt, innerhalb des Kunstvereins und seines Vorstandes künstlich Gegensätze zu schaffen, die eine konsequente Durchführung des längst bewährten Programms noch in letzter Stunde unmöglich machen. Denn durch ein planloses Wirtschaften mit jeden und allen „Richtungen", guten und schlechten, wird man wohl allen möglichen Geschmäcken gerecht, niemals aber dem einen und guten Geschmack,

der allein, auf Grund genauen Studiums und ernstester Selbstzucht, die Resultante aus den künstlerischen Bestrebungen der Gegenwart zu ziehen imstande ist.

Die Kunsthalle hat ihre eigenen Traditionen, und niemand wird diese Tradition besser verstehen als derjenige, der das Institut zu dem gemacht hat, was es ist. Die „Güldenkammer" hält es für ein wohlverstandenes Zeichen bremischer Konservativität, daß man eine Tradition achtet, in der sich Treue und Beständigkeit gezeigt hat, daß man sie achtet, selbst wenn es bei ihrer konsequenten Durchführung nicht ohne Schärfen und Schroffheiten abgegangen ist. — In diesem Sinne soll der Kampf auch weiterhin von ihr geführt werden, und wenn überhaupt, muß sich gerade hier die Existenzberechtigung dieses kulturellen Unternehmens beweisen.

Sm.

Über Schulreform, Reformschulen und Schulgemeinden.

I.

Wer das Ganze einer Kultur als einheitlichen Wirkungszusammenhang und alle politischen und sozialen Einrichtungen als dessen notwendige Faktoren zu betrachten gelernt hat, dem muß die **Schule** als die wichtigste derjenigen Institutionen erscheinen, durch die jenes ganze System sich selbst **erhält**.

Es liegt von vornherein ein eminent konservatives Moment in der Schule. Die Gesellschaftsordnung kann als ein System von Stellungen und Berufen betrachtet werden, die von der aufrückenden Generation wieder besetzt werden müssen. Was die offiziellen Schulen zu leisten haben, ist, daß sie eine genügende Anzahl geeigneter Funktionäre heranbilden für die Zeiten, wo jene Berufe vakant werden. Die meisten modernen schulreformerischen Bewegungen kehren gerade diesen konservativen Zug der Schule heraus, schneiden sie immer vollkommener auf das Ideal hin zu, eine Anstalt der Vorbereitung für den künftigen Beruf zu sein, und unterwerfen sie immer skrupelloser der Herrschaft der **gegenwärtigen** Kultur. Man fordert, daß die Schule der lebendigen Gegenwart entspreche, ihr diene und auf sie hin erziehe. Man lehnt z. B. das humanistische Gymnasium von derlei Erwägungen aus ab. Man empfiehlt eine früher einsetzende und weiter durchgeführte Spezialisierung der Schulbildung im direkten Hinblick auf die verschiedenen Spezialberufe. Man fordert bürgerkundliche Unterweisung, um dem Staat politisch aufgeklärte und über ihre Rechte und Pflichten theoretisch wohlorientierte Bürger zu stellen. Die Schule soll überhaupt „zeitgemäß" sein. Der konservative Grundcharakter der offiziellen Schule wird, wie gesagt, durch diese Art Schulreform nicht alteriert, sondern nur unterstrichen. Immer bleibt dies die Meinung: es gibt eine dem Erzieher und der erziehenden Gesellschaft bekannte Aufgabe, zu der erzogen werden soll; diese Aufgabe wird in der Gegenwart von uns erfüllt und muß in Zukunft von unsern (dementsprechend zu instruierenden) Kindern erfüllt werden; sie muß im Wechsel der Generationen beharren.

So lange an diesem Standpunkte festgehalten wird, ist eine Schule, die mit vollem Recht fortschrittlich genannt werden könnte, unmöglich. Man darf sie nicht so nennen um einiger Neuerungen willen, die einen „fortschrittlichen" Eindruck machen. Wirklich fortschrittlich würde die Schule in dem Moment, wo ihr die Einfügung der jungen Generation in die gegenwärtige Kultur nicht mehr, wie es bis jetzt ist, einziges Ziel, sondern höchstens selbstverständliche Basis ihrer Arbeit werden würde; und wo dann eine ganz neue Sorge, die Sorge für die **zukünftige** Kultur, ihr eigentlicher Inhalt würde. Es muß sich das Gefühl einbürgern, daß nichts erreicht ist, wenn die Kinder zu Funktionären für gegenwärtige Berufe und zu Bürgern des gegenwärtigen Staates erzogen werden. Denn wer berechtigt uns zu glauben, daß diese Berufe selbst und dieser Staat selbst wert sind, erhalten und in die nächste Generation fortgepflanzt zu werden? Und was wäre der Erfolg dieser Art Schulbildung, ließe sie sich vollendet durchführen? — Ewiger Stillstand der Kultur. — Vielmehr muß an die Schule die Forderung gestellt werden, daß sie die neuen Generationen für Be-

rufe erzieht, die sie sich selbst werden schaffen müssen, und für einen Staat, den es noch nicht gibt. Es kann zunächst nicht angenommen werden, daß sich dieser neue Schultypus im Rahmen der Staatsschule wird erreichen lassen, so bereitwillig auch an dieser reformiert werden möge; was ihm hier entgegensteht, ist der natürliche Selbsterhaltungstrieb des gegenwärtigen Staates, der sich in seinen Schulen seine Bürger erziehen muß.

Fortschritte der Kultur kommen ja überhaupt nie so zustande, daß sich die ganze Gesellschaftsordnung gleichmäßig vorwärtsbewegte; sondern stets so, daß irgendeine soziale Klasse den Fortschritt trägt, eine andere aktiv widersteht, der Rest sich zerren läßt. Auch den neuen Schultypus zu schaffen, wird zunächst die Aufgabe einer einzelnen Schicht, und zwar natürlich derjenigen sein, die entschlossen ist, die Zukunft zu gestalten. Das liberale Bürgertum und welche Kreise sonst dem Fortschritt zu dienen gewillt sind, sie müssen, haben sie einmal den notwendig konservativen Charakter der offiziellen Schule erkannt, private Schulreform treiben, wenn sie sich nicht in unfruchtbare Kritik verlieren wollen. Die Reformschulen, die den neuen Grundgedanken, daß die Jugend nicht für die Gegenwart, sondern für die Zukunft zu erziehen sei, in die Praxis umsetzen, sind also eine Selbsthilfe der liberalen Kreise des Bürgertums.

Dr. J. Freyer.

Das rheinische Bismarckdenkmal.

Man kann darüber im Zweifel sein, ob es überhaupt nötig war, gegenüber dem Niederwalddenkmal auch auf dem linken Rheinufer ein Denkmal zu errichten. Denkmäler sind nur sehr wenig danach angetan, eine schöne Landschaft noch weiter zu verzieren. Immerhin, der Beschluß wurde gefaßt. Gut! Es geschah, was in solchen Fällen zu geschehen pflegt: ein Preisausschreiben wurde erlassen und verschiedene Komitees — reichlich viele — wurden gebildet. Die Tätigkeit des Preisgerichtes besteht in solchem Falle darin, das Material zu sichten und kraft seines sachverständigen Urteils das Geeignete zur Ausführung zu empfehlen. Die Entscheidung über die Ausführung behält sich natürlich der Veranstalter eines solchen Unternehmens, vertreten durch irgend ein Komitee, vor. Wenn das Ganze einen Sinn haben soll, so erachtet sich das Entscheidungskomitee an das Sachverständigenurteil des Preisgerichtes für gebunden, falls nicht besonders schwerwiegende Bedenken seine Ausführung als untunlich erscheinen lassen. — Das Preisgericht war glücklich zusammengesetzt und vereinigte außer den sachverständigen Laienelementen einheimischer Beamten und Gelehrten eine Reihe unserer angesehensten Künstler. Zunächst verlief alles wundervoll programmmäßig. Vierhundert Entwürfe gingen ein. Die Mehrzahl diente zur Erheiterung des Preisgerichtes. Immerhin blieb ein beträchtlicher Rest zurück, unter denen, ein unerwarteter und seltener Fall, ein Entwurf einstimmig als der beste hervorgehoben wurde. Zum Überdruß erörterte ästhetische Wertungen sollen nicht wiederholt werden, vielmehr sei nur kurz konstatiert, daß der preisgekrönte Entwurf — eine Siegfriedgestalt in einem Dolmenkranz — sich besonders glücklich dem Landschaftsbilde einfügte. Unter den von der Jury abgelehnten Gebilden, die durch riesige Dimensionen des Denkmalbaues das Landschaftsbild nach Ansicht des Preisgerichtes störten, befand sich auch der Entwurf der Herren Kreis und Lederer. Das Preisgericht hatte ihn nur zum Ankauf empfohlen.

Bei normalem Verlauf der Angelegenheit stand nun folgendes zu erwarten: 1. Mehr oder minder heftige Opposition seitens der unterlegenen Künstler und ihrer Freunde. 2. Preßfehde. 3. Durch intelligente und energische Leitung der Kampagne seitens des Denkmalausschusses Sieg des Preisgerichtes, Bestimmung des preisgekrönten Entwurfes zur Ausführung. 4. Rückzugskanonade und allmähliches Verstummen der knurrenden Gegenpartei.

Es kam anders. „Das deutsche Volk" ließ seine Stimme in einem Rauschen der deutschen Tagesblätter vernehmen. Hahn — unpopulär; Kreis — Ausdruck deutscher Kraft, würdige Verkörperung Bismarcks. Habeant sibi! Kurzum, am 23.

und 24. Juni findet ein abermaliges Zusammentreten des Entscheidungsausschusses statt. Bedauerlicherweise wird eine zweite Konkurrenz ausgeschrieben unter Hinzuziehung von Bewerbern, die vom Preisgericht nicht in die engste Wahl aufgenommen waren, u. a. von Kreis. Protokolle zu diesen Sitzungen wurden den Preisrichtern nicht vorgelegt, nicht einmal Namen und Berechtigung der Erschienenen scheinen festgestellt und in einer Präsenzliste niedergelegt worden zu sein. Daraufhin Austritt des ersten Vorsitzenden des geschäftsführenden Ausschusses, des Geheimen Kommerzienrat Kirrdorf. An seine Stelle tritt der Geheimrat Clemen. Erneute Tätigkeit der Künstlerschaft. Am 21. und 22. November findet eine Sitzung des zweiten Preisgerichtes zu Köln statt. Die Träger des ersten Preises haben eine neue Arbeit eingesandt, welche jedoch keinen Beifall findet. Dagegen wird der erste Preis abermals dem alten Entwurf der Herren Hahn und Bestelmeyer zuerkannt. Der mit zweifelhafter Berechtigung zur Konkurrenz zugelassene Architekt Kreis hat einen Entwurf eingesandt, der mit Stimmengleichheit bei ablehnendem Votum des Vorsitzenden von der Empfehlung zur Entscheidung ausgeschlossen wurde.

So hieß es bisher. Nun finden wir in Nummer 71 des „Tag" vom 24. März im Auszug des Protokolls des Preisgerichts vom 21. November unter fünf Entwürfen an letzter Stelle: Faust A I von Kreis und Lederer. Also doch! Ein merkwürdiger Widerspruch.

Nachdem nun das Preisgericht gesprochen hatte, sollte sofort der Entscheidungsausschuß zusammentreten. Das war vernünftigerweise beschlossen worden, um nämlich weiteres Dreinreden des „deutschen Volkes" in der Presse zu verhindern. Auf einmal wird die Sitzung des Entscheidungsausschusses auf den 4. Dezember verschoben. Damit ist natürlich dem Pressegeschwätz Tür und Tor geöffnet und die mit gutem Recht erwünschte Teilnahme der Preisrichter an der Sitzung des Entscheidungsausschusses erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht. Noch mehr: die Preisrichter werden durch Zuschrift der Geschäftsleitung vom 1. Dezember gradezu ermuntert, der Sitzung fern zu bleiben, da der Vorsitzende des Preisgerichtes, Professor Lichtwark, ihre Interessen schon wahrnehmen werde. Also — Sitzung des Entscheidungsausschusses unter Abwesenheit der Künstler des Preisgerichtes. Hier wird nun endgültig der Entwurf der Herren Kreis und Lederer zur Ausführung gewählt. Als Epilog dieser Ereignisse: erneutes mächtiges Rauschen der deutschen Tagesblätter. Das Volk fängt an, seine Ansicht zu revidieren.

Soviel steht fest, die zur Beurteilung berufenen sachverständigen Künstler hohen Ranges haben Hahn und Bestelmeyer zur Ausführung empfohlen. Ferner steht fest, daß in der ganzen Behandlung der Angelegenheit nicht alles mit rechten Dingen zugegangen ist. Auf welcher Seite und in welchem Augenblick Unkorrektheiten begangen wurden, ist fraglich. Fraglich ist ferner, ob das Denkmal nunmehr überhaupt ausgeführt wird. Moral? —

Gustav Pauli.

Schluß des redaktionellen Teils!

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.
Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto) an die Redaktion Bremen, Am Wall 163. Tel. 6945.
Sprechstunden der Redaktion: Dienstag und Freitag von 1—2 Uhr.
Verlag: Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft in Bremen.
Druck: H. M. Hauschild, Hofbuchdruckerei, Bremen.

Ein dunkler „Freund“.

Eine bekannte, aber deshalb nicht minder gute Anekdote erzählt, daß man Voltaire vor dem allzureichlichen Kaffeegenuß gewarnt habe, mit dem Hinweise, dieses Getränk sei ein langsames, aber sicheres Gift. Darauf soll der geistreiche Spötter geantwortet haben: „Ob es sicher ist, kann ich bei Lebzeiten nicht beurteilen, aber daß es langsam wirkt, steht fest, denn ich trinke dieses Gift nun schon an die siebzig Jahre.“

Es ist dies eine jener Anekdoten, die mehr um ihres Witzes, als um ihrer Wahrhaftigkeit willen erfunden worden sind, wahrscheinlich von einem fanatischen Kaffeefreunde, der für seine Leidenschaft eine Entschuldigung suchte. Möglich auch, daß dieser Liebhaber des orientalischen Trankes wirklich Voltaire selbst gewesen ist, mit der Unrichtigkeit hat die Person des Schöpfers nichts zu tun.

Es wäre sogar unrichtig, anzunehmen, daß die schädliche Wirkung des Mokka zu Voltaires Zeiten vielleicht noch gar nicht in dem Maße bekannt gewesen sei, wie heute, dank unserer so sehr vorgeschrittenen Wissenschaft. Aber man darf annehmen, daß die gesamte Lebensweise jener Zeit, die sich in ganz anderen, viel ruhigeren und sehr viel weniger Nervenkraft erfordernden Bahnen bewegte, auch die zweifellos ungünstigen physiologischen Folgen des Kaffeegenusses nicht so sehr hervortreten ließ, wie in unserer Zeit, die unsere Nervenkraft in gehöriger Weise absorbiert und diese demgemäß in ganz anderem Grade empfindlich macht, als damals, da „Großvater die Großmutter nahm.“

Gegenwärtig aber ist zweifellos festgestellt, daß Kaffee immer in gewissem Maße, in vielen Fällen aber außerordentlich gesundheitsschädlich wirkt. Der Kreis der Personen, denen ärztlicherseits — und mit vollem Recht — der Kaffeegenuß eingeschränkt oder gänzlich untersagt wird, erweitert und vergrößert sich immer mehr. Wie schwer es aber dem Arzte wird, sein Verbot durchgeführt zu sehen, wird nur der Heilbeflissene zu sagen wissen, der immer wieder seine Patienten bei dem verpönten Getränke antrifft und immer dieselbe Antwort auf alle Vorwürfe zu hören bekommt: „Aber Herr Doktor, wegen des einen Schälchens Kaffee?“

Doch oft macht es schon das eine Schälchen Kaffee, daß ernstliche Störungen auftreten und den Patienten wieder um eine ganze Spanne zurückbringen. Man hatte früher keine Ahnung, wie stark das im Kaffee enthaltene Gift, das Koffeïn, in seiner Wirkung ist. Die Versuche aber, die nach dieser Richtung angestellt wurden, haben sehr präzise Aufschlüsse gebracht und eine starke Gegner-

schaft in den Ärztekreisen, sowohl in denen der Schulmedizin, wie auch in denen der Naturheilkunde, gegen den Kaffee hervorgerufen.

Die Forschungen gehen bis auf mehr als ein halbes Jahrhundert zurück. Bereits 1857 haben Stuhlmann und Falck Tierversuche mit Koffeïn angestellt, bei denen sich 0,5 bis 0,25 Gramm, Katzen und Hunden appliziert, als absolut tödlich erwiesen. Gleiche Wirkungen beobachteten C. Voigt, Boruttau u. a.

Was nun die physiologischen Wirkungen des Koffeïn auf den Menschen betrifft, so werden diese als bekannt vorausgesetzt: Herzklopfen, Schwindel, Aufregung, Ohrensausen, Schlaflosigkeit stellen sich nach übermäßigem Kaffeegenuß ein und Gehirn und Herz sind die Organe, die in der Regel am meisten in Mitleidenschaft gezogen werden. Mancher, der gewohnheitsmäßig seine paar Tassen Kaffee täglich zu genießen pflegt, wird ein wenig spöttisch lächeln und sagen: „Mir hat der Kaffee bis jetzt nichts geschadet." Scheinbar! Denn Gift bleibt Gift. Allerdings ist die Wirkung nicht bei jedem Menschen die gleiche, wie ja alle Einflüsse sich je nach der Individualität in verschiedener Weise bemerkbar machen. Man denke doch an Alkohol und Tabak, beides ebenfalls Genußgifte, von denen wieder der eine — jedoch abermals nur scheinbar! — ungestraft bedeutende Mengen verträgt, während den anderen schon ein bescheidenes Maß umwirft, oder von innen nach außen kehrt.

Jahrhunderte alte Gewohnheit läßt sich nicht so leicht ausrotten und das Kaffeetrinken ist den Menschen wirklich „in Fleisch und Blut übergegangen." Man suchte nach den Ersatzmitteln, machte alle möglichen Versuche, dem gefährlichen Getränke andere gesundheitsmäßigere zu substituieren, doch mit mangelhaftem Erfolg.

Die Ersatzmittel kann man füglich in zwei Gruppen teilen, in die gänzlich andersartigen und in die kaffeeähnlichen Getränke. Zu den ersteren kann man überhaupt jedes Getränk zählen, das nicht künstlich zu einem kaffeeähnlichen gemacht werden soll: Milch, Kakao, Schokolade, Suppen usw. in die Reihe der kaffeeähnlichen Getränke die Surrogate, die einen braunen Trank liefern, dem durch irgendwelche Verfahren ein kaffeeähnlicher Geschmack gegeben werden soll.

Die Substituierung der ersteren Getränke läßt sich durch ein ärztliches Machtwort erzwingen: Milch wird an Stelle von Kaffee verordnet, anfänglich ungern, später mit weniger Widerstreben genossen, ebenso Suppen und andere Getränke. Schwieriger verhält sich die Sache bei den Surrogaten. Man ist sozusagen ständig an das gewohnte, geliebte und nun doch verbotene Getränk erinnert,

man erhält einen Aufguß, der beinahe wie Kaffee aussieht, der aber keiner ist und am allerwenigsten nach Kaffee schmeckt. Hier ist die Gefahr eine noch größere, daß gelegentlich das Verbot übertreten und an Stelle des Surrogates wieder wirklicher Kaffee genommen wird.

Ein Ausweg aus dem Dilemma war aber notwendig. Der unbedingten Wahrheit von der Schädlichkeit des Kaffees für Gesunde und der absoluten Gefährlichkeit dieses Genußmittels für Herz- und Nervenleidende konnte man sich nicht mehr verschließen: die Ärzte mußten den Kaffee verbieten.

Der Kaffee aber macht es gar nicht. Der Kaffee an sich ist gar nicht schädlich, nur der Koffeïngehalt macht ihn dazu. Wenn es gelänge, Kaffee ohne Koffeïn herzustellen, dann, ja dann . . .

Und es gelang. Der Viper wurden die Giftzähne genommen, sie wurde zum harmlosen Spielgefährten. Der Kaffee ohne Koffeïn — das Ideal der Ärzte und der Kranken und all der Millionen, die gesund bleiben wollen, aber den Kaffee nicht entbehren können — ist erreicht. Es ist gelungen, mittels eines eigentümlichen Verfahrens dem Kaffee das Koffeïn zu entziehen, ohne den Wohlgeschmack des Trankes im geringsten zu beeinträchtigen. Im Gegenteil, richtige Feinschmecker behaupten sogar, der koffeïnfreie Kaffee schmecke aromatischer, voller, weicher . . .

Die Ärzte atmen auf, mehr noch die Patienten. Keine Surrogate, kein ungewohntes Frühstück mehr. Das warme, gute Schälchen Kaffee bleibt unbenommen und auch wenns zwei sind, hat der Arzt nichts dagegen — der koffeïnfreie „Kaffeehag“, hergestellt von der Kaffee-Handels-Aktien-Gesellschaft, Bremen, schadet ja in keinem Falle. Er trägt als Marke den Rettungsring und ein Rettungsring ist er für alle geworden, die in Gefahr waren, zwischen der Scylla des verbotenen Kaffees und der Charybdis der sogenannten Kaffeesurrogate zu ertrinken.

Die Industrie im Kampfe gegen die Schundliteratur.

Theoretische Erörterungen über die Bekämpfung der Schundliteratur dürften kaum den Erfolg haben, daß die große Masse der Arbeiter, denen die Schundware unter Benutzung der raffiniertesten Mittel ins Haus und in die Arbeitsstätten gebracht wird, ohne weiteres die Folgerungen für die Praxis zieht und den Weg zu guten Buchhandlungen findet. An der Passivität des Arbeiters — die allerdings durch Mangel an Zeit und Geld begründet ist — scheitert auch zum Teil die so erfreuliche Aufklärungsarbeit der Arbeiterpresse, deren Unterhaltungsliteratur schon an und für sich auf einer Höhe steht, die von vielen bürgerlichen Blättern bedauerlicherweise nicht erreicht wird. Der Volksverlag von Philipp Reclam, Leipzig, hat nun durch die Übertragung einer von Kaufleuten häufig benutzten Einrichtung auf den Buchhandel ein Mittel

erdacht, um den Arbeiter mit guter Lektüre zu versorgen, ohne große Ansprüche an seine Bequemlichkeit zu stellen oder ihm Zeitverlust zu verursachen. Es ist dies die Aufstellung von Bücherautomaten, wie sie die Schokoladen-, Zigarren- und Ansichtskarten-Industrie schon längst kennt. Der Apparat wird an den Eingängen zu den Fabriken und den sonstigen Arbeitsplätzen aufgestellt oder aufgehängt. Dieser „automatische Buchhändler“ präsentiert sich in einem hübschen blauen Gewande, das Professor Peter Behrens mit sicherer Meisterschaft entworfen hat. Da Bücher keine „Ware“ sind, vielmehr etwas Individuelles darstellen, so muß der Bücherkäufer auch die Auswahl haben: es ist daher bei der Einrichtung des Automaten ein kleines Schaufenster vorgesehen, hinter welchem sich zwölf verschiedene Reclam-Bändchen zeigen. Jedes Heft ist mit einem Streifband umgeben, auf dem in deutlicher Schrift und in knappen Sätzen der Inhalt des Werkchens und eine kurze Charakterisierung des Autors angegeben ist. Sogar die Anregung zur selbständigen literarischen Betrachtung will der Auswahl-Automat geben, denn jedes Bändchen fordert zu einer kleinen Kritik des Inhaltes auf; für den glücklichen Amateurkritiker wird es dann besondere Prämien geben. Die Arbeiter werden sogar „kapitalistisch“ an dem Unternehmen beteiligt sein, denn ein Bruchteil des Umsatzes fließt in die Wohlfahrtskasse.

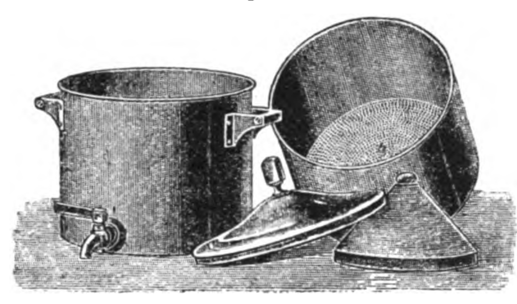
In Bremen haben sich verschiedene Unternehmen, unter anderen die **Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft,** zur Aufstellung eines oder mehrerer Automaten verpflichtet. Das Beispiel verdient weitgehende Nachahmung.

Räume im Raum.

Eine besondere Kunst des Einrichtens und ein Hauptgeheimnis zur Erzielung der Wohnlichkeit besteht darin, den Raum systematisch aufzuteilen: „Räume im Raum“ zu schaffen. Dazu sind nicht Einbauten, Abteilungen durch Leisten usw. nötig, sondern man lasse erst den gegebenen Raum sowie seine Beziehung zu den anstoßenden Zimmern in Ruhe auf sich wirken und lege dann durch Möbel, einen Schrank, durch Bilder, Teppiche und Matten bestimmende und begrenzende Linien fest, die das Gefühl des Verlorenseins im großen Raum verhüten und gut übersichtliche, selbständige Abteilungen schaffen. So behandle man die Fensterpartie, die Kaminpartie, die gemütliche Konversationsecke für sich und verteile vor allem die Bilder dementsprechend in Gruppen. Durch diese Differenzierung und Gliederung läßt sich zumal auch die kleine Wohnung bedeutend bereichern. Je geschlossener eine solche selbständig behandelte Abteilung wirkt, umso geräumiger erscheint der übrige Raum. In der Kleinwohnung wird darum Tisch und Hängelampe oft zweckmäßig seitlich angebracht. Sind alle Teile gut, so ist der ganze Raum, mag er noch so groß sein, niemals unwohnlich. Das einzige, was man dazu benötigt, ist Raumempfindung. (Aus dem Januarheft der von Hofrat Alexander Koch-Darmstadt herausgegebenen, im In- und Ausland als führende Zeitschrift für Wohnkultur anerkannten: „Innen-Dekoration“ mit ca. 100 Abbildungen, farbigen und Tondrucken, von Landhausbauten, Mietwohnungen und vorbildlichen Innenräumen aller Art, darunter die neuesten Arbeiten bekannter und feinsinniger Raumkünstler wie Ino A. Campbell-München, Carl Witzmann, Prof. Josef Hoffmann, Ad. Holub, Cesar Poppovits—Wien, Leo Nachtlicht—Berlin, Paul Schultze-Naumburg, Ernst Prinz-Kiel, Edwin Lutyens-London u. a. m. Einzelheft Mk. 2.50.)

Die „Umschau", Frankfurt a. M., schreibt in ihrer Nummer vom 23. März 1912:

„Mokka-Kaffee-Kocher. Diese Maschine besteht im wesentlichen aus einem Kupfer-Zylinder, der innen verzinnt ist und auf Wunsch außen vernickelt wird, an welchem sich unten seitwärts ein Ablaßhahn befindet. In dem Außentopf wird ein zweiter, aus gleichem Metall bestehender Zylinder, dessen aus reinem Nickel bestehender eigenartig gestalteter Boden fein durchlocht ist, gestellt. Die Bereitung des Kaffeegetränkes besteht darin, daß man den Außentopf, der mit einem innen verzinnten Deckel geschlossen wird, mit Wasser gefüllt auf das Feuer stellt. Sobald das Wasser kocht, löscht man das Gasfeuer, resp. stellt den Apparat vom Herdfeuer und senkt den Innentopf, welcher mit sehr feinkörnig gemahlenem Kaffee gefüllt ist, in den Außentopf. Man rührt um und läßt das brühende Wasser 6—8 Minuten auf das Kaffeepulver wirken und läßt alsdann durch den Hahn den fertigen Kaffee in einen Behälter oder in die Tasse direkt ablaufen. Die feinen Kaffeeteilchen legen sich während der Ziehzeit an die Wand des sehr fein gelochten Siebmantels, eine natürliche Filterschicht bildend, wodurch eine klare Filteration des Getränkes von voller aromatischer und kräftiger Güte erzielt wird, wie sie beim Gebrauch eines Kaffeebeutels nicht erreicht werden kann. Vermöge der großen Siebfläche des Einsatztopfes geht die Filtration sehr rasch vor sich."



Mokka-Kocher in verschiedenen Größen sind zu beziehen von der

Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen.

Fremdenführer für Wiesbaden.

Sanatorien und Kuranstalten

Privatklinik Dr. Abend, Parkstr. 30
Kuranstalt Dietenmühle, Parkstr. 46
Kuranstalt Lindenhof, Walkmühlstr. 61
Kurhaus Bad Nerotal, G. m. b. H., Nerotalstr. 18
Sanatorium Friedrichshöhe, Leberberg 18
Sanatorium v. roten Kreuz, Schöne Aussicht 41
Sanatorium Dr. Rob. Schütz, Parkstr.
Sanatorium „Siegfried", Wartestr. 4
Sanatorium Dr. F. Staffel, Mainzerstr. 13
Kgl. Wilhelmsheilanstalt, Schloßplatz 2

Cafés und Restaurants

Café Berliner Hof, Taunusstr. 1
Café Habsburg, Kirchgasse 60
Restaurant Hauptbahnhof, Fritz Krieger, Hoflief. u. Hoftraiteur
Café Hohenzollern, Wilhelmstr. 12
Köllisch A., Engel's Kakaostube, Kirchgasse 29
Café Orient, Unter den Eichen
Ritter, Emil, Café und Restaurant, Unter den Eichen

Hotels

Astoriahotel, Sonnenbergerstr. 20
Bellevue, Wilhelmstr. 26
Cölnischer Hof, Kl. Burgstr. 6
Continental, Langgasse 36
Dahlheim, Taunusstr. 15
Englischer Hof, Kranzplatz 11
Europäischer Hof, Langgasse 32
Goldnes Kreuz, Spiegelgasse 8
Grüner Wald, Marktstr. 10
Häußer, Karl, Veg. Kurrestaurant, Taunusstr. 13
Vier Jahreszeiten, Kaiser-Frdr.-Platz 1
Zum Kranz, Langgasse 56
Kurhaus, W. Ruthe, Hofl., Kurhausplatz 2
Metropole-Monopol, Wilhelmstr. 8/10
Nassauer Hof, Kaiser-Frdr.-Platz 3
National, Taunusstr. 21
Neroberg u. Beausite, Luftkurort und Cafés, Neroberg
Nizza, Frankfurterstr. 28
Palast-Hotel, Kochbrunnenplatz 1
Pariser Hof, Spiegelgasse 9
Park-Hotel, Wilhelmstr. 34/36
Ratskeller, Marktplatz 7
Residenzhotel, Wilhelmstr. 3/5
Ries, Th., Hotelbesitzer, Kranzplatz 3
Riviera, Bierstädterstr. 7
Römerbad, Kochbrunnenplatz 3
Rose, Kranzplatz 7/9
Schwarzer Bock, Kranzplatz 12
Taunus-Hotel, Rheinstr. 19/21
Veg. Kurrestaurant „Ceres", Schillerplatz 1
Viktoria, Wilhelmstr. 1
Vogel, Rheinstr. 27
Weiße Lilien, Häfnergasse 8
Weißes Roß, Kochbrunnenplatz 2
Wiesbadener Hof, Moritzstr. 6
Wilhelma, Sonnenbergerstr. 2

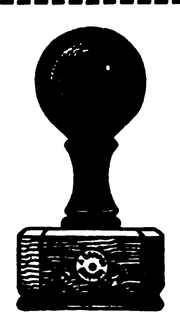
Pensionen und Anstalten

Pension Geschw. Karpin, Taunusstr. 49
Pension Villa Monbijou, Paulinenstr. 4
Pension Nerotal, Nerotal 12
Pension Primavera, Frankfurterstr. 8
Hospiz „Zum heiligen Geist", Friedrichstr. 24/26

In den oben genannten Etablissements wird der coffeïnfreie „KAFFEEHAG" verabreicht.


MERCEDES
Hervorragendste
Schreibmaschine
Mercedes-Bur:-Masch:G.m.b.H. Berlin W.30


Aus triftigen Gründen
achten die Ärzte in Sanatorien und Heilanstalten auf die regelmäßige Verwendung von „Enrilo“ als Zusatz zum Bohnenkaffee: weil die Ausgiebigkeit der unschädlichen, würzigen Bestandteile des Enrilokaffeezusatzes eine erhebliche Ersparnis bedingt und weil außerdem das angenehme Aroma des reinen Kaffeegeschmackes nicht im geringsten beeinträchtigt wird.
Enrilo G. m. b. H., Berlin W.



DIE FÜHRENDE KUNSTZEITSCHRIFT



DEUTSCHE KUNST UND DEKORATION

WOHNUNGSKUNST
MALEREI · PLASTIK
ARCHITEKTUR · GÄRTEN
KÜNSTLERISCHE · FRAUEN-ARBEITEN

HERAUSGEBER
HOFRAT ALEXANDER KOCH
DARMSTADT.

XV JAHRG. HEFT 1

DAS SOEBEN ERSCHIENENE
OKTOBER-HEFT
bietet in 125 Abbild. und Kunstbeilagen

MALEREI VON
ANGELO JANK
FERDINAND HODLER
CARL SCHUCH
MÜNCHNER SECESSIONS-AUSSTELLUNG SCHWEIZER KÜNSTLER usw.

PLASTIK VON
BERNH. HOETGER
ULFERT JANSSEN,
AD. AMBERG
MICH. POWOLNY

ARCHITEKTUR
HERM. MUTHESIUS
EMANUEL v. SEIDL
INO A. CAMPBELL
EDW. E. LUTYENS
M. ZÜRCHER

BILDNIS-PHOTOGRAPHIE VON
FRANK E. SMITH

KUNSTGEWERBE
Silberarbeiten, Porzellane, Keramik, Stickereien, Leder-Arbeiten, Künstlerpuppen, Spielzeug usw.

TEXTBEITRÄGE
HANS THOMA
FRANZ SERVAIS
E. v. BRINCKMANN
WILH. MICHEL u. a.

INSGESAMT 125 meist ganzseitige Abbild., mehrere Farb- u. Sepiaton-Beilagen.

VORRÄTIG IN ALLEN BUCHHANDLUNGEN.

PREIS im Abonnement **2.–**

GEGEN 10 PF.-FREIMARKE versenden wir kostenfrei an jeden Kunstfreund das Miniatur-Heft 1911 mit 22 Illustrat.

EINZEL-PREIS portofrei bezogen **2.50**

VERLAGS-ANSTALT ALEXANDER KOCH · DARMSTADT.



Kaffee-Handels-Akt. Ges. Brem



Die Güldenkammer

2. Jahrgang
Heft 8
Mai 1912

Verlag: Kaffee Hag Bremen

INHALTS-VERZEICHNIS.

BEZUGS-BEDINGUNGEN.

Durch sämtliche Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt vom Verlag:
jährlich Mk. 8.—, vierteljährlich Mk. 2.—, Einzelheft: Mk. 0.80.

Kommissions-Verlag: Franz Leuwer, Bremen, Obernstraße 14.



JOS. ISRAELS SELBSTBILDNIS

(Aus dem Besitz der Modernen Galerie Thannhauser, München)



VINCENT VAN GOGH — BEI ASNIERES
(Aus dem Besitz der Modernen Galerie Thannhauser, München)



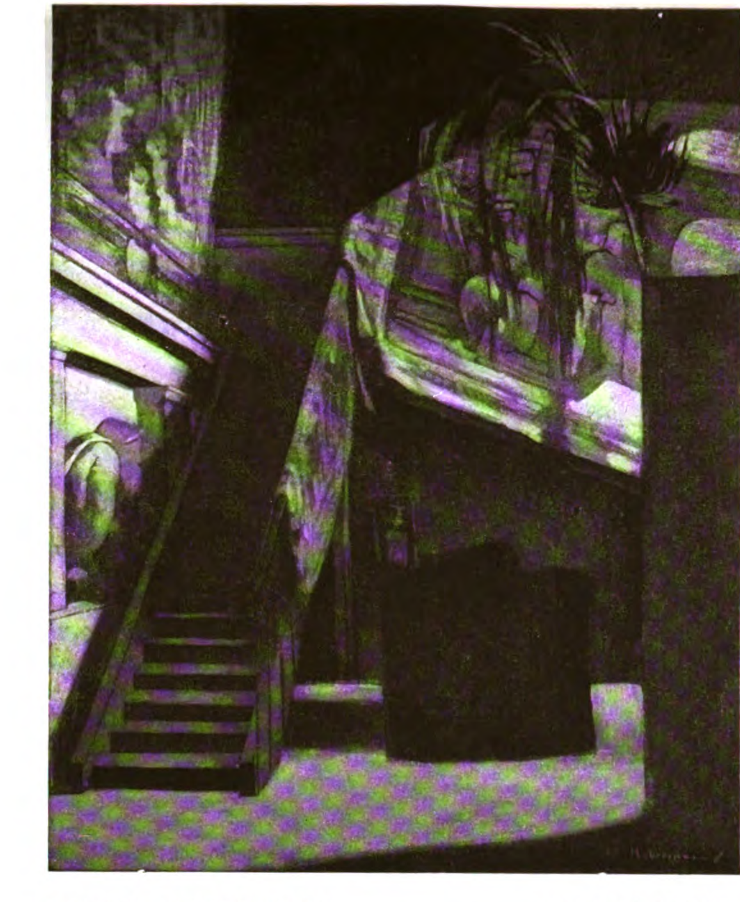
PAUL GAUGUIN — KRANKENHAUSGARTEN
(Aus dem Besitz der Modernen Galerie Thannhauser, München)





F v. UHDE — IM GARTEN

(Aus dem Besitz der Modernen Galerie Thannhauser, München)



HUGO v. HABERMANN — ATELIER PILOTY

(Aus dem Besitz der Modernen Galerie Thannhauser, München)



WILH. TRÜBNER LESENDES MÄDCHEN

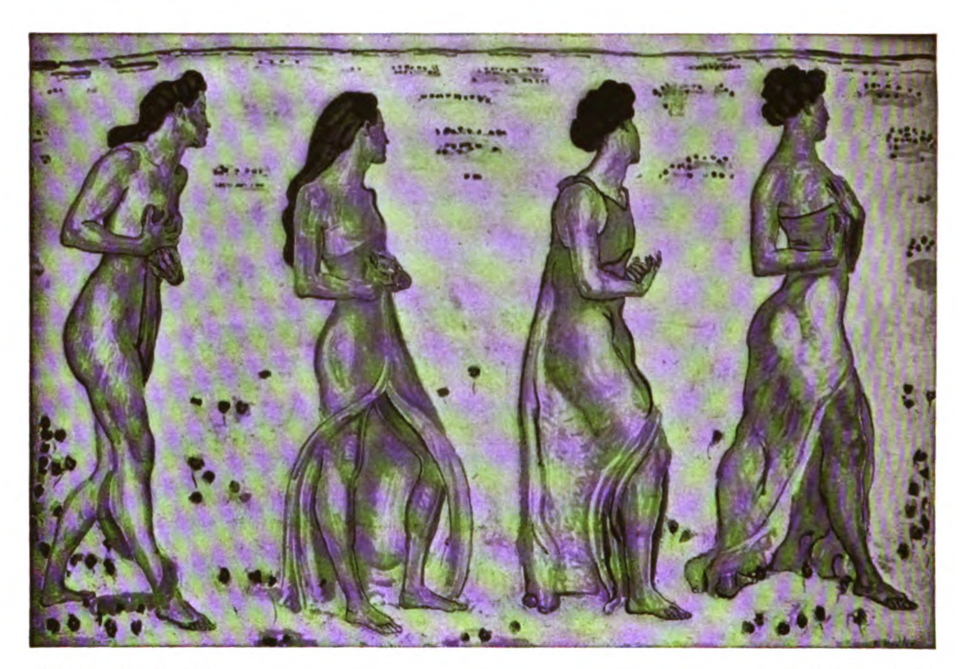
(Aus dem Besitz der Modernen Galerie Thannhauser, München)



MAX LIEBERMANN STRANDBILD
(Aus dem Besitz der Modernen Galerie Thannhauser, München)



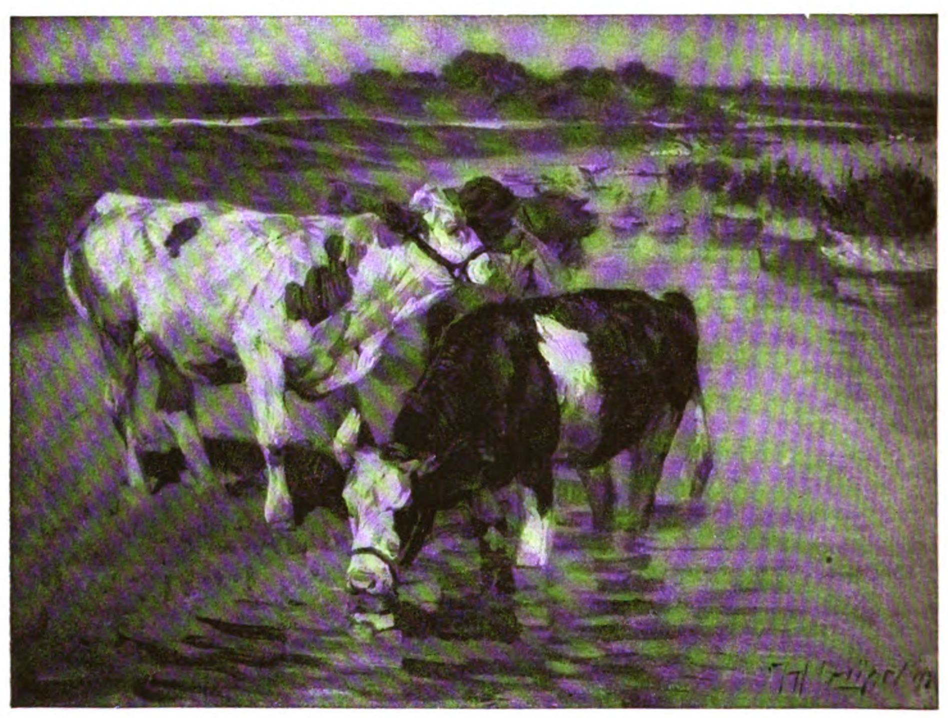
MAX SLEVOGT BLICK AUF FRANKFURT
(Aus dem Besitz der Modernen Galerie Thannhauser, München)



FERD. HODLER EMPFINDUNG

(Aus dem Besitz der Modernen Galerie Thannhauser, München)

Reproduziert mit Genehmigung von H. O. MIETHKE, WIEN



H. v. ZÜGEL KÜHE IM WASSER

(Aus dem Besitz der Modernen Galerie Thannhauser, München)

Die Güldenkammer

Herausgeber:

S. D. Gallwitz · G. F. Hartlaub · Hermann Smidt

Dr. jur. M. de Jonge: Kritischer Rundgang durch das Hanseatische Staatsrecht.

Das Staatsrecht der 1½ Millionen deutschen Republikaner („Republikaner" nicht im subjektiven, parteipolitischen, sondern im objektiven, staatsrechtlichen Sinne) ist bisher im deutschen Vaterlande sehr wenig bekannt. Und doch ist es nicht nur für die drei Republiken Bremen, Hamburg, Lübeck von fundamentaler praktischer Bedeutung, sondern auch vom Standpunkt vergleichender Staatswissenschaft und Staatsrechtswissenschaft für alle gebildeten Deutschen von hohem Reiz! Wir laden deshalb unsere Leser zu einem zwar kurzen, aber kritisch vergleichenden Rundgang durch die „Säle", in denen die „Bilder" des hanseatischen Staatsrechts hängen, ein, bei dem wir ihnen die am stärksten ausgeprägten Besonderheiten des Staatsrechts der drei deutschen Republiken, sozusagen das hanseatische „Spezifikum" zeigen und durch den Vergleich mit den entsprechenden verfassungsrechtlichen Normen der anderen deutschen Gliedstaaten seine charakteristische Bedeutung einmal in das Licht der allgemeinen deutschen Öffentlichkeit rücken werden. In drei Gruppen werden wir die Ergebnisse unserer kritischen Beobachtungen vorführen — die erste umfaßt die Fragen des Staatsbürgerrechts, die zweite die der Staatsgesetzgebung, die dritte die der Staatsverwaltung.

I. Das Staatsbürgerrecht.

Der Erwerb des Staatsbürgerrechts zeigt in allen drei Hansestädten eine überaus interessante Besonderheit — die Unterscheidung zwischen Staatsangehörigkeit und Staatsbürgerrecht, während sonst allenthalben in Deutschland jeder Staatsangehörige zugleich auch Staatsbürger ist! § 2 der Verfassung

der Freien Hansestadt Bremen vom 21. Februar 1854 lautet: „Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit bestimmen sich nach den Reichsgesetzen. Bürger des Staates ist jeder Angehörige desselben, welcher den Staatsbürgereid geleistet hat.“ Ähnlich Art. 4 der „Verfassung der Freien und Hansestadt Hamburg“ vom 13. Oktober 1879: „Bürger des hamburgischen Staates sind diejenigen Staatsangehörigen, welche den Eid auf die Verfassung geleistet und das dadurch erworbene Bürgerrecht nicht wieder verloren haben.“ Und fast wörtlich ebenso Art. 3 der Revidierten Verfassung der Freien und Hansestadt Lübeck vom 2. Oktober 1907: „Bürger des lübeckischen Freistaates sind diejenigen lübeckischen Staatsangehörigen, welche den Staatsbürgereid geleistet und das erworbene Staatsbürgerrecht nicht wieder verloren haben.“ Während aber nach bremischem Staatsrecht der verfassungsrechtliche Unterschied zwischen Staatsangehörigkeit und Staatsbürgerrecht nur eine prinzipielle, theoretische, keine praktische Bedeutung hat, indem durch besondere gesetzliche Bestimmung jeder Staatsangehörige den Staatsbürgereid zwischen dem 18. und 21. Jahr zu leisten verpflichtet ist, also sozusagen mit juristischer Naturnotwendigkeit die Metamorphose vom Staatsangehörigen zum Staatsbürger durchmachen muß, bestehen in Hamburg und Lübeck beide Kategorien dauernd nebeneinander! Nach lübeckischem Staatsrecht ist der Kreis derjenigen Staatsangehörigen, die gesetzlich verpflichtet sind, den Staatsbürgereid zu leisten, sehr gering, indem er nur die auf Lebenszeit gewählten Staatsbeamten und die Notare umfaßt. Nach hamburgischem Staatsrecht ist der Kreis größer, indem z. B. nach dem bereits zitierten Gesetz von 1896 (§ 3) auch solche Staatsangehörige, die in den drei letzten aufeinanderfolgenden Jahren ein Minimaleinkommen von 2000 Mark versteuert haben und noch nicht 60 Jahre alt sind, verpflichtet sind, Staatsbürger zu werden. Auch in fünf Monarchien des Deutschen Reiches besteht die Einrichtung des Staatsbürgereides, der dort, dem monarchischen Charakter des Staates entsprechend, auch „Huldigungseid“ oder Erbhuldigungseid genannt wird — in Bayern nach Titel X, § 3, in Württemberg nach § 20, Braunschweig nach § 26, Sachsen-Koburg-Gotha nach § 28, Reuß j. L. nach § 105 der Verfassung. Aber hier ist er, wie in Bremen, obligatorisch für jeden Staatsangehörigen (in Württemberg bereits mit Vollendung des 16., in Braunschweig des 21., in Sachsen-Koburg-Gotha des 18. Jahres); in Hamburg und Lübeck dagegen (im allgemeinen) fakultativ. Und durch diese Unterscheidung von zwei Klassen von Staatsangehörigen (solche mit und ohne „Bürgerrecht“) wird ein Rechtszustand auf-

H. 69.

rechterhalten, der mit seinen aristokratisierenden Tendenzen dem Geiste des „modernen“ Staatsrechts durchaus widerspricht und beweist, daß Republiken noch heute (wie auch schon im alten Rom mit seinem Gegensatz von Patriziern und Plebejern) das in allen monarchischen Kulturstaaten geltende allgemeine gleiche Staatsbürgerrecht der geborenen Staatsangehörigen durchaus nicht immer durchgeführt haben!

Dagegen darf die Einrichtung des bremischen Staatsrechts, die gewissermaßen (ähnlich, wie in den genannten fünf Monarchien) eine staatsrechtliche „Konfirmation“ (analog der kirchenrechtlichen) bedeutet, gerade in unserer Zeit, wo der Ruf nach staatsbürgerlicher Erziehung, Fortbildung usw. immer lauter und allgemeiner wird, als vorbildlich gerühmt werden, besonders wenn sie sorgfältiger ausgebaut und dem Eid etwa ein obligatorischer staatsbürgerlicher Fortbildungsunterricht mit Abschlußprüfung (ganz ähnlich wie bei der kirchlichen Konfirmation) vorangeht. Von gesetzgeberischer Weisheit zeugt auch, daß durch das bremische Gesetz von 1873 (wiederum ähnlich wie bei der kirchlichen Konfirmation) für die Ableistung des Eides ein Spielraum von mehreren Jahren (vom 18. bis 21. Geburtstage) bestimmt ist, so daß es der freien Selbstprüfung des einzelnen überlassen bleibt, ob er sich schon für reif hält, in den Kreis der Staatsbürger einzutreten. Und es liegt eine gewisse innere Harmonie (oder soll ich sagen: Melodie?) darin, daß auf den § 2 der bremischen Verfassung, der den Staatsbürgereid normiert, unmittelbar der stolze § 3 folgt: „Die Verfassung des bremischen Staates ist republikanisch.“ Denn erst dann, wenn der staatsbürgerliche Charakter gereift und gefestet ist, kann auch die staatsbürgerliche Freiheit in ihrer höchsten Form beansprucht werden!

Während die staatsbürgerlichen Grundrechte in der lübeckischen Verfassung gar nicht spezifiziert sind und die hamburgische sich darauf beschränkt, in Art. 5 (unter den „Allgemeinen Bestimmungen“ im „Ersten Abschnitt“) volle religiöse Bekenntnisfreiheit zu garantieren, enthält die bremische im „Zweiten Abschnitt“ in 16 Paragraphen eine lange Liste von verfassungsmäßig gewährleisteten „Rechten der bremischen Staatsgenossen.“ Sie enthält im allgemeinen die in allen modernen Kulturstaaten anerkannten Grundrechte der persönlichen Freiheit, der Unverletzlichkeit des Eigentums, der Wohnung, der Glaubensfreiheit, Preßfreiheit usw. Aber zwei Paragraphen (gewissermaßen in einem Polaritätsverhältnis zu einander stehend) begegnen uns in diesem Abschnitt, wie sie in ähnlicher Art keine deutsche Verfassung enthält. § 6 bestimmt: „Sklaverei (und Leibeigenschaft) finden im

bremischen Staate keine Anerkennung!“ Und § 17, 2: „Der Staat erkennt bei seinen Angehörigen keinen Adel an.“ Unter den europäischen Verfassungen ist nur noch eine, die diese beiden „Rechtspole“ in ähnlicher Weise fixiert — die griechische, welche in § 13 erklärt: „In Griechenland wird niemand weder angekauft noch verkauft! Verkaufter Mensch oder Sklave . . . ist frei, sobald er das griechische Staatsgebiet betritt.“ Und in Art. 3, Satz 3: „Griechischen Staatsbürgern werden Adels- oder Auszeichnungstitel weder verliehen noch anerkannt.“ (Außerdem ist zwar in der norwegischen Verfassung, § 108, der Adel in allen Stufen für die Zukunft beseitigt; aber dem noch vorhandenen Adel wird die Anerkennung nicht ausdrücklich versagt; wie ja auch in den Republiken Frankreich und Schweiz der historische Adel durchaus geduldet und amtlich „anerkannt“ wird.) Während aber in einem Nachbarstaat der — Türkei der ausdrückliche verfassungsmäßige Schutz gegen Versklavung eine gewisse innere Berechtigung haben mag, dürfte der § 6 der bremischen Verfassung „abschaffungsreif“ sein; um so mehr, als der unmittelbar vorhergehende § 5 ausdrücklich bestimmt: „Die Freiheit der Person ist jedem im bremischen Staate gewährleistet“, so daß auch vom Standpunkt der gesetzgeberischen Technik der § 6, der nur eine Wiederholung (in negativer Form) enthält, als überflüssig erscheint — ein gesetzgeberisches Rudiment, ein staatsrechtlicher „Rest“, dessen Norm in früheren Zeiten zur Beruhigung „rechtsängstlicher“ Seelen (zumal in einer Seestadt!) in den Zusammenhang der „Erklärung der bremischen Menschenrechte“ passen mochte, heute aber (schon im Hinblick auf die doch keineswegs als Sklavenstaaten verdächtigen Nachbarstaaten Preußen und Oldenburg) einen gewissen provokatorischen, gar zu „trutzigen“ Charakter trägt! Auch Republiken müssen, wenn die Verfassungsmaschine in Gefahr ist einzurosten, im Zeitalter der Funkentelegraphie und Luftschiffahrt an das Goethewort erinnert werden, daß Gesetz und Rechte oft wie eine „Krankheit“ sich forterben. Und ein Sklavereiverbot paßt in eine deutsche Verfassung des 20. Jahrhunderts ebensowenig hinein, wie etwa in eine monarchische Verfassung Deutschlands ein Verfassungsartikel, daß der Monarch nicht mehr Herr über Leben und Tod seiner Untertanen ist, was ja der König manches afrikanischen Negerstaates noch heute ist! — Dagegen muß der Fortbestand des § 17, 2, der in seinem stolzen demokratischen Radikalismus das republikanische „Motiv“ in der Architektur des deutschen Staatsrechts mit stärkster Plastik zum Ausdruck bringt, von jedem, der auch in der Kunst des Staatsrechts „Stil“ und Konsequenz verlangt, dringend gewünscht werden! Und der „Adelsstand“ möge

auch in Zukunft allezeit mit der Tatsache rechnen, daß er in ganz Europa „anerkannt" wird — außer bei den Griechen und Bremern.

Das wichtigste Staatsbürgerrecht positiven Inhalts, der Extrakt gewissermaßen aus allen einzelnen konkreten Staatsbürgerrechten, das Staatsbürgerrecht par excellence, in dem alle politischen Rechte, Kräfte und Gefühle des Staatsbürgers ihren stärksten und stolzesten Ausdruck finden, ist das Wahlrecht, das aktive Wahlrecht! Und hier zeigt sich, daß das Staatsrecht der drei deutschen Republiken konservativer ist, als die Verfassung des von einem Kaiser regierten Deutschen Reiches selbst und das mancher anderen alten Monarchieen (z. B. Österreich) und daß an das Dogma von dem alleinseligmachenden allgemeinen gleichen Wahlrecht durchaus noch nicht alle Republikaner der Erde glauben! Denn dieses ungerechteste aller Wahlsysteme gilt nur in Lübeck. In Hamburg besteht ein gemischtes Wahlrechtssystem. Nach Art. 29, 30 der Verfassung wird von den 160 Mitgliedern der „Bürgerschaft", wie in allen drei Hanse-Republiken die Deputiertenkammer heißt, die Hälfte allerdings nach dem allgemeinen gleichen Wahlrecht mit direkter und geheimer Stimmabgabe gewählt. Dagegen wird die andere Hälfte nach einem durchaus aristokratischen Klassenwahlrecht gewählt: 40 von den städtischen Grundeigentümern und 40 nach einem Verfassungsprinzip, welches man (analog den Begriffen Aristokratie, Demokratie u. a.) das archokratische (ἄρχων. Beamter) oder amtsaristokratische nennen könnte. Dieses letzte Viertel der hamburgischen Deputiertenkammer wird nämlich von einer Wählerklasse gewählt, die aus sämtlichen gegenwärtigen und gewesenen Mitgliedern des Senats, der Bürgerschaft und aller höheren (in einer Anlage des Gesetzes aufgezählten) Behörden besteht. Diese hamburgische Wahlrechtseinrichtung, die Männern von parlamentarischer und amtlicher Erfahrung ein separiertes und verstärktes Wahlrecht einräumt, dürfte im Zeitalter der deutschen Wahlreformen besondere Beachtung bei denen verdienen, die das allgemeine gleiche Wahlrecht im Reich zwar als ein notwendiges, nicht mehr zu beseitigendes Übel dulden, seine Neueinführung aber in andere Staaten (zumal im benachbarten Preußen) als eine tiefe politische Ungerechtigkeit bekämpfen! — Und in Bremen wird sogar die ganze aus 150 Mitgliedern bestehende Bürgerschaft von acht Klassen gewählt: von der Klasse der Akademiker 14, der Klasse des Kaufmannskonvents 42, der des Gewerbekonvents 22, der aller übrigen bremischen Bürger 44, und je zwei Klassen der Städte (Bremerhaven und Vegesack) und des Landes, die den Rest wählen. Auch diese differentielle Behandlung verdient ernste Beachtung seitens der Wahlgesetzgeber anderer Staaten. Und sie

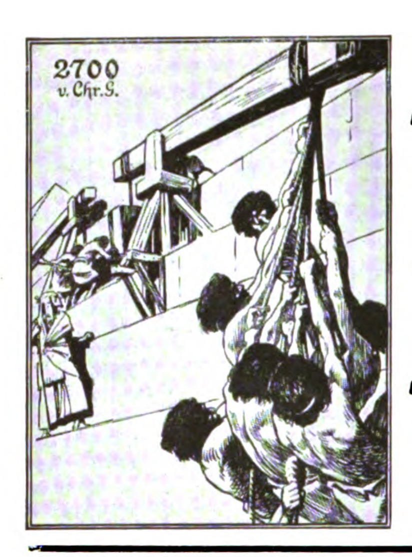
fällt als vergleichbares staatsrechtliches Material auch den Vertretern des allgemeinen gleichen Wahlrechts gegenüber um so schwerer in die Wagschale, als sie in der Verfassung eines Staates statuiert ist, der im übrigen ein so „antik" strenges und stolzes republikanisches Bewußtsein, ein solches fast „jakobinisches" Gefühl für „Freiheit und Gleichheit" bekundet, daß er noch im Jahre 1912 ausdrücklich die Sklaverei zu verbieten für nötig hält und (als einziger in Europa neben Griechenland) dem Adel jede Anerkennung versagt!

II. Die Staatsgesetzgebung.

Sowohl die Organe der Staatsgesetzgebung, als auch deren Gang zeigen in allen drei hanseatischen Republiken spezifische Eigentümlichkeiten, die nur zum Teil durch den republikanischen Charakter der drei Staaten bedingt sind.

Das Zweikammersystem besteht in allen drei Staaten, während in den anderen deutschen Staaten, die weniger als eine Million Einwohner haben (eine numerische Grenze von rein tatsächlicher, zufälliger Bedeutung), also in allen Staaten von Hessen an „abwärts" (im rein statistischen Sinne dieses Wortes) das Einkammersystem herrscht. Denn in allen drei Hansestaaten hat der Senat die Doppelstellung als oberste Verwaltungsbehörde und gesetzgebender Faktor (anders z. B. der Schweizer Bundesrat).*) Und wenn schon an sich das Zweikammersystem mit einem streng demokratisch organisierten Staatsrecht schwer vereinbar ist, so wird der konservativ-aristokratische Zug des hanseatischen Zweikammersystems noch dadurch verstärkt, daß der Senat durchaus nicht in seiner Totalität vom Volke, direkt oder (wie der Schweizer Ständerat oder der französische Senat) indirekt gewählt wird, das aktive Wahlrecht vielmehr dem Volke sozusagen nur zur Hälfte zusteht, die andere Hälfte aber — — dem Senat selbst! In Bremen bestellt die „Bürgerschaft" 5 Wahlmänner und der Senat ebenfalls 5, und dieses Wahlmännerkollegium vollzieht die Wahlen, die zur Ergänzung des aus 18 lebenslänglichen Mitgliedern bestehenden Senats nötig werden. Da die Senatsstimmen selbstredend einheitlich abgegeben werden (ähnlich wie etwa die Bundesratsstimmen der Einzelstaaten im Bundesrat) und die absolute Majorität er-

*) Nach Absendung dieses Aufsatzes ersehe ich aus der Mitteilung des Geheimrats Lukas in der „Deutschen Juristenzeitung" vom 1. April, daß die Strafrechtskommission beschlossen hat, in dem § 118 des Vorentwurfs („Hinderung gesetzgebender Versammlungen des Reichs oder eines Bundesstaats") die Senate der freien Hansestädte ausdrücklich zu erwähnen. Das ist gänzlich überflüssig, beweist aber, welche Unklarheit immer noch über hanseatisches Staatsrecht herrscht.



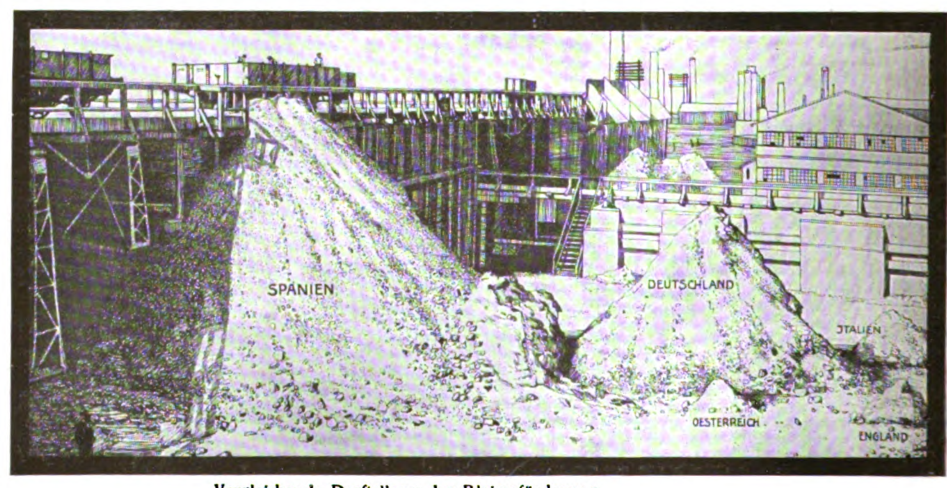
Die Technischen Monatshefte wollen:

Die Technischen Monatshefte sollen:

Die Technischen Monatshefte haben:

Die Technischen Monatshefte bieten:

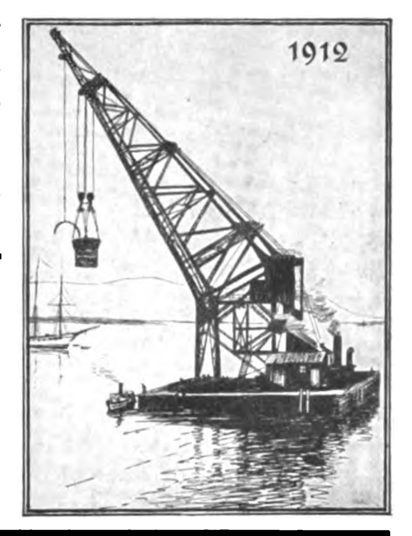
Die Technischen Monatshefte kosten:



Vergleichende Darstellung der Bleierzförderung

Technisches Wissen gehört zur Allgemeinbildung

dem Laien, dem Fachmann und der ſtrebſamen Jugend in Wort und Bild u. in gemeinverſtändlicher Darſtellung jene wertvolle Anleitung zum Verſtändnis des Geſamtgebietes moderner Technik bieten, die als notwendiges Wiſſen in den Rahmen moderner Bildung gehört.



von jedem Techniker und Ingenieur, jedem Volkswirt und Beamten, jedem Kaufmann und Induſtriellen, jedem Gewerbetreibenden und jedem Freund techniſcher Arbeiten, kurz von

jedem Gebildeten

geleſen werden.

---

ihre Mitarbeiter unter den erſten Autoritäten der einzelnen techniſchen Gebiete. Wir nennen nur:
Prof. Dr. jur. et phil. J. Kollmann, Dr. A. Reitz, Dir. Ing. L. Brinkmann, Prof. Dr. Wilh. Oſtwald, Prof. Dr. W. Franz, Prof. Dr. Laſſar-Cohn, Rechtsanwalt Dr. Wertheimer, Dir. Ing. Fr. Deſſauer, Dr. G. Biedenkapp, Dr. Rich. Hennig, Baurat Wendt, Ing. Dr. Colin Roß, Prof. H. Engels, Dr. Ing. Kleinkogel.

---

jährlich 12 reich illuſtrierte Hefte, außerdem koſtenlos

4 in ſich abgeſchloſſene Buchbände

mit wertvollem Inhalt und in vorzüglicher Ausſtattung.

---

nur M 1.75 vierteljährlich.

Eintritt jederzeit. Erſchienenes wird nachgeliefert.

Man beliebe dieſe Karte auszuſchneiden und an die nächſte Buchhandlung einzuſenden; nur wo der Bezug auf Schwierigkeiten ſtößt, wende man ſich unmittelbar an die Franckh'ſche Verlagshandlung, Stuttgart, Pfizerſtraße 5.

Der Unterzeichnete beſtellt hiermit aus dem Verlage der **Techniſchen Monatshefte, Stuttgart,** bei der auf der Adreßſeite genannten Buchhandlung:

1 Techniſche Monatshefte, Jahrgang 1912

Preis vierteljährlich nur M **1.75** = K **2.10** h ö.W. (ohne etwaiges Porto)
mit den **koſtenlos** zu liefernden Buchbeilagen:

Alfred Nobel, eine biograph. Skizze	**Techniſche Bücherei. Ein Muſterkatalog. Teil I**
Deutſche Arbeit, Bd. III: Eiſen- und Eiſenbetonbau	**Dynamomaſchinen u. Elektromotoren**

(Änderungen vorbehalten)

Ort, Name und Straße:

....

Probeheft gern koſtenlos.

Was im Jahre 1912 geboten wird:



Die Monatshefte:

Aufſätze über Kultur und Technik, Arbeit und Kunſt, phyſikaliſche Plaudereien, Erörterungen über die Probleme der Chemie, Stätten der Großinduſtrie, Bergbau der Erde, große Männer in Technik, Handel und Induſtrie, wirtſchaftliche Fragen, Patentrecht, Muſterſchutz und Patentverwertung, Ausſichten und Arbeitsbedingungen des deutſchen Ingenieurs im Auslande, techniſches Schulweſen, ſowie Berichte über die neueſten Fortſchritte auf allen techniſchen u. induſtriellen Gebieten u. v. a.

Die 4 Buchbeilagen:

Als erſter Band erſcheint ein Lebensbild **Alfred Nobels**, des Erfinders des Dynamits, aus der Feder **Dr. Rich. Hennigs.**

Als zweite Buchbeilage geben wir Band III des Sammelwerkes „Deutſche Arbeit", der **Eiſen- und Eiſenbetonbau** behandeln wird.

Im dritten Band wird **Hanns Günther** von **Dynamomaſchinen und Elektromotoren** erzählen.

An vierter Stelle ſteht der erſte Teil des lang erſehnten Katalogs **„Techniſche Bücherei".**

Madame Curie, die berühmte Chemikerin

Bücherzettel

Porto 3 Pf. oder 3 Heller, falls außer d. Namen der Buchhdlg. u. der Unterschrift d. Bestellers kein. weiter. schriftlichen Mitteilungen a. d. Karte kommen.

An

....

....

....

forderlich ist, so kann niemand Senator ohne Zustimmung des Senates werden! Hat also der Senat auch kein absolutes, direktes Kooptationsrecht (wie z. B. in der alten venezianischen Republik der Große Rat sich aus sich selbst ergänzte), so doch sozusagen ein relatives oder indirektes, indem der Senat alle ihm nicht genehmen Persönlichkeiten fernhalten kann! — Die Wahl der Senatoren in Hamburg (ebenfalls 18) und in Lübeck (14) erfolgt nach durchaus analogen Grundsätzen (in Hamburg heißen die Wahlmänner der Bürgerschaft „Vertrauensmänner", in Lübeck „Wahlbürger"). Es kann vom Standpunkt vergleichender staatsrechtlicher Betrachtung und wissenschaftlicher Untersuchung der staatsrechtlichen Grundelemente nicht nachdrücklich genug betont werden, daß durch dieses streng aristokratische, konservative „Senatswahlrecht" dem ganzen Bau des hanseatischen Staatsrechts in seinen Fundamenten ein Stück, ein Teil, ein ganzer großer „Eckgrundstein" sozusagen eingefügt wird, der fast dieselbe „staatsdynamische", rechtspolitische Wirkung hat, wie die Erbmonarchie in monarchischen Staaten! Wird auch die Republik dadurch allein nicht als „Oligarchie" charakterisiert (und nur im Tone eines scherzhaften Vergleichs könnte man von einem 18-köpfigen Monarchen sprechen), so muß doch die juristische Konstruktion mit aller Schärfe und der für den gerade in staatsrechtlichen Fragen mehr auf Worte als auf das Wesen achtenden politischen Laien nötigen Plastik das Bild der quasi-monarchischen Stellung des Senates herausarbeiten, durch welche die Suveränität des republikanischen Volkes nicht minder gebrochen bezw. beschränkt wird, als in Preußen oder Sachsen die der „Untertanen" der dortigen Könige! Mag auch der erste Senat vor Jahrhunderten aus der Wahl des Volkes oder der Volksvertretung hervorgegangen sein, (wie übrigens ja auch der Monarch in manchen Erbmonarchieen der neuesten Zeit) — der heutige Senat steht als „Gesamtpersönlichkeit" in Bremen, Hamburg und Lübeck dem „Volke" ebenso unabhängig (oder soll ich sagen: „suverän"?) gegenüber wie die Könige von Bulgarien oder Norwegen! Seine Persönlichkeit (als Kollektivpersönlichkeit betrachtet) bleibt ebenso dieselbe, und fest und unentwurzelbar in ihrem Rechtsboden und Recht, als Träger der Staatsgewalt und gesetzgebender Faktor, durch alle Generationen hindurch wie die Herrscherhäuser in Monarchien! Und auch in dieses treten „neugewählte", für den Fortbestand des Hauses und seine „Ergänzung" durchaus nötige Personen ein, wie in die hanseatischen Senate; aber, so wie in diese nur mit Zustimmung des Senats selbst, nur mit Zustimmung des Monarchen — das sind die Prinzessinnen, die die Prinzen, be-

sonders die Thronfolger, sich zur Frau „wählen“ und die ebenso zur „Ergänzung“ der Dynastie nötig sind, wie die neuen Senatoren zur Ergänzung der aus 18 bezw. 14 lebenslänglichen, aber heute eben nicht mehr so alt wie Methusalem werdenden Mitgliedern zusammengesetzten hanseatischen Senate! Und auch die Funktion der Senate ist eine analoge, da eben die Senate die gleichen Rechte als gesetzgebender Faktor haben, wie die Könige und Fürsten in konstitutionellen Monarchien. Ist hiernach der Senat auch kein „Herrscher“ im Sinne einer herrschenden Einzelpersönlichkeit, so ist er doch (zumal bei seiner geringen Zahl) durchaus einem Herrscherhause vergleichbar, welches als Ganzes, als Familie (man denke an die Medici und ähnliche „Herrscherhäuser“ in den italienischen Republiken) die Stellung des Monarchen und seine Rechte auszuüben hätte.

Trägt die Stellung des Senates einen durchaus antidemokratischen Charakter, so zeigt andererseits die Bürgerschaft (weniger in ihrer Zusammensetzung, als in der Art ihrer Tätigkeit) in vielen Punkten die charakteristischen Merkmale republikanischen Staatsrechts durchaus demokratischer Signatur. Das sind vor allem ihre Permanenz, und daraus resultierend einmal ihr Selbstversammlungsrecht, und dann ihre Unauflöslichkeit. Die Bürgerschaft kennt keine durch „Legislaturperioden“ begrenzte Lebensdauer. Sie ist, als Ganzes betrachtet, immer und „ewig“ (soweit dieser Ausdruck auf irdische Verhältnisse anwendbar ist), unsterblich, dieselbe staatsrechtliche Korporativpersönlichkeit seit Erlaß der Verfassung und für alle Zukunft. Und die Ergänzung bezw. Erneuerung dadurch, daß periodisch ein Teil austritt (in Bremen alle drei Jahre die Hälfte, in Hamburg und Lübeck alle zwei Jahre ein Drittel), und durch Neugewählte ersetzt wird, ist keine Neukonstituierung, so wenig wie die sukzessive Erneuerung altgewordener Teile des Kölner Domes oder des Heidelberger Schlosses einen Neubau bedeutet. Die Vertretung des Volkes als sein Organ ist ebenso unzerstörbar, wie der Gesamtorganismus selbst! Kein Monarch oder Präsident darf und muß zu ihrer Neubildung Wahlen ausschreiben, keiner auch kann ihr durch Auflösung ein Ende bereiten. Das bremische, hamburgische, lübeckische Volk hat ebensowenig eine Reihe von sukzessiven Parlamenten aufzuweisen, wie es selbst sukzessive eine Reihe von Völkern darstellt; sondern so wie es seit Generationen dasselbe Volk ist, so auch seine Vertretung seit Erlaß der Verfassung dieselbe staatsrechtliche Persönlichkeit. Diese Permanenz gelangt auch positiv und praktisch zum Ausdruck durch die Institution des „Bürgeramtes“ in Bremen (in Hamburg und Lübeck „Bürgerausschuß“),

das gewissermaßen die engere Bürgerschaft darstellt und periodisch alle paar Wochen zusammentritt. Durch das Bürgeramt wird auch die weitere Bürgerschaft, das Plenum, berufen, so daß es als das Organ, juristisch gesprochen: gewissermaßen als das „Rechtssubjekt" erscheint, durch welches die Bürgerschaft ihr Selbstversammlungsrecht ausübt. (In Lübeck können auch 30 Mitglieder durch schriftlichen Antrag das Selbstversammlungsrecht ausüben.) Außerdem muß die Bürgerschaft auf Berufung des Senats, der hier als Träger der vollziehenden Gewalt erscheint, zusammentreten.

Eine Wahlpflicht, wie sie gerade dem Geiste republikanischen Staatsrechts entsprechen würde, ist in keiner der drei Republiken eingeführt. Auch die passive Wahlpflicht (wie man unjuristisch die Verpflichtung zur Wahlannahme nennen könnte), ist für die Bürgerschaft nur in Hamburg (Art. 34) statuiert, dagegen in Bremen (§ 41) und Lübeck (Art. 26) ausdrücklich ausgeschlossen. Auch für den Senat gilt nur in Hamburg (Art. 9, letzter Absatz) die „passive Wahlpflicht" bezw. Wahlannahmepflicht, mit der Einschränkung, daß jeder von vornherein auf Lebenszeit gewählte Senator nach 6 Jahren auszutreten berechtigt ist (Art. 10, 1). Und diese „passive Wahlpflicht" in Hamburg erscheint ferner dadurch sehr wohltuend gemildert, daß die Senatoren ihr Amt nicht ehrenamtlich verrichten, wie die Bürgerschaftsmitglieder, sondern (ebenso wie allerdings in Bremen und Lübeck) ein Gehalt oder, wie es aristokratischer (oder soll ich sagen akademischer?) in allen drei Hanseverfassungen heißt: „Honorar" erhalten; und zwar recht große Honorare, die nicht nur ihrem Wesen nach, sondern auch in ihrer Höhe eine frappante Ähnlichkeit mit Ministergehältern haben. Und auch in dieser starken finanziellen Wirkung offenbart sich die Doppelstellung des Senates als gesetzgebender Faktor und als oberster Träger der vollziehenden Gewalt: als „Ministerium"! Und damit komme ich zum dritten Teil unseres „Rundgangs".

III. Die Staatsverwaltung.

Träger der Zentralverwaltung ist in allen drei Staaten der Senat, der sozusagen die Funktionen des Ministeriums hat, aber (und dadurch unterscheidet er sich z. B. vom Schweizer Bundesrat und dem französischen Ministerium) zugleich gesetzgebender Faktor ist. „Ministerpräsident" und zugleich gewissermaßen „Präsident der Republik" ist in Hamburg und Lübeck ein Bürgermeister, der in Hamburg (wie im Schweizer Bundesrat der Bundespräsident) auf ein Jahr, in Lübeck auf zwei Jahre vom Senat selbst gewählt wird; in Bremen dagegen ein Bürgermeisterpaar, welches auf vier Jahre gewählt wird, und von dem (nach

Art. 31) je einer abwechselnd ein Jahr lang Präsident des Senats ist — ein Verfahren, welches jedenfalls mehr Weisheit verrät, als das Staatsrecht des alten Rom, nach welchem je einer der beiden Konsuln im Kriegsfalle abwechselnd von Tag zu Tag den Oberbefehl hatte, und die Maßnahmen seines Kollegen am folgenden Tage glänzend durchkreuzen konnte, aber immerhin im 20. Jahrhundert einen etwas anachronistischen Eindruck macht und wohl zweckmäßiger durch das hamburgische und lübeckische System ersetzt würde. Auch die Bestimmung der bremischen Verfassung, daß der „Abtretende“ nicht sofort wiederwählbar ist (§ 30, 4, der total falsch von einem Austretenden spricht), der lübeckischen (Art. 14, 4) und der hamburgischen (Art. 17, 1), daß er nur zwei Jahre hintereinander amtieren darf, also nur ein Mal sofort wiederwählbar ist, dürfte in den heutigen Hansestädten, wo kein ehrgeiziger Bürgermeister nach Art der Wullenweber u. a. nach der Krone oder einer quasi-monarchischen diktatorischen Stellung streben wird, „abschaffungsreif“ sein — cessante ratione, cessat lex! In der Schweiz hat der analoge Art. 98,2 der Verfassung eine gewisse Berechtigung vom radikal-demokratischen Standpunkte, auf den andererseits die französische und nordamerikanische Republik, die die sofortige und wiederholte Wiederwahl des Präsidenten zulassen, in ihren Verfassungen sich nicht gestellt haben. Aber es ist nicht ersichtlich, warum die kleinen, unter dem schirmenden Dach des deutschen Reichsbaus eine ruhige, gegen alle diktatorischen Aspirationen und „Staatsstreiche“ geschützte Existenz führenden hanseatischen Republiken auf die großen Segnungen der kontinuierlichen, lange Jahre planmäßig sich entfaltenden Leitung eines besonders begabten „Präsidenten“ gegebenenfalls wegen einer veralteten, in diesem Zusammenhange durchaus pseudo-demokratischen Bestimmung für alle Zukunft verzichten sollen.

Dagegen muß eine andere Sondererscheinung des hanseatischen, speziell bremischen Staatsverwaltungsrechts als auch heute noch berechtigt und in dem spezifisch hanseatischen, sozusagen: wirtschaftlichen Grundcharakter des Staatswesens begründet anerkannt und als besonders charakteristisch hervorgehoben werden. Während nämlich in den anderen deutschen Gliedstaaten die Einrichtungen zur Förderung des Handels, Gewerbes und der Landwirtschaft nur in besonderen Gesetzen (über Handelskammern, Landwirtschaftskammern usw.) ihre Grundlage haben, sind diese Einrichtungen in einem besonderen „Sechsten Abschnitt“ der bremischen Verfassung als ein integrierender Bestandteil der Verfassung behandelt! In den §§ 89—101 wird der „Kaufmannskonvent und die Handelskammer“, in §§ 102—111 „Gewerbe-

konvent und Gewerbekammer" und in §§ 112—116 die „Kammer für Landwirtschaft" als Verfassungsinstitut behandelt und genau normiert! Diese Einstellung der betreffenden Einrichtungen in die Verfassung hat in einem, wenn ich so sagen darf, Wirtschaftsstaat, zu dessen fundamentalen Grundlagen sie eben gehören, dieselbe Berechtigung, wie etwa in einem Priesterstaat (nach Art des altjüdischen oder des päpstlichen Staates vor 1870) die genaue Regelung der kirchlichen Verhältnisse durch die Verfassung oder in einem Militärstaat die verfassungsmäßige Regelung des Kriegswesens. Denn durch diese verfassungsmäßige Normierung genießen diese Einrichtungen nicht nur den ideellen Vorzug erhöhter Autorität und „Dignität", der ihrer Bedeutung entspricht (etwa wie z. B. auch gewisse Grundfragen des Strafrechts im Strafgesetzbuch selbst, nicht in strafrechtlichen „Nebengesetzen" behandelt werden müssen), sondern vor allem auch alle die praktischen, politischen Vorteile, deren sie als Teil der Verfassung sicher sind — verstärkten Rechtsschutz, größere Stabilität und Bürgschaft gegen rasche und häufige Veränderungen! Denn wie in allen Verfassungen sind auch in den Hansestädten Änderungen der Verfassung erheblich schwerer durchzuführen, als einfache Gesetzesänderungen. Wenn man bedenkt, daß z. B. die Reichsgewerbeordnung seit 40 Jahren fast jedes Jahr und mit einer wahrhaft „nervösen" Unruhe geändert wird, so möchte man fast bedauern, daß nicht wenigstens manche Grundfragen des deutschen Gewerberechts ebenso in der Reichsverfassung festgelegt und dadurch wenigstens eines gewissen Minimums von „Rechtsruhe" sicher sind, wie die des bremischen Wirtschaftsverwaltungsrechts durch die bremische Verfassung.

Auf die Einzelheiten des sehr interessanten und besonders in Bremen sehr glücklich gelösten Problems des staatsrechtlichen Verhältnisses zwischen Staat Bremen einerseits und Stadt Bremen, den bremischen Städten Bremerhaven und Vegesack und den bremischen Landgemeinden (bezw. des entsprechenden Staatsrechtsverhältnisses in Hamburg und Lübeck) hier einzugehen, gestatten die Raumverhältnisse der „Güldenkammer" nicht, die eben nur eine „Kammer" ist, kein Riesensaal. Ebenso kann nur ganz kurz, im Vorbeigehen, auf die interessante, ganz einzig dastehende bremische staatskirchenrechtliche Erscheinung hingewiesen werden, daß die bremischen Kirchengemeinden unter sich in gar keiner verfassungsmäßigen Verbindung stehen, es also eine evangelische Landeskirche in Bremen nicht gibt, sondern soviel Kirchen, wie Gemeinden! Es wird gestattet sein, zu behaupten, daß dieser Rechtszustand dem Geiste der Urkirche des zweiten

Jahrhunderts jedenfalls mehr entspricht, als die zahlreichen deutschen Landeskirchen mit ihrer staatlichen Hierarchie und landespolizeilich garantierten Seligkeit im 20. Jahrhundert.

Auf dem Gebiete der Justizverwaltung begegnen uns im bremischen Staatsrecht zwei besonders charakteristische Eigentümlichkeiten. Die eine ist der Mangel einer besonderen Verwaltungsgerichtsbarkeit, indem nach § 15 der Verfassung der Rechtsweg dem Bürger gegen alle Verwaltungsmaßregeln zusteht und nicht in jedem einzelnen Fall die Beschreitung eines besonderen, überdies trotz vieler Wegweiser in Paragraphengestalt schwer zu findenden „Verwaltungsrechtswegs“ erlaubt werden muß. Eine wahrhaft weise Einrichtung von durchaus nicht spezifisch republikanischem Charakter, deren Nachahmung den deutschen Gliedstaaten mit ihrer für jeden Unbefangenen äußerst unglücklich konstruierten, aus kleinen Bruchstücken mosaikartig zusammengeflickten Verwaltungsgerichtsbarkeit als ein Gegenstand ernster Erwägung empfohlen werden darf. Grade die Verwaltungsgerichtsbarkeit, die in Deutschland vielfach der Anfang auf der verhängnisvollen Bahn der Zersplitterung der Staatsgerichtsbarkeit in Spezial- und Spezialspezial-Gerichte wurde, die heute in wahrhaft tropischer Fruchtbarkeit aus dem deutschen Justizgarten emporwachsen, — sie läßt jenen Geist und jene Grundidee mehr und mehr vermissen, die nicht nur der Wissenschaft vom Recht, sondern auch der Gesetzgebung allenthalben als Leitstern dienen sollte: die Idee des Systems, d. h. der planmäßigen Einheit! In Bremen folgt man diesem Leitstern in dieser Richtung noch!

Die zweite, besonders beachtenswerte Eigentümlichkeit des bremischen Justizverwaltungsrechts ist die Richterwahl. Während nämlich in Hamburg und Lübeck die Richter vom Senat als dem „Gesamtministerium“ ernannt werden, sind die bremischen Richter (nach Art. 58, 1) zum Teil Erwählte des Volkes bezw. der Volksvertretung — „zum Teil“ im qualitativen, nicht quantitativen Sinne, indem der Volksvertretung ein Anteil an der Besetzung der erledigten Richterstellen gebührt. Diese erfolgt durch ein 9köpfiges Wahlkollegium, das für jeden Einzelfall neu bestellt wird, und zu dem der Senat, die Bürgerschaft und das bremische, aus Land- und Amtsgericht bestehende „Richterkollegium“ je drei Mitglieder abordnen. Die so gewählten Richter werden dann vom Senat ernannt und vereidigt. Hier begegnen wir einem durchaus demokratischen Rechtselement, wie es in keiner Monarchie und sonst in Europa nur noch in den Schweizer Cantonverfassungen zu finden ist. Ich muß mich hier darauf beschränken, zu betonen, daß gerade vom Standpunkt des modernen Staatsrechts, welches

die Unabhängigkeit der „drei Gewalten“ voneinander fordert, schwere Bedenken sich erheben gegen ein Gesetz, welches die Bestellung zum Richter außer von den zwei Voraussetzungen: der Erfüllung der gesetzlichen Personalbedingungen (Alter, Staatsangehörigkeit usw.) und der Erbringung des technischen Befähigungsnachweises noch von den Zufälligkeiten und Willkürlichkeiten einer Wahl, einer Wahl im politischen Sinne des Wortes, abhängig macht.

Hohes Lob, ernste Beachtung und vielleicht Nachahmung gerade im benachbarten Bundesstaat Preußen verdient dagegen eine andere Justizeinrichtung, die zum Schluß aus der Galerie interessanter hanseatischer Staatsrechts-Institutionen, die wir durchschritten haben, hervorgeholt und einer weiteren deutschen Öffentlichkeit gezeigt werden soll. Das ist die Einrichtung eines Staatsgerichtshofs zur Entscheidung von Konflikten zwischen den gesetzgebenden Faktoren. In Bremen ist die Entscheidung über „Meinungsverschiedenheiten zwischen Senat und Bürgerschaft über die Auslegung der Verfassung oder eines Gesetzes oder eines sonstigen gemeinschaftlichen Beschlusses“ nach § 66, 2 „gerichtlicher Entscheidung“ vorbehalten, und diese ist durch bremisches Staatsgesetz von 1879 dem Hanseatischen Oberlandesgericht übertragen. In Lübeck enthält Art. 74 eine durchaus analoge Bestimmung, durch die auch zugleich schon (ohne besonderes Spezialgesetz) die Entscheidung dem Hanseatischen Oberlandesgericht übertragen wurde. In Hamburg findet sich die analoge Bestimmung in Art. 71, 1 und durch ein besonderes Reichsgesetz von 1881 ist das Reichsgericht als „Staatsgerichtshof“ bestellt. Art. 71 der hamburgischen Verfassung geht aber weiter, als die entsprechenden Bestimmungen der bremischen und lübeckischen Verfassung, indem den genannten „Meinungsverschiedenheiten“ noch hinzugefügt wird „die Frage, ob ein Mitglied des Senates oder der Behörden wegen Verletzung der Verfassung oder eines in anerkannter Gültigkeit stehenden Gesetzes zur gerichtlichen Verantwortung zu ziehen sei“. Durch diese Bestimmung ist die Durchführung des Prinzips der Ministerverantwortlichkeit einen erheblichen Schritt weiter gefördert, als in Bremen. Sind auch in Hamburg noch keine Ausführungsbestimmungen für die Anklage gegen die Senatoren (die dortigen „Minister“) erlassen, so ist schon die bloße Tatsache, daß ihre Verantwortlichkeit schlechthin zum Gegenstand einer „staatsgerichtlichen“ Entscheidung erklärt ist, vom Standpunkt staatsrechtlicher Gerechtigkeit, die gleiches Recht für alle und auch gegen alle fordert, und keinen Unterschied zwischen einem Straßenbahnfahrer,

der für die Führung seines Wagens „verantwortlich“ ist, und einem Senator oder Minister, der für die Leitung des Staatswagens verantwortlich ist, anerkennen darf, ein bedeutender Kulturfortschritt! Denn das Maß des Kulturfortschritts ist der Rechtsfortschritt in das vielfach noch geradezu anarchische Land der Politik! Und auf diesem Wege sind Lübeck und Bremen leider hinter Hamburg zurückgeblieben. Und (was für Republiken besonders bedauerlich ist) auch hinter den meisten Monarchien des deutschen Vaterlandes! Den gleichen „langsamen Schritt“ weit zurückbleibenden Ganges staatsrechtlicher Entwicklung hat allerdings auch die große Nachbarmonarchie Preußen festgehalten — für einen Staat, der, wie Bremen, mit besonderem Stolz seine Verfassung in Art. 3 ausdrücklich als „republikanisch“ proklamiert und dem Adel ausdrücklich jegliche Anerkennung versagt, allerdings ein sehr schwacher „Rechtstrost“! Während in den meisten größeren und mittleren deutschen Staaten (Bayern, Sachsen, Württemberg, Oldenburg u. a.) für die Anklage gegen die Minister, teils in den Verfassungen selbst, teils in besonderen Gesetzen sowohl materiellrechtlich, wie prozeßrechtlich eine völlig gesicherte Rechtsbasis geschaffen ist, fehlt eine solche in der Weser-Republik noch durchaus! Das adelsfeindliche demokratische Bremen hat in dieser Beziehung kein besseres Staatsrecht, als es leider der benachbarte Staat des großen Autokraten von Sanssouci hat, in dem die Ministerverantwortlichkeit zwar in der Verfassung deklariert, aber mit nichten realisiert, noch zwei Menschenalter nach Erlaß der Verfassung lediglich eine Verfassungsphrase ist, keine gesicherte Staatseinrichtung!

Wir haben gesehen, daß das Staatsrecht der 1½ Millionen Republikaner in Deutschland mit nichten eine einheitlich demokratisierende Tendenz zeigt, vielmehr zahlreiche konservative Elemente enthält. Wer die Relativität aller Gerechtigkeit auf staatsrechtlichem Gebiete kennt, und wer da weiß, daß in kleinen Staatswesen, in denen der einzelne in engerem persönlichem und näherem örtlichem Zusammenhang mit der Gesamtheit der Bürgerschaft lebt, als in Millionenstaaten, die republikanische Staatsform große Vorzüge hat, wird auch als treuer Monarchist aus aufrichtigem Herzen den drei deutschen Republiken Blühen und Gedeihen bis in ferne Zukunftstage wünschen! Er wird nicht nur keinerlei Gefahren oder schädliche Einflüsse für die monarchischen Staaten des Reiches von ihnen befürchten, sondern sogar ein gewisses republikanisches „mousseux“, welches sie in die aus 26 verschiedenen Verfassungen zusammengesetzte Mischung des deutschen

Staatsrechts hineinbringen, als ein wertvolles, wohltuend wirkendes, gesundes Mischungselement zu würdigen wissen! — Die Möglichkeit, daß die Zahl der deutschen Republiken sich vermehre, liegt ferne, ist aber nicht ausgeschlossen. In Braunschweig erörterte man früher vielfach die Frage, ob nicht der „ewigen Regentschaft“ die offene Proklamierung der Republik vorzuziehen sei. Und in einigen kleinen deutschen Staaten könnten beim Aussterben des Herrscherhauses und dem Mangel klarer Erbverträge in der Bevölkerung ebenfalls die republikanischen Tendenzen stärker werden, als die Neigung, sich einen neuen Monarchen zu wählen, wie Griechen und Norweger. Auch ist das staatsrechtliche Schicksal Luxemburgs im 20. Jahrhundert noch ungewiß.

Die Erfahrungen, die man seit 40 Jahren mit unseren drei deutschen Republiken gemacht hat, und die Ergebnisse vergleichender staatsrechtlicher Kritik führen zu der beruhigenden Gewißheit, daß dem deutschen Bund ein gewisser Prozentsatz republikanischer „Bundesgenossen“ zum Wohl gereicht und, da ein König von Hamburg ebensowenig zu befürchten ist wie ein Herzog von Bremen oder ein Fürst von Lübeck, auch fürderhin gereichen wird! — Wohl könnte allmählich eine andere verfassungsrechtliche Reformfrage auf dem Gebiete des hanseatischen Staatsrechts auftauchen — die Frage nämlich, ob nicht die drei Hansestädte eine engere Staatenverbindung unter sich eingehen und so, wie sie jetzt schon eine Reihe gemeinsamer Staatseinrichtungen (Hanseatisches Oberlandesgericht, Gesandtschaft in Berlin u. a.) haben, unter Wahrung einer gewissen sonderstaatlichen Selbständigkeit sich zu einem kleinen Staatenbund im großen Bundesstaat (ähnlich der Staatenverbindung Sachsen-Koburg-Gotha, Großherzogtum Oldenburg) zusammenschließen sollen, wodurch sie einerseits vielleicht manche Verwaltungszwecke und gesetzgeberische Aufgaben leichter erfüllen könnten, als bisher, und andererseits im Deutschen Reich als geschlossener „Hansa-Bund“ im staatsrechtlichen Sinne einen erheblich stärkeren politischen Machtfaktor darstellen würden, als die Summe der drei Einzelstaaten. Wie immer aber das hanseatische Staatsrecht der Zukunft sich gestalten mag — schon das hanseatische Staatsrecht der Gegenwart ist eine an politischen und staatsrechtlichen Kostbarkeiten reiche „Güldenkammer“!

Herbert Alberti: Ein Mord.

I.

Es ist nun wieder eine dunkle Zeit über mich gekommen. Ich hatte gehofft, hier an dieser verlassenen Küste, in der kräftigen, klaren Luft des Meeres und nur von vertrauten Menschen umgeben, würde ich mich erholen und dauernd ruhig bleiben. Aber nun habe ich mich doch, ohne zu wissen wie, wieder zwischen diese abgründigen, drohenden Tage verirrt, in denen ich aller meiner Willenskraft zu bedürfen glaube, um überhaupt nur leben zu können. Der glücklichen Seiten meines Daseins mir bewußt zu werden, erfordert einen gewaltsamen Ruck aller meiner Gedanken, eine schier übermenschliche Anstrengung von mir, alles Erstaunliche und Grauenhafte aber, alle Erscheinungen der Not, des Elends und der Verkehrtheit werden vor mir als Zeichen eines eigenen Schicksals in erdrückender Weise lebendig und bedeutungsvoll. Wenn ich in diesem Zustande durch die Straßen der Stadt wandere, so fallen mir die schmalen Gänge zwischen den Häusern und die Winkel unter den Brücken auf, und ich denke, daß ich in ihnen wenigstens immer noch eine enge Stätte für mein nächtliches Lager werde finden können; oder ich stelle mir Getreidefelder und Kartoffeläcker vor und nehme mir einen letzten Trost vorweg in der Überzeugung, daß solcher Boden immer und überall, wohin auch mein Verhängnis mich treiben möge, mich verstohlen ernähren werde. Bettler oder Krüppel, oder im Geiste gestörte Menschen darf ich in diesen Zeiten nicht sehen; aber ebenso beängstigend und schädlich ist es mir, mich meiner sogenannten Glücksgüter zu erinnern, meine Erkenntnisse und Wirkungskreise zu überschauen, meiner gesunden Glieder, meines Hauses und Gartens und dessen, was ich so schaffe, mich zu versichern und des Reichtums an innerem Leben zu genießen, der mir aus meiner Freundschaft mit Johanna, meinem geliebten Weibe, erblüht . . .

Ja, nun sind wieder solche Schatten über mir, und es ist nicht gut, daß mir gerade jetzt diese Zeitungsnotiz in die Hände geraten mußte. Sie hat mich über die Maßen erregt, als zufällig mein Blick darauf fiel. Zufällig, denn ich sehe mit Absicht sonst nie diese Rubriken der Blätter ein. Da stand zu lesen, daß Hans Bret, ein junger Maler von 25 Jahren, seine Geliebte erdrosselt habe. Die beiden hätten für die Sommermonate in einem abgelegenen Fischerdorfe der normannischen Küste eine Villa gemietet und dort in einer der ersten Nächte ihres Aufenthaltes war das Verbrechen geschehen. Kein Mensch wußte eine Erklärung. Bret

war als tüchtiger, ja, über den Durchschnitt begabter Mensch bekannt, stand in besten Vermögensverhältnissen und hatte nach den Aussagen sämtlicher Freunde und Bekannten in außergewöhnlicher Einmütigkeit mit seiner Geliebten, einer gewissen Maria Lessart, gelebt . . . Auch der geistige Zustand, in dem sich der Angeklagte nach dem Morde befand, gab keinerlei Aufschluß. Allerdings, wenn man ihn unmittelbar nach der Tat fragte, so legte sich ein Schleier über seine Züge und ein flüchtiges Achselzucken war die einzige Antwort, die er mit einem krankhaft abwesenden, halb wegwerfenden, halb traurigen Gesichtsausdruck gab.

So hatte man ihn trotz einer gewissen Scheu der Richter auf das Gutachten der Sachverständigen hin zum Tode verurteilen müssen, von dem er freilich zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt wurde. Aber bedenklich und rätselhaft blieb die Tat, und alle Zeitungen versicherten einmütig, daß ein solches jeder Erläuterung spottendes, völlig unbegreifliches Verbrechen den Gerichten seit langem nicht zu Ohren gekommen sei.

Mir erscheint es nicht unbegreiflich. Ich verstehe es und möchte eigentlich für den Bret eine Schrift abfassen und den Richtern vorlegen, um dem Ärmsten vielleicht doch eine Freisprechung oder wenigstens die Aufhebung der Begnadigung zu erwirken. Aber ich habe Furcht, diese Geschichte zu schreiben, ich habe Furcht, ich könnte mich so in den Gedankengängen des Unglücklichen verirren, daß es mir nicht gelänge, aus ihnen herauszukommen. Ich habe schon wiederholt gehört, Geisteskrankheit habe damit angefangen, daß der Befallene den Geisteskranken spielte.

II.

Ich will mich doch nun zwingen, die Geschichte des unglücklichen Hans Bret zu schreiben, schon für mich, aus erzieherischen Gründen. Aber allein konnte ich es nicht, zumal draußen Wind und Wellen lärmen, als wollten sie herein ins Haus und mich an diesem Unternehmen hindern. Ich habe also Johanna gebeten, sich zu mir zu setzen. Nun sehe ich, wenn ich aufblicke, vor mir in dem Halbdunkel, das um den Lichtkreis der Lampe ruht, ihren feinen blonden Kopf und darunter vollbelichtet die schlanken Hände, die sicher und geschäftig über das glänzende Leinen ihrer Stickarbeit gleiten. Das sollte mich doch beruhigen.

Also: Hans Bret war am Nachmittage oben auf den Felsen am Meere entlang gegangen und hatte seine, des freien Ausblicks noch ungewohnten Augen weit über den breiten, graugelben

Strand und die unermeßliche, wie eine blaue Riesenwoge sich wölbende Fläche des Meeres hingleiten lassen. Es machte ihn nachdenklich, wie er so hoch über der schweigenden, großzügigen Landschaft dastand, wie er von fern das auf- und abschwellende Rauschen der Brandung hörte, und den grundlosen, haltlosen und endlosen Wellen zusah, die wie ein Heer versprengter Wanderer unabsehbar, ohne Zahl, in immer gleichen, breiten Zügen dahergleiten und vergehen. Er dachte an sein Leben und an Maria, seine Geliebte, die es mit ihm teilte. Er hatte sich eben von ihrem Bette erhoben; noch spürte er auf seinen Lippen den Duft ihrer Küsse und in seinen Gliedern die letzten Wallungen der Ströme, die ihre Umarmungen in ihm geweckt. Nun war es wie ein Erwachen. Er öffnete seine Augen weit in die wolkenlosen und unbegrenzten Lüfte; er tauchte sie hinein wie in ein Bad und bot seine Stirne den stummen, kühlen Winden, in denen die schwülen Schleier der letzten Liebesnächte zergingen, wie der Rauch, der von heißen Dächern steigt, im Lichte des Morgens zergeht.

Etwas wie Schwindel ergriff ihn, er verlor das Raumgefühl und hatte in einem Augenblicke die Vorstellung, das gewaltige Meer höbe sich hoch über ihn und wolle ihn erdrücken. Aber dann kam er zu sich und nur das Gefühl der unsagbaren Kleinheit seines Menschentums blieb als Rest des überwältigenden Eindrucks der Landschaft in seiner Seele haften.

Aber aus diesem Gefühle ging eine grauenvolle Saat auf und Hans Bret spürte, während es langsam dunkelte und er sich seinem Hause zuwandte, wie sie beständig und mächtig in ihm wuchs. Es war ihm, als sei alles, sein Weg, die Dünen in der Ferne, der breite Wall des Meeres, durchsichtig oder lose und um seine eigene Achse drehbar, so daß alles sich plötzlich wenden und eine den Sinnen zwar gemeiniglich verborgene, doch immer vorhandene, furchtbare Kehrseite zeigen könnte. Daß er lebte von einer Kraft, deren er in keiner Weise Urheber noch Herr war; daß er fern in einem anderen Lande unter anderen Menschen als ein winziges, bewußtloses Geschöpf zur Welt gekommen, daß er gewachsen war, sprechen, denken und handeln gelernt hatte, und nun hier vor dem unendlichen Meere einherging, aufrecht zwischen den Stunden und so, als wäre er Herr über sie, die doch immer nur mit einem Zipfel ihres undurchsichtigen, unerforschlicher Geburten vollem Gewande ihn streifen konnten. Daß er hier wohnte zwischen Sand und Felsen und Wasser, in einem Hause, das andere, Fremde, Tote vielleicht oder Verschollene, gebaut und bewohnt hatten, daß er zwischen Wänden, die doch aus ihren Gedanken sich aufbauten, lebte, auf ihren Stühlen saß, von ihren

Tellern speiste. Und das alles mit einem Menschen, den er irgendwo an seinem Wege getroffen, mit dem ein unerklärlicher Trieb ihn gepaart hatte und mit dem er sich unlöslich verbunden fühlte, obwohl von Geburt und Blut ihnen nichts gemeinsam war, noch jemals eine Ahnung, eine übersinnliche Erinnerung oder Offenbarung ihm auch nur das flüchtigste Zeichen einer mehr als zufälligen seelischen Verwandtschaft gegeben hatte. Nicht ein Schatten eines der Dinge, die ihn in frühester Jugend umgaben, nicht die verschwimmende Spur eines Traumes gab ihm eine, wenn auch noch so geheimnisvolle Erklärung dafür, daß jetzt alle Ströme seines Lebens in der Liebe zu Maria mündeten. Warum eigentlich kannte er dieses fremde Sein, und wenn er es einmal irgendwo berührt hatte, warum hatte er es hier wiedererkannt? Welche unergündliche Kraft machte Meere und Länder, Wochen und Monate, die zwischen damals und heute lagen, bedeutungslos, zu nichts und ließ ein Hohn auf alle sichtbaren, greifbaren Dinge zwischen Marias und seinem Geiste gleichsam nur auf der luftigen Grundlage ihrer wechselseitigen, verständnisvollen Blicke eine neue, ganze, in sich ruhende Welt sich aufbauen, die so sehr sein war jetzt, wie er früher von der Möglichkeit ihres Werdens nichts geahnt hatte. —

Über das Meer her zogen große graue Wolkenbänke und einzelne weiße Kämme blinkten daraus auf, wie Leiber von breiten Fischen. Der Himmel hatte sich ringsum bezogen, der Wind ging stärker, ein gleichmäßig weither streichender Atem, der Hans Bret den feuchten Niederschlag des Abends wie einen ganz feinen, verwirrenden Regen in die Augen trieb. Er blickte dicht vor sich und suchte sich zu besinnen. „Ich bin dumm und nervös," dachte er, „die ungestüme Liebe, der wir uns nach so langer Trennung in den letzten Nächten hingegeben haben, hat jede Faser meines Körpers in Schwingung versetzt und mein Hirn verstört. Und dann dieses abscheuliche Wetter. Das kann den gesündesten Menschen verwirren." Fröstelnd wandte er Auge und Ohr von der nebligen Öde des Gestades und dem heimatlosen Meerwinde ab und schritt in der Hoffnung, daß die Wärme der vier Wände und die Nähe von Menschen seine Erregung besänftigen würden, mit schnellen Schritten seinem Heime zu.

Aber gerade das Gegenteil trat ein, als Hans zu Hause ankam. Die Villa, die er für den Sommer gemietet hatte, lag hoch oben auf einem dürren, nur mit Dünengras und Dornendickicht bewachsenen Felshügel und war den Winden nach allen Richtungen hin ausgesetzt. In eben dem Augenblicke, in dem Hans vom Garten aus das Wohnzimmer betrat, erbebte das Haus, wie von

riesenhaften Händen angepackt, unter einem schweren Windstoße, und die Fenster und die Kamindeckel klirrten, daß man es aus allen Räumen des hohlbrüstigen, dünnwandigen Gebäudes hören konnte.

Hans riegelte die Türe hinter sich ab und trat, sich schüttelnd, in den kleinen, mit altmodischen, verschossenen Möbeln geschmückten Raum ein. Das Wohnzimmer war nicht erleuchtet, aber durch die Tür nach dem Nebenraume, wo man gewöhnlich die Mahlzeiten einnahm, fiel der matte Schein einer großen Hängelampe. An einer Ecke des Eßtisches, vor einer zweiten, kleineren Lampe saß Maria, den Kopf in die Hände gestützt, in ein Buch vertieft.

Als Hans eintrat, fuhr sie auf und blickte ihm aus großen, verträumten Augen erschreckt entgegen. Ihr Geist war weit fort gewesen, von den Erzählungen des Buches in unbekannte Fernen entführt. Jetzt, wo er sich bemühte, das Bewußtsein der Gegenwart wiederzuerlangen, erweiterten sich ihre Augen und glänzten noch stärker, geheimnisvoller, dunkel und doch blendend wie zwei Höhlen, in deren feuchten Wänden sich irgendwoher ein verborgenes Licht spiegelt. Ihr Antlitz schien von geisterhafter Blässe hinter diesen beiden großen, dunkelleuchtenden Kugeln.

„Diese Augen,“ dachte Hans Bret, „diese Augen! Sie sind es, die oft so verschlagene Gedanken in mir erwecken. Sie sind tief und klug, und sie scheinen auch warm, aber ihre Wärme hat kein Ziel und keinen Halt. Sie strömt über alles hinweg in eine wesenlose Ferne; unverwundbar sind sie, wie zwei große dunkle Edelsteine; sie blicken nach innen, diese Augen, sie sind unnahbar, nein, sie heben jede Entfernung auf und man ist ihnen immer gleich nah und gleich fern. — — —“

Ich halte im Schreiben inne und werfe meine Feder auf den Tisch. Johanna blickt von ihrer Handarbeit auf und sieht mich an. Aber als sie bemerkt, daß ich nachdenklich vor mich hinstarre, stickt sie ruhig weiter. Sie glaubt, daß ich in mir auf die Stimmen meiner Gedanken lausche und will mich, wie ich sie oft schon in solchen Augenblicken darum bat, nicht stören.

Ja, ähnlich, wie ihre Augen, müssen die der Geliebten Hans Brets gewesen sein. Groß und von dunkelfarbigem Glanze, starr und doch in sich bewegt wie zwei blutige Sonnen. Ich erinnere mich, nie einen Blick von Johanna empfangen zu haben, der nicht gleichsam von oben herab auf mich gefallen wäre. Nicht, als ob sie die Lider senke, wenn sie etwas anschaut, aber es ist, als ob der dunkle Gang, durch den das Bild der Dinge in sie hineingleitet, schräg aufwärts steige und dann erst nach einer Ecke

wagrecht weiterliefe. Und nur bis zu dieser Ecke dringt mein Bild und das der anderen Dinge; aber ihr eigentliches Auge sieht etwas ganz anderes, sieht zauberhafte Reiche der Luft, sieht rauschende Spiele tiefer, strömender Farben, sieht sich selbst als Welle und Gletscher, als Blüte und Baum und Wolke. . . Und das ist eigentlich alles, was sie, was Johanna sieht. Wir sind nichts wie Dinge für sie; wir gleiten ab von der eisglatten Wand ihres Wesens, wie unsere Bilder an ihrer Augen dunkelstrahlender Wölbung abgleiten. — — —

Gefährliche Gedanken glitten durch Hans Brets Sinn, als Maria den Kopf hob und ihre Augen anstrengte, den Eintretenden im Halbdunkel zu erkennen. Aber er drängte sie beiseite und trat näher. „Ich bin es, mein Herz," sagte er, indem er seine Hand unter ihr Kinn legte. „Was tust du denn? Habe ich dich erschreckt?"

Sie lächelte freundlich, schmiegte sich an seinen Arm und erwiderte, sich wie eine Erwachende reckend: „Ach, nein; ich habe nur gelesen. Ein wunderbares Buch."

„Wollen wir denn noch nicht bald essen, Maria?" fragte er. Durch seine Stimme ging ein verhaltenes Beben. Es verlangte ihn danach, das Bauernmädchen, das sie für die Zeit ihres Aufenthaltes im Dorfe gedungen hatten, zu sehen; ihn dürstete förmlich nach dem Klang ihrer kräftigen Schritte, nach dem Geklirr der Teller und Geräte, nach Licht und Bewegung und dem Lärm des Anstoßes harter, handgreiflicher Dinge.

Maria legte ihr Buch beiseite, nahm die Lampe vom Tisch und ging in die Küche hinaus. Als sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte, blickte Hans furchtsam im Zimmer umher und spähte mit besonderer Spannung durch die offene Tür in das dunkle Nebengemach. Er konnte undeutlich die Umrisse des Tisches und die hellen Seiten der Bücher, die darauf lagen, sehen. Dahinter, über dem Klavier, den großen japanischen Schirm, den er selbst mitgebracht hatte, und noch tief im Hintergrunde einen bleichen Glanz, die belichtete Ecke des breiten Wandspiegels, der über dem Kaminsims hing.

Hans wunderte sich im stillen darüber, daß es ihn nicht mehr ängstigte, in den schweigenden, noch unvertrauten Räumen allein zurückzubleiben, allein mit der Gewißheit, daß seine krankhaft erregte Einbildungskraft ihn mit allen erdenklichen Schreckgesichten bedrohte, daß draußen vor der Tür das hohle Dunkel des Treppenhauses stand und gegen die Fenster der vermummte Leib der stürmischen Nacht drängte. Höchstens das Steigen der Schatten in den Winkeln und die leichte Kälte, die durch die Entfernung

der Lampe entstanden waren, wirkten ein leises Zusammenziehen seiner Haut aus. Im übrigen aber empfand er die Möbel, die Wände, ja, selbst den Wind, der hin und wieder in die Platten der Kamindeckel griff, als etwas Freundschaftliches und zuverlässig Haltvolles.

Dennoch konnte er sich eines unablässigen, schleichenden Grauens nicht erwehren und er suchte mit einer scheuen Gespanntheit in sich und ringsum in seiner Umgebung nach dem Grunde dieser Beklemmung. Und plötzlich ward er sich mit ahnungsvollem Entsetzen bewußt, daß die Tür, durch die Maria hinausgegangen war, der Punkt war, der diesen Bann auf ihn ausübte, daß sich nach ihr, wie Gräser auf dem Grunde des Meeres nach einem Lichtstrahl, alle Fibern seines Leibes hinwandten und zitterten in der angespannten Erwartung einer schlagenden Einwirkung, die dorther kommen sollte.

Die Tür öffnete sich und Maria trat ein, gefolgt von der Magd. Mit den Platten, die sie trug, beschäftigt, bemerkte sie nicht den unsicheren, mißtrauischen Blick, den Hans ihr zuwarf, sondern setzte ruhig und unbefangen die Speisen auf den Tisch, ordnete die Schüsseln und Gedecke und ließ sich, indem sie Hans mit einer Handbewegung gleichfalls zum Essen einlud, auf ihren Stuhl nieder. Das Dienstmädchen brachte noch einige kleine Geräte und verließ stillschweigend das Zimmer.

Zu Beginn der Mahlzeit befand Hans sich wohler; die Helligkeit der blinkenden Geräte, die Bewegungen des Speisens und die leichten, völlig unverfänglichen Gespräche nahmen die Last halbgeborener Wahnvorstellungen, unter der seine empfindliche Seele sich krümmte, von ihm und er fühlte sich plötzlich gedrängt, aufzustehen und Maria mit unvermittelter Zärtlichkeit so heftig zu küssen, daß sie verwundert in ihren Reden innehielt und ihn erstaunt anblickte.

„Wie schön du bist, Maria!“ sagte er leise und nickte ihr zu. Er hob sich gleichsam über seine tiefsten, trüben Gedanken empor und verflocht sich in den Anblick ihrer jugendlichen und reifen Anmut. Der Gegensatz zwischen ihrer bräunlichen Haut- und Augenfarbe löste ein lebhaftes, warmes Spiel leuchtender Schatten um den Rand der Stirn und in den breiten Wölbungen ihrer Augenhöhlen aus, und der kräftige Zusammenklang der übrigen Züge ihres Gesichts erhöhte den Eindruck von Mut und lebendiger Zielsicherheit, den ihre Mienen und Bewegungen gaben. „Sie sieht schön aus und klug zugleich,“ dachte Hans Bret, „und eigentlich ist doch nichts Verwunderliches daran, daß diese Frau mich fesselt. Nein, ich sollte vielmehr glücklich sein, daß sie mich

liebt, und ich bin es auch.“ Er erinnerte sich der Gedanken, die seine enge Verbindung mit Maria in früheren, guten Tagen in ihm erweckt hatte. Damals hatte er geglaubt, daß sie und er zwei Erlesene seien, berufen, in der Unwandelbarkeit ihrer Liebe ein völlig neues Gebilde menschlicher Beziehungen, ein durchaus einzigartiges Kunstwerk des Lebens zu schaffen. Bewußt, und unter Berechnung aller seiner Mittel, hatte er an dieser Verbindung gearbeitet, hatte bald durch Zurückhaltung, bald durch Trennung und gewollte Entfremdung, vor allem aber durch Ausbau und Festigung der eigenen Persönlichkeit Marias einen Rest ungeteilter reizvoller Möglichkeiten offen gelassen und sich in alledem an einem außerordentlichen, des Daseins wohl werten Werke geglaubt. Maria kam ihm darin entgegen. Sie war leidenschaftlich und hochfahrend und nicht weniger bestrebt, als er, sich durch eine ungewöhnliche Gestaltung ihrer Beziehungen vor dem Haufen anderer Menschen auszuzeichnen, deren tierische Selbstverständlichkeit und Unterwerfung unter die Gewohnheit in Dingen der Liebe sie verachtete. In glühenden Worten hatten sie einander oft ihrer Sonderstellung versichert, und Maria hatte eingehendstes Verständnis dafür gezeigt. Ja, gewiß, sie war eine außerordentliche Frau, eine Frau mit männlicher Umsicht und Schärfe des Geistes. Hans bestärkte sich selbst in der lebensfrohen Wallung seiner Gefühle und fühlte sich befreit und erleichtert in seinem Glauben. — — —

Ich habe es oft gedacht, daß wir vermessen sind, wenn wir die Frauen töricht nennen und undankbar, wenn wir behaupten, nicht mit ihnen glücklich werden zu können. Gewiß, ich kann glücklich sein mit Johanna, ich bin es. Sie wollen ja dasselbe wie wir, nur anders ist ihr Weg. Was für uns den Sieg einer der in uns streitenden „Willen“ über andere, eine Zucht, eine Erhebung über die Natur bedeutet: dies Beharren, dies aus dem Wechsel heraus in die Ewigkeit bauen, das ist ihre Natur und scheint ihnen nur gleichgültig zu sein, weil es ihnen selbstverständlich ist. Aber nein, doch nicht, sie gerade sind doch die Priesterinnen des Vergehens; oder vielleicht, in dem Kinde — ach, ich weiß es nicht, ich bringe es nicht heraus — — —.

Hans Brets Betrachtungen verloren alsbald wieder ihre zuversichtliche Wärme und die Wogen dumpfen Mißmuts, die er wie den blasigen Schaum unter einer dünnen, durchsichtigen Eisdecke unter dem Boden seines Bewußtseins brodeln spürte, hoben sich von neuem. Marias Gesicht floß in einen milchigen glänzenden Nebel zurück; die weiße Fläche des Tischtuches füllte das ganze Feld seiner Augen aus und blendete ihn wie eine sonnen-

beschienene Schneehalde; er starrte, wie ein Berauschter, vor sich hin und hatte neben der mehr tastend wahrgenommenen Vorstellung des Tisches, der Geschirre und des schemenhaft verzerrten Antlitzes Marias nur noch die eine verschwommene Empfindung, daß unter dem Tische, unter den Sohlen seiner Füße und ringsum an den branstigen Rändern des Lichtkreises der Lampe ein lautlos schwälendes Meer von faulen Wassern und giftigen bräunlichen Dünsten wogte, und daß der Tisch und die Stühle, daß das ganze Eiland von Licht, auf dem Maria und er saßen, auf den Wogen tanzte und in jedem Augenblicke von ihnen verschlungen werden könnte.

Maria erzählte, wie so oft, von ihrer Kindheit, von ihren Späßen und Streichen und den ersten Schmerzen jugendlichen Übermuts, lauter Dingen, denen Hans sonst oft und gern sein Ohr geliehen hatte, da sie mit so viel hingebender Erinnerungsfreude dargestellt wurden. Aber heute vernahm er kaum die Worte und wenn einmal das eine oder andere in seinen grübelnden Sinn verschlug, so berührte es ihn nur kalt wie ödes Geschwätz und steigerte das Gefühl der Ferne von Maria, das seine Gedanken beschattete: „Warum sitze ich hier?“ dachte er. „Wo sitze ich und mit wem? Es ist ein bodenloser, ungeheurer Abgrund da; über dem schwebe ich, durch den Zufall angeweht an einen anderen schweifenden Menschen und nur gehalten von einer willkürlichen Gewalt, deren ich nicht Herr bin und die jeden Augenblick versagen und mich hinabschleudern kann. Wenn jetzt dort aus dem Dunkel des Zimmers Gestalten träten, große verhüllte, und uns mit stummen, dämpfigen Händen würgten, wenn die Wände sich lautlos davonhöben und der Boden versänke. . . .“

Maria brach plötzlich ab. In der unvermuteten Stille krampfte sich Hans Brets Herz zusammen und er krümmte wie unter einer drohenden Faust den Rücken. Es zog ihn mit bestrickender Gewalt, den Kopf zu wenden und Maria anzusehen und doch bangte ihm davor. Was würde er erblicken? Etwas Entsetzliches, unsagbar Grauenhaftes, das das Blut zu Eis gerinnen ließe, eine Maske, die Züge einer Leiche mit lebendigen Augen oder vielleicht nur eine bleiche antlitzlose Wand, die doch grinste wie ein Antlitz. Vielleicht aber war Maria auch verschwunden, und wo sie gesessen hatte, würde er nur eine gähnende, eisig atmende Leere wahrnehmen.

Er wagte nicht, sich zu wenden. Der Wind stöhnte und röchelte in den Kaminen, und an den Fenstern hing die Nacht und schlug mit breiten knöchernen Flügeln an die Scheiben. Im Hause verhallten die Tritte der Dienstmagd, die schlafen ging, die Treppe

knarrte leiser und leiser, dann schlug hoch oben mit dumpfem Knall die Tür ins Schloß. „Jetzt ist es totenstill und dunkel draußen,“ dachte Hans; „jetzt bin ich ganz allein mit Maria in einem Abgrunde schwarzer Luft.“ Er ballte unter diesem Gedanken die Hände, daß die Nägel sich in die Handflächen eingruben; er kniff die Augen zusammen und seine verschwimmenden Blicke hafteten wie festgeklammert an der breiten glänzenden Klinge des Brotmessers, das vor ihm auf dem Tische lag.

Plötzlich stieß Maria einen leisen Schrei aus und ergriff Hans' Arm, der auf der Tischplatte ruhte und seinen Kopf stützte, „was fehlt dir, Hans, du siehst ja ganz blaß aus. Ist dir nicht wohl?“

Hans erbebte unter ihrer Berührung wie von einem elektrischen Schlage getroffen. Er wandte langsam und widerstrebend den Kopf. Aber sie war aufgestanden und beugte sich von rückwärts über ihn, während ihre Hände seine Stirne streichelten. Als er die Augen zu ihr aufhob, erschrak er von neuem. Die ungewohnte Verkürzung ihrer Züge in der verkehrten Lage, das entstellte Gegenbild ihres Gesichtes, das über ihm wie vom Körper losgelöst schwebte, ließen sie ihm noch fremder erscheinen. Er fühlte sich versucht, diesen Kopf zu packen und zu zerknittern. Doch er bezwang sich und sagte mit verzerrter Freundlichkeit: „Nein, danke, mir fehlt nichts. Ich bin nur ein wenig nachdenklich.“

Sie sprach noch ein paar gleichgültige Worte, lachte und neckte ihn, er habe wohl zu viel gegessen. Dann räumte sie den Tisch ab und kehrte auf ihren Platz zurück, wo sie ihr Buch wieder vornahm und unbekümmert zu lesen begann. — — —

Spürte sie wirklich nichts von den unholden Mächten, die da in dem verdunkelten Herzen des schweigsamen Mannes ihr gegenüber aufstanden wie hungrige Ungetüme aus einem Sumpfe; die langsam in seine Glieder krochen und aus seinen Gliedern herausglitten in das brütende Halbdunkel des Zimmers und lauernd den Tisch umschlichen? Nein, sie spürte nichts; sie saß da mit unbewölkter Stirn und einem stillen Lächeln auf den schönen Lippen, und ihre Finger tanzten spielend durch ihr zartes blondes Haar. — — —

Wie seltsam sind diese Wesen, wie unbegreiflich fremde uns; nicht weniger denn die Fische, die in schimmernd bewegtem Spiele über die grünlichen Schlünde des Meeres gleiten, über Schrecknisse hin, deren Erinnerung allein unser Blut gerinnen macht und unsere zitternden Glieder lähmt. Liebe! können die wohl Liebe zu uns empfinden, das, was wir Liebe nennen? Ach, ich habe im Grunde nie geglaubt, daß es mehr als Zufall ist, was Johanna an mich gebunden und bindet. Wie ein Wanderer auf einem

Gletscher, wie ein kleiner Kahn auf hohem Meere treibe ich auf den Wellen ihrer ungeselligen Leidenschaften, und wir bleiben nur vereint, weil sie von mir nichts weiß. Ich bin unter ihr, hinter ihr; ich trage sie und sie sieht mich nicht, denn ihre Blicke haften in der Unendlichkeit an ihrem eigenen Bilde. Nur einmal vielleicht, einmal, wenn ich zusammenbreche, wird sie des Haltes beraubt, erstaunt ihre Augen senken und den Sterbenden, der sie trug, erkennen. Dann aber wird der unerbittliche Drang, der ihren Blick in die Ferne richtet, sie wieder auf seine Schwingen heben und sie wird meinen sinkenden Augen entschweben, wie die Möwe in den glasigen Dünsten des Meeres verschwebt. — — —

Hans Bret betrachtete lange unverwandt Marias sorglosen Kopf. Wieder stieg eine leise, ganz leise Wärme in ihm auf. Er atmete tief, er wollte diese Regung halten in seiner Brust und nähren und noch einmal sagte er, überlaut jetzt: „Wie schön du bist, Maria".

Maria blickte auf und lächelte, völlig geistesabwesend. Sie hob langsam die Lippen voneinander, wie um zu antworten, aber er kam ihr zuvor und sagte hastig: „Wie bin ich glücklich, dich gefunden zu haben und mit dir vereint zu sein. Nicht wahr, wir sind freudig und stolz auf unsere Gemeinschaft, die uns ein einziges Eigentum ist vor aller Welt. Das danke ich dir, denn du bist klug und fähig mir zu helfen, in den unhaltbaren tötlichen Strom des Wechsels einen Damm zu bauen durch unsere Liebe, einmal durch ein menschliches Werk das gefräßige Maul der Zeit zu stopfen, einmal etwas zu schaffen, das aus dem zersetzenden Sumpfe der Tage hinausragt und unwandelbar steht in den klaren stillen Lüften der Ewigkeit. Daß wir sterben, tut nichts. Dies ist unsterblich, weil es ganz war."

Maria nickte und streichelte seine Hand, und er fuhr fort, heftig, als müsse er sich selbst überreden, von ihrer Liebe zu sprechen, von den schönen Stunden, die sie miteinander verbracht hätten und verbringen würden, von der ganzen Festigkeit und Abgeschlossenheit ihrer eigenen Welt. Sie hörte ihm ruhig zu, lächelte manchmal und in ihren Augen schien ein stilles, tiefes Verständnis zu leuchten. — — —

Das ist Unsinn. Sie mögen dasselbe wollen wie wir, aber dessen bewußt sind sie sich nicht. Wenn sie Verständnis dafür vorgeben, so kann ich das nicht vertragen und gar einsichtige Worte aus solchem kindischen Munde verursachen mir einen geradezu körperlichen Schmerz und ich muß ihn zum Schweigen bringen. Aber ich will weiter von Hans Bret schreiben, zum Teufel, es ist zu blöde, daß ich mich nicht sammeln kann. —

Als Maria, wie in herzlicher Einstimmigkeit, seine Hand nahm und sie drückte, da erlosch das schwache, flackernde Licht seiner Seele wieder und ein zwiefach dunkler und kalter Schatten fiel auf sie. Er sprach noch weiter, aber seine Worte waren ohne Klang, fahl und mürbe, wie die lichtlosen Gewächse eines Kellers. Kaum, daß sie von seinem Munde sich gelöst hatten, so griffen aus dem Halbdunkel des Zimmers schwere, unsichtbare Hände danach, erdrückten sie und warfen sie stumm beiseite in die ungründige schwarze Öde, die ringsum gähnte. Er gab es schließlich auf, weiter zu sprechen; er konnte sich der kalten mörderischen Trunkenheit seiner Sinne nicht mehr erwehren und gab sich willenlos hin in den schaurigen Reigen höllischer Geister, der ihn lautlos umtoste.

Da sagte Maria aufstehend und ihm seinen Leuchter hinhaltend: „Komm, Hans, wir wollen schlafen gehen."

Er hörte die Worte wie im Traum. Sie klangen ihm wie ein Todesruf. Er wollte sich nicht rühren, er wollte nicht folgen, aber wie im Traum konnte er sich der Umstrickung der Worte nicht entziehen, wenngleich ihm alles Entsetzliche klar war, das hinter ihnen lauerte. Er wollte nicht aufstehen; er wollte Maria sagen, sie solle allein hinaufgehen und die Tür hinter sich verschließen und verriegeln. Aber er brachte kein Wort über die Lippen. —

„Ah, diese Nacht ist eine furchtbare. Sie darf nicht fortschreiten! Man sollte alle Lichter im Hause anzünden und alle Fenster und Türen aufsperren! Licht und Luft! Man sollte die Magd herunterschreien und wir alle drei sollten hier unten sitzen, nahe beieinander, hier im Zimmer, im Lichte und in der Luft, die vom Meere hereinweht! Und wir sollten laut und ruhig reden hier, alle zusammen, bis der Morgen über dem Meere graut, bis es Tag wird!"

Bei Gott und allen Heiligen, daß nur Johanna jetzt nicht schlafen gehen — — —.

Ja, sie gehen hinauf ins Schlafzimmer. . .

Taumelnd wie ein Trunkener nahm er das Licht, das sie ihm reichte und folgte ihr über die dunklen Treppen ins Schlafzimmer, gleichsam vor sich selbst aus dem letzten verzweifelten Widerstande seines Bewußtseins herausschreitend. —

Ah — sie gingen hinauf — — —.

Was jetzt noch kam, ist klar. Das Schlafzimmer war ein großer, niedriger Raum mit kahlen Wänden, denen man ansah, daß sie zu einem Mietshause gehörten. Das breite Bett, das dem Fenster gegenüber stand, links vom Fenster der Waschtisch und ein paar fadenscheinige Polsterstühle bildeten die einzige Aus-

stattung. Auch hier flackerten in den Winkeln die trüben Schatten, verwischten die Kanten der Wände, ließen die Gegenstände verschwinden und schwanken und gruben in das Gesichtsfeld der kreisenden Augen des Kranken wogende Schlünde und Höhlen, durch die die furchtbaren Ausgeburten seiner Verwirrung eindringen konnten. Der Wahnsinn, der ihn mit dem Verluste der klaren Vorstellung von der räumlichen Bedeutung der Dinge ergriffen hatte, die Verzerrung seiner Seele, der Fernes erdrückend nahe, Nahes unbegreiflich fern entrückt erschien, mußte hier zum äußersten Grade anwachsen. Hans sank sofort auf das Bett und verbarg sein Gesicht in den Kissen. Aber dann hob er den Kopf und blickte so umher, als habe er ein Gefühl von der Hoffnungslosigkeit seiner Lage und wolle sich selbst noch einmal von derselben überzeugen.

Maria trat auf ihn zu und legte ihren Kopf an seine Brust, die Augen geschlossen. Mechanisch liebkosten seine Finger ihre Wangen und Schultern. Einmal hob sie die Lider und ließ ihre großen Augen im Zimmer umwandern, so daß er vor Grauen den Rücken krümmte und die Hand vor die Stirn legte, um das Unmenschliche nicht zu sehen, dem ihr Blick nachging.

Dann erhob sie sich und begann, sich zu entkleiden, indem sie langsam im Zimmer auf und nieder schritt. Hans' Blick folgte ihr jetzt mißtrauisch, lauernd auf jede Regung, wie eine Katze einen Vogel belauert. „Was umschleicht sie mich so," dachte er, „und warum spricht sie nicht? Sie hat etwas vor. Sie macht irgend jemand geheime Zeichen."

Maria trat an den Waschtisch und löste ihr reiches Haar. Wie eine Wolke rötlichen Dunstes wallte es auf um ihren Kopf, es schien zu verschwimmen mit den schwärmenden Schatten der Dämmerung, schien ins Unmenschliche zu wachsen und sie selbst emporzuziehen und aufzulösen in Dunst und Rauch.

Entgeistert starrte Hans sie an. Da fiel ein großer, kühler Blick ihrer dunklen Augen durch das Gewirr von Schleiern auf ihn; wie von einer Riesenfaust geschleudert, von harten drängenden Leibern gestoßen sprang er auf. Sie breitete die Arme aus und trat einen Schritt näher. „Jetzt wird sie etwas tun, jetzt kommt sie, jetzt geschieht es," kreischte eine Stimme in ihm und von dem einzigen Gedanken gehetzt, ihr zuvorzukommen, stürzte er auf sie zu. Seine Finger umspannten ihren Hals, noch ein dunkler entsetzter Blick überschwemmte ihn. Dann schloß er die Augen, krampfte die Finger und löste sie nicht mehr. —

Die plötzliche Stille nach dem letzten Krampfe brachte ihn zur Besinnung. Es war zu spät. Er setzte sich auf den Bettrand,

preßte die Hände vor die Augen und verharrte so regungslos in völliger, tötlicher Erschöpfung. So fanden ihn auch am nächsten Morgen die Leute aus dem Dorfe, die das geängstigte Mädchen herbeigeholt hatte, als sich auf ihr Pochen nichts im Zimmer geregt hatte. — — —

III.

Also! — so ist es geschehen, und mein Gemüt ist nun leichter. Ich lege die Feder nieder, zögere einen Augenblick und sage dann: „Willst du lesen, Johanna, mein geliebtes Herz?"

Johanna sieht von ihrem Buche auf, nimmt das Manuskript und beginnt zu lesen. Sie überfliegt die Zeilen; einmal stockt sie und blickt eine Weile vor sich hin, dann geht es wie in verdoppelter Hast weiter. Sie kommt so schnell voran, daß ich lächeln muß bei der Erwägung, eine wie starke Wirkung das Gelesene wohl in der kurzen Zeit entwickeln kann. Aber was hat auch solch ein lebendiges Sein mit den lichtscheuen, blutlosen Gespinsten der Halbwachheit eines Männerhirns zu tun?! Der Schatten einer Bewegung ihres schlanken Armes, der Nachhall eines Lautes ihrer klaren Stimme ist schöner, als das verwegenste Gebäude schwindelnder Gedanken.

Johanna hat das Heft geschlossen. Sie sieht mich einen Augenblick sehr nachdenklich an. Dann steht sie auf und zündet die Gasflamme auf dem Korridor an.

Nachdem sie sich wieder zu mir gesetzt hat, sagt sie endlich: „Ich finde es sehr gut."

Aber nach einer Weile setzt sie hinzu: „Meinst du aber nicht doch, daß es reichlich, wie soll ich sagen, gesucht ist?"

„Gewiß," stimme ich bei, „jedoch —." Ich finde nicht leicht die Fortsetzung meines Einwands. Schließlich kommen mir Gedanken. „Jedoch," fahre ich fort, „scheint es dir nicht möglich, daß die Natur an einem Menschenpaare, das ihrem Hasse gegen alles Bestehende durch übergroße Liebe Gewalt antut, sich einmal so rächen könnte?"

„Nein," sagt sie entschieden, und atmet tief auf. — — —

Und sie hat wohl auch recht. Das eine steht jedenfalls fest: Hans Bret würde auf meine Schrift hin nicht freigesprochen werden, wenn ich sie einreichte. . .

Seltsam, — es liegt mir auch gar nichts mehr daran.

Erich Oesterheld: Deutschlands Entwicklung im Urteile Frankreichs.

Kein Volk ist in seiner Politik oder künstlerischen Kultur so ausgeprägt kosmopolitisch gestimmt, wie das moderne deutsche. Es neigt eher zur nationalen Prostitution als zum chauvinistischen Dünkel. Deshalb ist auch seine kulturelle Entwicklung im Tempo so rapid wie international in der Färbung; aber auch so subtil und feinfaserig in ihrer inneren Gestaltung, wie differenzierbar in der äußeren Formgebung. In besonders zärtlicher Hingabe an den esprit gaulois zögerte es nicht, in der westlichen Nachbarin der verführerischen Geliebten den Hof zu machen und ihrem Einflusse in wenig selbstbewußter Neigung sklavenhaft sich zu beugen, ohne durch die augenscheinliche Tatsache überzeugt zu werden, daß diese Neigung doch nur ganz einseitig sei, d. h. unerwidert blieb. Der den Gründerjahren folgende Aufschwung deutscher Kultur vertiefte Deutschlands freundschaftliche Neigung in demselben Maße, wie sie im einseitigen Revanchegedanken Frankreichs jedes Gegeninteresse auslöschte, das vordem — zur Zeit der deutschen Romantik — vielfach auch durch Mme. de Staëls Buch über Deutschland — angeregt war. Die Kenntnis deutscher Kunst und Literatur war in Frankreich immer genau so oberflächlich, wie die Beurteilung seiner inneren Entwicklung falsch und einseitig gewesen ist. Man hatte Goethe gelesen (auf den sich noch heute die französische Kritik gern beruft) und besonders mit der Wertherschen Empfindsamkeit sympathisiert, deren unglücklicher Erbe der geniale Gêrard de Nerval geworden. Die französische Aufklärung hatte in ihrem revolutionären Drange die Geister durcheinandergewirbelt; Frankreich war alles und überall; es kam absichtslos mit deutschen Geistern in Berührung; man lernte Lavaters physiognomische Fragmente kennen, wußte von Geßners Idyllendichtung, Klopstocks Messias und ernannte Schiller zum Ehrenbürger der Republik. Die französische Romantik begrüßte E. T. A. Hoffmann (Baudelaires „divin Hoffmann“) als Geistesverwandten. Auch Kants Ruf drang über die Grenze und Hegel fand in St. Marc. Girardin einen begeisterten Apostel. Nirgends aber wird eine fruchtbare Beeinflussung merkbar, denn das alles ist nur eine Spiegelung intellektueller Regsamkeit im Hirne einzelner Individuen, die mit einer nationalen Beeinflussung nichts zu tun hat. Seit 1870 hatte sich Frankreich vor dem ostrheinischen Nachbar und Liebhaber in politischem Verdrusse verschlossen und spielte bis auf die jüngste Zeit die Rolle der verratenen Geliebten, die in doktrinärer

Einseitigkeit urteilslos den haßpredigenden Aufwieglern die deutsche Ruchlosigkeit und Niedrigkeit glaubte. Dabei kann man nicht einmal behaupten, daß diese Voreingenommenheit oberflächlich oder nur vorübergehend gewesen; sie ist vielmehr tief in die Volksseele eingedrungen, was, wenn man will, einige Gallizismen bezeichnend beweisen. Z. B. heißt ein schädliches Gift, die Blausäure, acide prussienne, oder ein ohne triftigen Grund hervorgerufener Streit eine querelle d'Allemand. Die letzten Jahre verkündeten indes eine beträchtliche intellektuelle Annäherung Frankreichs an Deutschland, die zweifellos immer deutlichere Formen annehmen und uns von unserer einsamen Liebhaberrolle entbinden wird. Man denke z. B. vor allem an die ernsten Hebbelstudien und -Übersetzungen und das über den Nietzschekult hinausgehende Interesse Frankreichs für deutsche Literatur, welches in dem talentvollen und eifrigen Dichter Henri Guilbeaux einen würdigen, ernsten Förderer und Interpreten findet.

Die letzten Jahre sind aber auch reich an empfindsamen Reisen und Reisebeschreibungen, die ein auflebendes Interesse Frankreichs zu dokumentieren scheinen, im Resultat aber größtenteils negativ sind. Denn der französische Reisende und Beobachter, der seine Landsleute über deutsche Art und Kunst aufzuklären versuchte, ließ sich entweder durch einseitige impressionistische Eindrücke zu einem einseitigen, unrichtigen und schiefen Urteile verleiten oder er reiste mit der Hornbrille auf der Nase und sah mit Mäklermiene immer nur das Üble, Abstoßende, Unterlegne, das man immer und überall findet, wenn man es sucht. Man bemühte sich, mit degoutierendem Aufwand an Galle, die Rückständigkeit und Armseligkeit Deutschlands gegenüber Frankreich hervorzuheben und zu betonen, daß „la France (wie Guizot in seiner Geschichte der Zivilisation in Europa 1845 behauptet) marche à la tête de la civilisation", und schämte sich nicht, die aus vergilbten Reisebeschreibungen und Beobachtungen ausgegrabenen, damals vielleicht richtigen Beurteilungen als neue und eigne aufzutischen. So schlendert der Zeichner Charles Huard durch Berlin, um mit Feder und Stift seine Impressionen festzuhalten, die ebenso oberflächlich, unfreiwillig komisch und schlecht sind, wie der Stil seines Buches (Berlin comme je l'ai vu). Was der Figaroberichterstatter Jules Huret in seinen berüchtigten Artikeln über Deutschland sagt, hat weder den literarischen Charakter, den es uns vorspiegelt, noch die Tiefe des Urteils, die es generell wertvoll macht. Es ist grand reportage, über die man in Deutschland viel zu viel diskutiert hat, ebenso nichtssagend wie vorlaut; style Prud'homme.

Deshalb ist es eine angenehme und nützliche Überraschung, endlich ein Buch über Deutschland zu finden, das seine politische und geistige Entwicklung ohne Voreingenommenheit mit vielseitigem Wissen und reifem Urteil analysiert und es dem französischen Publikum nicht als Zerrbild in Momentphotographien vorlegt. Henri Lichtenbergers Buch (l'Allemagne moderne, son évolution. Ernest Flammarion, Paris) ist eine Enzyklopädie en miniature, in der sich Deutschlands Geschichte, wissenschaftlich beleuchtet in den Ergebnissen deutscher Forschung, scharf umrissen widerspiegelt. Es ist objektiv, frei von nichtssagenden Glossierungen und in einem Stil geschrieben, der trotz aller Wissenschaftlichkeit nie trocken langweilig oder philologisch nüchtern wirkt. Lichtenberger lernten wir schon aus seinen Studien über das Nibelungenlied, über Heine, Wagner und Nietzsche als Apostel deutscher Geisteskultur von wissenschaftlichem Ernst und stilistischer Begabung schätzen. Sein Buch über Deutschland ist, trotz aller Schwächen, die es notwendigerweise haben **muß**, das wertvollste und beste, was er geschrieben. Lichtenberger gibt seine Entwicklungsgeschichte Deutschlands als Resumé historisch-kritischer Untersuchungen der bewährtesten deutschen Forscher und basiert auf den Hauptwerken Treitschkes, Lamprechts, Marcks, Chamberlains und Schlenthers und den philosophischen Werken Windelbands, Überweg-Heinzes, Paulsens, Külpes, sowie auf den literar- und kunstgeschichtlichen R. M. Meyers, Bartels, Gurlitts, Muthers, Meyer-Gräfes etc. Sein Buch ist also das Widerspiel einer historisch-**theoretischen** Betrachtung, einer abstrakt-kritischen Methode der Analyse, die, soweit sie nicht historische Fakta erörtert, in philosophischer Diktion die Entwicklung des Mannigfaltigen zum Einheitlichen, also synthetisch, beurteilt. Diese Methode ist theoretisch ebenso belehrend wie praktisch anfechtbar. Ich will mich nicht auf das Goethesche Wort versteifen, daß alle Theorie grau sei, um die Überlegenheit praktischer Erfahrung über die aus Theorien resultierende Theorie zu bekräftigen. Andeuten möchte ich vielmehr nur (und das sagt nichts gegen den Wert des Buches), daß diese theoretische Betrachtung Lichtenbergers über manchen, uns miterlebenden Deutschen leicht ins Auge springenden Zustand hinweghüpft, an mancher, in zeitgeschichtlichen Chroniken noch nicht gebuchten Wandlung im geistigen oder künstlerischen Leben vorbeigeht und vorbeigehen muß. Ich will damit gesagt haben, daß eine historisch-**theoretische** Betrachtung im Sinne Lichtenbergers ohne **Empirie** letzten Endes lückenhaft bleiben muß. Ein Nachteil dieser Methode ist es z. B. auch, daß Namen als bezeichnende genannt werden, die in der großen Vorwärtsentwicklung

doch nur bescheidene Mitgänger gewesen und daß dafür andere, wichtigere, nur in ihrem Werke angedeutet werden. Zu monieren wäre auch hier und da ein kleiner Irrtum, z. B. wenn der Verfasser Humboldt neben Goethe und Schiller als Klassiker aufführt. (pg. 322.) Erstens gibt es zwei Humboldts, von denen der eine bekanntlich Staatsmann, der andere Naturforscher war. Beides klassische Schriftsteller, aber keine „Klassiker". Man könnte auch eine zu starke Betonung des Nietzscheanismus bemängeln, ein zu häufiges und ausführliches Zurückgreifen auf ihn als den „représentant, typique de l'âme moderne".

Lichtenbergers Buch gibt im gedrängten Rahmen alles, was entwicklungsgeschichtlich irgendwie in Betracht kommt. Es ist im Grunde kein Referat, wie er bescheiden im Vorwort erwähnt, sondern vielmehr sein an eigenen Gedanken reiches Eigentum. Hauptgewicht legt er auf die Darstellung der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung Deutschlands, die bisher gerade von Franzosen so einseitig und falsch aufgefaßt wurde. Darüber hin gelangt er zur Betrachtung der religiösen Probleme und einer Würdigung des Katholizismus und Protestantismus, um dann die freigeistigen Strömungen, den Materialismus, Positivismus und Naturalismus in ihren Hauptvertretern zu analysieren. Die künstlerische Entwicklung Deutschlands ist weit weniger ausführlich (und dann zu theoretisch) behandelt als die politische und religiöse, was aber nicht allzusehr zu beklagen ist, da die künstlerische Kultur eines Volkes dem anderen leichter zugänglich und verständlich wird, als die schwer und hart an der Scholle klebende wirtschaftliche.

So ist das Buch auch für Deutschland eine ebenso interessante wie an vielen Erkenntnissen reiche Erscheinung, weswegen auf die (bei Carl Reißner in Dresden) in der tadellosen Übersetzung Fr. von Oppeln-Bronikowskis erschienene unverkürzte deutsche Ausgabe auch empfehlend hingewiesen werden muß.

Neue Lyrik.

Die Müden.

Wir haben uns in uns selber vergraben,
Da haben wir was rechtes getan.
Und weil wir die andern vergessen haben,
Erkennen wir nur uns selber an.

Wir fördern uns selber nicht zu Tage,
Vielleicht aus Hochmut, vielleicht aus Scham,
Und wir verschließen unsere Plage
Tief in die Herzen zu unserm Gram.

Das Leben kann uns nur ewig verwunden;
Wie rote Rosen in müdem Strauß,
So leben wir melancholische Stunden
Und blühen müde und blühen aus.

Gerhard Mürr.

Unter jungen Birken.

Als wir im Grase lagen,
Dicht Leib an Leib gerückt,
Von diesen Frühlingstagen
Tief ins verwirrte Herz beglückt —

Da kam es, daß der grauen Wochen Spur
Wir uns vom Auge scheuchten;
Wir sah'n die kinderhellen Birken nur
Im Lichte stehn und leuchten.

Sie faßten mit vielen hundert
Verhüllten Zweigen tief ins Licht,
Und standen sehr verwundert,
Und regten sich nicht.

Leonhard.

Terzine.

So kam ein Tag und ging und kam und ging,
geheime Nächte raunten durch das Land,
und wieder einer kam und schloß den Ring.

Wir beide schritten schweigend, Hand in Hand,
gewohnte Wege hin und wußtens kaum,
wenn sich mein Mund zu deinen Lippen fand.

Fast war uns alles schon ein trüber Traum,
ein welker Duft, ein halbvergeßnes Bild
und wie der Wellen leichtzerfloßner Schaum.

Was uns durchglühte, was die Seelen wild
und heiß verschmolz, wir glaubten es das Glück
— und glaubtens nur — und glitten ungestillt

aus einem Sein wieder in zwei zurück.

E. C. Edzard

Edwin Redslob: Heinrich Vogeler.

Bremen unterscheidet sich vor vielen anderen Orten Deutschlands dadurch, daß hier die berufliche Abstempelung der Menschen, wie sie die moderne Zeit und besonders die moderne Stadt verbreitet, nicht all zu stark zum Ausdruck gelangt. Dieser große Vorteil seines politischen und gesellschaftlichen Lebens kommt leider seinen Künstlern nur wenig zu gute, denn ihnen gegenüber tritt nur gar zu häufig jene sonderbare Trennung der Menschen nach „praktischen“ und „unpraktischen“ Betätigungen zu Tage, eine Art ständiger latenter Opposition des Geschäftstreibenden und Verdienenden gegen den Künstler, Gelehrten und Forscher, durch die sich weiteste Kreise des Publikums der Anteilnahme an künstlerischen und gelehrten Arbeiten entziehen.

So mag es sich erklären, daß nur wenig Bremer wissen, wie sehr sich die Außenstehenden den Begriff ihrer Stadt aus Namen wie Heinrich Vogeler, Rudolf Alexander Schröder, Paula Modersohn, Friedrich Gildemeister und anderen gebildet haben, wie sie in allen diesen Namen etwas Eigenes, typisch Bremisches erkennen und wie sie Bremen um dieser Namen willen besonders hoch halten.

Diese Teilnahmlosigkeit muß mit einer ernsten Besorgnis erfüllen, denn aus ihr entstand zum Teil jene tiefe Kluft des Mißverstehens zwischen Publikum und Künstler, wie sie 1895 in der Ablehnung der Worpsweder und erst kürzlich in einer regelrecht organisierten Opposition gegen die Künstlerbundausstellung zum Ausdruck kam.

Vielleicht kann zur Überbrückung solcher Gegensätze nichts besser helfen, als eine ruhige Betrachtung und Würdigung einzelner Persönlichkeiten und ihres Wirkens — die Erkenntnis des eigensten Besitzes wird manchen mit Freude erfüllen und mit dem Gefühl der Verpflichtung gegen das, was er den schöpferischen Kräften seiner Zeit schuldig ist.

* * *

Die Erinnerung an schöne und reine Eindrücke verflossener Jahre verlangt von uns, unter der Reihe der Bremer Künstler den Worpsweder Heinrich Vogeler an erster Stelle zu nennen. Gern erzählen wir, wie schon vor zehn Jahren wir Jungen — Künstler und Studenten — uns freuten, wenn neue Arbeiten von ihm erschienen, wie wir suchten, ein Ex-libris Vogelers zu ertauschen, wie wir seine Radierung liebten von dem jungen Spaziergänger,

der zu der kleinen Lerche aufschaut und wie wir mit seinen Büchern träumten, wie unsere Augen sich ergingen in dem Arabeskengarten zu Wildes Granatapfelhaus, wie der starke Akkord des Titelblattes zu Turgenjews Gedichten in Prosa unser Empfinden belebte, wie freudig wir zu Hofmannsthals Drama Kaiser und Hexe griffen, dem Vogelers farbige Blätter die Weihe gaben, und wie vertraut uns der Zauber von Gerhart Hauptmanns Märchendramen entgegenklang aus Heinrich Vogelers Blättern.

Und dann die Staffeleibilder: der feine Farbenhauch auf den Früchten, die stille Atmosphäre vertrauter Winkel, die ruhige und behutsame Art, das scheue und reine Sehen, das doch so bestimmt das geheime Wesen der Dinge zu erfassen suchte.

Wir waren auch über Vogelers Irrtümer nicht böse: nur das große Bild seiner Familie und Freunde hinter dem Gartentor, das auf der ersten Künstlerbundausstellung in Weimar zu sehen war, mußte unsere Hoffnungen betrüben, weil wir spürten, daß auf diesem Wege kein Weiterkommen möglich sei.

Dann vergaßen wir ihn über der strengen und heilsamen Zucht, die unseren Augen auferlegt wurde durch die Schulung der großen Impressionisten Frankreichs. Wir lernten erst sachlich sehen und unser Sehen kontrollieren, und wir dankten es Max Liebermann, daß er die gleiche heilsame Schulung durch die Arbeit der Künstlerbundausstellung der jungen Generation unserer Maler und Bildhauer auferlegte.

Wir hörten auf, uns träumend zu verwöhnen, und wenn wir die zarten Blätter von Vogeler in die Hand bekamen, so liebten wir ihn, wie ein junger Mensch Erinnerungen der Kindheit liebt, an die er nicht zu lange denkt, damit sie sein Empfinden nicht weich machen.

Und Vogeler selbst schien zu schweigen. Er entwarf Möbel, übertrug seinen sensiblen Sinn für Stimmung und Klang in Räume und Häuser. Er schuf sich selbst sein Haus und seinen Garten, den Barkenhof am Berge von Worpswede, er gab — seltene Anerkennung eines Künstlerwillens in Deutschland — dem Bahnhof seines Wohnortes das Gepräge und machte damit das schöne norddeutsche Dorf zu seinem eigensten Besitz.

Aber auch diesmal schien er stehen bleiben zu wollen: er stattete im Rathaus zu Bremen die Güldenkammer aus. Alle mühsam in Deutschland erlernte kunstgewerbliche Zucht, alle Vernunft dem Material gegenüber schien hier vergessen zu sein. Die Bronzierung der Stuhllehnen konkurrierte mit dem zahlreichen Messingzierrat des Gemaches, das Material des Kaminaufsatzes war für das Auge unmöglich zu erkennen; Intarsia, Lederpressung,

Stukkatur, Vergoldung und Stanzarbeit wetteiferten miteinander, und jeder Gegner konnte beweisen, daß hier die Grundelemente außer acht gelassen waren. Doch seltsam: all diese Unruhe und Verworrenheit wurde wunderbar vereinheitlicht durch das Rankenspiel der Ornamente — es war irgend etwas in dem Raum zu spüren, was ihn über das Alltägliche erhob, ein feiner, persönlicher Hauch, der alles zum Ganzen fügt, und man fing an, sich seiner Ablehnung zu schämen — ohne freilich völlig überzeugt zu sein.

Aber inzwischen ist Vogeler weiter gegangen: er hat von seinen kunstgewerblichen Arbeiten gelernt, zumal von den wenig bekannten Entwürfen der Worpsweder Werkstätten, ist sachlicher und strenger geworden: er ist genau den Entwicklungsgang geschritten, den unsere moderne Kunst unter der Schulung der neueren Franzosen, unter der Schulung einzelner der Wandmalerei vertrauter Stilisten nahm.

Neben seinen aus einer einfachen Zweckbestimmung hervorgegangenen kunstgewerblichen Entwürfen, also neben der Arbeit in den Worpsweder Werkstätten, scheinen ihm vor allem zwei Persönlichkeiten geholfen zu haben, die beide über den Impressionismus hinaus zu neuen Resultaten gekommen sind, wie sie uns van Gogh und Cézanne vermitteln: die Malerin Paula Becker-Modersohn, der Bildhauer Bernhard Hoetger. Vor Jahren schon fuhr er mit beiden nach Paris, um den Nachlaß van Goghs anzusehen, vor Jahren schon verstand er das unerbittlich strenge Wollen Paula Modersohns, deren schönste Bilder in seinem Besitze sind.

Er fand den neuen Weg zunächst als Maler. Er strebte — darin etwa den jüngsten Schöpfungen L. von Hofmanns verwandt — nach einer geschlossenen Einfachheit der Körper, nach einer gesteigerten Einheit zwischen Mensch und Landschaft; die Bedeutung des Gegenständlichen trat immer mehr zurück zu Gunsten einer reinen und malerischen Erkenntnis der Dinge.

Entwickelt hat er diese Fortschritte aus dem Stilleben, und auch darin steht er (man denke an Cézanne und Gauguin) in Übereinstimmung mit den Wandlungen unserer modernen Malerei, die vom Stilleben aus zur figürlichen Komposition gelangte.

Auf diesen Weg, der seinen Schöpfungen die Geschlossenheit von Wandbildern gab, kann hier nur hingewiesen werden. Seine jüngsten Bilder mit ihrer jenseits des Inhalts stehenden Ruhe und Einfachheit beschreiben sich nicht mehr so gut, wie die mitunter etwas literarischen Gestaltungen seiner Anfangsjahre: aber

man wird gerade darin — in Erinnerung an H. von Marées und L. von Hofmann — ein Zeichen für seine Entwicklung sehen.

Und dieser Weg — so stufenweise in deutlichen Absätzen von ihm gegangen — wird vermittelnd begleitet von seinen Zeichnungen. Von der Illustration zur Komposition kann man auch hier sagen. Aber auch diesmal möchte man nicht beschreiben, zumal die „Insel“ zwei neue Publikationen vorbereitet. Dann wird man in einem Buche Rainer Maria Rilkes eine Heimsuchungsgruppe sehen, deren plastische Größe und Geschlossenheit ein neues Wollen verkündet, dann wird man in einem Sammelbande von Zeichnungen den ganzen Reichtum Vogelers finden: freierfundene Initialen, bewegte Liniengebilde mit rhythmischem Schwung, reizvolle Erinnerungen an orientalische, indische und japanische Formengebilde und jene zarten Märchenphantasien, in denen er Meister ist.

So ging er — unbeachtet in seinen letzten Schöpfungen und durch die Beliebtheit seiner frühesten Werke eher gehemmt als gefördert — den Weg zur Einheit und Synthese, den Weg unserer modernen Kunst. Er ging ihn mit all jener Eigenart seiner Natur, der ein handwerkliches und berufsmäßiges Spezialistentum nicht liegt, die viel Inneres zu verarbeiten hat, die aber dann auch viel reicher und schöner zu geben vermag, als mancher, an dessen Schöpfungen nur das Handwerkliche überzeugt.

So erklärt sich auch jener mitunter bei Vogeler erscheinende leicht dilettantische Zug, hinter dem doch das Dichten und Trachten eines ganzen und ganz auf seine eigene Persönlichkeit gerichteten Menschen steht, jener Zug, der uns auch an anderen Bremer Künstlern — man denke an R. A. Schröder — als typisch auffällt. Wer ihn richtig versteht, wird in ihm ein heilsames Gegengewicht gegen das berufsmäßige Spezialistentum unserer Zeit erkennen. Und gerade dies Verständnis wird ihn zu einer gesteigerten Würdigung Vogelers führen, denn es lehrt, hinter seinen Schöpfungen den Reiz einer feinen und reichen Natur zu verspüren.

Adolf Goetz: Mode, Luxus und Sicherheit an Bord.

I.

Woran liegt es, daß wir immer von einem Extrem ins andere fallen? — Das Schicksal des vollkommensten Schiffs unserer Zeit hat den vorher felsenfesten Glauben an die absolute Sicherheit des modernen Dampfschiffs zum stärksten Zweifel und zum Unglauben umgewandelt.

Es sind im Jahre 1911 verhältnismäßig viele Schiffskatastrophen eingetreten, es sei nur an die Verluste einer der ältesten hamburgischen Reedereien erinnert, die sie freilich auch an ihren sterbenswürdigsten Schiffsveteranen erlitt. Aber die Öffentlichkeit ließ sich doch immer wieder rasch durch die Belehrung beruhigen, daß die modernen Schiffsriesen ein solches Schicksal niemals erleiden könnten. Es wurde ein Axiom, daß Stürme einem Riesendampfer keinen schweren Schaden zufügen könnten, und daß gegen die Heimtücken des Ozeans, Nebel, Zusammenstöße und andere Übel die höchsten Errungenschaften der Technik, drahtlose Telegraphie, Unterwassersignale Vorbeugungsmittel schufen.

So lebte man sich in Bewunderung und Freude hinein, bis die Titanic sank. Da wars, als ob die Gorgo ihr Schlangenhaupt geschüttelt hätte. Vor der Verzweiflung hielt der Glauben von gestern nicht stand, und mit einem Male sah Jeder, daß das Meer noch immer voller Gefahren und Heimtücken sei.

Vom Binnenlande kommt die Furcht und der Zweifel. Geschieht denn auch wirklich alles, um die Gefahren zu bezwingen?

Sicherlich geschieht nicht genug, antworten die Nautiker im Binnenlande, — und sie zeigen ihre Berechnungen, bei denen am Schlusse ein allzugroßer Überschuß der Unterlassungen gegen die Hilfs- und Rettungsmittel herauskam.

Die Erregung wird aber nichts Nützliches für die Schiffahrt hervorbringen.

Die Titanic hätte nicht erst ihr furchtbares Ende nehmen müssen, um das Nachdenken über Mode, Luxus und Sicherheit des Schiffbaues von heute anzuregen.

Heute weiß alle Welt ziemlich viel von der Schiffahrt.

Es ist ganz natürlich, daß die großen Schiffahrtsgesellschaften mittels ihrer Reklame sehr viel Wissenswertes über die moderne Schiffahrt verbreiten. Aber dabei ist die Mode und der Luxus zu sehr in den Vordergrund gekommen.

Vielleicht zeigt ein kurzer Überblick über die letzten 25 Jahre der großen deutschen Schiffahrt, ob und wobei und wieso es zu Fehlern und Schaden kommen mußte.

Um deutlich zu erkennen, welche Fortschritte der deutsche Handelsschiffbau im letzten Vierteljahrhundert gemacht hat, muß man den Typ 1911 gegen den Typ 1885 halten. Damals hatte die heute größte Reedereigesellschaft, die H. A. P. A. G., ihren Dampfer Hammonia mit ca. 4000 Brt.-R.-T. in Dienst gestellt, und die erfahrenen hamburgischen Reeder glaubten, daß dieser Typ Hammonia eine Steigerung in den Größen- und Leistungsverhältnissen sobald nicht, wenn überhaupt, mehr nötig haben würde.

Diese Ansicht war damals so fest, daß man sie in einem Generalversammlungsbeschluß der H. A. P. A. G. gewissermaßen als den Extrakt aller Erfahrungen festlegte. Es wurde gesagt:

— — „nach eingehendster Prüfung aller einschlägigen Verhältnisse sind wir zu dem Beschluß gekommen, Schnelldampfer größerer Art (Hammonia) nicht in unsere Linie einzustellen."

Welche Verhältnisse und Entwicklungsumstände es verlangten, daß dieser Generalversammlungsbeschluß nur sehr kurze Zeit aufrechterhalten blieb, das kann hier übergangen werden. Es mag die Feststellung genügen, daß nur um ein weniges später (Albert Ballin war inzwischen zur H. A. P. A. G. gekommen), im Jahre 1889, schon der erste deutsche Doppelschraubendampfer „Auguste Viktoria" in den Dienst der hamburgischen Gesellschaft gestellt wurde.

Mit dem Jahre 1889 setzte nun ein Aufschwung des Schiffbaus ein, der fast einem Überstürzen glich. Es erscheint uns selbst heute noch so, als seien bis zum Jahre 1889 alle technischen Baukünste und andern Errungenschaften mit Gewalt niedergehalten worden. Denn wenn man die Fortschritte von der einstigen Great Eastern aus den 1850er Jahren bis zum Ende der achtziger Jahre betrachtet, so erscheint die Plötzlichkeit des Aufschwungs nun doppelt unbegreifbar.

Es gab jetzt gar kein Halten mehr, der Erfolg von heute hielt sich kaum so lange, daß an ihm noch morgen eine rechte Freude zu gewinnen war.

Die deutsche Schiffahrt trat in dieser Zeit mit der Mutter der Schiffahrt und des Schiffbaus, mit England, in den schärfsten Wettbewerb. In diesem Wettkampfe gelangten Hamburg und Bremen, Bremen übrigens zuerst, sehr rasch an die Spitze. Aber noch hatte England den Vorantritt im Schiffbau. Der deutsche Schiffbau, so war die Meinung, kann wohl die großartigen Typs nachbauen, aber darüber hinaus traute man seinen Fähigkeiten doch nicht so viel zu, daß man ihn etwa an die Seite Englands setzte. Die großen neuen Schiffe mußten eben von der englischen Werft kommen.

Aber da begann der deutsche Schiffbau um die Besteller, und als diese sich einmal eingefunden hatten, um die Siegespalme mit dem englischen zu ringen. Mit welchen Erfolgen, das lehrte die Zeit sehr schnell.

Es war vor allem Kaiser Wilhelm II., der geholfen hatte, dem deutschen Schiffbau den Weg zu bahnen.

Der Stettiner Vulkan hatte die ersten deutschen Doppelschraubendampfer, Auguste Viktoria und Fürst Bismarck gebaut, beide für die hamburgische Gesellschaft (H. A. P. A. G.).

Welche Meinung das Ausland über diese Leistungen des deutschen Schiffbaus hatte, das gibt in geradezu klassischer Weise eine Abhandlung der amerikanischen Fachzeitschrift „Scietific American" über die Fahrt des Dampfers Fürst Bismarck wieder:

> „. . . soviel steht aber fest, daß der Fürst Bismarck, soweit ein Urteil bisher möglich, wohl geeignet ist, die englischen Schiffbauer einigermaßen zu überraschen, indem es den Anschein hat, als gebühre ihm ein Platz neben den besten, auf englischen Werften erbauten Schiffen."

Der deutsche Schiffbau bedurfte also, wie es ja auch die Erfahrung der kommenden Jahre höchst eindringlich lehrte, nur der Besteller, um mit dem englischen sehr erfolgreich in Konkurrenz treten zu können.

Die Zeit der beiden genannten Dampfer währt aber nur wenige Jahre. Nicht etwa, daß sie keine längere Beanspruchung vertrugen, sondern die Entwicklung des Schiffbaus ging fast zu rasch.

Die stärksten Veränderungen hielten immer nur für eine kurze Zeitspanne vor. Die Typs überstürzten sich geradezu.

Schien Hamburg mit dem Schnelldampfer „Deutschland" nun das Höchste erreicht zu haben, so wetteiferte Bremen mit dem „Kaiser Wilhelm den Großen" um Sieg und Ruhm.

Die luxuriöse Einrichtung der Schiffe hielt sich, so groß und neu sie auch war, doch immer noch in Grenzen. Der Schnelligkeitstaumel beanspruchte den Vorrang. Die Rekordfahrten um Minutengewinne begannen, und der Sieg des blauen Bandes des Ozeans galt ebenso erstrebenswert wie einst der Gewinn eines Feldzuges. Es war ja auch ein Feldzug um Wirtschaftsgebiete, denn wer den Sieg der Schnelligkeit hatte, gewann das Reisepublikum, insbesondere das amerikanische, auf das es früher und jetzt ankam.

Inzwischen war die Turbine das Feldgeschrei geworden.

Die Hamburg-Amerika-Linie stellte den kleinen Turbinendampfer „Kaiser" — 1916 Brutto-Reg. — ein, der aber nur den Seebäderdienst verrichtete. Es erhob sich in Tageszeitungen und Fachblättern ein Sturm darüber, daß Deutschland sich von der Spitze fortdrängen ließ. Es wurde auf das englische Beispiel verwiesen, auf die Cunard-Linie, die zur Tat werden ließ, was die Wissenschaft der Technik aller Welt darbot — Hamburg und Bremen folgten aber, aus guten Gründen, dem englischen Beispiel nicht. Man hielt in Deutschland die Zeit für gekommen, um die Schnelligkeit nicht mehr als Hauptfaktor der transozeanischen Schiffahrt gelten zu lassen. Aber aus dem Wettbewerb durfte und wollte Hamburg und Bremen natürlich nicht kommen.

Die Leiter der deutschen Schiffahrt gaben nun die Parole aus, die Sicherheit und Behaglichkeit der Schiffahrt aufs Höchste zu steigern. Der Ehrgeiz um Minutensiege war mit Erfolgen sattgefüttert worden, und neuen Hunger nach solchen hielten die Berechnungen der Kosten nieder. Hamburg und Bremen bauten die Riesen des Ozeans, die nun überall Bewunderung fanden, wo sie die Flagge zeigten. Nun schien es, daß der Luxus auf den Dampfern wirklich nicht mehr übertroffen werden sollte noch konnte. Prachträume, die erlesener Geschmack nach Zweckmäßigkeit und Behaglichkeit ausgestattet hatte, ließen zum ersten Male das Wort von den schwimmenden Luxushotels aufkommen. Mit der Sucht nach höchster Schnelligkeit war nun auch die Nervosität von den Schiffen verbannt. Die Fahrten über den Ozean wurden Erholungsfahrten, bei denen jeder nach seinem Geschmack in den Formen der eleganten Gesellschaft leben oder zurückgezogen die Ruhe und Erquickung durch die Seefahrt genießen konnte.

Vielleicht ist die deutsche Schiffahrt nicht ganz leichten Herzens aus dem Schnelligkeitswettbewerb mit den Engländern ausgeschieden. Aber sie verstand es, aus der Not, sofern es eine war, doch eine vollkommene höchste Tugend zu machen.

„Ja, aber was die englische Schiffahrt konnte, hätte doch Deutschland auch können müssen." Die solche Einrede brachten, übersahen oder kannten nicht die Kräfte, die es der englischen Schiffahrt, insbesondere der Cunard-Linie, ermöglichten, den Kampf durchzuhalten. Die Kosten dieses Kampfes trug ganz England durch eine hohe Subventionierung.

Der Wettbewerb hatte mit Wirtschaftlichkeit des Unternehmens nichts mehr zu tun. England wollte nur die schnellsten Schiffe haben. Natürlich stattete die Cunard-Linie ihre Mammut-Schiffe auch nach allen Regeln des Luxus aus. Sie konnte es ja mit dem Gelde der englischen Steuerzahler. Aber die Behaglichkeit der Fahrt litt doch durch die gewaltige Maschinenarbeit. Es war also nur ein Teilerfolg mit der „Mauretania“ und „Lusitania“ errungen worden.

Soweit war man also gekommen, daß es zur Regel wurde: „Die schnellsten Schiffe hat die Cunard-Linie, die behaglichsten die Hamburg-Amerika-Linie und der Norddeutsche Lloyd. Einige Jahre wirtschaftlicher Depression verhinderten es, daß die Rivalitätskämpfe mit aller Schärfe fortgesetzt wurden. Es galt Fragen von höchster wirtschaftlicher Bedeutung zu lösen, Zusammenschlüsse zu schaffen, die vernichtende Konkurrenzkämpfe beseitigen und für eine Spanne Zeit Verträge abzuschließen. Diese Kämpfe absorbierten das Interesse der beteiligten Kreise so sehr, daß der Gedanke nach konkurrierender Vervollkommnung der Schiffsneubauten etwas zurücktrat. Bis zum Jahre 1910-1911.

Die White Star-Linie begann nun der Cunard-Linie, die bis dahin die allergrößten und schnellsten Schiffe in Dienst hatte, den Rang streitig zu machen. Mit den Dampfern „Olympic“ und „Titanic“ gelang ihr dieses, soweit es sich um die Größe handelte. Den Schnelligkeitskampf machte sie nicht mit allen Kräften mit, sondern sie schien das von Hamburg und Bremen gegebene Beispiel befolgen zu wollen.

Es wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken — aber auch mit seinen Begierden. Die Schiffe, die noch vor kürzester Zeit einen, selbst amerikanische Nabobs in Erstaunen setzenden Luxus entfaltet hatten, galten nun nicht mehr auf der Höhe stehend. Schon wagten sich Wünsche nach Theater, Kabarett, Variete und Tennisspielplätzen an Bord, hervor. Der letzte Rest von Ruhe sollte mit Gewalt über Bord gejagt werden. Die einst gefährliche Seefahrt von Kontinent zu Kontinent, die nur unter dem härtesten Zwange unternommen wurde, sollte jetzt nur noch ein Vergnügen voller Aufregungen sein.

Umsonst erkannte die Wissenschaft die hohe Heilkraft der Meerfahrt, umsonst verbreitete sich die Wahrheit, daß nichts eine Zeit, Kraft und Nerven abhetzende Arbeit und Unrast so gut auszugleichen im Stande wäre, als eine *ruhige*, längere Fahrt über den Ozean.

Keine Reise ohne Vergnügen, weil Reisen selbst zum höchsten Vergnügen erhoben wurde.

Was galt da noch der Turnsaal mit seinen prachtvollen Apparaten, was das Shuffle Boardspiel, was der Ball an Bord, die fröhliche Feierlichkeit der sogenannten Kapitändiners, die Polar- oder Linientaufe? Mehr, mehr mußte es werden. Wintergarten an Bord, Treibhäuser mit lebenden Blumen, Künstlerquartette, Kostümfeste — nichts wollte genug scheinen. Aber, das alles hielt sich doch immer noch gewissermaßen in den Grenzen einer natürlichen Behaglichkeit.

Die Seetouristik tat aus sich heraus das ihrige, um die Wünsche mehr und mehr zu steigern. Eine Gesellschaft machte den Versuch mit einer Bühne an Bord. Das ging vielleicht einmal, solange die Seekrankheit nicht die Vergänglichkeit aller irdischen Künste und Künstler höchst kläglich demonstrierte. Nun blieb es Hauptsache, daß die Möglichkeit solcher Vergnügungen nur im Prospekt gedruckt stand. Gegen die höhere Gewalt anzukämpfen, konnte

kein Passagier der Schiffsleitung oder der Gesellschaft zumuten. In der Wirklichkeit würden also die Extravaganzen, die an Bord Unnatur waren, schon von höherer Gewalt auf das Maß des Richtigen zurückgebracht.

Das Publikum lernte einsehn und begreifen, daß den turbulanten Vergnügungen und dem Sport an Bord natürliche, enge Grenzen gezogen sind. Es fand wieder Befriedigungen an den Einrichtungen an Bord, die eigentlich auch nicht mehr zu steigern waren, ohne ins Gegenteil ihrer Zwecke umgekehrt zu werden.

Von den Schnelligkeitsrekorden, bei denen es sich um Bruchteile von Minuten handelte, berichteten nur noch Waschzettel. Nicht, daß die Lust an den Rekorden dadurch gebrochen worden wäre. Aber man lernte sie schließlich als hohe Sportleistungen bewerten. Sicherlich konnten im Leben Fälle eintreten, wo die Möglichkeit der kürzesten Überfahrt etwas unbezahlbares war. Aber wichtigste Entschließungen beförderte das Kabel doch noch schneller.

Es begann nun eine neue Rekordsucht: Wer hat die größten Schiffe, wer bietet auf diesen Schiffen die sensationellsten Unterhaltungsmöglichkeiten?

So standen die Verhältnisse in der großen, transozeanischen Schiffahrt bis gestern. — Die Titanic, die Krone ist aber gesunken. — Ist nun alles, was wir dachten, glaubten, was uns des Triumphs wert schien, falsch gewesen? . . . . .

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Leonhard Adelt: Ein Milliardärstraum.

Als der Herr von Homestead alt geworden war, verkaufte er sein Werk für eine Milliarde an den Trust, kehrte in seine schottische Heimat zurück und wurde Philantrop. Er hatte die Pyramide irdischer Macht erstiegen, aber von der andern Seite hielt ihm einer Schritt, der ihm gewachsen war. Und als er nun auf dem Punkte stand, sich mit jenem in die Macht zu teilen, da freute sie ihn nicht mehr, und er überließ dem andern die kalte Einsamkeit der Höhe, in der das Herz erfriert. Der ganze ungeheure Komplex aus Stahlwerken, Maschinenfabriken, Hochöfen, Gruben, Ölraffinerien und Eisenbahnen, der ihm untertan war und dem fünfzigtausend Arbeiter ihre Kräfte liehen, schien ihm die Beunruhigung seines Alters nicht wert, und die Einsicht, daß auch der Milliardär nicht mehr hat, als er in persönlichen Lebensgenuß umsetzen kann, machte fortan diese selben Millionen, die ihn von der Welt isoliert hatten, seiner Wiederaufnahme in ihre wärmende Gemeinschaft dienstbar. Denn genießen ist: sich im Kontakt zur Mitwelt ergänzen — durch Gastfreundschaft nach oben, durch Wohltun nach unten . . . und die Welt — das wußte er und hatte es in Jahrzehnten reichlich erprobt — die Welt läßt sich bestechen. Zur Verwunderung der Menschen, die spöttisch lachten, aber ihm beide Hände geöffnet hinhielten, setzte er die Philosophie, die er schon als Stahlkönig gepredigt, obgleich — natürlich — nicht betätigt hatte, ins Konkrete um, und seine 62 Jahre hießen ihn das Tempo seines Wohltuns zu beschleunigen, wenn anders er nicht seinen Grundsatz Lügen strafen wollte: daß entehrt stirbt, wer reich stirbt.

So ist Rockefeller letzten Endes dennoch um den Erfolg geprellt: Carnegies Kapitulation überlieferte ihm die furchtbare Last der Arbeit, des wirtschaftlichen Kampfes und des allgemeinen Hasses, den mit Gold wegzuschwemmen der Trustkönig weder Zeit noch Talent hat, — und sicherte dem Lebensabend seines Nebenbuhlers den ruhigen Genuß von jährlich fünfzig Millionen. Und während Carnegie — als einer, der seinen Beruf verfehlt hat, da er hätte Landpfarrer in Schottland werden müssen und Milliardär in Amerika geworden ist — den Glauben an den Menschen predigt, dessen Schwäche sein Erfolg war und dem er jetzt, außer Gefahr, sein Kompliment macht, anerkennt Rockefeller — dieser magenkranke Rockefeller, der von seinen Millionen nichts hat als das 10-Cents-Ei, das er täglich löffelt, — als einzigen Wert die Zahl: links und rechts vom Geschäft ist das Nichts. Er steht, wie Nathan Rothschild, unter ihrer Dämonie — ihre Multiplikation ist ihm Selbstzweck. Die Machtfrage wird durch ein rechnerisches Plus entschieden: er ist imstande, mit zwei Millionen den Einmillionenmann zu erdrosseln, und zwingt ihn durch die Drohung damit zur Assoziation; ihren drei Millionen wieder werden alle zwei Millionen dienstbar, und ihren tausend Millionen erliegt die Welt. . .

Das Prinzip des Einzelkapitals hat sich überlebt. Die Rothschilds waren sein letzter, glänzender Sieg. Aber indem sie es, mit dem Gemeinschaftssinn des Ghetos, auf die Gesamtheit ihrer Familie ausdehnten, hatten sie im Grunde schon mit ihm gebrochen. Die nächste Folgerung: daß kapitalistische Notwendigkeiten stärker als familiäre Interessen sind, begegnete sich mit dem Wesen der modernen Bank, als eines Sammelbassins überschüssiger Kapitalien, die durch sie wieder aktiv werden, und führte so zu den großen Gesellschaftsunternehmungen unseres Jahrhunderts. Das Beispiel des Kapitals legte einen entsprechenden Zusammenschluß bestimmter Produktionszweige — wie der Stahlindustrie, der Kohlenförderung und der Schiffahrt — nahe, die Konkurrenz wird auf Grund gütlicher oder erzwungener Verständigung zur Parallelität der Interessen, und diese geht nach einer Weile in Identität über. Die Identität aller Interessen innerhalb eines bestimmten Produktionsgebietes aber stellt sich in ihrer volkswirtschaftlichen Rückwirkung als Monopol, in ihrer geschäftlichen Form als Trust dar. Soweit der Trust die günstigstmögliche Ausnutzung seiner Erzeugnisse durch eine Zentralisierung anstrebt, welche die Unkosten verringert, aller Konkurrenz die Spitze bietet und die Produktionshöhe nach dem Marktbedarfe regelt, findet er auch von nationalökonomischer Seite Verteidiger, die im übrigen die Furcht vor Verteuerung der wichtigsten Bedarfsartikel damit beschwichtigen, daß — mit Carnegie zu reden — auf die Dauer niemand mehr als den Durchschnittsgewinn aus dem Anlagekapital herauspressen kann. Dennoch ist es nicht zu bezweifeln, daß, jenseits des freien Wettbewerbes, mit der Möglichkeit zu Willkür und Mißbrauch — der sich selbst der Staat als Monopolinhaber nicht immer entzogen hat — eine Trustgefahr einsetzt. Sie verstärkt sich mit der Verantwortungslosigkeit, die das Unpersönliche dieser Geschäftsform mit sich bringt und die Arbeitgeber und Arbeitnehmer einander hinter den Abstrakta: Produktionsgelder und Produktionskräfte verbirgt.

Weit entfernt jedoch, mit dieser Ausschaltung der persönlichen Beziehung nun auch die Persönlichkeit aus seiner Kombination zu streichen, verhilft der moderne Geschäftsverband vielmehr der natürlichen Neigung zum Individualismus dadurch zu einer neuen und erhöhten Bedeutung, daß er die Ent-

scheidung mehr und mehr einer kleinsten Gruppe in die Hand spielt. „Die Kämpfe des nächsten Jahrhunderts,“ sagt Georg von Siemens, „werden weniger mit Säbel und Gewehr, als mit kommerziellen und industriellen Waffen ausgefochten werden; die Führung wird daher seltener bei Diplomaten und Generalität, um so häufiger bei den großen Kapitalassoziationen liegen. Dorthin haben die Nationen ihre besten Männer zu stellen, wenn sie erfolgreich fechten wollen.“ Und in Alexander Ulars sozialem Roman „Die Zwergenschlacht“ *) — von dem noch des weitern die Rede sein wird — heißt es gelegentlich: „Das Prinzip der Auslese der Intelligenzen und Temperamente gelangt im Trust automatisch zur Geltung; Arbeiter werden zu Leitern von Großbanken, Stenographinnen zu juristischen Beiräten, Laufburschen zu Fabrikdirektoren, Maurergesellen zu Ingenieuren.“ Der Ring der Entwicklung kehrt in sich zurück: die unpersönlichste Geschäftsform schlägt in die persönlichste um; da ihr Sinn Zentralisierung und die einfachste Formel für jede Zentralisierung die Eins ist, so laufen schließlich alle Fäden in einer Hand zusammen — in der einen Hand, die stark genug ist, sie zu meistern. „Ein Alexander, ein Napoleon“ — heißt es ein ander Mal bei Ular — wären heute nicht mehr möglich; aber ist die ungeheuerliche Konzentration der Machtmittel, die der Trustherrscher durchgeführt hat, nicht tausendmal gefährlicher für die Ruhe und die Wohlfahrt der Völker als die Eroberungszüge vergangener Zeiten, unter denen doch in Wirklichkeit nur kleine Minoritäten unmittelbar gelitten haben!“

Diese Gefahren sind für Europa nicht ausschließlich in der geschäftlichen Konkurrenz und der Beeinflussung des Geldmarktes begründet, sondern daneben in der Unangreifbarkeit, die den Trusts durch die wirtschaftliche Stellung Amerikas gesichert ist. Während die europäischen Staaten — und zumal Deutschland — auf Einfuhr und Ausfuhr angewiesen sind und durch einen materiellen und finanziellen Boykott — von amerikanischer Seite etwa — schweren Krisen ausgesetzt wären, ist die Produktion der U. S. A. mit 96 Prozent Eigenkonsum und nur 4 Prozent Warenexport der Rücksichten auf Europa so ziemlich enthoben. Ein Zusammenschluß der Trusts, der 17 Milliarden in sich vereint und der amerikanischen Regierung den Kurs aufzwingt, würde heute schon eine Drohung für die Welt sein, und wenn in Wirklichkeit auch jeder Versuch dazu gleichermaßen an den Interessenkollisionen der einzelnen Verbände wie an dem Argwohn der Nation scheitern müßte, so ist das Spiel mit dieser Vorstellung doch verständlich bei einem Milliardär, der schachmatt gesetzt ist und nichts mehr zu tun hat, als nachträglich seine Macht zu fühlen und sein Geld auf möglichst würdige und wirkungsvolle Weise loszuwerden.

„Das wirtschaftliche Monopol in der Hand eines einzelnen,“ sagte jener Krösus — nehmen wir an, es sei Carnegie — einem Gaste, „kann ein wundervolles Mittel zum Fortschritt, zur Erziehung der Menschheit, zur Neugestaltung der Staaten und der Gesellschaft werden. Ah, wenn ich dreißig Jahre jünger wäre und trotzdem über meine jetzige Erfahrung und meine jetzigen Mittel verfügte! Vielleicht gäbe es dann keine Heere, keine Panzerflotten, keine Kriege, keine Revolutionen, keine Monarchien mehr! Ich würde den Welttrust der Eskomptebanken, des Eisens, der Kohle, des Kupfers und der Transportmittel organisieren und dann, bei Strafe eines Boykotts, dem kein Land und kein Volk widerstehen könnte, zunächst die Abrüstung und weiter-

*) Verlag der Literarischen Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

hin die nötigen sozialen Reformen diktieren. Hätte ich dabei etwa nicht im organisierten Proletariat, das unter dem Militarismus, dem Nationalismus, der uralten, Anachronismus gewordenen Herrschaft selbstsüchtiger adliger und geistlicher Kasten leidet, eine Hilfsarmee, die schon jetzt, ohne Mittel, ohne Waffen, ohne internationalen Zusammenhang, stark genug ist, das morsche Gebäude der bestehenden Herrschafts- und Verwaltungsordnung in seinen Grundfesten zu erschüttern? Es gibt keinen Umstand mehr, der ein solches Unterfangen aussichtslos machen könnte. Die wirtschaftliche und moralische Entwicklung der Kulturvölker ist bereits zu der nötigen Höhe gelangt. Die Verhältnisse und die Menschen sind reif. . .“

Dies ist der Traum des Miliardärs von seiner Macht, und sein Gast von damals — Alexander Ular — ist der Phonograph, der den Traum in die Sprache des Romanes bannt. Ulars Warnung vor der Trustgefahr bezieht sich nicht auf einen beliebigen Industriemagnaten unserer Tage, sondern auf den imaginären Trustkönig der Zukunft, auf den Präsidenten des Welttrusts: Andrew Strong. Napoleons Schreibtisch, an dem Strong in seinem Brüsseler Direktionspalaste arbeitet, ist das Symbol der Weltherrschaft, die aus den Händen des Soldaten in die des Kaufmanns übergegangen ist. Der vom Trust monopolisierte drahtlose Telephonograph, der jener historischen Reliquie spottet, verlautbart und fixiert Strongs Befehle in allen Zweigdirektionen; ein Dutzend Sekretäre genügt, diese gewaltigste Präzisionsmaschine in Gang zu halten. Die Fahnen von 33 Staaten wehen auf dem Dache des Brüsseler Palastes; als letztes hat das deutsche Kohlen- und Eisenkartell der Pression des Trusts nachgegeben — unter Wahrung einer Autonomie, die etwa der von Lippe-Detmold in seinem Verhältnis zum Deutschen Reich entspricht. In den Banken des Ips — des Internationalen Produktions-Syndikates — lagern 14 Milliarden Francs — ein Drittel allen Goldes und genug, jede U. S. A.-Regierung zu kaufen, über deren Kopf hinweg Strong nach Gutdünken verfährt.

Die unmittelbare Gefahr einer solchen Selbstherrschaft bleibt nun freilich bei Ular außer Erörterung: nicht der Mißbrauch gegen die andern fürs Geschäft wird der Welt oder aber dem Trust verhängnisvoll, sondern der Mißbrauch für die andern gegen das Geschäft schlägt ihr tiefe Wunden und gräbt Trustkönig und Trust das Grab. Unter der Suggestion seines auf Altenteil Pazifizist gewordenen Doppelgängers Andrew Carnegie verleugnet Andrew Strong den Geschäftsinstinkt, der ihn hochgebracht hat, in einem Maße, daß er anfängt, wo er allenfalls aufhören könnte. Indem er den Trustgedanken der gütlichen oder erzwungenen Verständigung mit allen Interessenten auf die Weltpolitik überträgt und sein noch schmiedeheißes Lebenswerk zum Werkzeug der Abrüstungsidee macht, kehrt er es gegen jenen Großteil der durch ihn repräsentierten Industrien, der auf Kriegsbedarf gestellt ist und sich begreiflicherweise gegen diese Zumutung des Selbstmordes sträubt. Denn so richtig — und wünschenswert — es ist, daß der Weltfrieden, von seiner humanitären Bedeutung ganz abgesehen, die leistungsfähigsten Arbeitskräfte und riesige Summen freigeben würde, so verlieren andererseits doch Fabriken und Werften mit der Ausschaltung aller Militäraufwendungen ihre Arbeit, für die nur allmählich und etappenweise Ersatz zu schaffen wäre; dazu wächst durch den Entfall der Militärpflicht die Zahl der verfügbaren Arbeiter, die Löhne sinken, die Arbeitslosigkeit steigt, die Fabriken schließen oder halten sich nur mit einer Überproduktion, die sie belastet und letzten Endes ebenfalls erdrückt. Zwar, Strong unterbreitet seinem Syndikatsausschuß Vor-

beugungsmaßregeln gegen diese Krisis, allein das geschieht in geheimer Sitzung, deren Geschlossenheit nicht einmal der Autor zu durchbrechen weiß. . .

Obgleich also die Arbeiterschaft unter den Folgen einer allgemeinen Abrüstung nicht weniger zu leiden hätte als die Unternehmer, so rechnet Strong desungeachtet — mit derselben sonderbaren Logik, mit der er sich der Kanonenfabrikanten zur Erdrosselung der Kanonenfabrikation bedienen möchte — auf ihre werktätige Unterstützung durch den internationalen Generalstreik. Er bestreitet nicht nur jede grundsätzliche Gegnerschaft zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, sondern nimmt vielmehr die moralische und materielle Entwicklung der Massen als ein Verdienst des Kapitalismus in Anspruch, mit dem sich die Lebensbedingungen erst gehoben haben. Umgekehrt hängt das Proletariat, das dieses Eigenlob des Kapitalismus freilich zurückweist, aller programmatischen Häutungen ungeachtet noch der Marxschen Lehrmeinung an, daß die Sozialisierung des produktiven Eigentums um so leichter ist, je fester es sich in einer Hand vereinigt findet: man braucht nur diese persönlichste Geschäftsform in eine neue, unpersönlichste zurückzuverwandeln, indem man den Selbstherrscher Strong durch einen Ausschuß von Verwaltern ersetzt und den Geschäftsgewinn unter die Gemeinschaft aufteilt — und man hat damit beinahe schon den sozialistischen Zukunftsstaat verwirklicht. Dadurch, daß Strong mit seinem Abrüstungsvorschlag die Arbeiterschaft auf den Militarismus hetzt, der ihm im Untergange als Blitzableiter noch einen letzten, unfreiwilligen Dienst tun soll, begegnet sich der Sozialismus in einem Hauptpunkte seines Programms mit seinem zweiten großen Feinde und steht so vor der Frage, ob er gemeinsam mit ihm das gemeinsame Ziel anstreben oder das Prinzip des Hasses gegen das eigene Interesse wahren soll.

Hier ist der Scheideweg, wo der soziale Roman Ulars sich von dem Traum des Optimisten Carnegie trennt. Wenn Ular die Bildung eines Welttrustes und eines internationalen Arbeiterbundes noch für möglich hält, so ist er doch zu sehr Sozialpolitiker, um auf Carnegies Glauben an die Reife der Massen einzugehen. Der Generalstreik — die „Zwergenschlacht“ — zerschlägt sich zunächst an der Unschlüssigkeit und Uneinigkeit der Arbeiterdelegierten, zumal der deutschen Sozialisten, denen Ulars Hohn Angst um ihr ganz bourgeoismäßig in sicheren Bank- und Industriepapieren angelegtes Gewerkschaftsvermögen nachsagt, und an dem dilettantischen Hineinpfuschen von Strongs Tochter Nixola — der einzigen Frauengestalt in diesem Männerroman — (Mr. Pataud sagte jüngst: „Sehen Sie nur diesen Streik, in dem eine Frau den Ausschlag gibt! Ich kenne keine solchen Streiks. Die Frau ist eine Sache für sich, der Streik auch. . .“ Er sagte es von Bourgets „Barrikade“, aber es trifft auch für Ulars „Zwergenschlacht“ zu). Und als der Ausstand dann doch noch einsetzt, da verstärkt er die Krisis, in die Strongs Finanzboykott die aufsessigen Syndikatsmitglieder und Staaten gestürzt hat, zu einer — von Ular grandios entrollten — Katastrophe, die Regierende und Völker, Produzenten und Konsumenten, Trustdiktator und Arbeiterschaft in ihren tödlichen Strudel reißt.

Die Ausnützung des Trusts zu etwas, was gegen seine Natur ist, müßte folgerecht in jedem Fall zur Katastrophe führen und beweist im Grunde nichts für und nichts gegen ihn. Den eigentlichen Trustroman: den geschäftlichen Mißbrauch monopolistischer Tendenzen — die ja praktisch schon bei 51 Prozent Produktionsvereinigung in einer Hand wirksam sind — hat Ular,

in der Episode der Sachem Company, nur gestreift. Die unkontrollierbaren Wertbestimmungen der Trustvereinigungen, ihre um Millionen schwankende Marktnotierung, der Depositenaustausch gegen fragwürdige oder gar fingierte Aktienwerte, die allgemeine Überspannung des Kreditwesens bei ungenügenden Reservefonds, die in Fällen einer Panik die Realisierung nicht mehr möglich macht und den Baissiers das Schlachtfeld freigibt, — und auf der andern Seite jene Politik selbstischer Interessen, die ein weitverzweigtes Korruptionssystem in Bahntarifen und Zöllen, bei Politikern und Presse gezüchtet hat und auf die Entschließungen der Einzelstaaten und — durch den Senat — der Bundesregierung Einfluß nimmt: das im Verein macht das Trustwesen eben durch den Umfang seiner Machtmittel zu einer ökonomischen und moralischen Gefahr für das amerikanische Wirtschaftsleben. Mit dieser Gefahr aber hat sich Amerika allein abzufinden — und es wäre nicht geworden, was es ist, wenn es sich leichter Hand den Boden seiner staatsrechtlichen Selbständigkeit entziehen ließe. Der Carnegie, der heute von der Allmacht des Trustgedankens träumt, straft jenen andern Lügen, der seinen Landsleuten zurief: „Die Einzigen, die den Trust zu fürchten haben, sind diejenigen, die dumm genug sind, sich daran zu beteiligen!“ Der Despotismus in jeder Gestalt — auch in der des Weltbeglückers — hat sich mit seiner Geburt überlebt; Napoleon wird stets auf St. Helena enden. Herr Carnegie, der — nach einigen minder altruistischen Jahrzehnten — sich auf Skibo Castle um die Menschen bemüht und das Verbrechen seines Reichtums auf die für beide Teile angenehmste Weise büßt, ist zu klug und zu wenig Träumer, um das nicht zu wissen. Allein er macht neuerdings gern Komplimente, und sein Messiastraum ist das Kompliment, das er sich selber macht.

Neue Wege zur Tanzkunst.

Von dem Tanz von heute, wie viel auch über ihn geschrieben werden mag, ist außerordentlich wenig zu sagen. Grade deshalb vielleicht, weil er nicht mehr lebendige Kunst ist, stellt er, „historisch geworden“, ein so außerordentlich dankbar zu behandelndes literarisches Studienobjekt dar. Von höchstem Ursprung herkommend, von den Göttern selbst geordnet, so lebte der Tanz im Bewußtsein der heidnischen Kultur; alles was ihr als erhaben galt, als ein edler Rausch oder als harmonische Durchdringung, wurde in seine Form gegossen und zu sinnfälligem Ausdruck gebracht.

Die Zeit lief weiter und der Tanz mit ihr. Er wurde zum Abbild des in Feierlichkeit vollkommenen Gesellschaftstypus der Renaissance und der zum Kunstwerk erhobenen Feste, denen Frankreichs „Sonnenkönig“ seinen strahlenden Glanz verlieh, und er schlug vom Zeremoniellen zur Ungebundenheit um, als die große Revolution die menschliche Gesellschaft demokratisierte. Jeder mit Jedem! — hieß die Losung, die dem Figurentanz den Todesstoß versetzte und den Rundtanz zur Herrschaft erhob.

Und heute? — Wir haben den Tanz als rhythmitisierten Ausdruck, als Kunst verloren; weil wir das Gefühl für seine Möglichkeiten eingebüßt

haben, steht er als etwas Unlebendiges in unserer Zeit. Die Tänzerinnen, die wir im letzten Jahrzehnt mit leidenschaftlichem Interesse verfolgt haben, eine Duncan, Fuller, St. Denis, Wiesenthal usw. waren künstliche Erscheinungen, bezaubernd in ihrer Fremdartigkeit; nicht herausgewachsen aus unserer eigenen Art. Sie gingen vorüber wie ein Traum und was in uns zurückblieb von ihnen, außer den Bildern der Erinnerung, war eine Sehnsucht, daß der Tanz wiederum eine Stelle im Kunstwerk der Gegenwart einnehmen könne. In dieser Sehnsucht liegt eine erste Gewähr dafür, daß es einmal der Fall sein wird.

Noch können wir uns kein Bild von dem „Wie" machen; nur das eine wissen wir: das muß ein Tanz sein, der mit unserer Zeit in dem gleichen engen Zusammenhang steht, wie seine Vorfahren mit der ihrigen. . .

Hier und da tauchen Anzeichen dafür auf, daß man an einem neuen Kunstwerk des Tanzes arbeitet. Am bedeutsamsten erscheint dabei das, was sich mit dem Namen Jaques Dalcroze indentifiziert. Nicht daß man am meisten, oder besonders Auffallendes von dessen Arbeit hörte — im Gegenteil: so sehr ist seine Methode, seine Schule auf langsame Entwicklung eingestellt, daß Jahre darüber hingegangen sind, ohne daß die Öffentlichkeit mit Meinungen und Urteilen Teil daran nehmen konnte. Gerade dieses langsame Wachstum ist sehr vielversprechend. Dalcroze erkennt, daß es sich bei dem Tanz der Gegenwart nicht darum handeln kann, alte Formen von außen herangehend zu reformieren und zu bereichern; er geht in das Herz der Sache; er fängt bei den Voraussetzungen an: der Lebensauffassung, der Lebenshaltung (was dann alles andere in sich schließt). Es muß in der Gegenwart erst einmal gefunden und festgestellt werden, wofür der Tanz Spiegel und Ausdruck sein kann.

Die Gartenstadt Hellerau bei Dresden ist Heimat und Pflegestätte dieser Kunst des Rhythmus, die in die Zukunft weist. Das erste Jahrbuch, das die Bildungsanstalt Jaques Dalcroze herausgegeben hat (Der Rhythmus. Ein Jahrbuch. Verlegt bei Eugen Diedrichs in Jena, 1911) gibt einen Eindruck von der Neuartigkeit der Studien, die der musikalischen und pantomimischen Durchbildung dienen, und von der vertieften Auffassung, aus der sie erwachsen. Die Tanzkunst, die in Rhythmus gebrachte Lebenskunst, — so könnte man charakterisieren, was hier hinter dem Sinnfälligen steht. Nicht einzelnen, durch absonderliche Begabung Bevorzugten dient die Schule; sie legt vielmehr die Basis einer musikalisch rhythmischen Durchbildung in alle, denen Musik und Tanz mehr sein soll, als eine gedanken- und leblose Unterhaltung. Aus dem Durchschnitt vermögen alsdann die Talente als selbstständig Gestaltende sich herausentwickeln, die der eigentlichen Kunst der Pantomime zugeführt werden.

Der vorwärtsschauende Blick sieht die Bereicherungen, die von hier aus in die musikalische Bildung unseres Volkslebens übergehen, — sieht die tief eingreifenden Veränderungen für den Darstellungsstil der Bühne; ja in der Gefolgschaft davon ein neuartiges dramatisches Kunstwerk am Horizont aufsteigen. Ein Frühlingshoffen ist bei alledem: aus den Gräbern der rhythmischen Gegenwartskunst sprießt neues Leben hervor.

S. D. G.

Randbemerkungen.

Der Kampf um Emden.

Zuerst fand sich die Nachricht, im allerkleinsten Druck, in der Kölnischen Zeitung; in ihrem Handelsteile. Sie hätte fast besser in den politischen Teil gepaßt. „Der Kampf um Emden“ war sie betitelt und berichtete, daß die von dem Emdener Oberbürgermeister Fürbringer und dem Direktor Kothe in Hamburg nachgesuchte Konzession zum Betrieb von Auswandererlinien zwischen Emden und Nord- und Südamerika „noch nicht“ erteilt sei. Ein Schlaglicht, das auf den Kampf um Bremens Zukunft fiel. Mag die Gefahr, daß der Auswandererverkehr zum Teil von Bremen abgelenkt werde, auch noch in weiter Ferne liegen; mögen auch Lloyd und Hapag mit ihrem Gegenschlage, ihre Linien zum Teil von Emden ausgehen zu lassen, einen zeitweiligen Erfolg haben: lassen wir die Sorge um die Zukunft Bremens nicht außer Augen! Wenn darauf hingewiesen wird, daß in Emden noch keine Schiffe sind; wenn man dem Fürstenkonzern, diesem Hecht im Karpfenteiche, vorrechnet, daß selbst seine Kapitalmacht nicht zu erfolgreicher Konkurrenz mit den bestehenden Gesellschaften ausreicht; wenn man auch auf die Wahrscheinlichkeit eines baldigen Niedergangs der Konjunktur hinweist: so berücksichtigt man damit nur abstellbare, vorübergehende Mängel. Wer hindert das Kapital, sich an einem Hafen von 11 m natürlicher Tiefe niederzulassen, der geeignet ist, Ausgangspunkt für ein Hinterland zu sein, das ganz Westdeutschland umfaßt? Das Hinterland der Ems findet östlich an der Weser seine Grenze; das der Elbe im Westen ebenfalls. Glaubt man, daß Preußen eine Stadt vernachlässigen wird, deren Seeinteressen traditionell mit preußischer Handelspolitik verbunden sind; die an ein Kanal- und Eisenbahnnetz angeschlossen ist, dessen Ausbau angesichts der natürlichen Chancen Emdens keine Rolle spielt? Die Nähe der Grenze kann in Friedenszeiten kein Hindernis der Ausgestaltung der Emdener Hafenanlagen sein; und der Ausbau der Befestigungen Borkums sichert in Kriegszeiten den Dollart mehr, als jemals ein Fort auf Wangerooge Bremerhaven zu schützen vermag. Der Ausbau Emdens kann Ostfriesland in ein blühendes Land verwandeln, kann Anlaß zu einem Werke innerer Kolonisation werden, für das es bis jetzt trotz heißen Bemühens an rechtem Anreiz und greifbarem Erfolge fehlte. — Wir werden damit getröstet, daß der Bundesrat den Hamburger und Bremer Senat zur Bedürfnisfrage hören werde. Der Trost ist schwach, wenn Preußen Emden hochbringen will; die Erfahrungen, die Bremen beim letzten Gebietsaustausch in Bremerhaven mit der preußischen Kulanz gemacht hat, sind mehr als trübe. — Alles in allem: das Auftreten eines neuen Bewerbers, und zwar eines aussichtsreichen, um die Handels- und Schiffahrtswege, das wir nicht sorglos beobachten sollten. Wir müssen prüfen: stehen die bremischen und die preußischen Interessen in Widerspruch miteinander? und, wenn sie es tun: welche Interessen sind die wertvolleren, aussichtsreicheren für die deutsche nationale Wirtschaft? Wiederum: was bleibt uns, wenn wirklich einmal Emden das Rheinland und Westfalen an sich reißt? Wenn das Wesergebiet nicht ein eigenes Wirtschaftsgebiet wird, wie es von uns angestrebt wird, sondern vorzeitig in zwei Hälften zerfällt, die Hamburg und Emden dienstbar werden? Sollten wir nicht schon heute uns nach Thüringen und Bayern wenden, wo wir überreiche Sympathien genießen? Es ist nicht bloß partikularistische Wirtschaftspolitik, die in Kanalbauten und Schiffahrtsprojekten ihren Ausdruck findet, wenn wir diese Fragen aufwerfen: es ist eine nationaldeutsche insofern, als sie das Beste aller Glieder des Reichs anstrebt.

Kommunale Gehaltsvorlagen.

Wenn ein Vorschlag, den wir zur bremischen Gehaltsvorlage machen möchten, auch scheinbar post festum kommt, so möchten wir ihn doch nicht unterdrücken, da er auf alle kommunalen Gehaltsvorlagen anwendbar ist und später vielleicht auch einmal in Bremen ausgeführt werden kann. Eine Gehaltsvorlage ist — zumal bei uns — der Grund zu den widerwärtigsten Streitereien. Die Beschlüsse der Bürgerschaft stellen in den meisten Fällen einen unglücklichen Kompromiß dar zwischen der finanziellen Einsicht der Bürgerschaftsmitglieder und den meist sehr weit gehenden Wählerwünschen. Die zweite Klasse der Bürgerschaft hat, der Natur ihrer Zusammensetzung nach, ein ziemlich geringes Interesse oder Verständnis für eine Gehaltsvorlage, in den wenigsten Fällen ein praktisch erprobtes. Der Tag, an dem eine Gehaltsvorlage angenommen wird, pflegt für gewisse Kategorien von Wählern gleichzeitig der erste Tag in der Propaganda — für eine neue Gehaltsvorlage zu sein. — Man sollte versuchen, dem aus dem Wege zu gehen, indem man eine Kommission von anerkannten deutschen Statistikern und Nationalökonomen mit der Ausarbeitung einer Gehaltsklassenvorlage betraut. Man berufe die Kommission für etwa 6 Monate nach Bremen, gebe ihr Gelegenheit, alle Verhältnisse genau zu studieren, lasse alle Eingaben an sie gelangen, stelle ihr das statistische Amt und alle Hilfsmittel zur Verfügung, erleichtere ihr ihre Studien nach jeder Richtung hin und beschließe nach ihrem Entwurfe. Eine solche Kommission wird freilich Geld kosten; aber selbst wenn man den Betrag von 40 000—50 000 Mark aufwenden muß, so ist damit der u. E. gute Erfolg nicht überzahlt — zumal wenn man bedenkt, daß die endgültigen Mehrausgaben an Gehältern das 50—100fache dieser Ausgabe ausmachen. Bei der Auswahl der Kommissionsmitglieder lasse man sich nicht durch die politische Stellung beeinflussen, wenn es sich um die Tüchtigsten handelt: warum sollte nicht ein Calwer neben einem Schmoller sitzen können? Der Einwand, daß „die spezifisch bremischen Verhältnisse“ nicht genügend berücksichtigt werden würden, ist nicht stichhaltig: die nationalökonomischen Arbeiten deutscher Gelehrter und Praktiker zeigen zur Genüge, daß man sich in „spezielle Verhältnisse“ sehr wohl einarbeiten kann; und Hindernisse, sich mit den „spezifisch bremischen Verhältnissen“ vertraut zu machen, sind nach jeder Richtung hin zu unterdrücken. Eine solcherart ausgearbeitete Gehaltsvorlage würde jedenfalls das eine für sich haben, daß sie zustande gekommen ist, ohne Rücksicht auf die Liebe zum Bürgerschaftsmandat und sonstige „Imponderabilien“. Von Zeit zu Zeit lasse man die Kommission zu erneuter Prüfung der Gehaltsverhältnisse zusammentreten.

Julius.

AUS DEM BREMISCHEN KUNSTLEBEN.

Das Ornament im Kunstgewerbe.

Die Bedeutung des Ornamentes war in den Anfangszeiten unserer modernen Kunst stark zurückgetreten. Denn im Gegensatz zu dem Renaissancestil der achtziger Jahre, der das Ornament zu einem äußerlichen Spielzeug, zur bereichernden, im Grunde aber unnötigen Verzierung gemacht hatte, suchten die Reformer unseres Kunstgewerbes die Schönheit der Gegenstände in erster Linie aus ihrer Zweckform zu gewinnen. Sie kamen dabei häufig dazu, daß sie nun die Gegenstände selbst zu einer Art Ornament werden ließen: man denke an den Linienschwung der Frühwerke van de Veldes, der durch den Geist seiner Konstruktionen Material und Funktion zum Ausdruck zu bringen suchte. Kühlere Naturen strebten im Gegensatz zu van de Veldes innerlicher Belebung nach einer mehr sachlichen, leicht herstellbaren und leicht verständlichen Form, die vor allem durch Weglassen alles Überflüssigen und durch Reduzierung auf einen allgemein gültigen Typus entstand: wir denken an die Typenmöbel Bruno Pauls, und freuen uns der guten Fügung, daß die Gefahren unseres modernen Stiles in seiner Sachlichkeit ihr Gegengewicht fanden.

Nachdem nun durch die Lehren beider unser Kunstgewerbe gereinigt und neu begründet worden ist, beginnt es ganz von selbst, eine Ornamentik zu entwickeln.

Diese Ornamentik geht nicht vom gedanklichen Inhalt aus, wie dies etwa in den Zeiten des romanischen Stiles und seiner religiösen Symbolik oder des Empire-Stiles mit seinen Attributen des Kaisertumes der Fall war — sie ist vielmehr als Verdeutlichung der Konstruktion oder des Materials, also „formsymbolisch" entstanden. (Etwa wie in der griechischen Kunst das ionische Kapitäl den Widerstreit zwischen Last und Stütze versinnbildlicht, oder wie das Maßwerk der Gotik das Aufstreben der Konstruktion fühlbar zum Ausdruck bringt.) Diese organische Art der Ornamentik verdankt van de Veldes Lehre und Kunst die entscheidenden Anregungen, während Bruno Pauls Schöpfungen — beide Namen hier nur zur allgemeinsten Orientierung als Gegensätze genannt! — einer anderen Art des Ornamentes Eingang verschaffte: hier soll es schmücken und verzieren, es erscheint also mit Vorliebe gerade an den Teilen, die innerhalb der Konstruktion keine Arbeit zu leisten haben, zum Beispiel als Füllung (etwa bei Schranktüren) oder als Bekrönung.

Es ist nun sehr schwer, derartige Gesichtspunkte, die doch als Voraussetzungen zum Verständnis für moderne Bestrebungen unentbehrlich sind, dem Publikum in einem Museum gewerblicher Art an alten Beispielen klar zu machen. Hier wird nach dem zurzeit üblichen Verfahren das Hauptgewicht auf die Verdeutlichung allgemeiner historischer Entwicklungsreihen gelegt, während eine Betonung ästhetischer Gesichtspunkte, die ja doch immer eine persönliche Interprätation des Sammlungsleiters bedeuten müßte, möglichst vermieden wird.

Dennoch soll aber ein Sammlungsleiter mit dem Publikum in dauernder Fühlung sein, er soll ihm also neben geschichtlichen auch allgemeinkünstlerische Anschauungen vermitteln. Hierzu bietet sich durch wechselnde Ausstellungen die beste Gelegenheit. Ihre Gruppierung kann und soll einen be-

stimmten Plan erkennen lassen, der das Publikum anregt und ihm neue Gesichtspunkte erschließt.

Aus diesen Erwägungen heraus wurde der Plan zu einer Ausstellung von Möbelbeschlägen im Gewerbe-Museum gewagt. Als er zuerst ausgesprochen wurde, begegnete er manchem Befremden, da man das gewählte Thema für viel zu entlegen hielt. Dies Befremden wird sich hoffentlich beheben, sobald man die Ausstellung als Beitrag zur Frage der Ornamentik betrachtet. Zu diesem Zwecke sind unter den Möbelbeschlägen in erster Linie Schlüsselschilder ausgewählt worden. Denn bei dem Schlüsselschild tritt die doppelte Bedeutung des Beschlages klar zu Tage: er ist hier zunächst funktionell zu erklären, indem er das Schlüsselloch vor dem Abstoßen schützen und für das Auge bezeichnen soll. Außerdem ist er ein wesentliches Schmuckmotiv, bedeutet also, ähnlich wie für die Kleidung der Schmuck, eine verzierende Beigabe aus anderem, kostbarerem Material. Hierdurch bekommt der Möbelbeschlag zugleich durch sein Motiv Bedeutung: die Lieblingsformen der verschiedenen Zeiten wie auch Embleme kirchlicher oder weltlicher Art (z. B. die Attribute des Napoleonischen Kaiserreiches) werden zu einem reizvollen Spiel verwandt.

So wird die Ausstellung — hierbei durch alte Kupferstiche mit Empireentwürfen ergänzt — zu einem kleinen Überblick über die Entwickelung des Ornamentes vom 17. bis ins 19. Jahrhundert. Zugleich lehrt sie uns den Gegensatz jener vergangenen Perioden zu unserer modernen Zeit verstehen, deren Beschläge in erster Linie praktischen Zwecken folgen. Denn wir haben ntcht mehr — wenn auch mitunter Resignation dazu gehört, die Konsequenzen davon zu ziehen — den Sinn für das Kleinleben des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts, jener Zeiten der Kupferstiche, Miniaturen, bemalten Tassen und Bildchen aus Menschenhaar — wir verlangen einfache, sachliche und praktische Formen — unsere Ornamentik ist kein Spiel, sondern Ausdruck der Zweckbestimmung.

Edwin Redslob.

Die Zukunft des Bremer Stadttheaters.

„Wirtschaft, Horatio! Wirtschaft!“

Wem wäre es nicht schon zum Bewußtsein gekommen, daß sich die dramatische Kunst, als sinnfällige Erscheinung: das Theater, der weitaus größten Popularität unter den Künsten erfreut. Einmal, um nur die beiden wichtigsten Momente anzuführen, ist sie die einzige Kunst, die in Raum und Zeit zugleich darstellt, sie ist ferner die einzige, die mit persönlichem Material, mit Erscheinung, Stimme und Geste des realen Menschen arbeitet. Eine Folgeerscheinung dieser dem Theater als gesellschaftlicher Institution zu allen Zeiten und bei allen Kulturvölkern innewohnenden Popularität — man denke an die Theaterskandale in Frankreich oder zu Goethes Zeit — ist die Existenz der so viel kritisierten Kritik, dieses oft falsch gehandhabten und darum geschmähten Brennspiegels der öffentlichen Meinung. Die sie oft am meisten schmähen, die Theaterdirektoren, brauchen sie fast noch nötiger als das Publikum, für beide Teile

ist sie aus unserem öffentlichen Leben nicht mehr wegzudenken. Eine Kritik, die ihren Zweck erfüllen will, muß nach Möglichkeit alle in Betracht kommenden Faktoren — und wie viele gibt es deren, und bei jedem Theater verschiedene! — zu berücksichtigen suchen. Man kann von einer Bühne mit dem üblichen Pachtsystem, die heute Oper, morgen Schauspiel, heute Sudermann, übermorgen Shakespeare, dann wieder ein Schönherrsches Dialektstück oder zur Abwechselung eine Posse zu geben hat, keine Ibsenaufführung von der stimmungsvollen Geschlossenheit eines Lessingtheaters verlangen; wohl aber kann und muß von dem ersten Theater einer so reichen und altberühmten Großstadt unbedingt gefordert werden, daß sie sich die Errungenschaften moderner Bühnenkultur allmählich zu Nutze mache, und als zweites ein bestimmtes, nicht zu niedrig bemessenes Niveau in Repertoire, Inszenierung und Einzelleistungen. Ein Blick in das Räderwerk unseres stadtbremischen Theaterapparates erklärt und bestätigt diese bedauerliche Tatsache, die für die nächste Zukunft unseres ersten Kunstinstituts schwere Besorgnis hegen läßt.

Eine Neuregelung unserer gesamten Theaterverhältnisse innen und außen müßte vor allem zwei künstlerischen Faktoren zu gute kommen, deren selbständiger Einfluß unserem Stadttheater dringend nottut: Theatermaler und Dramaturg. Daß von einem systematischen Zusammenwirken in szenischer Beziehung, also zwischen Oberleitung (Regie) und Theatermaler keine Rede sein kann, wurde schon in voriger Nummer eingehend dargelegt. Heute gilt es, die ebenfalls in dem unzeitgemäßen Theaterbetrieb begründete outsider-Stellung des Dramaturgen näher zu beleuchten.

Der Dramaturg ist, auch am Bremer Stadttheater, keineswegs eine neuzeitliche Erscheinung. Ein Faktor aber, mit dem gerechnet wurde, war er hier nie. Wenn es in Bremen einen gab, so war er nur dem Namen nach vorhanden, eine bestimmte Funktion besaß er nie. Wie heute noch an kleineren Bühnen vielfach üblich, legte sich der Oberinspektor oder Bureauchef diesen hübschen Titel bei, der dem Direktor keinerlei materielle Opfer, jenem selbst keinerlei Arbeit auferlegte, es sei denn, daß er hie und da ein Stück las oder eine zu Geschäftszwecken bombastisch übertriebene Zeitungsnotiz verfaßte. Schon vor mehr als 60 Jahren trat der kluge Intendant des benachbarten Oldenburger Hoftheaters, Ferdinand von Gall, für die Anstellung von Dramaturgen ein, „durch deren Mitwirkung, — dies seine Worte — „ein Theater erst in Wirklichkeit Anspruch auf den ehrenvollen Titel „Kunstinstitut“ wird machen können.“ Freilich verstand man damals unter Dramaturg mehr einen Bühnendichter, wie denn auch die ersten festbesoldeten und angestellten Dramaturgen in Journalismus und Schriftstellerei ergraute Literaten waren, deren Hauptaufgabe in Hausdichterei und Unterweisung der im allgemeinen recht bildungsbedürftigen Mimen bestand. Dieses Tätigkeitsfeld wurde zwar dem Dramaturgen durch die Zunahme des Schauspielerstandes an moralischen und geistigen Potenzen teilweise entzogen, dagegen erwuchs aus der Erkenntnis von der Selbständigkeit der bisher zur „Literatur“ gerechneten dramatischen Kunst der akademisch gebildete Nur-Dramaturg, der, mit Geschichte und Wesen der Bühnenkunst, ein wenig auch mit schauspielerischen Vorkenntnissen vertraut, in erster Linie berufen erscheint, eine halbwegs künstlerisch arbeitende Bühnenleitung in ihrer durch den Konkurrenzkampf doppelt aufreibenden Tätigkeit zu unterstützen.

Carl Hagemann, der in der neuesten Auflage seines auch für Laien sehr interessanten Werkes über „Regie“ die Tätigkeit des Dramaturgen meines

Wissens zum ersten Male eingehend erörtert, nennt diesen „das literarische Gewissen des Direktors". Das ist nur möglich, wenn der Direktor ihm ein nicht zu geringes Maß an Vertrauen entgegenbringt und wenn ein regelmäßiger Gedankenaustausch zwischen beiden stattfindet. Im Bremer Stadttheater laufen in der Spielzeit mehr als 200 Manuskripte ein. Hier die Spreu vom Weizen zu sondern, das Aufführenswerte wieder vom Aufführbaren zu trennen, ist oft keine leichte und eine auf die Dauer ermüdende Arbeit. Wer soll sich ihr unterziehen? Direktor und Regisseure sind anderweitig in Anspruch genommen, Oberinspektor und Bureauchef in künstlerischen Fragen nicht maßgebend. (Sollten es wenigstens nicht sein.) Bleibt der Dramaturg, dessen Arbeit aber völlig vergeblich ist, wenn der Direktor sich nicht nach des Dramaturgen Urteil richtet, wenn er die von jenem ausgesiebten Stücke unbeachtet fortlegt und sich lediglich die auswärtige Erfolgsstatistik, namentlich die reichshauptstädtische, als Maßstab nimmt. Ist nun ein Stück zur Aufführung angenommen — natürlich nur mit Wissen des Dramaturgen! — so hat es der betreffende Regisseur zu lesen und gleich dem Dramaturgen dem Direktor seinen Besetzungsvorschlag einzureichen, der einzige Weg, wie diese für den Erfolg jeder Novität so wichtige Frage am sorgfältigsten zu erledigen ist. Sodann hätte der Dramaturg in regelmäßigen Regiesitzungen der ersten Vorstände, bei Besprechung des Repertoires ein gewichtiges Wörtlein mitzureden, er müßte vorschlagen, in welcher Übersetzung z. B. Ibsen zu spielen ist und endlich unsere Klassiker vor allzu grausamer Verstümmelung bewahren helfen. Schließlich kann dieses hier nur kurz skizzierte Tätigkeitsfeld eines geschickt verwendeten Dramaturgen eine weitere Ausdehnung durch gelegentliche Besichtigungsreisen, durch dramaturgisch-regieliche Mitwirkung bei ausgesprochen literarischen Veranstaltungen und endlich durch Abfassen orientierender Aufsätze erhalten. (Die eigentliche Reklametätigkeit, das Abfassen der in der jetzigen Form weder schönen noch zweckmäßigen Zeitungsnotizen ist Sache des Sekretärs und vom Dramaturgen höchstens zu überwachen.)

Wie die Verhältnisse am Stadttheater zurzeit liegen, ist nicht der Dramaturg als Vertreter des künstlerischen Prinzips, sondern der Oberinspektor als Überwacher des Kassenrapports die rechte Hand des Leiters. Das Ansehen des Bremer Staates und das relativ niedrige künstlerische Ergebnis auch dieser letzten Spielzeit fordern eine baldige, umfassende Reformation des ganzen Verwaltungssystems, in dem auch dem Dramaturgen sein bestimmtes, nicht zu eng umgrenztes Ressort zuerteilt wird. Erst wenn dies der Fall ist, wird der Dramaturg, über dessen eigentliche Funktionen das große Publikum ebensowenig orientiert ist wie die Mehrzahl der Theaterleiter, für gewisse Unbegreiflichkeiten der letzten Zeit, z. B., daß das nur drei Abende umfassende Schauspielwochenrepertoire hintereinander zwei Militärstücke bringt oder daß die wichtige Szene im letzten Akt „Don Carlos" zwischen König und Großinquisitor gestrichen bleibt, so daß dieser lediglich als stumme Figur auftritt oder daß ein erfolgreiches Werk eines angesehenen Komponisten wie Massenets „Manon" nach einer einzigen Aufführung in die Versenkung verschwindet oder schließlich das Zusammenkoppeln zweier so stilgegensätzlicher Stücke wie „Lottchens Geburtstag" und „Troubadour" mit verantwortlich gemacht werden können, von dem Mangel an gehaltvollen Werken in Oper und Schauspiel oder internen Verwaltungsfehlern wie dem Mißverhältnis zwischen Gage und Leistungen bei einigen ersten Kräften ganz zu schweigen.

Das Ansehen des Bremer Staates erfordert es, daß er nun energisch den Bau des altstädtischen Schauspielhauses und als zweites die volle Selbstverwaltung in die Hand nimmt, und einen künstlerischen Leiter bestellt, dessen Rückgrat stark genug ist, außerkünstlerischen Beeinflussungen energisch die Spitze zu bieten. Die Worte, die H. Bulthaupt im Jahre 1892 zum Jubiläum des Bremer Stadttheaters in der „Weser-Zeitung“ schrieb, werden jetzt wieder aktuell: „In dem neuen Hause aber wünsche ich mir und uns nicht etwa einen neuen, sondern überhaupt gar keinen Pächter, vielmehr den Staat als obersten Leiter eines Kunstinstituts, das für das öffentliche Leben eine viel zu wichtige Kulturmission zu erfüllen hat als daß man es dem Gesetz von Angebot und Nachfrage und der kaufmännischen Spekulation überantworten sollte.“ Zweifellos legt diese gründliche Umgestaltung unseres Theaterwesens dem Bremer Staat kein geringes Opfer auf, wie es denn auch nicht an gegnerischen Stimmen fehlt, die ängstlich auf das Defizit fast aller in eigener Regie geführten Stadttheater hinweisen. Graz, Kolmar, Freiburg, Brünn, Kiel, um von größeren Städten, die Oper und Schauspiel längst getrennt pflegen, ganz zu schweigen, sind mit der städtischen Regie vorangegangen. Will sich Bremen mit seiner ständig wachsenden und jetzt schon über eine Viertelmillion betragenden Einwohnerzahl vom kleinen Kolmar beschämen lassen? . . . . . Ich sprach absichtlich nur von „einem“ Leiter; der Anstellung zweier Direktoren ist schon aus dem mehr äußeren Grunde entschieden zu widerraten, weil sich dann das Gehalt für den einzelnen zu sehr verringern würde. „Ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter“, oder, wie Oscar Wilde mit Bezug auf den besonderen Fall so kurz als treffend sagt: „Ein Theater sollte einem kultivierten Despoten unterstehen. Mag man auch die Arbeit teilen, der beherrschende Wille bleibe ungeteilt.“ Der Begriff „Despot“, Alleinherrscher, schließt ja schon in sich, daß es sich nur um einen handeln kann. Und der etwas paradox klingende Zusatz „kultiviert“ ist gewiß nicht nur im intellektuellen Sinne, sondern auch im Sinne von Herzensbildung zu verstehen.

„Videant consules ne quid res publica detrimenti capiat!“ Seht zu, ihr Konsuln, daß das Staatschiff gut fährt, lautete der Mahnruf im altrömischen Parlament. Für unser hanseatisches Verwaltungswesen genügt die kleine Variante „videant senatores . . . .!“ Und was ist so „res publica“, so Gegenstand des öffentlichen Interesses wie unsere Schaubühne, deren würdige Pflege die vornehmste Aufgabe eines reichen und kultivierten Staatswesens bilden muß? Videant senatores!

Dr. Richard Elb.

Ludwig Wüllner.

Es sind längst die Akten darüber geschlossen, daß Ludwig Wüllner kein Sänger ist — was so viel heißt, als daß er ein schlechter Sänger ist. Aber man geht immer noch nicht von dieser Erscheinung zur Tagesordnung über; das ist auffallend und bedeutsam und darin schon liegt eine Anerkennung und nicht gewöhnliche Wertung. Irgend etwas zwingt einen, sich immer von neuem mit ihm auseinanderzusetzen.

Man ist diesem Künstler gegenüber jedesmal wieder in Spannung: wie mag er in diesem Jahre sein — wie mag er sich weiter entwickelt haben? — Unsere Erinnerungen an ihn sind von dem Gefühl gefärbt, daß irgend etwas in seiner Kunst mittlerweile anders geworden sein müßte, daß seine letztgehörte Art nicht Endgültigkeit sein konnte. Und dann kommt er und trägt immer wieder das Gleiche uns entgegen; nicht das sich Gleichbleibende einer großen und festgefügten Kunstform, sondern die alten, ungeklärten Kämpfe und Disharmonien.

Ludwig Wüllners Auffassung und Art ist eine Leben gewordene Dissonanz, die die Auflösung nicht findet. Das ist das Erregende, das von ihm ausgeht und um dessenwillen man ihn den größten modernen Vortragsmeister im Konzertsaal nennt. Das Disharmonische kennzeichnet sein Temperament; es kennzeichnet auch die Vielseitigkeit seines Talentes, das ihn zu den Ausdrucksmitteln des Dramas, des Epos und der Lyrik treibt, wo er doch nicht den Zauber in sich trägt, die sich Widerstrebenden zur Einheit zu zwingen. Niemals macht Wüllner vom Konzertpodium aus uns seine Herkunft vom Theater, von der Gebärde des Handelnden vergessen. Er schauspielert. Er spielt sich selbst — ein Virtuose der psychologischen Selbstanalyse. Er geht an das Lied nicht heran wie an etwas Lebendiges, das Hingabe fordert, wenn es bezwungen werden soll, sondern wie an eine Gewandung, die er sich umwirft und die dazu bestimmt ist, seine äußere Gestalt zu verändern. Etwa so: Ludwig Wüllner, der große Schauspieler, in Schubert, in Schumann, in Brahms! . . . wie es ehemals hieß: in König Lear, in Richard dem Dritten usw.

Unsern Liederlieblingen begegnen wir nicht gern in seiner gewalttätigen Wiedergabe. Er zerbricht sie vor unsern Augen, zertrümmert ihre bei aller Kraft doch feingefügten klingenden Seelen zu gunsten stärkerer Expansionsmöglichkeiten der eigenen Individualität und der von seinem Temperament diktierten maßlosen Steigerungen des Ausdruckes. Keine Farbe des Tones, die er vorfindet, ist ihm kräftig genug; es zwingt ihn sie mit Grellheiten zu übermalen. Dabei kommt der Vortragende denn zu den sogenannten packenden Wirkungen, aber um einen hohen Preis: er mußte zuvor das innerlichste und eigentliche Element der musikalischen Lyrik, die Musik gewordene Poesie vernichten.

Das Musikdrama hat verhängnisvolle ästhetische Irrtümer gezeitigt; in ihren Spuren gehen auch die großen Erfolge Ludwig Wüllners im Konzertsaal. Dieser Künstler ist ein Interpret des Wortes; die Tondichtung wird ihm zum melodramatischen Ausdrucksmittel. Es ist kein Hoheitsbeweis für seine Vortragskunst, daß sie in Willenbruchs „Hexenlied“ (mit Schillings merkwürdig banaler Musik) gipfelte. Das war die Sonderenttäuschung des diesjährigen Konzertes. Die andere wiegt schwerer. Ludwig Wüllner hat den Höhepunkt seiner Lebenslinie hinter sich, aber vergebens suchen wir in seiner Auffassung, seinen Vorträgen, nach den Spuren der größeren Klarheit und Ruhe, jener Überlegenheit der Reife, die das Werk des Alters vor dem Sturm und Drang der Jugend als Auszeichnung trägt. Nur starrer sind seine Eigentümlichkeiten geworden: die Vorzüge, vor allem aber die Fehler.

S. D. Gallwitz.

Populäre Musik.

Die reiche Konzertfolge, die das Bremer philharmonische Orchester in abgelaufener Saison bot, fand einen mächtigen Abschluß durch die prachtvolle Aufführung der beiden letzten Symphonien Beethovens. Und dieser Abend hatte doppelten Wert, doppelte Kraft gewonnen durch den Umstand, daß vor einem nicht musikverständigen Publikum, kleinen Kaufleuten, Beamten und Arbeitern, die der rührige „Goethebund" zu Gaste geladen hatte, sich die hehrsten Klänge der „Neunten" zu höchster Wirkung aufbauten.

Dieses Publikum, dessen Domäne noch vor kurzem der platte Gassenhauer, der trivialste Operettenkitsch war, fühlte, erlebte Beethoven. Diese Leute, die sonst begeistert und entzückt waren von den Klängen des „hupfenden Mädels", sind gewonnen für die edle, reine, große Kunst. Nicht durch Worte allein bekämpft man die Talmikunst und die Schundliteratur. Freilich, aufklärende Worte und Schriften müssen sein; aber ihre Bedeutung haben sie nur als vorbereitende Momente vor der eigentlichen praktischen Tat. Dazu aber sind sie unentbehrlich.

Das Wettern und Fluchen, das Wehklagen und Seufzen so vieler Ästheten und Musiker hilft nichts: mit der musikalischen Schundliteratur muß gerechnet werden. Dieses Übel sitzt tief in des Volkes Seele, und von Grund auf muß es ausgerodet werden. Man beachte, wie sich die Volksmusik entwickelt hat. Zuerst bot sie kleine, feinziselierte Liedchen, deren Bedeutung heute noch über allen Zweifel erhaben ist. Dann kamen derbfrische Soldatenlieder; dann — in der Zeit der galanten Sitten — die aus Frankreich importierten Liebeslieder mit etwas graziös-lüsternem Einschlag. Aber in all diesen Wandlungen blieb das Volkslied gesund. Die Verrohung der Volksmusik ist eine Errungenschaft des letzten Jahrhunderts. Da die Menschen anfingen, Maschinen im unentwirrbaren Getriebe des neuzeitigen Weltlaufes zu sein, da sie immer weniger Zeit zur Kultur ihrer Seele fanden, verschwand das feine Volkslied, und die gedankenlosen Gassenhauer kamen.

Nicht jedes Volk ist so geartet, wie die überaus liedfreudigen, sensitiven Wiener; die haben sich neben aller möglichen Jahrmarktsmusik doch noch eine feine, wirkliche Volkskunst bewahrt. Eine entzückende Anthologie solcher Lieder, die eben unter Redaktion von Ed. Kremser erschienen ist, gibt darüber beredten Aufschluß. Charakteristisch an diesen Liedern ist unverkennbar eine gewisse wein- und genußfreudige Sentimentalität. Wiener sind ja Phäaken. Dem Norddeutschen fehlt diese Eigenschaft; er ist der kühl denkende „business"-Mensch. Und darum, weil er den Sinn für das Praktische so sehr entwickelt hat, ist in ihm der Sinn für's Höhere etwas verkümmert. Wohlgemerkt: ich spreche im Augenblick von jenen Leuten, denen des Tages Sorge keine Zeit und keine Mittel zur Ausarbeitung ihres geistigen Ichs gelassen hat.

Und darum ist es ein wundervolles Beginnen, daß hier in Bremen, auf diesem noch nicht bearbeiteten Boden, zwei starke Faktoren sich für musikalische Volksbildung interessieren: die musikalische Volksbibliothek und der Goethebund, denen sich noch der Bildungsauschuß neuerdings mächtig zugesellt.

Es ist schon viel geleistet worden von den beiden letztgenannten Vereinigungen. Und Neuland ist gewonnen worden. Die Arbeit darf, wird auch in den nächsten Wintern nicht erlahmen. Aber mich will bedünken, daß — bei aller Anerkennung der positiven Resultate — doch noch kein fester

Arbeitsplan bei der Festlegung der Programme, sowohl des Goethebundes als auch des Bildungsauschusses vorliegt. Man müßte mehr von leichter zu schwererer Musik führen; durch chronologische Programme wird das am besten erreicht. Denn, so wie sich die Musik aus kleineren Anfängen erhob zu ihrer heutigen Titanengröße, so lernt auch des Laien Gemüt in der aufsteigenden Folge vom Leichteren zum Schwereren die unirdische Sprache der Musik verstehen. Wichtig erscheint mir bei diesen Programmen, die Einführung von Programmbüchern, so wie ein solches beiläufig beim letzten Goethebund-Konzerte versucht wurde. Man glaube nicht, daß die Lektüre eines solchen Kommentars das Publikum vom Hören ablenke; im Gegenteil! Die glänzenden Erfolge, die damit bei den Wiener Arbeitersymphoniekonzerten erzielt worden sind, geben Zeugnis dafür. Ebenso wird in Wien unendlich viel Praktisches geleistet, durch Vorträge über diverse Themen aus dem Gebiet der Tonkunst, die durch musikalische Beispiele erläutert werden. Diese, halb theoretischen, halb ästhetischen Behandlungen des Themas vertiefen den Geist des Hörers, bilden seine Aufnahmefähigkeit, seinen musikalischen Geschmack. Und der also Vorgebildete hört mit doppeltem Genusse, weil tieferem Verständnisse, die Meisterwerke der großen Tonkunst.

Ich glaube, daß die musikalische Volksbibliothek, die im Herbst d. J. ihre segensreiche Tätigkeit beginnen will, im Vereine mit dem Goethebunde und dem Bildungsausschuß gerade auf dem Gebiete der didaktisch-musikalischen Volksbildung wird Ersprießliches leisten können. Denn ihr stehen Bücher und Noten in — hoffentlich — reichem Maße zur Verfügung, die in weiterer Folge den Konzertbesucher und Vortragshörer zu selbständiger Arbeit anregen können.

Man vergesse nie: Es ist ein großer Willen zur ernsten Kunst in den unteren Schichten des Volkes. Der muß nicht nur geweckt, nicht nur wachgehalten, sondern gehoben werden. Gebt Einem, der jahrelang von kümmerlicher Nahrung lebte, ein prächtiges Souper. Es wird ihm nicht bekommen. Und so muß man auch mit Vorsicht, Schritt für Schritt, die Psyche des Volkes auf die Wege der wahren Kunst leiten.

Man vergesse nie, daß die Ramschmusik tief im Volke sitzt. Und darum ist es Pflicht, das Volk zu verweisen auf die Schönheiten der wahren Kunst, dem Volke statt oberflächlicher Unterhaltung gehaltvolle Musik zu geben. Aber schließlich ist, wie schon Schopenhauer sagt, Musik die unpraktischeste aller Künste. Es gilt, Idealisten heranzubilden, die Psyche des Volkes zu vertiefen, so wie man Bäume veredelt. Aber so wie dies langsam und mit unendlichster Vorsicht geschieht, so muß auch auf dem Gebiete der musikalischen Volksbildung schrittweise vorgegangen werden. Sonst entsteht Verwirrung dort, wo man Verständnis erhofft hatte. Von allen Seiten, auf alle Art muß der Acker bebaut werden, aber langsam, mit Bedacht. Und er wird eine herrliche Frucht tragen: Aus lebenden Maschinen werden Menschen, Idealisten. „Et l'ideal des idealistes, c'est: être dieu."

Felix Günther.

ANREGUNGEN UND AUSBLICKE.

Junggesellensteuer?

Im Fürstentum Reuß ältere Linie hat der Landtag vor einigen Monaten ein Gesetz beschlossen, wonach solche steuerpflichtigen Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, die das 30. Lebensjahr überschritten haben, ohne verheiratet zu sein, bei einem Einkommen von 3000—6000 Mk. einen Steuerzuschlag von 5 Prozent und bei einem Einkommen von über 6000 Mk. einen Zuschlag von 10 Prozent zu zahlen haben. In der Kommission des Preußischen Landtags zur Beratung der neuen Steuergesetznovelle wurde kürzlich von der nationalliberalen Partei ein ähnlicher Antrag gestellt, aber abgelehnt.

Die Frage, ob eine Junggesellen- (und Jungfern-) Steuer gerecht ist, kann nur der gerecht entscheiden, der systematisch denkt und in der Gesetzgebung wie in der Wissenschaft jeder Untersuchung ein „System" zu grunde legt. Und das System ist ein Januskopf, dessen eine Seite die Synthese, dessen andere die Analyse, die Unterscheidung ist! Die Unterscheidung ist nicht nur in der Theorie die Voraussetzung aller Erkenntnis, sondern auch in der realen Welt des Rechts die Quelle aller Gerechtigkeit! „Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe" — auch nicht, wenn zwei dasselbe unterlassen, z. B. das Heiraten!

Zwei Hauptkategorien von Junggesellen und Jungfern muß der gerechte Gesetzgeber, der nicht „alles in einen Topf" werfen darf (seit Prokrustes' Zeiten gilt jedem Gerechten rücksichtslose Schablonisierung und Nivellierung als schnöde Ungerechtigkeit, die vom Grotesken bis zum Brutalen viele Stufen kennt), von vornherein unterscheiden. Ich nenne sie freiwillige und unfreiwillige oder (mit einer der Rechtssprache entlehnten Terminologie) fakultative und obligatorische Ehelose. Die obligatorischen Ehelosen sind wieder (nach den Gründen bezw. Ursachen) in zwei Gruppen zu sondern: die Ehelosen aus physischer Notwendigkeit (Krankheit oder Geschlechtsschwäche) und Ehelose aus finanzieller Notwendigkeit (direkter: wenn die Mittel nur zum eigenen Unterhalte ausreichen, indirekter: wenn auf die Ehe mit Rücksicht auf arme unterhaltsbedürftige Verwandte, z. B. eine alte Mutter, mehrere Schwestern u. ä. verzichtet wird). Die fakultative, freiwillige Ehelosigkeit zeigt ebenfalls zwei Unterarten — die Ehelosigkeit aus Ehescheu, aus Egoismus, Lebensfaulheit oder — Lebensfäulnis (der Zölibat der Hagestolze und Don Juans), und Ehelosigkeit aus unglücklicher Liebe (die Ehelosigkeit derer „vom Stamme der Asras", die nur einmal lieben können und den Geliebten oder die Geliebte, gleichviel aus welchen Gründen, nicht heiraten konnten). — Eine Kombination von fakultativer und obligatorischer Ehelosigkeit ist der Zölibat der katholischen Priester und Nonnen.

Schon in dieser systematischen Skizze der verschiedenen, sehr „verschiedenen" Ehelosen liegt die Antwort auf unsere Rechts- bezw. Gesetzgebungsfrage zum großen Teil beschlossen! Die Ehelosigkeitssteuer ist von vornherein nur als Korrelat einer moralischen Ehepflicht bezw. Heiratspflicht prinzipiell zu rechtfertigen. Würde aber eine Gesetzgebung die Heiratspflicht statuieren (und manche Rechtssysteme, zumal solche, die von religiösen Einflüssen bedingt waren bezw. sind, kennen sie), so müssen unbestritten die vier Gründe erzwungener Ehelosigkeit (allgemeine oder spezifisch physische „Untauglichkeit", direkte oder indirekte finanzielle Unzulänglichkeit) als „Dispensationsgründe" gelten. (Die Analogie mit den Militärdienstbefreiungsgründen in Staaten, die die gesetzliche allgemeine Wehrpflicht haben, bietet sich jedem systematisch Denkenden von selbst dar.) Was de lege lata Befreiungsgründe sind, ist de lege ferenda von vornherein legislatives Bedenken in einem Falle, der ein „Ausnahmesteuergesetz" betrifft. Die ganze Klasse der obligatorischen Ehelosen, die systematisch nur die „Hälfte", statistisch aber den weit größeren Teil

der Ehelosen darstellt, müßte von dem Ausnahmegesetz wieder „ausgenommen" werden. Denn daß ein Lungenschwindsüchtiger, der nicht heiratet, um seinen Kindern nicht sein Leiden zu vererben und ihnen ein kranker Vater zu sein, oder ein treuer Sohn, der nicht heiratet, um seine Mutter, eine dürftige Witwe, unterhalten zu können, eher eine Ehelosigkeitsprämie, als eine Ehelosigkeitssteuer erwarten dürften, ist vom sozialethischen Standpunkt, den auch der Gesetzgeber einnehmen muß, so klar wie kleines legislatives „Einmaleins".

Von den freiwilligen Ehelosen die Ehelosigkeitssteuer zu erheben, wäre in jenen Fällen eine gesetzgeberische Härte, in denen ein tragisches Geschick das ganze Leben der Zölibatäre verdüstert. Das Unglück darf keine Steuerquelle sein! Von einem wohlhabenden alten Mädchen, welches dem im Kriege gefallenen Bräutigam keinen Nachfolger geben wollte, lebenslänglich 10 % Zuschlag zur Einkommensteuer zu erheben, wäre ein grausamer Hohn! Der Staat hat aber nicht nur Steuern, sondern auch sittliche Aufgaben zu „exekutieren". Und wenn er auch nicht jedem im Kolonialdienst am Fieber früh dahingerafften Bräutigam oder jeder im Beruf als Krankenschwester sich zu Tode pflegenden Braut ein Denkmal setzen kann noch soll, so darf er eben doch mit Rücksicht auf seine sittlichen Aufgaben auch nicht den Schein auf sich laden, er sei überall und immer in Steuersachen nur der fiskalische Geschäftsmann, der auch aus dem Unglück „Kapital zu schlagen" bezw. Steuern zu erschließen verstehe!

Dagegen würde gegen eine Ausnahme- bezw. Zuschlagsbesteuerung der vierten Kategorie der Ehelosen, die wie Turandot den Mann als eine überflüssige Einrichtung behandeln, oder umgekehrt wie Don Juan zwar möglichst viele Frauen haben möchten, aber keine Frau, vom Standpunkt legislativer Gerechtigkeit nicht das geringste prinzipielle Bedenken erhoben werden können. Wohl aber erheben sich auch gegen eine solche Steuer vom Standpunkt legislativer Technik praktische Bedenken. Die Ermittlung dieser wenigen Steuerpflichtigen würde ein Inquisitionsverfahren, ein Durchforschen geheimer Motive und Durchwühlen persönlicher Verhältnisse erfordern, wie es dem modernen Staatsbürger, der stolz auf seine persönliche „Freiheit" (im weitesten Sinne) ist, in der Tat nicht mehr zugemutet werden kann, ohne ihm den Notschrei zu entlocken: es ist zum sozialdemokratisch werden! Und der modernen Staatsbürgerin erst recht nicht! Eine derartige Turandot- und Don Juan-Steuer wird also eines der vielen unerfüllbaren Ideale ausgleichender steuerpolitischer Gerechtigkeit bleiben! Und die allgemeine Ehelosigkeitssteuer isi eine schwere Ungerechtigkeit, vor der die preußischen Junggesellen und Jungfern noch rechtzeitig bewahrt worden sind und von der die reußischen baldmöglichst wieder befreit werden sollten!

d. J.

Über Schulreform, Reformschulen und Schulgemeinden.

II.

Wie ist nun eine Schule, die nicht Bürger der Gegenwart, sondern Bürger der Zukunft erziehen will, zu denken?

Sie kann sich nicht die Aufgabe setzen, auf bestimmte Leistungen, bestimmte Berufe, bestimmte Fertigkeiten hin zu erziehen; denn sie kennt nicht die Leistungen, Berufe und Fertigkeiten, die die Zukunft fordern wird. Sie weiß nur, daß sie die Kräfte ausrüsten muß, die dort weiterbauen, wo die Gegenwart aufhören wird. Zwar den Kulturgehalt der Gegenwart wird sie, als Basis für alles weitere Handeln, selbstverständlich überliefern; aber für das sogenannte praktische gegenwärtige Leben geeignet zu machen, kann nicht mehr ihr Ideal sein. Die Hauptsache wird ihr sein: die kulturschaffenden Funktionen in der Jugend so intensiv wie möglich auszubilden. Denn die Möglichkeit zu einer künftigen Kultur zu schaffen, muß ihr unendlich wertvoller erscheinen als die Resultate einer gegenwärtigen zu übermitteln.

Dieses Ideal der funktionalen Erziehung kann und soll bis in die Einzelheiten des Unterrichts verwirklicht werden.

Gerade im einzelnen, im rein Didaktischen ist bekanntlich bereits viel in seinem Sinne gearbeitet worden. Man setzt dem modernen Geometrie-Unterricht bewußt das Ziel, die Funktion des Raumanschauens auszubilden, und dem modernen naturwissenschaftlichen Unterricht dasjenige, die Funktion des Beobachtens zu schulen. Der Sprachunterricht soll nicht mehr grammatische, lexikalische oder literaturgeschichtliche Kenntnisse verschaffen, sondern die fremde Sprache wirklich meistern lehren. Zumal die Elementarschule wird im Sinne des herstellenden Werkunterrichts reformiert. — Aber die neue Schule wird sich mit dieser Reform des bloßen Unterrichts nicht begnügen dürfen. Sie wird eine Organisation schaffen müssen, die alle wertvollen Funktionen in angespannte Tätigkeit setzt und durch Praxis schult. Soziale Fähigkeiten können nur in einem Gemeinschaftsleben gewonnen werden und die Kraft, eine Kultur zu schaffen, bildet sich nur, indem sie eine Kultur schafft: so muß die Schule der Zukunft selbst eine Kulturgemeinschaft sein. Natürlich kann es sich nicht darum handeln, Organisationsformen großen Stils, die sich in Gemeinschaften von Erwachsenen herausgebildet haben, in einem Schulstaate zu kopieren: das wäre eine höchst nichtsnutzige Maskerade. Sondern eine der Jugend eigentümliche Organisation ist zu schaffen und eine der Jugend eigentümliche Kultur zu verwirklichen. Gerade das in einer Schule gegebene Zusammenleben von Erwachsenen, Halberwachsenen und Kindern mit dem gemeinsamen Zweck der Erziehung eröffnet für das Entstehen einer Kultur neue und charakteristische Möglichkeiten, so günstig wie sie nur irgend eine Gemeinschaft gewähren kann. Eine eigene Schulverfassung, eine eigene Kunstübung, eigene Feste, eine eigene Lebenshaltung bilden sich von selbst. Und indem man die Jugend in einer solchen, ihrer Art entsprechenden Organisation, in einer Schulgemeinde aufwachsen und sich, Kultur mit schaffend, in ihr betätigen läßt, realisiert man das Ideal der funktionalen Erziehung, nicht mehr bloß durch didaktische Einzelreformen, sondern durch eine prinzipiell neu gedachte Organisation, die der Jugend das starke Erlebnis eines stil- und gehaltvollen Schullebens gibt. Die Freie Schulgemeinde Wickersdorf*) bei Saalfeld (in Thüringen) verwirklicht bereits diesen Schultypus.

So lange die Gesellschaft nicht als Ganzes, in den Ausdrücken der deutschen Idealisten zu reden, ihre Zukunft „mit Freiheit nach der Vernunft“ zu gestalten unternimmt, bleibt die Schulreform in diesem durchgreifenden Sinn der privaten Initiative überlassen. Das hat den günstigen Erfolg, daß die Kräfte der fortschrittlichen Kreise sich nicht mehr, wie sie es zu lange waren, in bloßer Kritik an der offiziellen Schule erschöpfen, sondern, indem sie eine ernste Aufgabe selbständig übernehmen, zur positiven Verantwortung für die Zukunft der Kultur herangezogen werden.

Dr. J. Freyer.

*) Ihre Jahresberichte sind im Verlag von Eugen Diederichs, Jena, erschienen.

Schluß des redaktionellen Teils!

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.
Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto) an die Redaktion Bremen, Am Wall 163. Tel. 6945.
Sprechstunden der Redaktion: Dienstag und Freitag von 1—2 Uhr.
Verlag: Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft in Bremen.
Druck: H. M. Hauschild, Hofbuchdruckerei, Bremen.

Ein Beitrag zur Reise-Diätetik.

Von Richard Köhlich.

Es ist jetzt zwanzig Jahre her, aber mit so unheimlicher Deutlichkeit, als sei es gestern geschehen, steht das Erinnerungsbild noch jetzt vor meinem Geiste. Ein Studienkollege hatte mir eines Tages ein kleines Quantum eines weißen Pulvers mitgebracht, mit dem er sich, wie er mir mitteilte, bisweilen für seine nächtlichen Arbeiten munter erhielt. Es war »Koffein«. Der »kleine Meyer«, den ich vor dem ersten und einzigen Genuß darüber zu Rate zog, gab nur an, daß es ein im Kaffee, Tee und in der Kolanuß vorkommendes Alkaloid und ein in Äther etc. lösliches Arzneimittel sei. Ich nahm also bei nächster Veranlassung abends eine tüchtige Messerspitze und setzte mich an meinen Schreibtisch. Nach einigen Minuten überkam mich ein furchtbares Angstgefühl, ich merkte, wie das Sprach- und Schlingvermögen gelähmt war und wie unter krampfhaftem Zittern der Extremitäten sich eine wachsende Herzschwäche und Erstickungsgefahr einstellte. Als nach wenigen Minuten der Arzt mit der Morphiumspritze kam, war der schreckliche Anfall vorüber; nur eine große Schwäche des Herzens und des ganzen Körpers bestand noch. Ich hatte ungefähr 1—1½ Gramm des Giftes genommen, also das Doppelte bis Dreifache dessen, was, wie ich heute weiß, der Arzt als Maximaldosis verschreibt. Und noch Tage lang kehrten auf der Straße, im Konzert oder wo ich gerade war, leichtere Anfälle wieder, die sich namentlich im Aussetzen der Herztätigkeit oder in einem »Gurgeln« in der Herzgegend bemerkbar machten.

Ich habe seitdem kein reines Koffein mehr genommen, aber an dem jährlichen Gesamtverbrauch Deutschlands an Koffein, der sich auf rund zwei Millionen Kilogramm des im Kaffee aufgelösten Giftes beläuft, habe ich mich Jahr für Jahr mit beteiligt und oft genug zu meinem großen Schaden, namentlich seitdem ich einmal vor sieben Jahren ein schweres Nervenleiden mit den Begleiterscheinungen: der Platzfurcht, der Präkordialangst etc. überstanden hatte.

Vor und nach den erwähnten Vorfällen habe ich nicht nur eine Unmenge von Bergbesteigungen, sondern auch große vieltägige Touren mit dem Fahrrade, Motorrade und Kleinauto gemacht, darunter einzelne Tagestouren von 240 km mit dem Tretrade, bin also gerade kein Schwächling und Stubenhocker.

Zu wiederholten Malen konnte ich nun bei Bergwanderungen wie bei Rad- und Motortouren den Eintritt schweren Übelbefindens mit absoluter Sicherheit und ganz ausschließlich auf den Kaffeegenuß zurückführen; denn wenn man z. B. tags zuvor sich weder überanstrengt noch psychische Schädigungen erfahren, abends mäßig gegessen und getrunken und dann vorzüglich geschlafen hat und wenn trotzdem jedesmal nach dem Hotelkaffee sich ein Gefühl einstellt, das von leichter Unruhe bis zu nervösen Störungen anschwillt, so ist eben der Kaffee daran schuld.

Nicht ohne Grund bin ich von eignen Erlebnissen und subjektiven Reaktionserscheinungen ausgegangen; denn zweifellos reagiert ein sehr

großer Teil der Leser genau ebenso, nur ohne sich ebenso Rechenschaft davon zu geben wie ich, der ich das Koffeïn einmal so übel kennen lernte.

Es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß ein Teil der Unglücksfälle, die besonders der Bergsport fordert, mit auf das Konto des Kaffeegiftes zu setzen ist, und zwar sowohl ein Teil der Abstürze wie ein Teil der — bei Herzschlag — auf Überanstrengung beim Steigen, dünne Höhenluft etc. zurückgeführten Todesfälle. Und ähnlich dürfte es bei manchen Automobil-Katastrophen sein, wo weder eine Kollision noch Unbekanntsein mit der Örtlichkeit, noch ein Maschinen- oder Bremsendefekt, noch Alkoholmißbrauch die Schuld trug, wo der Wagen schlechtweg fehlgesteuert wurde, bisweilen auf glatter, grader Straße. Es genügt aber im schnellen Auto, gerade wie etwa bei einer Gratwanderung, ein Augenblick der Unbotmäßigkeit der Nerven, um die jeweils aktiven Muskelgruppen zu einer falschen Funktion oder Unterlassung zu veranlassen. Auch ein großer Prozentsatz des Übelseins beim Radfahren ist in gastrischen Ursachen begründet, d. h. in zu vollem oder zu leerem Magen, in schwer verdaulichen, schlecht gekauten Speisen, im Alkohol- oder im Kaffeegenuß. Nach persönlichen Erfahrungen halte ich den letzteren sogar für viel einschneidender als den ersteren.

Man ist auch ärztlicherseits in der Würdigung der gastrischen Einflüsse auf die Leistungen und auf das Wohlbefinden beim Sport sehr oft nicht weit genug gegangen oder hat sie gar völlig vernachlässigt. So hat z. B. einer der ersten und verdienstvollsten ärztlichen Radsportschriftsteller, der frühverstorbene Oeynhausener Badearzt Dr. Fressel, seinerzeit die Ansicht ausgesprochen, daß die Erscheinung von angina pectoris oder Präkordialangst, die beim Radfahren häufig vorkämen, eine ganz spezifische Radfahrerkrankheit sei. Das trifft aber nach meinen Beobachtungen nur in den Fällen großer Überanstrengung zu, namentlich bei dem für das Herz sehr gefährlichen Befahren starker Steigungen; in der Mehrzahl solcher Fälle sind gastrische Einflüsse, und unter diesen mit an erster Stelle starker Kaffeegenuß schuld. Denn die Unruhe, das Zittern der Hände, Flimmern vor den Augen, Ausbruch kalten Handschweißes etc. sind allerdings auch Teilerscheinungen der Präkordialangst; daß sie sich beim Radfahren wirklich einstellt, wo sie unter gleichen Verhältnissen sonst ausbleiben würde, liegt nur zum Teil an der körperlichen Anstrengung, zum Teil aber an dem plötzlichen Ohnmachtsgefühl gegenüber der Notwendigkeit des Balancierens und Steuerns, ja schon des letzteren allein, wie ich mich mehrfach beim Automobilfahren überzeugen konnte. Bekanntlich aber kann man sich ernstere Herzerscheinungen selber suggerieren; in solchen Fällen kann die Präkordialangst also eine halb gastrische, halb autosuggestive sein, ohne durch das Radfahren an sich hervorgerufen zu werden. Es genügt nun, daß dieses Gefühl der Unsicherheit, das sich in solchem Falle beim Radbalancieren einstellt, ein paar hundert Meter über dem Abgrunde auftritt, um den Absturz herbeizuführen, auch wenn der Verunglückte für gewöhnlich vollkommen schwindelfrei ist.

Und ebenso wie der Absturz kann auch der Tod durch Herzschlag etc. unter Mithilfe gastrischer Einflüsse zustande kommen, wie eine einfache

Erwägung der Herzdynamik zeigt. Anstrengendes Steigen erhöht den Blutdruck, der ohnehin durch die Luftverdünnung in größeren Höhenlagen wächst, die Verdauung erhöht ihn gleichfalls und ganz bedeutend erhöht ihn das Gift Koffein. Das unter solchen Umständen namentlich bei älteren, ohnehin vielleicht an Arteriosklerose leidenden Leuten Lähmung des Herzens oder Bruch eines Blutgefäßes oder Embolie leicht zustande kommt, kann nicht Wunder nehmen. Der starke Kaffee allein würde den Tod sicher nicht herbeigeführt haben, das Steigen allein aber vielleicht auch nicht, es müßten eben mehrere widrige Umstände zusammen wirken.

Natürlich ist der Kaffeegenuß nur ein Teil der allgemeinen Reisegastronomie, auf die ich jedoch nicht eingehen will, weil dieses Thema zu umfangreich wäre und weil ich mich auch nicht mit der Ernährung, sondern mit einem bloßen Genußmittel beschäftigen wollte, wie es in ähnlichem Umfange sonst nur noch der Tabak ist.

Wer nun an Kaffee gewöhnt ist, mag sich mit Milch, Kakao, Schokolade etc. nicht gern gewöhnen, es »fehlt ihm etwas«. Nun ist aber das eigentliche Kaffeearoma gar nicht an das geruch- und geschmacklose Koffein, also an den giftigen Herzerreger, gebunden, sondern an das unschädliche Kaffeeon und einige andere Aromaticis. Seitdem durch das Extraktionsverfahren der Bremer Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft es gelungen ist, den Bohnen über 90 % ihres Giftgehaltes zu entziehen, seitdem hat sich dieser, praktisch betrachtet, koffeinfreie Kaffee eine immer größere Beachtung der Aerztewelt erkämpft, die schon viele Jahre lang die Entgiftung des Kaffees in den medizinischen Fachschriften gefordert hatte, aber immer ohne Erfolg, denn bis vor wenigen Jahren konnte man dem Kaffee nur in pulverisiertem Zustande sein Gift entziehen, wobei er jedoch leider ziemlich ungenießbar wurde. Daß dagegen zwischen koffeinfreien und koffeinhaltigen Bohnen heute kein Unterschied mehr besteht, davon kann sich jeder leicht an der zerbissenen Bohne wie am Getränk überzeugen. Logischerweise trinkt man aber Kaffee nicht, um sich Herz- und Nervenunruhe und Atembeschleunigung zu verschaffen, sondern wegen des aromatischen Geschmacks des heißen Getränks. Nicht an letzterem, sondern nur an den üblen und ganz unnötigen Begleiterscheinungen ist das Koffein beteiligt, wie ich mich leicht überzeugt habe, seitdem mir die letzte starke Kaffeevergiftung in einem Hotel in Luzern passierte, als ich im Auto von Altdorf kommend nach Interlaken fuhr, so daß ich bis Lunzern mich todelend fühlte. Denn nie mehr sind solche Zustände eingetreten, seitdem ich auf Reisen den koffeinfreien »Kaffeehag« trinke, von dem ich ständig ein Quantum mitführe für den Fall, daß er im Hotel nicht erhältlich ist.

Es wäre ferner angebracht, daß die einzelnen Sektionsvorstände der Alpen- und anderer Gebirgsvereine, ebenso aber auch der radsportlichen und automobilistischen Verbände in ihren Bezirken darauf hinwirkten, daß in möglichst vielen Hotels, Schutzhütten etc. auch koffeinfreier Kaffeehag vorrätig gehalten und durch besondere Plakate auf ihn hingewiesen wird.

„Kaffeehag" und „Güldenkammer".

„**Rheinische Hochschulzeitung**": Die Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft Bremen, die Herstellerin des bekannten coffeïnfreien Kaffees, bietet mit der Übernahme der bremischen Monatsschrift „Die Güldenkammer" in eigenen Verlag ein nachahmenswertes Beispiel dafür, wie in unserer Zeit eine starke wirtschaftliche Kraft zur Belebung und Förderung geistiger Kultur in überaus günstigem Sinne beitragen kann. Wir haben da gewissermaßen eine moderne Kultursymbiose vor uns. Ein angesehenes Handelshaus benutzt eine literarische Zeitschrift zu vornehmster Reklame, während die Zeitschrift wiederum gefertigt und in ihrem Bestehen gesichert wird durch die finanzielle Unterstützung, die jenes Handelshaus ihr leiht. Die Selbständigkeit des literarischen Unternehmens wird dabei in keiner Weise gefährdet, wohl eher noch erhöht dadurch, daß finanzielle Schwierigkeiten, die sich ja immer geltend machen, aus dem Wege geräumt werden. Aufs schönste bewahrheitet sich hier das Schillersche Wort:

> Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann, Güter zu suchen
> Geht er; doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

„**Deutsche Lieder**": Es ist wohl das erste Mal, daß eine große Handelsgesellschaft ein bedeutendes literarisches Unternehmen in seinen Dienst nimmt, um denkbar feinste und edelste Reklame zu treiben. Doch nicht nur zum Zweck der Reklame ist die „Güldenkammer" von der Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft als Eigentum erworben worden: es ist ein Ehrenblatt in der Geschichte des Kaufmannsstandes, daß der Großkaufmann, der recht eigentliche Kulturträger der Gegenwart, ernste literarische Bildung zu fördern sich vorsetzt. Daß er gleichzeitig sein Organ als Reklamemittel benutzt, wer wollte es ihm verdenken! Machen doch selbst Fürsten und Reichstagsredner für die ihnen nötig erscheinenden Maßnahmen oder für die Forderungen ihrer Wähler Reklame! War es nicht neben ausgesprochener Liebe zur Dichtung auch ein wenig Reklame, daß der hochgemute Landgraf Hermann von Thüringen gleich andern fürstlichen Freunden der Poesie die ersten Sterne am Dichterhimmel an seinem Hofe erstrahlen ließ? Wenn ein Stand berufen ist und dazu die innere Kraft hat, der zeitgenössischen Literatur Schutz, Schirm und Förderer zu sein, so ist es der des Kaufmanns. Nicht wenig Schöpfungen des dichterischen Geistes und viele der bedeutendsten sind direkt der Sphäre des kaufmännischen Lebens entnommen. So kann es nicht wundernehmen, daß die Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, als erste auf dem Plan, auf den Gedanken gekommen ist, den Ausbau eines hervorragenden Kulturorgans mit kaufmännischen Interessen zu verbinden. Aber nicht nur, **daß** die Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft diese Idee verwirklichte, sondern auch **wie** dies geschehen, ist das Bedeutsame. Unter Mitwirkung der ersten Schriftsteller, Gelehrten, Kunstkritiker, Politiker und der praktisch schaffenden Männer des realen Lebens ist so eine Monatsschrift entstanden, deren Schwesterschaft sich unsere großen Revuen wohl gefallen lassen können.

„**Neues Tagblatt**", **Winterthur**: .. Eine Monatsschrift, deren Inhalt unbedingt alle Anerkennung verdient.

„**Vlaamische Gazet**", **Brüssel**: ...Eine vornehme und eigenartige Reklamemaßnahme und ein Markstein in der deutschen Literatur.



Neue Bücher.

Kandinsky: Über das Geistreiche in der Kunst. Verlag R. Piper & Co., München.
Elisabeth Förster-Nietzsche: Der junge Nietzsche. Verlag Alfred Kröner, Leipzig.
Die schönsten heiligen Legenden in Wort und Bild.
(Mit den Namenbildern von Franz Pocci). Verlag Hans von Weber, München.
Carl Hauptmann: Nächte. Verlag Ernst Rowohlt, Leipzig.
Gustav Landauer: Aufruf zum Sozialismus. Verlag des Sozialistischen Bundes, Berlin.
Georg Hermann: Die Nacht des Dr. Herzfeld. Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin.
Carl Lange: Verse. Xenien-Verlag, Leipzig.
Otto Pick: Freundliches Erleben (Gedichte). Verlag Alexander Junker, Berlin-Charlottenburg.
Evelina von Schey: Te Quiero (Gedichte). Verlag R. Piper & Co., München.
Curt Victor Bihacht: Spiele. Verlag E. W. Bonsels & Co., München.
Albert Ehrenstein: Der Selbstmord eines Katers. Verlag Georg Müller, München und Leipzig.
Otto Flake: Schritt für Schritt (Roman). Verlag Paul Cassirer, Berlin.
Gustav Pauli: Die Aufgaben des modernen Kunstmuseums.
Verlag Franz Leuwer, Bremen.

Beilagen.

1. Geschmackvolle Services aus feinstem Rosenthal-Porzellan bietet die Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen, an: ein Kaffee-Service, neunteilig, zum Preise von Mk. 12.—, ein Mokka-Service, siebenteilig, für Mk. 8.— inkl. Verpackung bei portofreiem Versand an jede Adresse.

2. Bei den ungeahnten Errungenschaften, die die Technik unserer Zeit aufzuweisen hat, ist es freudig zu begrüßen, daß die bei der Frankhschen Verlagshandlung in Stuttgart erscheinenden „Technischen Monatshefte" mit allem Interessanten und Neuen auf diesem Gebiet vertraut machen. Ein Jahrgang der „Technischen Monatshefte" bietet für den geringen vierteljährlichen Beitrag von Mk. 1.75 12 reichillustrierte Hefte und kostenlos 4 abgeschlossene, wertvolle Bücher.

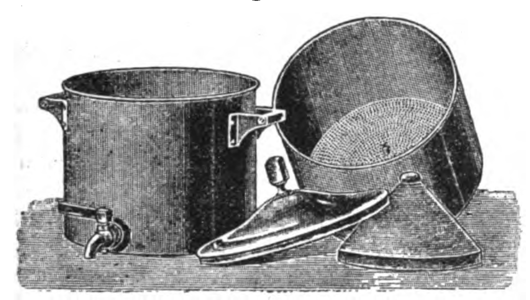
3. Moderne Galerie Heinr. Thannhauser, München, Arco-Palais. Ausstellung und Verkauf von Gemälden und Zeichnungen moderner Meister.

4. Verlagsprospekt des „Insel-Verlags", auf den besonders hingewiesen sei.



Die „Umschau“, Frankfurt a. M., schreibt in ihrer Nummer vom 23. März 1912:

„**Mokka-Kaffee-Kocher.** Diese Maschine besteht im wesentlichen aus einem Kupfer-Zylinder, der innen verzinnt ist und auf Wunsch außen vernickelt wird an welchem sich unten seitwärts ein Ablaßhahn befindet. In dem Außentopf wird ein zweiter, aus gleichem Metall bestehender Zylinder, dessen aus reinem Nickel bestehender eigenartig gestalteter Boden fein durchlocht ist, gestellt. Die Bereitung des Kaffeegetränkes besteht darin, daß man den Außentopf, der mit einem innen verzinnten Deckel geschlossen wird, mit Wasser gefüllt auf das Feuer stellt. Sobald das Wasser kocht, löscht man das Gasfeuer, resp. stellt den Apparat vom Herdfeuer und senkt den Innentopf, welcher mit sehr feinkörnig gemahlenem Kaffee gefüllt ist, in den Außentopf. Man rührt um und läßt das brühende Wasser 6—8 Minuten auf das Kaffeepulver wirken und läßt alsdann durch den Hahn den fertigen Kaffee in einen Behälter oder in die Tasse direkt ablaufen. Die feinen Kaffeeteilchen legen sich während der Ziehzeit an die Wand des sehr fein gelochten Siebmantels, eine natürliche Filterschicht bildend, wodurch eine klare Filteration des Getränkes von voller aromatischer und kräftiger Güte erzielt wird, wie sie beim Gebrauch eines Kaffeebeutels nicht erreicht werden kann. Vermöge der großen Siebfläche des Einsatztopfes geht die Filtration sehr rasch vor sich.“



Mokka-Kocher in verschiedenen Größen sind zu beziehen von der

Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen.

Fremdenführer für Bad Pyrmont.

Hotels:

Central-Hotel, Jos. Gottwald
Fürstliches Kur-Hotel
Gr. Bade-Hotel
Kaiserhof
Krone, E. Wenzel, Brunnenstr. 41
Lippescher Hof, Ernst Möhle
Waldecker Hof, Alb. Böttcher, Brunnenstr.

Cafés und Restaurants:

Café u. Restaur. Bomberg, C. Lange
Deutscher Garten, C. Lemke
Felsenkeller, Friedr. Jahn
Friedenthal, Gebr. Biesterfeld
Café Landwehrmann
Hotel Raßmussen, Kirchstr. 8
Café Scharnhorst, Brunnenstr. 29
Sennhütte, Georg Quast
Skidriobu·g, Wilh. Beckmeier
Zur hohen Stolle, Löwensen
Vietmeyers Restaurant, Otto Wissel

Pensionen:

Becker, Albert, Bahnhofstr. 21
Becker, Georg, Kirchstr. 14
Berger, Math., Schloßstr. 7
Bosser, G., Villa Königin Luise
Braune, Alfred, Brgrmstr., Bahnhofstr. 3
Bussemeyer, Bahnhofstr. 16
Christl. Hospiz, Vorsteherin Frl. Frank
Christukat, Villa Friedy, Bahnhofstr. 10
Cruismann, Maria, Bathildisstr. 2
Cuntze, Frau A., Seipstr.
Damköhler, A., Haus Windmüller
Dehnicke-Schorr, Bombergallee
Eichhorn, Geschw., Haus Rudolf, Altenauplatz 3
Eickermann, Wilh., Brunnenstr.
Focken, T. & H., Pension Parkhaus
Garbe, H., Brunnenstr.
St. Georgs-Villa, Bombergallee
Gerlach, Helene, Villa Gluckauf, Bahnhofstr.
Golde, Frau Oberamtmann Parkstr.
Gösling, Frau Baumeister, Altenaustr. 7
Groskurth, Carl, Brunnenstr.
Günther, Hugo, Haus Günther
v. d. Heyde, B., Brunnenstr.
Holborn, Chr., Richters Pension
Hundertmark, Wilh., Bathildisstr. 240
Jö ren, B., Haus Elisabeth, Bahnhofstr. 221
Jost, Frau Else, Villa Elisa, Severinstr. 216
Frl. Kneisel & Berg, Haus Bathildis, Bathildisstr. 7
Knierim, Georg, Altenaustr. 2
Knierim, Rudolf, Schulstr. 6
Knust, M., Parkstr.
Kohl, Haus Oldenburg, Schloßstr. 4
Kolm, Villa Esplanade, Bassinallee
Liborius-Haus
Lübsen, Frau D. A., Bahnhofstr. 18
Lutter, Kaiserplatz 9
Lyncker, Minna, Kirchstr. 20
Lyncker, Geschw., Brunnenstr. 46
Metzen, Schwester Elisabeth, Waisenhofstr. 1
Meyer, Albert, Bahnhofstr. 19
Montua, Louise, Schloßstr. 6
Muhle, Kirchplatz 23
Nutbohm, C., Bathildisstr. 6
Okel, Rud., Wwe
Oriop, J., Villa Auguste Victoria
Ottomeyer, M., Altenauplatz
Raeydt, Emma, Bassinallee
Riemenschneider, Kurpension Parkschlößchen
Riemenschneider, Herm., Haus Braunschweig, Altenauplatz 6
Rieth, G., Altenauplatz 6
Rürup, Villa Stengel, Bahnhofstr. 2
Schäfer, Geschw., Schloßstr. 5
Schneider, C., Bathildisstr. 239
Schneider, Geschw., Villa Quisisana
Schrader, Goethestr. 4
Schult-Lohmann, Schulstr. 31
Schumann, Villa Waldburg, Bismarckstr. 4
Seck, Frau E., Parkstr. 5
Seebohm, Alma Kaiserplatz
Seebohm, Geh. Hofrat Dr. Ad.
Steinmeyer, Julius, Brunnenstr.
v. Steindorff, Kirchstr. 20
Stöcker L., Altenaustr. 8
Stricker, L., Villa Elisabeth, Pädagogiumstr.
Thonack, D., Schulstr. 9
Tobeck, Theod., Hauptallee
Vielhaack, Villa Landgrebe, Bahnhofstr. 1
Wiemeier, Heinr., Bassinstr. 5
Wittrock, Villa Waldtraut
Wolff, Schulstr. 22
Wulff, Pastor, Kurhaus zur Helenen-Quelle

Sanatorien:

Sanatorium Dr. Enters
Sanat. Dr. med. Grosch, Bassinstr. 4
Sanat. Helenen-Kinderheim, Oesdorf
Kurpension Dr. Ad. Hölscher, Kaiserplatz 3
Bathildis-Krankenhaus
Kurpension San.-Rat Dr. Marcus
Sanatorium Dr. Otto Pohl
Sanatorium Prof. Dr. Schücking
Genesungsheim Dr. Seebohm
Kurpension San.-Rat Dr. Weitz
Sanatorium Dr. Wichmann, Oesdorf

In den oben genannten Etablissements wird der coffeïnfreie „KAFFEEHAG" verabreicht.

Fremdenführer f. Bad Lippspringe.

Pensionen:

Behrendt, Carl, Detmolderstr. 38
Buschmann, Johann, Bielefelderstr. 18
Diekmann, Friedr., Villa Friedrichsruh
Finke, Johann, Detmolderstr.
Fischer, Bademeister
Herzog, F., Pension „Herzog"
Hölscher, H., Arminusstr. 8
Husemann, Fr., Arminusstr. 23
Jöring, Joh., Jordanstr. 4
Keckhoff, Brunnenstr.
Menkel, Wwe., Langestr. 9
Mikus, Wilh., Detmolderstr. 81.
Müller, Joh.
Muth, Oberlehrer, Pens. „Teutonia"
Reinecke, Gustav, Detmolderstr. 76
Ruhe, Joh., Detmolderstr. 52
Schiemann, H., Detmolderstr.
Schmidt, Joh., Langestr. 1
Schulte-Wermeling, Anton, Villa Waldfrieden
Stahl, Pauline, Detmolderstr. 33
Zünkeler, Detmolderstr. 36

Hotels und Restaurants:

Brackmann, Inh.: Wilh. Hartmann
Kurhaus
Peters Hotel, Detmolderstr.
Rummeny, Detmolderstr. 53
Wegener
Voß, Café und Rest. „Fischerhütte"
Wagenbrück, W., Rest. d. Kurbades
Wolthaus, Kurhotel

Sanatorien:

Augusta Victoria Heilstätte II
Erholungsheim Immanuel
St. Josephs-Hospital
Kaiserin Augusta-Sanatorium
Kinderheim Cäcilienstift

Bad Salzuflen.

Pensionen:

Berger, H., Roonstr. 7
Bermpohl, Moltkestr.
Birk, Parkstr., Haus Birk
Bohm, Wenkenstr.
Brinkmann, A., Villa zur schönen Aussicht, Wenkenstr.
Burmeier, A., Parkstr.
Burr, Wwe., Prinz Adolfstr.
Delius, Parkstr.
Detering, Parkstr. 1
Diekmann, Haus Harmonie, Moltkestr.
Dönhardt, Parkstr.
Fischer, Haus Moltke
Goetze, Villa Erholung
Göhler, Pastor, Villa Johanne, Parkstr.
Griemers, L. u. A., Villa Imgard, Parkstr.
Gronemeyer, Villa Charlotte, Roonstr.
Hartmann, A, Pension Carola
Heise, Elise, Villa Heise
Holter, Parkstr.
Hoppe, A., Parkstr. 45
Klopsch, A.
Kinder-Genesungsheim „Bethesda"
Lemp, Villa Germania
Lohöfener, Parkstr. 15
Lünnenbecker, Parkstr.
Logemann, H., Moltkestr.
Meinhard, Villa Daheim, Parkstr.
Möller, Villa Agnes
Neubourg & Schulz, Christl. Hospiz
Petersmeier, A., Haus Bethanien
Pick, Helene, Villa Georgine, Moltkestr.
Remert, A., Roonstr.
Rieke, Parkstr.
Rudies, Walter, Wenkenstr. 36
Schäffler, Bismarckstr.
Schimmelpfeng-Lirg, Villa Hedwig Elisabeth, Moltkestr.
Schmidt & Hilmer, Villa Elisabeth
Schröder, Villa Victoria, Parkstr.
Schüller, Villa Malta, Parkstr.
Seiffel, Dora, Augustestr.
Siewecke, Villa Fortuna, Moltkestr. 10
Sticht, Haus Cecilie, Moltkestr.
Stöckel & Busch, Villa Elfriede, Augustastr.
Strüver, Minna, Roonstr.
Thoke, Geschw., Haus Moritz, Wenkenstr.
Topf, H., Parkstr. 45
Töpfer, Pauline, Bismarckstr.
Voltus, Felix Augustastr.
Wattenberg, Villa Kurpark, Parkstr.
Weishoff, Parkstr.
Winkler, Paul, Haus Vogeler
Zimmermann-Vogedes, Ida, Wenkenstr.

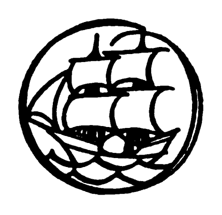
Hotels:

Fürstl. Kurhaus, H. Becklein
Fürstenhof, A. G.
Kaiserhof, Ferd. Schmidt

In den oben genannten Etablissements wird der coffeïnfreie „KAFFEEHAG" verabreicht.

Standard-Werke aus dem Insel-Verlag

In einer gut gewählten Bibliothek dürfen die großen Meister der Literatur: Balzac, Cervantes, Dickens, Goethe, Heine, Homer, Kleist, Lenau, Nietzsche, Plato, Schopenhauer, Verhaeren, Wieland, dürfen die chinesischen Philosophen, Tausendundeine Nacht und die klassischen Romane der Weltliteratur nicht fehlen. Alle diese Werke sind in äußerlich schönen und dauerhaften, textlich mustergültigen Ausgaben im Insel-Verlag erschienen. Das nachfolgende Verzeichnis gibt darüber nähere Auskunft



Gute Bücher sind die großen Schätze des Menschengeschlechts. Das Beste, was je gedacht und erfunden wurde, bewahren sie aus einem Jahrhundert in das andere; sie verkünden, was einst auf Erden lebendig war. Hier steht, was wohl tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung geschaffen wurde, und daneben, was erst vor wenigen Jahren in die Welt wanderte. Alle Bücher, vom ältesten bis zum jüngsten, stehen in einem geheimnisvollen Zusammenhange. Denn keiner, der ein Buch geschrieben, ist durch sich selbst geworden, was er uns ist. Jeder steht auf den Schultern seiner Vorgänger. Alles, was vor ihm geschaffen wurde, hat irgendwie dazu geholfen, ihm Geist und Leben zu bilden; und was er geschaffen, hat irgendwie andere Menschen gebildet, und wieder aus deren Geist ist es in spätere übergegangen. So bildet der Inhalt aller Bücher ein großes Geisterreich auf Erden. Von den vergangenen Seelen leben und nähren sich alle, welche jetzt atmen und Neues wirken. Wer längst seinen Leib der Natur zurückgegeben, wird täglich in Tausenden aufs neue lebendig. Der Verkehr mit den großen Geistern der Vergangenheit durch ihre Bücher ist einer der edelsten Genüsse. Wir leben mit ihnen wie mit Freunden; wir bewundern und lieben sie, als wenn sie leibhaftig unter uns weilten.

GUSTAV FREYTAG

Die grossen Dichter

MIGUEL DE CERVANTES: Der scharfsinnige Ritter Don Quixote von der Mancha. Vollständige deutsche Taschenausgabe in drei Bänden, unter Benutzung der anonymen Ausgabe von 1837 besorgt von *Konrad Thorer*. In Leinen 14 M., in Leder 18 M.

DIE NOVELLEN DES CERVANTES. Vollständige deutsche Ausgabe, auf Grund älterer Übertragungen bearbeitet von *Konrad Thorer*. Zwei Bände. In Leinen 10 M., in Leder 12 M.

Der „Don Quixote" und die „Novelas exemplares" bilden zusammen die eigentlichen „Werke des Cervantes" und erscheinen hier in völlig gleicher Ausstattung. Es ist leider immer noch nötig, diesem Dichter seinen Platz unter den ersten Meistern der Weltliteratur zu verteidigen. Den „Don Quixote" — der immer noch das Schicksal hat, mehr gelobt als gelesen zu werden — geben wir in seiner echten Gestalt: unbearbeitet und ungekürzt; dagegen in der vorzüglichsten deutschen Übertragung, die je erschienen ist. Für die Novellen weist man stets wieder gern auf die Worte hin, die Goethe am 17. Dezember 1795 an Schiller schrieb: „An den Novellen des Cervantes habe ich einen wahren Schatz gefunden, sowohl der Unterhaltung als Belehrung. Wie sehr freut man sich, wenn man das anerkannt Gute auch anerkennen kann, und wie sehr wird man auf seinem Wege gefördert, wenn man Arbeiten sieht, die nach eben den Grundsätzen gebildet sind, nach denen wir nach unserem Maße und in unserem Kreise selbst verfahren."

JOSEPH VON EICHENDORFFS DICHTUNGEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Franz Schultz*. Zwei Bände. In Pappbänden 3 M., in Leinen 4 M. *Liebhaberausgabe:* in Leder 10 M.

Es wird immer schwer sein, romantische *Dichter* in der Weltliteratur zu finden. Sie sind hier so selten, wie die romantischen *Menschen* zahlreich sind. Der Romantiker führt lieber ein poetisches Leben, als daß er die Gestalten der Phantasie in festumrissene Gestalten zwingt. So rückt nun Eichendorff neben die Größen der Weltliteratur; sein „Taugenichts" hat nirgend seines Gleichen.

ARTHUR GRAF GOBINEAU: Die Renaissance. Historische Szenen (Savonarola, Cesare Borgia, Leo X., Julius II., Michelangelo). Übertragung von *Bernhard Jolles*. Einbandzeichnung von *E. R. Weiß*. Mit 23 Lichtdrucktafeln. *Zweite Auflage.* Kartoniert 12 M., in Halbleder 16 M.

Einige Urteile über die neue Ausgabe des berühmten Werkes: „Es war an der Zeit, daß Deutschland von diesem Werk als einem der feinsten und kostbarsten Geschenke der Weltliteratur eine würdige Repräsentation empfing ... Diese neue Verdeutschung von Bernhard Jolles wird *der* Gobinau der Renaissance werden und bleiben. Eine große Hingabe, ein reiches Einfühlen in Dichter und Gegenstand spricht aus jedem Satze, der in diesem stattlichen Bande steht." (B.T.)

„Bernhard Jolles hat das Werk meisterhaft verdeutscht: aller Glanz, Sprachreichtum, alle Charakterfülle und Gedankenklarheit treten in ihrer Bedeutsamkeit dichterisch neu und frisch hervor, so daß es nicht zu viel gesagt ist, diese neue Ausgabe *die* Renaissance-Übertragung zu nennen."
(Deutsche Tageszeitung.)

HEINRICH HEINES SÄMTLICHE WERKE in *zehn* Bänden. Unter Mitwirkung von *Jonas Fränkel, Ludwig Krähe, Albert Leitzmann* und *Julius Petersen* herausgegeben von *Oskar Walzel*. Jeder Band in Halbpergament 3 M. *Vorzugsausgabe* (einmalig): 1000 Exemplare auf Insel-Hadernpapier. In Halbleder 7 M., in Leder 10 M.

Der Streit um Heine, der im letzten Jahrzehnt besonders hell entfacht wurde, ist bekanntlich eine *Rassenfrage* und berührt deshalb den Literaturfreund allenfalls als ein Problem der *National*literatur, hat aber keine Bedeutung innerhalb des Rahmens der *Welt*literatur. Der Insel-Heine ist bei aller Billigkeit auf das würdigste ausgestattet worden — die Vorzugsausgabe in größerem Format darf man wohl die monumentale Heine-Ausgabe nennen —; sein wissenschaftliches Gepräge erhielt er durch die Persönlichkeit des Hauptherausgebers Oskar Walzel, des bekannten Erforschers der deutschen Romantik. Die Ausgabe ist eingehend kommentiert, was vor allem für die Würdigung der polemischen und zeitgeschichtlichen Prosaschriften Heines — vielleicht des glänzendsten Teils seines Lebenswerkes — unentbehrlich ist. Sie wird durch eine Ausgabe der Heine-Briefe und der *französischen* Schriften Heines ergänzt werden.

HOMERS ODYSSEE. Neu übertragen von *Rudolf Alexander Schröder*. In Halbpergament 3 M., in Leder 5 M.

HOMER: DIE ODYSSEE. Neu ins Deutsche übertragen von *Rudolf Alexander Schröder*. Zwei Bände. Gedruckt unter Leitung von *Harry Graf Keßler*. Mit Titeln und Initialen von *Eric Gill* und drei Holzschnitten von *Aristide Maillol*. 350 numerierte Exemplare für den Handel. In Halbpergament jeder Band 30 M.

Aus einem Aufsatz von Joachim Benn in den „Rheinlanden“: „Mit Vossens Homer verglichen ist die neue Übertragung wahrhaft poetisch zu nennen, dabei deutscher, minder sklavisch also in der Wortwahl, in Satzbau und Wortstellung, dagegen griechischer — nach unserer wieder zeitgebundenen Auffassung — im Geiste, *so daß uns das Homerische Gedicht wirklich von neuem geschenkt erscheint*. Auch im Rhythmus, im musikalischen Schwung der Verse unterscheidet sich diese neue Übersetzung wesentlich von der Vossens. Am deutlichsten wird die ganze Verschiedenheit wohl an der Stelle, die wörtlich übersetzt etwa: ‚nunmehr war er von hohem Alter gebückt‘ heißt, bei Voß jeder Bildlichkeit beraubt wahrhaft grausam auf den rein logischen Inhalt zusammengepresst wird: „dieser gebückte Greis“, während sie bei Schröder eher noch ausgemalt erscheint: „längst von silbernem Alter gebeugt“.

HEINRICH VON KLEISTS SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE. Vollständige Ausgabe in sechs Bänden, besorgt von *Wilhelm Herzog*. Einbandzeichnung von *E. R. Weiß*. Mit dem Jugendbildnis Kleists in farbiger Wiedergabe und verschiedenen Faksimiles. In Leinen 32 M., in Halbpergament 36 M.

Heinrich von Kleist, über den Tieck wie von einem ganz Unbekannten sprach und zu dem noch Hebbel sich ausdrücklich bekennen mußte, ist heute seines Ranges in der klassischen Literatur sicher. Ja eines der neuesten und besten Werke über den Dichter unternimmt es sogar, das Duumvirat Goethe-Schiller durch ein Goethe-Kleistsches zu ersetzen. Die Ausgabe des Insel-Verlags ist absolut vollständig und geht in der Darbietung der älteren Fassung und in den Erläuterungen eigene Wege. Der verstorbene Schweizer Dichter und Kritiker J. V. Widmann urteilte über sie: „Das ist die eigentliche Standard-Ausgabe der Werke des nach einem Jahrhundert erst vollkommen gewürdigten, zu Lebzeiten selbst von Goethe verkannten Dichters.“

NIKOLAUS LENAUS SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE in sechs Bänden. Vollständige kritische Ausgabe, herausgegeben von *Eduard Castle*. Mit verschiedenen Bildern und Faksimiles. Einbandzeichnung von *E. R. Weiß*. In Leinen 6 M., in Halbleder 7 M. *Vorzugsausgabe:* 200 Exemplare auf Insel-Hadernpapier. In Leder je 12 M.

Lenaus dichterisches Charakterbild steht noch nicht so fest, daß jeder seine Werke zu den „Standard works“ zu zählen sofort bereit ist. Wir zitieren hier einen Brief des Dichters, der ein unübertreffliches Selbstporträt enthält: „Künstlerische Ausbildung ist mein höchster Lebenszweck, alle Kräfte meines Geistes, das Glück meines Gemütes betrachte ich als Mittel dazu. Erinnerst Du

Dich an das Gedicht von Chamisso, wo der Maler einen Jüngling an das Kreuz nagelt, um ein Bild vom Todesschmerze zu haben? Ich will mich selber ans Kreuz schlagen, wenn's nur ein gutes Gedicht gibt. Und wer nicht alles andre gerne in die Schanze schlägt, der Kunst zuliebe, der meint es nicht aufrichtig mit ihr. Schwab sagt in einem sehr schönen Gedichte: Das Leben ist Sorg und viel Arbeit; ich möchte sagen: Die Kunst ist Sorge und viel Arbeit. — Ganz unrecht hat Schiller, wenn er gegensätzelnd sagt: Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst; ich sehe mehr Ernst in der Kunst, als im Leben, wo alles vergeht, Lust und Schmerz, während in jener allein Bestand ist und Ewigkeit."

WILHELM MEINHOLD: DIE BERNSTEINHEXE. Historischer Roman. In Halbpergament M. 4.50, in Ganzpergament 7 M.

WILHELM MEINHOLD: SIDONIA VON BORK, DIE KLOSTERHEXE, angebliche Vertilgerin des gesamten herzoglich pommerschen Regentenhauses. Historischer Roman. Zwei Bände. In Halbpergament 8 M., in Ganzpergament 12 M.

Mit gutem Recht stellen wir diesen Dichter, einen der größten deutschen Erzähler des 19. Jahrhunderts, dessen Hauptwerke wir der Vergessenheit entrissen haben, zu den Klassikern der Weltliteratur. Meinhold, in England bekannter als in Deutschland, ist einer der klassischen Realisten der deutschen Dichtung; seine Werke gehören zu den besten historischen Romanen unseres Schrifttums. Friedrich Hebbel beschloß eine Besprechung seiner „Klosterhexe" mit den Worten: „Wo man alle Gesetze der Kunst erfüllt sieht, da ist ein Kunstwerk vorhanden, und ein Kunstwerk kommt nur durch einen Künstler zustande."

Die alten Novellisten:

ALTITALIÄNISCHE NOVELLEN. Zwei Bände. Ausgewählt und übersetzt von *Paul Ernst.* Mit venezianischen Titelholzschnitten, Initialen und Zierstücken aus dem 14. Jahrhundert. *Zweite Auflage.* In Pappbänden 8 M., in Leder 12 M.

ALTFRANZÖSISCHE NOVELLEN. Zwei Bände. Ausgewählt von *Paul Ernst,* übertragen von *Paul Hansmann.* Mit Titelholzschnitten und Zierstücken nach alten Originalen. In Pappbänden 10 M., in Leder 14 M. *Vorzugsausgabe:* 100 numerierte Exemplare auf Büttenpapier. In Pergament 20 M.

GIOVANNI DI BOCCACCIO: Das Dekameron. Übertragen von *Albert Wesselski.* Jubiläumsausgabe zum 600 jährigen Geburtstag Boccaccios. Mit den Holzschnitten der Ausgabe Venedig 1492. 800 Exemplare auf handgeschöpftem Papier. In Halbpergament 40 M., in Pergament (Handarbeit) 75 M.

GIOVANNI DI BOCCACCIO: Das Dekameron. Vollständige Ausgabe, übertragen von *Albert Wesselski. Dritte Auflage* (6. bis 10. Tausend). Drei Bände. Geheftet 7 M., in Leinen 10 M., in Leder 14 M.

In dem Kampf um die neue Stilform, der heute im ganzen entschieden ist, haben die alten Novellisten etwa dieselbe Rolle gespielt, wie vor einem Jahrhundert die griechischen Tragiker. Die Insel-Ausgaben bleiben die klassischen Zeugen dieser anregungsreichen Entdeckung. Boccaccio gehört zu diesen Erzählern; ja er ist, nach einem Wort Hermann Hesses, „schlechthin auf dem Gebiete der Novelle der größte Künstler der Weltliteratur." Auf Hesses kleine Boccaccio-Biographie seien alle die verwiesen, die von der merkwürdigen Herkunft des auch jetzt noch nicht überwundenen Vorurteils von des Dichters Unmoral sich unterrichten wollen.

HANS SACHSENS AUSGEWÄHLTE WERKE (Gedichte und Dramen). Zwei Bände. Mit Reproduktionen von 60 zu den Gedichten gehörigen

Holzschnitten von *Dürer*, *Beham* u. a. nach Originaldrucken. *Zweite Auflage*. In Halbleinen 12 M., in Halbpergament 14 M. *Vorzugsausgabe:* 200 numerierte Exemplare mit kolorierten Holzschnitten. In Schweinsleder 50 M.

Wenn wir uns heute nur schwer vorstellen können, daß Hans Sachs in Goethes Entwicklung etwa die gleiche Rolle gespielt hat wie Shakespeare, Hans Sachsens Zeitgenosse: — liegt das an Hans Sachs, an Goethe oder an uns? Die Geschichte des 19. Jahrhunderts enthielt genug Momente, durch welche die Gegenwart von Hans Sachs entfernt werden konnte. Um so mehr gelten die mahnenden Schlußworte aus Goethes Gedicht von des alten Meisters poetischer Sendung. Die Insel-Ausgabe ist illustriert, wie die Originaldrucke es waren: denn nicht der Dichter allein wollte auf sein Publikum wirken, sondern er kam Hand in Hand mit dem Bildner. Im übrigen geht sie darauf aus, nicht das literarhistorisch Wichtige, sondern das unvergänglich Schöne aus dem fast unüberschbar reichen Lebenswerk des Nürnberger Meisters darzubieten. Aber sie will auch ein volles Bild dieses Schaffens geben; nicht nur der Humorist der Schwänke und Fastnachtsspiele, sondern auch der politische und religiöse Satiriker, der Lyriker, der Moralist kommen zum Worte.

EMILE VERHAEREN. In drei Bänden.

I. Band: Emile Verhaeren, von *Stefan Zweig*.

II. Band: Emile Verhaerens Gedichte, ausgewählt und übertragen von *Stefan Zweig*.

III. Band: Emile Verhaerens Dramen (Helenas Heimkehr. Philipp II. Das Kloster), übertragen von *Stefan Zweig*.

Preis des *Gesamtwerkes* (drei Bände): in Leinen 15 M., in Leder 20 M. *Einzelpreis* der Bände (die keine Bandbezeichnung tragen): in Leinen 5 M., in Leder 7 M.

EMILE VERHAEREN: LES HEURES DU SOIR. Urausgabe des französischen Textes der Gedichte. Einband von *Henry van de Velde*. 550 Exemplare: 50 Exemplare auf Japanbütten in Ecraséleder *(vergriffen)*; 500 Exemplare auf van Gelder-Bütten in Halbleder 20 M.

EMILE VERHAEREN: Die Gesichter des Lebens. Deutsche Nachdichtung von *Erna Rehwoldt*. In Halbpergament 5 M.

EMILE VERHAEREN: Die geträumten Dörfer. Deutsche Nachdichtung von *Erna Rehwoldt*. In Halbpergament 5 M.

EMILE VERHAEREN: Die hohen Rhythmen. Deutsche Nachdichtung von *Johannes Schlaf*. In Halbpergament 5 M.

Es scheint vielleicht verwunderlich, daß wir einen Dichter, der noch unter uns lebt, schon jetzt den Klassikern der Weltliteratur anreihen. Jedoch dieser große Belgier — in Deutschland namentlich durch Stefan Zweigs Verdienst viel unumschränkter anerkannt als in Frankreich — ist der vollendete poetische Ausdruck des endenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, und — des sind wir gewiß — sein Name und sein Werk werden in der Weltliteratur dauern.

SCHILLERS SÄMTLICHE WERKE, in sechs Bänden. Herausgegeben von *Albert Köster* und *Max Hecker*. *(Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.)* In Leinen 20 M., in Leder 28 M.

SCHILLERS GESPRÄCHE. Berichte seiner Zeitgenossen über ihn. Zum erstenmal gesammelt und herausgegeben von *Julius Petersen*. Mit 4 Bildern in Lichtdruck. In Pappband 3 M., in Leder 6 M.

Über die auf undurchsichtigem, weißem Dünndruckpapier gedruckte und in schmiegsame Taschenbände gebundene Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker, in der auch Goethe, Schopenhauer und Kant erscheinen, sei ein Wort zitiert, das beim Erscheinen der ersten Schillerbände im „Kunstwart" ausgesprochen wurde: es bezeichnete sie als „eines der allerwürdigsten Denkmale unseres großen geistigen Eigentums".

GOETHES WEST-ÖSTLICHER DIVAN. Mit Initialen, Doppeltitel und Einband von *Marcus Behmer.* 1200 Exemplare auf Büttenpapier, in Leder 18 M., in Halbleinen mit Überzug nach Zeichnung von *Marcus Behmer* 12 M.

Von diesem reifsten Werke, in dem der größte vaterländische Dichter sich das Beste morgenländischer Poesie angeeignet und mit seiner eigenen Kunst zu einem neuen west-östlichen Ganzen verschmolzen hat, dürfen wir heute sagen, daß auch seine Zeit gekommen ist, nachdem es länger als irgend ein anderes sich dem Interesse selbst besserer Goethekenner entzogen hatte. Von unserm Neudruck wird man rühmen dürfen, daß auch er orientalische Anregungen selbständig zu einem neuen Schönen verarbeitet und daß er so das würdige Gefäß für den wertvollen Gehalt darstellt.

DER JUNGE GOETHE. Begründet von *Salomon Hirzel.* Neu herausgegeben von *Max Morris.* Sechs Bände mit 66 Lichtdrucktafeln. Einbandzeichnung von *F. H. Ehmcke.* Geheftet 27 M., in Leinen 36 M., in Leder 45 M.

Die erste Ausgabe des „Jungen Goethe" erschien 1875; bei der hundertjährigen Wiederkehr von Goethes Übersiedelung nach Weimar sammelten Salomon Hirzel und Michael Bernays alles, was sich aus Goethes Jugend bis zum Ende des Jahres 1775 an Dichtungen, Briefen und anderen Aufzeichnungen erhalten hatte. Seitdem hat sich zu diesem Material ein reicher, überreicher Zuwachs gesellt, der eine neue Ausgabe dringend forderte. Aber auch das ist nun in den Rahmen einbezogen worden, was früher absichtlich beiseite gelassen worden war, die Ephemerides und die Beiträge zu Lavaters Physiognomik, Tagebücher, öffentliche Erklärungen und Anzeigen, Einträge in Stammbücher und Matrikeln, Rechtsanwalts-Eingaben, ferner die Radierungen und Zeichnungen, endlich Gespräche. Also alles von Goethe bis zur Abreise nach Weimar Geschriebene, Gezeichnete, Gesprochene, das sich erhalten hat, erscheint hier in zeitlicher Folge und fügt sich zu einem Gesamtbild von einzigartiger Wirkung zusammen. Ein Kommentar zu den fünf Textbänden, der auch das Zweifelhafte nachbringt und die Nachrichten über das Verlorene sammelt, ist in einem Schlußbande zusammengefaßt. Seit dem Februar 1912 liegt der „Junge Goethe" abgeschlossen vor.

DER BRIEFWECHSEL ZWISCHEN SCHILLER UND GOETHE. Im Auftrag des Goethe- und Schiller-Archivs nach den Handschriften herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf* und *Albert Leitzmann.* Einbandzeichnung von *E. R. Weiß.* Drei Bände. Geheftet 7 M., in Halbleinen 10 M., in Leder 20 M.

Diese Arbeit erhebt den Anspruch, die definitive Ausgabe des Goethe-Schiller-Briefwechsels zu sein, und sie eröffnet eine Reihe von Publikationen, durch welche die fast zum Abschluß gelangte Sophienausgabe von Goethes sämtlichen Werken ihre organische Ergänzung empfangen wird. Zunächst wird eine historisch-kritische Ausgabe des Goethe-Zelter-Briefwechsels folgen, besorgt von Dr. Max Hecker.
Der Goethe-Schiller-Briefwechsel erscheint in zwei Textbänden und einem besonderen Kommentarband. Die ersten gab Prof. H. G. Gräf heraus, der alle erreichbaren Handschriften nochmals sorgfältig verglichen hat. Prof. A. Leitzmann hat seit Düntzers Arbeit von 1859 den ersten Kommentar zu dieser inhalt- und problemreichen Korrespondenz geschaffen; er gibt nicht nur eine zuverlässige Sammlung der hierher gehörigen Ergebnisse der fast unübersehbaren Goethe- und Schillerforschung, sondern auch reiche neue Aufschlüsse.

GOETHES ITALIENISCHE REISE. Mit den Zeichnungen Goethes, seiner Freunde und Kunstgenossen auf 122 Lichtdrucktafeln. Mit Unterstützung des Goethe-National-Museums herausgegeben von *George von Graevenitz.* Einbandzeichnung von *E. R. Weiß.* In Halbleder 40 M., in Leder 60 M.

Mit der Veranstaltung einer illustrierten Ausgabe der „Italienischen Reise" führten wir einen eigenen Plan Goethes aus. Im Jahre 1815 bat Goethe den Maler und Stecher Ernst Wilhelm Roux um seine Mitwirkung an einer illustrierten Ausgabe der

italienischen Reise, der „aus seinen eigenen Skizzen sowohl, als denen der Freunde und Kunstgenossen, was bedeutend sei und erläutern könnte, beizufügen sei". Cotta sollte das Werk verlegen. Die Schwierigkeiten und Kosten der Reproduktion aber verhinderten wohl die Ausführung. Heute, nach einem Jahrhundert, konnten wir mit Hilfe des Lichtdrucks den schönen Plan auf das vollendetste verwirklichen. — Im Äußeren hielten wir uns an Goethes Angaben: „Klein-Folio wäre das Schicklichste; man könnte alsdann, wenn der Gegenstand Reichtum und Wert genug hat, ein Bild, sei es nun stehend oder liegend, darauf bringen, oder den Raum in die Länge und Quere, nach Belieben, einteilen. Brächte man mehr Bilder auf eine Platte, so müßte man solche Gegenstände wählen, welche der Zeit, der Nachbarschaft oder dem Interesse nach zusammengehören." Über den goethischen Plan gehen wir indessen hinaus, indem wir Text und Bilder in einem Band vereinigen, und indem wir zu den Zeichnungen, die die Reise erläutern und illustrieren, die bildlichen Darstellungen Goethes aus der italienischen Zeit und die Bildnisse seiner Reisegefährten fügen. So sind in dem stattlichen Bande auf 122 Lichtdrucktafeln Wiedergaben von Zeichnungen, Bildern und Büsten von Goethe, Hackert, Kniep, Bury, Verschaffelt, Angelika Kauffmann, Lips, Trippel, Tischbein vereinigt. Das Werk konnte nur durch die Unterstützung zahlreicher öffentlicher und privater Sammlungen, durch die Hilfe der berufensten Forscher und intensive Studien des Herausgebers, die vor allem der Ortsbestimmung der unbezeichneten Bilder galten, zustandekommen. Die äußere Form, die der Verlag diesem Buche gab, macht es auch ihrerseits zu einem herrlichen Besitz.

DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER. Mit den elf Kupfern von *D. Chodowiecki* und einer Rötelstudie in Lichtdruck. In Leder 10 M.

Die äußere Kultur der Wertherzeit sehen wir alle unwillkürlich mit den Augen eines Chodowiecki. Die Kupfer des Meisters, die zu Goethes Roman entstanden sind, waren freilich in fünf alte Drucke zerstreut und niemals vereinigt worden. Hier treten sie zum erstenmal — im Auftrage des Insel-Verlages neu gestochen — in einem vollständigen Chodowiecki-Werther hervor.

GOETHES BRIEFE AN CHARLOTTE VON STEIN. Vollständige Ausgabe in drei Bänden. Herausgegeben von *Julius Petersen*. Mit drei Silhouetten. Titel, Einband- und Vignettenzeichnungen von *Heinrich Vogeler-Worpswede*. *Zweite Auflage* (3. und 4. Tausend). In Leinen 10 M., in Leder 14 M.

GOETHES BRIEFWECHSEL MIT MARIANNE VON WILLEMER. Herausgegeben von *Philipp Stein*. *Zweite Auflage*, neu bearbeitet von *Max Hecker*. Mit einer Silhouette und zwei Zeichnungen in Lichtdruck. Titel und Einband von *Heinrich Vogeler-Worpswede*. In Leinen 5 M., in Leder 7 M.

Zwei große Sammlungen von Liebesbriefen heben sich aus dem unübersehbaren Corpus der Goetheschen Korrespondenz deutlich heraus: aus den Weimarer Jahren vor der italienischen Reise die Briefe an Charlotte von Stein, und ihnen entsprechend in der erneuten Jugendperiode nach den Befreiungskriegen, der wir den Westöstlichen Divan verdanken, der Briefwechsel mit Marianne von Willemer. Beide Briefbücher hat der Insel-Verlag in gleicher Ausstattung, in zierlichen Taschenbänden — dabei wissenschaftlich sicher fundiert und trefflich erläutert — herausgegeben.

Honoré de Balzac

Balzac ist — wie man nach einem Jahrhundert festzustellen beginnt — innerhalb der romanischen Literaturen von einer Bedeutung, die — so verschieden beide an sich sind — der Goethes verglichen werden kann. Wir führen deshalb auch die Balzac-Werke als besondere Gruppe auf.

DIE MENSCHLICHE KOMÖDIE. Deutsche Ausgabe von Romanen und Erzählungen Balzacs in sechzehn Bänden, bearbeitet von *Gisela*

Etzel, Felix Paul Greve, Ernst Hardt, Hedwig Lachmann, René Schickele, Arthur Schurig; mit einer Wiedergabe von *Rodins* Balzac-Statue in Heliogravüre, einer Einleitung von *Hugo von Hofmannsthal* und einem Essay über Balzac von *Wilhelm Weigand.* Gesamtpreis: Geheftet 64 M., in Leinen 80 M., in Leder 112 M. *Vorzugsausgabe:* 100 numerierte Exemplare auf Büttenpapier. In Maroquin 240 M.

Über den Inhalt dieser Gesamtausgabe, sowie über die Einzelausgaben der Balzacschen Romane im Insel-Verlag unterrichtet ein besonderer Prospekt. Die „Menschliche Komödie" wird ergänzt durch folgende gleich ausgestattete Werke:

DIE DREISSIG TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, genannt Contes drolatiques. Übertragen von *Benno Rüttenauer.* Zwei Bände. *4. bis 6. Tausend.* Geheftet 8 M., in Leinen 10 M., in Leder 14 M. *Vorzugsausgabe:* 100 numerierte Exemplare auf Büttenpapier. In Maroquin 30 M.

DIE PHYSIOLOGIE DER EHE. Eklektisch-philosophische Betrachtungen über Glück und Unglück in der Ehe. Übertragen von *Heinrich Conrad. Zweite Auflage.* Geheftet 4.50 M., in Leinen 5.50 M., in Leder 7.50 M. *Vorzugsausgabe:* 100 numerierte Exemplare auf Büttenpapier. In Maroquin 15 M.

BALZACS BRIEFE AN DIE FREMDE (Frau von Hanska). Übertragen von *Eugenie Faber.* Eingeleitet von *Wilhelm Weigand.* Zwei Bände. Mit einem Bilde Balzacs in Lichtdruck. Geheftet 8 M., in Leinen 10 M., in Leder 14 M. *Vorzugsausgabe:* 100 numerierte Exemplare auf Büttenpapier. In Maroquin 30 M.

Über Balzacs einzigartige Bedeutung schrieb der jüngst verstorbene *Herman Bang,* anknüpfend an Hugo von Hofmannsthals Einleitung, folgende Sätze: „Hugo von Hofmannsthal hat die Einleitung zu einer Gesamtausgabe der Werke des Giganten geschrieben — einer Ausgabe, die der deutschen Buchwelt als eine unschätzbare Bereicherung zugeführt wird. Und während ich Hugo von Hofmannsthals Worte lese, kehren alle meine Gedanken zu dem Einzigen und Gewaltigen zurück, der Honoré de Balzac hieß. Und ich erinnere mich, als wäre es gestern, jener Jahre meiner allerersten Jugend, als ich Tag für Tag und Nacht für Nacht jene überwältigende Welt durchwanderte — eine Welt der Herzensstürme und der Weisheit; der bunten Mannigfaltigkeit der Menschenschicksale; des Wissens, das keine Grenzen kennt; der Ideen, der Laune, der Schönheit und der Häßlichkeit; des Kampfes und der Ruhe; der Jagd nach Geld und der Jagd nach Ruhm — und des Schmerzes — jene unübersehbare Welt, die den Namen „La Comédie Humaine" führt. Die Zeit gestattet uns jetzt, Honoré de Balzacs Dichtung — eine Alpenkette in der Geschichte des menschlischen Geistes — ganz zu überschauen. Jeder, der sich an die langen, ungeheuerlich aufgetürmten Schwierigkeiten des Romans heranwagt, sollte Belehrung bei Balzac suchen. Und jeder, der in trauriger Einbildung über einen armen aufgeblasenen Truthahn ein Stück des Weges zurückgelegt zu haben glaubt, sollte die Seiten seiner Romane aufschlagen, um in Selbsterkenntnis sein Haupt zu beugen und seine Kleinheit einzusehen. Die Summe von Menschlichkeit, die uns bei diesem einen Menschen begegnet, könnte für zehn Literaturen ausreichen; und nur Shakespeare und jener Goethe, der in Weimar Balzacs anbrechende Größe erriet, hat das ganze menschliche Wesen so umspannt und beherrscht wie Honoré de Balzac. Kein Leser wird in dieser Dichtung vergebens suchen. Er wird sich selbst wiederfinden, sein eigenes Herz und sein Leben. Er wird alle Gesellschaftskämpfe und alle Leidenschaften wiederfinden. Er wird von allen Konflikten des Gehirns und des Gemütes umwirbelt werden. Und er wird wundernd sich selbst fragen, ob denn alle Leben in diesem einzigen Leben eingeschlossen waren. Jede neue Generation sollte aufs neue zu Balzac zurückkehren. Rodin verstand ihn, als er sein Bild meißelte; nicht ein Mensch, sondern die Menschheit birgt sich unter dem Mantel dieses Riesen."

Die grossen Philosophen

LAO-TSE. Die Bahn und der rechte Weg. Der chinesischen Urschrift in deutscher Sprache nachgedacht von *Alexander Ular*. Zweite Auflage. In Pappband 5 M., In Leder 8 M.

Man kennt die Wirkung, die von der *japanischen Kunst* auf das Abendland während der letzten 30 Jahre ausgegangen ist. Eine ähnliche Mission scheint der *chinesischen Philosophie* bevorzustehen. Alexander Ular, der den echten Lao-Tse nicht nur für Europa, sondern sogar für China zuerst erschlossen hat, äußert sich darüber in folgenden begeisterten Sätzen: „Von Lao-Tse zu Nietzsche beschreibt die Geschichte des Wissens von den letzten Dingen eine Spirale. Beide sind einander nahe. Wo aber ist der Anfang und wo das Endglied der Kurve? Lao-Tse müßte ein ferner Nachkomme Nietzsches sein. Oder China ist dreißig Jahrhunderte über Europa hinaus." Und Oktave Mirbeau stellte das Auftauchen des lesbaren Lao-Tse dar als „die Offenbarung des schönsten Buches, das im Laufe der Menschheitsgeschichte ein Mensch zu denken und zu schreiben unternommen; etwas so Wichtiges, so Ungeheures, als wenn plötzlich zum ersten Male Homer oder die Bibel den Menschen gezeigt würde".

REDEN UND GLEICHNISSE DES TSCHUANG-TSE. In deutscher Auswahl von *Martin Buber*. Einbandzeichnung von *E. R. Weiß*. In Pappband 5 M. *Vorzugsausgabe:* 50 Exemplare auf Japanpapier. In Kalbleder 25 M.

Aus Moritz Heimanns „Anmerkungen über Bubers Tschuang-Tse" in der „Neuen Rundschau": „Anders als sonst ein Jünger oder Apostel oder Verkündiger irgendeiner Art hat Tschuang-Tse die Wahrheit und das Werk seines Meisters Lao-Tse ergriffen und aufs neue dargeboten. Da ist nichts von Tendenz, nichts von Mißverständnis dessen, der empfängt und der hier zu leicht und dort zu schwer nimmt, und das gestörte Gleichgewicht durch Zutat und Veränderung wieder ordnen muß, nichts auch von dem fast frevelhaften Mut, die eigene Melodie zu spielen auf der Gestalt des Vorbildes und erwählten Helden. — Und also ist es kein Zufall, daß wir von der mystischen Konzeption des alten, stummen Lehrers Lao-Tse die überzeugendste Ahnung bekommen durch den Mund des ewig jungen, beredten Tschuang-Tse, des Dichters. Er ist weit und reich. Er flicht Legenden vom gelben Kaiser in seinen Strauß und Anekdoten von Konfuzius. Seine Rede erhebt sich zu eddaartigem Klang: „Urreinheit fragte Grenzenlos", und schwillt lyrisch zu höherem Chor, wenn er den Wind als orphische Musik durch die Höhlung der Erde wie durch die Löcher einer Flöte sausen läßt. Martin Buber hat ihn unübertrefflich ins Deutsche übertragen; ganz getreu, wie er versichert; voll, stark und weich, wie jede Zeile uns lehrt; und uns ganz zu eigen. Die Talente werden von den Zufällen und Konvenienzen ihres Raums und ihrer Zeit verhüllt; aber die Genies verstehen wir aus allen Rassen und Zonen."

SOKRATES, geschildert von seinen Schülern. Übertragung und Erläuterungen von *E. Müller*. Zwei Bände. Mit Wiedergabe der Neapler Sokrates-Herme in Lichtdruck. Einbandzeichnung v. *F. H. Ehmcke*. Geheftet 9 M., in Leinen 12 M.

Erster Band: Xenophon: Erinnerungen an Sokrates, Die Kunst der Haushaltung. Plato: Protagoras, Ein Gastmahl.

Zweiter Band: Xenophon: Ein Gastmahl. Plato: Gorgias, Verteidigung des Sokrates, Kriton, Phädon. Anhang: Drei Sokratesjünger.

Dieses Werk enthält — in deutscher Übertragung — die Werke Xenophons und Platos, in denen Sokrates redend eingeführt wird, nebst historischen und kritischen Erläuterungen. Auf eigener Forschung erwachsen, wendet es sich in erster Linie an die Gebildeten.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Ztg.: Wenn ein Mann von der wissenschaftlichen Bedeutung und reichen Lebenserfahrung des Verfassers es unternimmt, durch seine Übersetzung in einer flüssigen Sprache das Lesen zum Genuß zu machen, wie das Lesen der

Originale genußvoll ist, so darf man eine hervorragende Leistung erwarten. Mit Vergnügen vertieft man sich in den reichen Inhalt der beiden Bände, die einem modernen Bedürfnis entgegenkommen.

Die christliche Welt: Das Buch stellt einen Besitz auf lange Zeit dar; rasch hintereinander durchlesen kann man es kaum, muß vielmehr immer wieder zu ihm zurückkehren und es in seinen einzelnen Abschnitten auf sich wirken lassen; dann wird man aber auch vielen Genuß davon haben.

MARTIN LUTHERS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Reinhard Buchwald.* Zwei Bände. Mit einem Porträt Luthers von *Lukas Cranach.* Titel- und Einbandzeichnung von *E. R. Weiß.* In Leinen 12 M., in Leder 18 M.

Luther soll uns mehr als ein Stück Kirchengeschichte bedeuten. Als eine der größten deutschen Persönlichkeiten steht er neben Lessing, Goethe, Bismarck; als einer der Führer des sechzehnten Jahrhunderts gehört er neben Michelangelo, Dürer, Erasmus, Baco von Verulam. Diese Schätzung hat die Auswahl und die Einleitung der Buchwaldschen Briefausgabe bestimmt. Sie hält sich ebenso fern von protestantischer Parteinahme wie von ultramontaner Polemik, ist aber der regen Forschung in beiden theologischen Lagern verpflichtet.

KANTS WERKE. In sechs Bänden herausg. von *Felix Groß.* *(Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.)* Jeder Band in Leinen 6 M., in Leder M. 7.50.

KANTS BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *F. Ohmann.* In Leinen 3 M., in Leder 5 M.

Wir brauchen hier nicht von Kants Bedeutung zu sprechen — aber es ist leider nicht überflüssig, zu sagen, welche Bedeutung Kant für jeden haben kann und sollte. Schopenhauer rühmt an vielen Stellen seiner Schriften „die Wohltat, welche die Natur, als ihr ein Kopf wie Kant gelang, vielen Generationen bereitete". Ob Kant populär werden kann, ist fast ebenso oft und vergeblich gefragt worden, wie ob Goethe ein Dichter fürs Volk sei. Aber das eine wie das andere läßt sich nur durch die Praxis erkunden. Uns schien es jedenfalls den Versuch wert, alle theoretischen Bedenken einmal hintanzustellen, und was wir bei Goethe mit am nachdrücklichsten versucht und zum großen Teil erreicht haben, auch bei Kant zu wagen. So stellen wir Kant zum erstenmal in die Reihe der deutschen Klassiker. — Kants Werke erscheinen innerhalb der „Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker". Über deren Vorzüge und über die Verteilung von Kants Werken auf die Bände unterrichten besondere Ankündigungen.

SCHOPENHAUERS WERKE, in fünf Bänden. *(Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.)* In Leinen 20 M., in Leder 26 M.

ARTHUR SCHOPENHAUERS BRIEFWECHSEL UND ANDERE DOKUMENTE SEINES LEBENS. Ausgewählt und herausgegeben von *Max Brahn.* In Leinen 3 M., in Leder 5 M.

Diese Schopenhauerausgabe wurde noch von Ed. Grisebach, dem namhaftesten und verdientesten Schopenhauer-Forscher, begonnen; nach Grisebachs Tode konnten noch seine Vorarbeiten von seinen Nachfolgern, Dr. M. Brahn, Privatdozent an der Universität Leipzig, und Dr. H. Henning, benutzt werden. Der 5. Band enthält ein ausführliches Register, das den Weg zu den stets überaus anregenden Äußerungen des Philosophen über einzelne Tatsachen und Probleme weist.

FRIEDRICH NIETZSCHES GESAMMELTE BRIEFE. Fünf Teile (in sechs Bänden). Geheftet 48 M., in Leinen 56 M., in Halbleder 64 M.

FRIEDRICH NIETZSCHES BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Richard Oehler.* In Leinen 3 M., in Leder 5 M.

FRIEDRICH NIETZSCHE. Also sprach Zarathustra. Ein Buch für alle und keinen. *Monumentalausgabe.* Druckanordnung, Zeichnung des Titels, der Vortitel und Füllornamente und des Ein-

bandes von *Henry van de Velde.* 500 numerierte Exemplare in schwarz, purpur und gold gedruckt auf van Gelder-Büttenpapier. In Pergament 90 M.

Noch kann niemand entscheiden, ob Nietzsche recht hatte, als er seinem Hauptwerk „europäische Bedeutung" beimaß und eine neue Epoche von seinem Erscheinen datierte; und weder Freund noch Feind kann heute schon über den menschlichen Leidensgang ein Urteil fällen, den er selbst in einem „Ecce homo" darstellte und wertete. Den „Zarathustra" veröffentlichte der Insel-Verlag in einer monumentalen Ausgabe, einem literarischen Nietzsche-Denkmal; dem Menschen Nietzsche gilt die vollständige Sammlung seiner Briefe.

Die arabischen Erzähler

Friedrich von der Leyen schreibt in seinem Buch über das Märchen: „Es bleibt die unvergängliche Bedeutung der Araber, daß sie die Märchen, die sie bei sich fanden und die sie von anderen Völkern übernahmen, mit ihrer Gabe der Erzählung zu ganz neuen Gebilden umschufen, deren schwelgerischer Reiz und deren verweilende und hingebend weiche, sinnenhafte Kunst uns immer von neuem entzückt. — Je weiter man in Tausendundeine Nacht eindringt, umso deutlicher spürt man aber den Hauch des arabischen Geistes, und das ganze arabische Wesen nimmt uns allmählich so gefangen, daß wir uns schließlich nur ihm hingeben und am liebsten nichts anderes fühlen. — Die Araber waren weniger Märchenerfinder als Märchenerzähler. Sie waren nicht in der Art schöpferisch wie die Inder, dafür sind sie in seltener Art märchenempfänglich, und ihre Gabe, zu beobachten und zu schildern, macht sie zu unvergleichlichen Märchenerzählern, sobald sie die Märchenstoffe besitzen. — Die ihnen eigene Kunst haben die Araber zu einer einzigen Vollendung gesteigert. Wenn sie die Schönheit ihrer Frauen schildern und für jeden neuen Reiz einen neuen Vergleich oder einen neuen Ausdruck des Entzückens finden, bis die Schöne in ihrer ganzen strahlenden Pracht vor uns steht, so fühlen wir uns selbst wie berauscht, und es funkelt und flimmert und sprüht auch vor unseren Augen. — Die Märchen geben ein Bild des arabischen Lebens aus sechs Jahrhunderten, und man meint oft, sie seien noch reicher und unerschöpflicher, als diese Jahrhunderte zusammen es gewesen sein könnten."

DIE ERZÄHLUNGEN AUS DEN TAUSENDUNDEIN NÄCHTEN. Erste vollständige deutsche Ausgabe in zwölf Bänden, auf Grund der Burtonschen englischen Ausgabe besorgt von *Felix Paul Greve.* Titel- und Einbandzeichnung von *Marcus Behmer.* In Leinen 72 M., in Leder 84 M.

TAUSEND UND EINE NACHT. Aus der von *Felix Paul Greve* besorgten vollständigen Ausgabe ausgewählt von *Paul Ernst.* Doppeltitel, Initialen und Einband von *Marcus Behmer.* Vier Bände. In Halbleinen 16 M., in Leder 28 M.

Durch unsere vollständige Ausgabe erhielt der deutsche Leser zum erstenmal einen Begriff von der echten Dichtung der Tausend und ein Nächte, die bisher nur in Bearbeitungen bei uns bekannt war. Auch die neue Insel-Auswahl beruht auf der vollständigen Übertragung und ist wirklich Auswahl, nicht aber Kürzung und Bearbeitung.

TAUSENDUNDEIN TAG. Orientalische Erzählungen. Ausgewählt und eingeleitet von *Paul Ernst.* Übertragen von *Felix Paul Greve* und *Paul Hansmann.* Titel- und Einbandzeichnung von *Marcus Behmer.* Vier Bände. In Leinen 20 M., in Leder 28 M.

Eine Sammlung, die die besten derjenigen Märchen und Erzählungen enthält, die in 1001 Nacht fehlen. Hermann Hesse im „März": Wer Tausend und eine Nacht liebt, wird die Aussicht auf weitere vier Bände solcher orientalischer Geschichten mit heller Freude begrüßen.

Volkslieder und Märchen

DES KNABEN WUNDERHORN. Alte deutsche Lieder, gesammelt von *L. A. von Arnim* und *Clemens Brentano.* Jubiläumsausgabe getreu nach den Originaldrucken. Drei Bände mit einem die Kinderlieder enthaltenden Anhang und den drei Titeln und zwei weiteren Bildern in Kupferstich. 750 Exemplare auf Büttenpapier, in Halbleder nach altem Muster gebunden 40 M.

Aus *Arnims Nachschrift:* „Von dieser unserer Sammlung kann ich nur mit ungemeiner Neigung reden, sie ist mir jetzt das liebste Buch, nicht was mein Freund Brentano und ich dafür getan, ungeachtet es gern geschehen, sondern was innerlich darin ist und weht, die frische Morgenluft altdeutschen Wandelns. Wär ich ein Bienenvater, ich würde sagen: es war der letzte Bienenstock, er wollte eben wegschwärmen, es hat uns wohl Mühe gemacht, ihn im alten Hause zu sammeln. Bewahrt ihn, stört ihn nicht, genießt seines Honigs wie Recht."

DIE MÄRCHEN DER BRÜDER GRIMM. Vollständige Ausgabe. Zeichnung der Initialen, des Titels und Einbands von *C. Weidemeyer-Worpswede.* Zwei Bände. In Leinen 10 M., in Leder 14 M.

KINDER- und HAUSMÄRCHEN. Gesammelt durch die *Brüder Grimm. Kleine Ausgabe.* Mit sieben Kupfern. Berlin 1825. Neudruck in 500 Exemplaren, unter Wiedergabe der Bilder von *Ludwig Grimm* in Lichtdruck. In Pappband (mit der lithographierten Einbandzeichnung des Originals) 10 M.

Wie „Des Knaben Wunderhorn" haben die Grimmschen Märchen eine zweifache Bedeutung: Sie sind ein Hauptwerk der germanistischen Wissenschaft und zugleich ein Volksbuch. — Die letztere Stellung haben sie namentlich in der Volksausgabe von 1825 errungen, die heute zu den größten Seltenheiten gehört. Auf keiner deutschen Bibliothek ließ sich auch nur ein Exemplar feststellen.

HAUFFS MÄRCHEN. Vollständige Ausgabe. Zeichnung der Initialen, des Titels und des Einbands von *Carl Weidemeyer-Worpswede.* In Leinen 6 M., in Leder 8 M. *Vorzugsausgabe:* 100 numerierte Exemplare auf Büttenpapier in Kalbleder 20 M.

Adam Müller-Guttenbrunn: „Das Vollendetste was Hauff geschrieben hat, sind neben einigen lyrischen Stücken seine Märchen. Und diese liegen hier in der Originalausgabe und nicht in der von Gustav Schwab oft mit wenig Glück revidierten landläufigen Ausgabe vor. Von einer Illustrierung im gewöhnlichen Sinne hat man abgesehen, dafür hat Carl Weidemeyer-Worpswede nebst einem Doppeltitel zu jedem Stücke sehr hübsche und stilvolle Initialen entworfen. Und so hat diese Neuausgabe gewiß alle Eigenschaften an sich, um sich die alten Freunde Hauffs zu bewahren und neue hinzuzuerobern, besonders unter der Jugend. Es ist dies von Herzen zu wünschen."

HANS CHRISTIAN ANDERSENS MÄRCHEN. Unter Benutzung der von Andersen selbst besorgten deutschen Ausgabe übertragen von *Mathilde Mann.* Eingeleitet von *Sophus Bauditz.* Zeichnung der Initialen, des Titels und Einbands von *Carl Weidemeyer-Worpswede.* Zwei Bände. In Leinen 12 M., in Leder 16 M.

Aus der Einleitung von Sophus Bauditz: „Es ist ein Glück für ein Volk, religiös erzogen zu sein, es ist aber auch ein Glück, poetisch erzogen zu sein, schon früh dazu erzogen zu sein, Sinn für ewige Herrlichkeit der Poesie zu haben. Und ist das dänische Volk von Kindesbeinen an gewöhnt, ein Ohr für den Klang der Dichtung und ein Auge für ihre Bilder zu haben, so ist dieses Verdienst mehr als jedem anderen Andersen zuzuschreiben, denn er ist der erste Dichter, dessen Bekanntschaft ein dänisches Kind macht."

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig J.-V. 146



Kaffee-Handels-Akt.Ges. Bremen



Die Güldenkammer

2. Jahrgang
Heft 9
Juni 1912

Verlag: Kaffeehag Bremen

INHALTS-VERZEICHNIS.

BEZUGS-BEDINGUNGEN.

Durch sämtliche Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt vom Verlag:
jährlich Mk. 8.—, vierteljährlich Mk. 2.—, Einzelheft: Mk. 0.80.

Kommissions-Verlag: Franz Leuwer, Bremen, Obernstraße 14.



Die Güldenkammer

Herausgeber:

S. D. Gallwitz · G. F. Hartlaub · Hermann Smidt

Johannes Schlaf: Zur Vollendung des Naturalismus.

Mein voriger Aufsatz über die Vollendung des Naturalismus handelte über sein Thema im besonderen Anschluß an die Erscheinung des neuesten französischen Symbolismus und eines seiner hervorragendsten Dichter, Francis Vielé-Griffin.

Er zeigte, in welcher Hinsicht der französische Symbolismus eine Weiterführung des naturalistischen Prinzipes und eine religiös-synthetische Vollendung desselben bedeutet und belegte das durch Auszüge aus einer Übersetzung, die ich von Vielé-Griffins neuester Dichtung „Sapho“ veranstaltet habe.

Das 19. Jahrhundert hat aber, und zwar bereits im Anfang seiner zweiten Hälfte, eine Vollendung des modernen naturalistischen oder monistischen Prinzipes in der Dichtung hervorgebracht, welche den französischen Symbolismus sicherlich, wenn wir die monumentale Erscheinung Emile Verhaerens ausnehmen wollen, bei weitem überragt und als ein machtvolles Vorbild, eine erste Großtat einer allgemeinen, vollendet modernen Weltdichtung dasteht. Ich meine die Erscheinung Walt Whitmans und seine „Grashalme“.

Kein Wunder, daß gerade der Geist der nordamerikanischen Union diese Großtat hervorbrachte, die zugleich den ersten umfassendsten Wesensausdruck seiner eigensten werdenden Kultur bedeutet! Amerika, der Auszug aller Rassen der Welt, der wundersame organische Vorgang ihrer großen Verschmelzung, der kein anderes und geringeres Ergebnis dereinst haben kann, als die Geburt einer vollständig neuen menschlichen Einheitsrasse, also irgendeinen entschiedenen organisch-physischen Überstieg und ein solches Weiterhin der ganzen Menschheit: wie hätte es nicht, wenn im übrigen die Entwicklung aller menschlichen Sozietät auch in

Europa, und von ihm aus mit den neuzeitigen Herrenrassen auch in den anderen Erdteilen auf eine große allgemeine Durchdringung und Gemeinsamkeit hinaus ist, die freilich ihrerseits niemals die Bedeutung einer so konzentrierten organischen Neurassenbildung wird haben können, wie die einstige vollendete Tatsache einer amerikanischen Zukunftsrasse: wie hätte es nicht am ersten und vorbildlichsten eine dichterische und geistig kulturelle Großtat hervorbringen sollen, die nicht bloß so der Ausdruck seines Geistes, sondern des Geistes der zukünftigen, durch eine einzige große Kultur und Zivilisation geeinten und verbundenen Menschheit ist?

Die Rassen, die Amerika besiedelten, die von alter Entwicklung bestimmt waren, in neuer Welt eine neue Welt zu schaffen, entbanden sich damit im Prinzip der Kulturtradition ihrer Mutterländer, wurden im besonderen von jenen Prämissen dieser Tradition, die antiker Herkunft sind, und von denen das alte Europa sich niemals ganz wird freimachen können, die es schließlich lediglich zu vollkommenster Ausgestaltung wird bringen können, am entschiedensten frei. Und das bedeutet eine Befreiung, eine Jugend und eine Zukunft in einem prinzipiell unerhört neuen Sinne, der die ungeahntesten Entwicklungsmöglichkeiten in sich beschließen muß; während Europa einzig zur freudigsten Vollendung und zum Ausgenuß seiner tragenden sozietären Kulturfunktionen gelangen wird, die ein weiteres Drüberhinaus nicht mehr bergen, als eben jene neue amerikanische, „neuweltliche“ Kultur; besser: jenes neue wesentlich organisch-physische Ereignis einer dereinstigen neuen menschlichen Einheitsrasse, deren physiologische Merkmale wir zwar heute schon festzustellen und zu beschreiben nicht in der Lage sind, die im übrigen aber mit jeder Notwendigkeit dereinst existieren wird. . .

Wenn aber einstmals eine noch ferne Zukunft und Konsequenz der amerikanischen Entwicklung vielleicht ein Drüberhinaus über alles das, was wir in Europa unter sozietärer Kulturtradition und ihren Formen verstehen, also über unsere staatlichen, wissenschaftlichen, religiösen, dichterischen, künstlerischen Formen sein wird und über all solche sozietäre Form überhaupt — mag es uns immerhin unmöglich sein, uns von einem solchen Drüberhinaus heute schon eine Vorstellung zu machen —: so wird dennoch zunächst — und mehr als ein berufener Urteiler und Beobachter hat das ja bereits ausgesprochen — in immer stärkerem Grade eine Annäherung und Angleichung zwischen amerikanisch-neuweltlicher und europäisch-altweltlicher Kulturform sich ereignen; was also eine vorwiegende Rückwirkung jener auf diese besagt. . .

Alsdann aber dürfen wir getrost in den „Grashalmen" Whitmans ein Vorbild und das erste Ereignis einer vollendet modernen, d. h. naturalistisch-monistischen Dichtung sehen, die auch für uns Europäer von größter Bedeutung und unvermeidlich ist und der die große internationale Bewegung des Naturalismus in Europa seit den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts nur entgegengestrebt sein kann; und es darf uns ferner nicht wundernehmen, daß Whitmans „Grashalme" seit ein paar Jahrzehnten überall in Europa — sie sind nicht nur ins Deutsche, sondern auch ins Französische, Italienische und Spanische übertragen worden — eine so weitgehende Beachtung gefunden haben, die in letzter Zeit geradezu noch auffallend zunimmt und, wie ich schon in meinem vorigen Aufsatz hervorhob, auch für die Entwicklung der neuesten französischen Dichtung von großer Bedeutung gewesen sind. Höchst auffallend und kennzeichnend ist hier auch die auffallende Parallele, die sich zwischen der Dichtung Whitmans und der Verhaerens darbietet, und die inzwischen schon von mehr als einem betont wurde. Obgleich Verhaeren, wie er mir gelegentlich selbst mal mitgeteilt hat, keineswegs etwa von Whitman ausgegangen ist und beeinflußt wurde, den er vielmehr erst seit kurzer Zeit kennt. Wir können uns kaum einen schlagenderen Beweis dafür vorstellen, daß europäische und amerikanische Kultur sich einander in der auffallendsten Weise immer mehr nähern und daß die Dichtung eines Whitmans für uns, die wir heute noch an so viel geistig-kultureller Rückständigkeit auch in der Dichtung laborieren, vorbildlich sein und uns das Formprinzip darbieten muß, das alle bisherige, nun veraltete dichterische Kunstform unbedingt eines Tages endgültig erledigen muß. . .

Es ist nötig, sich zu vergegenwärtigen, was die bisherige, übrigens hauptsächlich romanische Dichtform nachgerade unmöglich macht.

Man sollte hier schon vermeiden, immer von einer Dicht*kunst* zu sprechen — das ist ein Begriff, den wir lediglich aus dem formal erstarrten, artistisch gewordenen Apparat der bisherigen europäischen Dichtung ziehen —: wir sollten uns statt dessen gewöhnen, nur von *Dichtung* zu sprechen. Damit wären wir aber sofort wieder auf den wichtigsten, lebendigen, religiösen Geist aller Dichtung zurückgegangen und dürften dann sofort eine Neuoffenbarung europäischer Dichtung mit aller Sicherheit erwarten.

Nicht genug kann der unveräußerlich religiöse Geist, Ursprung und Zusammenhang von Dichtung und Dichtform betont werden! Auch die nun veralteten, vornehmlich antik romanischen Formen sind ja religiösen Ursprunges. Sie standen im engsten

Zusammenhang mit dem antik sozialen, religiösen Leben, erwuchsen organisch aus ihm heraus und waren im übrigen organische Bestandteile des religiösen Kultes. In diesem Sinne sind die alten orphisch-dithyrambischen Dichtungen der Griechen, sind noch die althellenischen Ependichtungen, die Dichtung Homers, sind auch noch die Oden Pindars und das Drama der griechischen Höhenperiode lebendige religiöse Dichtung. Damals gab es auch noch nicht im späteren artistisch-ästhetisierenden und theoretisierenden Sinne eine Dicht**kunst** — diesen Begriff hat erst Aristoteles aufgebracht —: eine solche kam erst im Zeitalter des Verfalls, der alexandrinischen Dekadenze auf, in der die alten lebendigen Formen auf abstrakte, dogmatisch verbindliche Schemata gebracht wurden, deren Handhabung bezw. deren im Sinne des sterilen „l'art pour l'art" spielerische Variationen dann allerdings eine „Kunst", ein kluges, einseitig intellektual raffiniertes Handwerk war. Von dem lebendigen religiösen Geist bisheriger Dichtform und Dichtung war da allerdings nichts mehr übrig geblieben.

Aber wie die Religion sich selbst weiterentwickelt, so auch ihre dichterische Form und Äußerung. Und so entstand damals zugleich eine neue Form und Dichtung. Erstlich, sehr kennzeichnenderweise, eine neue lebendige Dithyrambik, der antik-christliche Hymnus mit Reim und einem flüssigeren, beweglicheren neuen Versmaß. Andererseits aber, aus der antiken Geschichtsschreibung und dem platonischen Dialog hervor, die so überaus wichtige Prosaform des Romans und der Novelle. Es ließe sich nachweisen, daß diese letzten, so außerordentlich wichtigen Formen schließlich von demselben Geist aus der Antike hervor erzeugt wurden, der die Form des christlichen Dithyrambus, der christlichen Hymne hervorbrachte. Doch würde uns das hier zu weit führen.

Es ist nun ein ewig wunderbares Phänomen, wie diesen aus dem neuen christlichen, und das heißt: allgemein menschheitlichen Geist geborenen neuen Dichtformen, die in einem tiefbedeutsamen Sinn, in beiden Fällen, neue lebendige religiöse Formen waren, ihrerseits die freieren, lebendig religiösen Dichtformen der germanischen und keltischen Barbarenvölker entsprachen; bei allem sonstigen Unterschied insofern entsprachen, als auch sie der erstarrten antiken Form gegenüber „formlos", frei, ich möchte sagen: polyphon emotional und unmittelbar waren. Und wie alsdann bei der vorschreitenden Durchdringung antik christlicher und germanisch barbarischer Form beide Formarten unter dem Zwang dessen, was sie gemeinsam hatten, stetig nun besondere neue, freie, lebendige Formen der Dichtung ausbildeten, die, um das gleich auszusprechen, heute in das einmünden sollten, was wir die polyphon-

naturalistische Form, die rhythmische Prosaform, den naturalistischen freien Rhythmus und seine „unendliche Melodie“ (Whitman!) nennen! — — —

Denn wenn auch, doch eigentlich nur in Dekadenzezeiten, die starr und artistisch-spielerisch gewordenen antik romanischen Formen bis in unsere Neuzeit herein gelegentlich immer wieder aufkamen und gepflegt wurden, so ging die eigentlich lebendige, religiöse Entwicklung der Dichtung ihren anders gearteten Weg; und zwar einen Weg, wie er durch die emotionale Inbrunst der christlichen Hymne, ferner die freien, vorab germanischen Formen und die freie, polyphone Prosaform des antiken Romans und der antiken Novelle bezeichnet wird.

Sehr kennzeichnend, daß im Zeitalter der Renaissance überall in Europa der Roman und die Novelle so lebhaft wieder aufgenommen wurden, und daß sich im Ineinander der emotionalen Bewegtheit der christlichen Hymne, des germanischen Freiverses und der polyphonen Prosaform des Romans und der Novelle, daß sich aus dem Prinzip dieser drei Faktoren die in jeder Hinsicht so überragende Erscheinung des Shakespeareschen Dramas damals ausbildete, die im Keime bereits alle so fein und vielseitig entwickelte moderne Intimität enthält. Und die in einem bestimmten Sinne für alle seitherige, wahrhaft lebendige und im modernen Sinne religiöse Dichtung ebenso bedingend gewesen ist, wie es nun etwa die freie polyphon naturalistische, identischer rhythmische Form der „Grashalme“ für die Dichtung der Zukunft sein wird! . . . Denn da die Form des antiken Romans und der antiken Novelle unvermeidlich war, und da der lebendige europäische Vers immer freier geworden ist, d. h. dieser polyphonen Prosa sich angenähert hat, so ist eine andere Konsequenz als die, welche sich prototypisch durch die Form der „Grashalme“ bezeichnet, für die weitere Entwicklung und Vollendung der europäischen, der Weltdichtung, unvermeidlich! . . .

Man hat neuerdings, im Bereich unserer neuromantischen und neuklassischen dekadent-artistischen Reaktion diese Form als „Unform“ bezeichnet. Nun, die Franzosen dürfen sicher hier als kompetente Geschmacksrichter gelten: aber, wir haben bereits gesehen, daß die Form des der Prosa sich annähernden Freiverses sich gerade bei ihnen immer konsequenter entwickelt hat, und es steht bereits so, daß der freie Rhythmus z. B. in Vielé-Griffins Dichtung — oder in der eines Paul Fort — kaum noch, im Prinzip wenigstens, so besonders von der Form der „Grashalme“ verschieden ist. . .



Soviel darüber. Offenbar schließt also der polyphon-emotionale, naturalistische freie Rhythmus Whitmans den Ring der Entwicklung aller Dichtung, indem er sich in einer ganz bestimmten Eigenschaft wieder ihrem Ursprung anschließt. (Da sich eine solche Dichtform aber entwickelt und da sie eine solche maßgebende Bedeutung für die Zukunft der Dichtung gewonnen hat, so kann sie sich nur im strengsten organischen Zusammenhang mit schlechterdings aller Kultur, physischer wie geistiger und technischer, entwickelt haben; und das kann wieder nur bedeuten, daß auch die politisch sozietäre Entwicklung Amerikas und Europas, also schließlich der Menschheit, — das hochwichtige Ereignis, daß z. B. China sich der europäischen Kultur endlich erschlossen hat, daß es wahrscheinlich morgen sogar schon eine Republik sein und ein Parlament haben wird!*) — künftig in einen Zustand eintreten wird, der sich, natürlich in bestimmter Hinsicht, den unwillkürlich durch den Zusammenhang seiner unmittelbar organischen Funktionen und durch sonst weiter keine ausgeprägte politisch sozietäre Form harmonisierten Zuständen der ersten Urmenschheit wieder annähern wird.)

Jene Urdichtung, im engsten Zusammenhang mit dem religiösen Urkult, war genau so, wie die Dichtung eines Whitman eine polyphon emotionale und, in einem gewissen noch wesentlicheren Betracht interjektionale „Prosa“: d. h. es wurde in schlechterdings keiner anderen Weise während des Kultreigens gesprochen — Sprache und Gesang waren ja damals noch ein und das gleiche und besaßen noch das gleiche Melos — als man auch sonst sprach. Nur mit einer gewissen, besonders hervorgehobenen Betonung und allerdings nach Maßgabe dessen, wie die Tanzbewegung und die sakrale Gestikulation gerade zu reden gestattete. — Also: Emotion, Interjektion, der freie polyphon-naturalistische Prosarhythmus hier wie dort. Dennoch kehrt hier das im Grunde Gleiche natürlich als ein Variiertes zu sich selbst zurück; diese neueste Dichtung kann die Entwicklung, die die menschliche Kultur seither durchgemacht hat, nicht verleugnen. Die Sprache und der Sprachgeist haben sich ja seither so ungeheuer differenziert und verfeinert. Sie haben ihre sinnliche Anschaulichkeit zwar nicht verloren, indessen bis zum abstraktesten Wort und Begriff verfeinert und vergeistigt. Genau so wie sich die sinnliche Emotion und ihre stürmisch leidenschaftliche, primitive Urbewegtheit bis zur feinsten und verzweigtesten geistigen Intellektualität verfeinert hat.

Außerdem ist die Dichtung, wie sich ihre Ausdrucksmöglichkeit solchermaßen immer mehr komplizierte und wie auch ein

*) Ist inzwischen so geworden.

immer umfassenderer und verzweigterer Inhalt mitzuteilen war, ja Literatur geworden. Und da sich mit Schrift oder gar Druck so ungleich viel mehr mitteilen ließ, als mit dem bloßen gesprochenen Wort, so hat z. B. Whitmans „Gesang von mir selbst" einen so ungleich größeren Umfang als ihn ein primitiver Hymnus der Urreligion jemals gehabt haben kann. Und er darf ihn haben. Denn die geistige Mitteilung, die eine so komplizierte geworden ist, braucht in der Dichtung, so gut wie in der wissenschaftlichen und sonstigen Prosamitteilung, kann sogar meist und für gewöhnlich nicht direkt sein, muß durch Schrift und Druck vermittelt werden! . . .

Und so ist denn der ungeheuere Umfang des „Gesang von mir selbst" durchaus weder dem religiösen Urhymnus noch sonst irgendeiner anderen Dichtform gegenüber „Unform". Er ist nur die äußerste polyphone, identische Form, mit der heute der sich vollendende Mensch den so viel ausgedehnteren und komplizierteren Umfang seines Wissens und Empfindens zum genauesten Ausdruck bringt, der, wo er sein eigenes Ich besingt, mit und in diesem die ganze Welt und schlechterdings alles umschließt und ausspricht!

Jedenfalls aber steht Whitmans freier Rhythmus mit seiner polyphonen „unendlichen Melodie" als genaue und notwendige Konsequenz aller bisherigen europäischen und aller Dichtung überhaupt da. Und so kehrt denn menschliche Dichtung, unsäglich erweitert, bereichert und vergeistigt wieder zu ihren Ursprüngen zurück und schließt ihren Ring. . .

Suchen wir uns jetzt aber an einem Gedicht Whitmans den Einwürfen der Formlosigkeit gegenüber, die gegen Whitman besonders von seiten des romanischen oder romanisierenden Artistentums erhoben werden, zu vergegenwärtigen, wie wundersam der freie polyphone Rhythmus Whitmans gerade Form ist! . . .

Ich möchte die herrliche Threnodie „Memories of President Lincoln" wählen, die ich in meiner in Reclams Universalbibliothek erschienenen Auswahlübersetzung der „Grashalme" auf Seite 205 bis 216 unter der Überschrift „Zum Gedächtnis des Präsidenten Lincoln" habe.

Diese Dichtung ist nicht nur eine der vollendetsten Whitmans, sondern überhaupt eins der glorreichsten Besitztümer der Dichtung aller Völker und Zeiten.

Ich möchte sie durchaus — sie ist übrigens in der wundersamsten Weise melodisch musikalisch — mit einer gewaltigen musikalischen Symphonie vergleichen. (Es handelt sich um einen Zyklus von vier Gedichten; ich habe hier ausschließlich das erste, umfangreichste, im Auge.)

Wie sie, so zerfällt sie in mehrere Teile, „Sätze“, von verschiedenem Tempo. Sie gliedert sich auch ihrem Inhalt nach in der wunderbarsten Weise.

Sie beginnt mit sieben Abschnitten, die alle ganz kurz sind. Wie tiefversonnen stockende Pausen — keine musikalische Pause kann einen vollwertigeren Eindruck machen als sie — ist es zwischen diesen kurzen Abschnitten. Alsdann aber schwillt die Dichtung immer feierlicher, breiter, machtvoller an, je mehr sie mit dem Manne zugleich die gesamte, gewaltige und so vielseitige Einheit der amerikanischen Union umspannt; riesenhaft feierlich wie nur je eine Beethovensche „Eroika“ alle Hoheit des Individuums, der großen Ausnahmepersönlichkeit, und doch die Demokratie, die große amerikanische demokratische Sozietät zugleich, mit der dieses Individuum schließlich identisch ist oder in der es aufgeht, während sie sich in ihm zusammen- und abschließt als in ihrem Haupt.

Und wieder kann keine der machtvollsten Beethovenschen Symphonien klassischer und zugleich melodisch reicher, intimer, differenzierter gegliedert sein, als diese immer mächtiger und breiter ansteigende hohe Dichtung, die eine Macht, Vielseitigkeit, Ausdrucksfähigkeit des modernen Wortes zeigt, die in aller modernen Dichtung schlechterdings nicht noch einmal ihresgleichen hat!

Und so offenbart sich denn die anscheinend monotone „unendliche Melodie“ des Wortes und der Dichtung hier zugleich als eine höchste, vollkommenste Erfüllung der Form; hat sich der religiöse Hymnus des Urmenschen mit seinen kurz abgebrochenen primitiven, rauhtönigen Interjektionen hier lediglich zur allumspannenden Geistigkeit des zugleich höchst emotionalen wie intellektualen Wortes erweitert.

Man lese den Anfang der Dichtung selbst, die ich hier zitiere.

1.

„Als der Fliederbusch vor jenem Hoftor in Blüte stand,
Und der Morgenstern am umtrübten Westhimmel in Nacht erlosch,
Da war ich in Trauer, und Trauer kehrt mir nun mit jedem neuen Lenz.

Wiederkehrender Lenz! Dreierlei bringst du mir getreulich und immer:
Unverwelklich blühenden Flieder, den im Westen erlöschenden Stern
Und die Erinnerung an ihn, den ich liebe.

2.

O machtvolles Gestirn, im Westen versunken!
O nächtige Schatten! — O trübe, o kummerschwangere Nacht!
O großes, hingeschwundenes Gestirn! O Wolkennacht, die dich verschlang!
O grausame Gewalt, die mich in Ohnmacht niederdrückte! Ohnmacht meiner Seele!
O herber, zwängender Bann, der meine Seele nicht freigeben will!

3.

Vor einem Hoftor stand er, gegenüber einer alten Farm, dicht am lichtgestrichnen Pfahlzaun,
Der Fliederbusch; hochgewachsen, mit herzförmigem, lichtgrünem Blattwerk;
Hauchte aus köstlichen Dolden seine Würze, die ich so liebe;
Jedes Blatt ein Wunder — und von diesem Fliederbusch vor jenem Hoftor
Mit seinen köstlichen Dolden und seinem herzförmigen, lichtgrünen Blattwerk
Brach ich ein blühend Reis.

4.

In öder, abgelegener Moorgegend
Trillert aus seinem Versteck ein scheuer Vogel sein Lied.

Die einsame Drossel,
Die Hermitdrossel, die den Siedlungen der Menschen fern nistet,
Ein Lied singt sie vor sich hin.

Lied, das aus der Kehle blutet,
Abschiedlied des Todes an das Leben. (Wahrlich, ich weiß, Vogel, teurer Bruder:
Würde dir verboten es zu singen, du würdest sicherlich sterben.)

5.

Durch den beseelten Lenz, über Land und durch die Städte,
Durch Dorfgassen und alte Forste, wo weithin aus grünem Grund die Veilchen lugen und graues Trümmerwerk umblühen,
Durch das Gras der Feldwege und endloser Ebenen,
An Weizensaat vorüber, die im braunen Dunkel ansteigender Gefilde schlummert,
Vorbei an weißrötlichem Apfelblust der Obstgärten,
Einen Leib bergend, der bestimmt ist für das Grab,
Ist auf der Reise Tag und Nacht ein Sarg.

6.

Sarg, der du nahst durch Gassen und Straßen,
Durch lichte Tage und der Nächte groß lastendes Wolkendunkel,
Durch den Pomp halbgehißter Flaggen und umflorter Städte,
Durch die Staaten, die wie Frauen in Trauergewändern harrend stehen und auf dich schauen,
Durch endlos hingezogene Trauerzüge und Flammen, die die Nacht zum Tag erhellen,
Durch die Lohe zahlloser Fackeln, die über das starre Meer menschlicher Gesichter und entblößter Häupter hinzuckt,
Durch die Wartesäle, wo ernste Mienen deiner Ankunft harren,
Durch die Trauergesänge, die durch die Nacht hallen und ansteigen, tausendstimmig, mit feierlicher Gewalt,
Durch all die Brandungen solcher Trauer,
Die dämmernden Kirchen mit dem Brausen ihrer Orgeln — der du durch all dies her nahst,
Geleitet vom endlosen Geläut der Glocken,
O Sarg, hier, wie du still vorbeikommst,
Weih' ich dir dies blühende Reis.

7.

(Doch nicht dir und einem allein,
Blüte und Zweiggrün weih' ich allen Särgen;
Und ein morgenhelles Lied will ich singen, reiner und heiliger Tod, dir!

Über und über mit Rosenkränzen,
Über und über will ich dich bedecken, o Tod, mit Rosen und Lenzlilien;
Aber zumeist und vor allem brech ich dir frühblühenden Flieder;
Eine Überfülle von Zweigen brech ich dir von den Büschen,
Mit vollbefrachteten Armen komm' ich und streue weihend für dich aus,
Für dich und alle deine Särge, o Tod!)"

Die Pausen zwischen diesen einzelnen kurzen Abschnitten! Wie der Dichter immer wieder in das schmerzlich tiefe und zugleich seherische Sinnen seiner Trauer verfällt. Wie alles erst mit kurzen, abgerissenen Stößen anhebt, bis sich vom achten Abschnitt an nachher die Totenklage zu ihrer ganzen gewaltigen Wucht entfaltet. Um im 14. Abschnitt dann ihren machtvollen Höhepunkt in dem weihevoll feierlichen, großen Lobgesang des Todes zu erreichen, der zugleich der höchste Weihegesang des Lebens ist. Damit nachher im 15. und 16. Abschnitt das Ganze mit breiten, ruhig feierlichen und zugleich wundersam intimen Rhythmen austönt. Die Ankündigung der Themen. Das intime Verweben persönlichsten Erlebens und Mitlebens — der Flieder war Whitmans Lieblingsblume und die Hermitdrossel ist er selbst, das Symbol seines dichterischen Genius — mit diesem Todesfall und der Persönlichkeit des Whitman so teueren, von ihm so tief verehrten Lincoln. Das eigentliche Anheben der Totenklage: das unbeschreiblich schöne Nahen des Sarges, die Dedikation des Fliederzweiges. Lieblich dann das düstre Geheimnis des Todes, des tragischen Todes, und zugleich auf die ungezwungenste, wirklichste Weise in Rosen und Lenzlilien verhüllt und verklärt.

Wahrlich: wenn irgendwo, so wird hier offenbar, was das so verrufene „formlose" naturalistische Prinzip an hinreißender Melodie und Lieblichkeit, ja an tiefstem religiösem Ethos vermag! Zugleich der Amerikaner, der sich hier äußert und der sich als Resultat, Auszug und Gipfel, drüber hinaus über die Menschheit und alte Welt weiß. So diesem Todesfall eine ganz besondere Weihe gebend und zugleich die höchste Kulturwürde des amerikanischen Menschen aussprechend.

Nie ist eine Dichtung formvollkommener bis in ihre feinsten und letzten Einzelheiten hinein gewesen; nie feiner, lieblicher, lyrischer, geistiger und bis zur höchsten religiösen Geistigkeit vergeistigt, nie intimer und zugleich machtvoll erhabener. Es ist nicht zu beschreiben, wie ganz die englische Sprache in ihr ganz und

gar Musik geworden ist; an mehr als einer Stelle sogar bis zur vollständigen musikalischen Illusion.

Wie liebliche Harfentöne klingt es durch Fliederdolden, Rosen, Lenz und erhabene Nachtschauer des ganz mit dem Leben verschmolzenen Todgeheimnisses. . .

Es ist unmöglich, daß eine wahrhaft lebendige moderne Dichtung, die also zugleich ein Ausdruck vollendeter moderner, allumspannender Religiosität ist, anders noch als nach dem wesentlichsten Formprinzip dieser über jede Beschreibung herrlichen Dichtung gestaltet werden kann! —

Und so mag uns denn Whitman und mögen uns diese „Memories of President Lincoln" einen Aufruf auch zu einer vollendeten religiös-synthetischen europäischen Höhendichtung bedeuten.

Denn fürwahr, wenn man höchstens von Emile Verhaeren absehen will, wird man sagen dürfen, daß diese amerikanisch-neuweltliche Dichtung, zugleich als solche eine höchste Vollendung europäischer Kulturgeistigkeit, ungleich gesünder und vorgeschrittener ist als alles, was etwa die neuesten Franzosen mit dem symbolistischen freien Rhythmus geleistet haben. Denn in ihn spielt doch — denken wir etwa an André Gide — noch sehr viel Dekadenze, Pessimismus und europäisch-abendliche Resignation mit hinein.

Man wird daher gut tun, seine Aufmerksamkeit dieser neuen aufstrebenden amerikanischen Dichtung zuzuwenden.

Es hat sich im Anschluß an Walt Whitman neuerdings in Amerika eine ganze Gruppe von Dichtern erhoben, die es als die einzige Möglichkeit empfinden, nach dem Prinzip des Whitmanschen freien Rhythmus' zu dichten; die es, was die wichtige Hauptsache ist, nicht anders können.

Auf den ersten Blick scheint das eine sehr stark ausgeprägte Monotonie, Uniformität zu besagen. Doch sollte man bedenken, daß gerade eine lebendige Kunst, die vollständig organisch aus dem Geist einer großen einheitlichen, lebendigen Kultur erwächst, stets ein solches uniformes Gepräge hat und gehabt hat. Besonders bei uns in Deutschland sieht man ja freilich heute einen förmlichen Ehrgeiz darin, daß die einzelnen dichterischen „Individualitäten" möglichst desparat sind, so markant wie möglich ihre „Allereigenständigsten". Doch ist das kein gutes und gesundes, natürliches Zeichen. Sondern ein Anzeichen von Unsicherheit und Zerfahrenheit nicht etwa bloß der Dichtung, sondern damit sofort auch der Kultur, aus der sie erwächst! Nach was für „Formen" wird bei uns heute nicht alles bunt durcheinander gedichtet! Da

ist denn die persönliche „Individualität“ allerdings wohl faustdick, freilich aber auch sehr billig und unfruchtbar, da muß sie sich jedem deutlich genug unter die Nase rücken. Doch das ist schließlich nur ärgerlich. Es besagt viel mehr und ist sicher sogar auch ein viel feinerer, allerdings etwas schwieriger zu erlangender „ästhetischer Genuß“, bei vollständiger Einheitlichkeit einer aus einer einheitlichen Kultur erwachsenen Dichtung noch wahrzunehmen, wie die einzelnen Dichter sich individuell innerhalb dieser Form unterscheiden. Es ist z. B. in diesem Sinne gar nicht so leicht, aber deshalb auch um so lohnender, die Individualitäten japanischer oder chinesischer Maler voneinander zu unterscheiden. Gerade da, wo die persönliche Individualität sich solchermaßen diskreter und in einem guten Sinne bescheidener gibt, kann sie auch im allgemeinen mehr und hat mehr Individualität als solche. Es gibt aber nur eine Individualität, davon wir alle Glieder sind.

Also fort mit dem falschen Eifer und der Eifersucht, möglichst grell gegen den anderen sich zu unterscheiden, wenn wir wirklich zu einer starken, gesunden, lebendigen Kultur und Dichtung gelangen wollen!

Jedenfalls ist heute in Amerika einzig die Dichtung wahrhaft lebendig, die auf dem Prinzip des Whitmanschen Rhythmus' beruht; denn diese Form ist wieder der adäquate Ausdruck und Ausfluß der lebendigen, in Entwicklung stehenden amerikanischen Kultur.

Als die hervorragendsten dieser Dichter möchte ich, außer dem auch bei uns bekannten Engländer Edward Carpenter — der aber viel in Amerika gelebt und mit Whitman persönlich verkehrt hat — Horace Traubel, Ernest Crosby und Egbert Willard Fowler nennen. Sie gruppieren sich mit noch vielen anderen um die von Traubel in Philadelphia herausgegebene Monatsschrift „The Conservator“, die zugleich der Stützpunkt dessen ist, was man eine amerikanische Whitman-Bewegung nennen könnte.

Traubel ist noch ein persönlicher Freund Whitmans gewesen, hat in Camden jahrelang täglich mit ihm verkehrt, ihn in seiner letzten Krankheit treu gepflegt und dem Toten die Augen zugedrückt.

Wollte man sagen, er ahme Whitman nur nach, so würde man sehr irren. Sein Unterschied besteht in der Bevorzugung demokratisch-ethischer Themen; die er indessen keineswegs in einem lehrhaft dialektisierenden Sinne entwickelt, sondern stets aus der dichterischen Emotion heraus.

Gerhard Hildebrand:
Der Aufmarsch der Weltvölker.

Die Weltgeschichte fordert ebenso eine zwiefache Betrachtung, wie das Leben des einzelnen: nach dem äußeren und nach dem inneren Verlauf. Beide Seiten des menschlichen und geschichtlichen Werdens ergänzen, bedingen, durchkreuzen, bestimmen sich wechselseitig. Es ist daher eine mißliche Sache, weltgeschichtliche Entwicklungen nur nach ihren äußeren Daten begreifen, nur nach ihren äußeren Werdebedingungen verdeutlichen zu wollen. Aber es gibt im Leben der Völker Schicksalsnotwendigkeiten äußerer Art von so unwiderstehlicher Wucht, daß sie auch für sich allein, ohne besondere Rücksicht auf das innere Wachsen und Werden, in ihrem Verlauf vorausgesehen, in ihrer Bedeutung abgeschätzt werden können.

Was die innere Kulturleistung der westeuropäischen Völker im zwanzigsten Jahrhundert sein wird, mag nicht leicht überzeugend vorherzusagen sein: es fehlt ja vollständig an einem einheitlichen Maßstab für das Wesen und das Wesentliche qualitativer Kultursteigerung — abgesehen davon, daß man das innere Wachsen überhaupt erst begreift, wenn man es hinter sich hat. Alles Urteil ist hier subjektiv meist sogar für abgeschlossene, geschweige denn für fließende Zeiten. Aber daß der äußere Verlauf des zwanzigsten Jahrhunderts den westeuropäischen Völkern eine Schicksalswende ohnegleichen bringt, ist so fest mit Händen greifbar, daß wir ungeachtet aller schwankenden und strittigen Einzelheiten versuchen sollten, uns über ihre Tragweite für uns und ihre Forderungen an uns klar zu werden.

Das zwanzigste Jahrhundert bringt zunächst mit absoluter Sicherheit die Vollendung der internationalen Verkehrswirtschaft. Das bedeutet nicht nur, daß an allen Küsten europäische Schiffe anlaufen, auf allen Flüssen und Seen Motorbote rasseln, über alle Landflächen Telegraphennetze sich spinnen und durch alle Täler Schienenstränge sich winden werden: es bedeutet, daß alle Völker, die überhaupt fähig sind oder die Fähigkeit erlangen, europäische Wissenschaft, Technik, Wirtschaft und Volksorganisation in sich aufzunehmen und halbwegs selbständig anzuwenden, in ihrer äußeren Kultur, in ihren Selbstbehauptungswaffen, in ihren Wettbewerbsmitteln uns ähnlich sein werden. Die in Westeuropa gewachsene Kultur dezentralisiert sich, zum mindesten, soweit es sich um ihr Formales, um ihre Technik, um ihre Methoden handelt. Ob ihre inneren Wachstumskräfte überallhin mitwandern, ob das schöpferische Vermögen mit der Luft der europäischen Technik ge-

meinsam eingeatmet werden kann, bleibt in vielen Fällen fraglich, ja unwahrscheinlich. Aber in einigen Fällen ist es in hohem Grade wahrscheinlich, und das sind die entscheidenden.

Dezentralisiert sich die äußere Kultur Europas, dann dezentralisiert sich auch der äußere Verlauf der Weltgeschichte. Gewiß ist es nie ganz richtig gewesen, als Weltgeschichte nur zu bezeichnen, was von Altägypten und Babylonien aus in halbwegs kontinuierlicher Folge bis zur Herstellung des europäischen Gleichgewichts und der europäischen Kolonialreiche geführt hat. Und die letzten Jahrzehnte haben uns in der Geschichtsschreibung wirklich bereits etwas von der neuen kopernikanischen Verschiebung gebracht, indem sie, wenn auch die europäische Geschichte immer noch in den Mittelpunkt rückend, doch wenigstens andere Völkerentwickelungen als formal gleichberechtigt gelten ließen und neben sie stellten. Aber eben: nur zu einer formalen, sozusagen zu einer apriorischen Gleichstellung ist es bisher gekommen, während tatsächlich ja doch immer noch Europa die Sonne blieb, um die sich alle übrigen Erdteile als Planeten bewegten. Der nordamerikanisch-spanische und der japanisch-russische Krieg haben dieses geschichtsptolemäische Sonnensystem zum ersten Mal ins Wanken gebracht. Nicht etwa deswegen, weil es Siege von Nichteuropäern über Europäer waren, was an sich noch nichts Unerhörtes gewesen wäre: sondern weil neue, außereuropäische Expansionszentren in den Wettbewerb mit den alten europäischen traten. London, Paris, Petersburg, Wien, Rom und Berlin haben damit aufgehört, die Weltgeschichte untereinander abzumachen. Die internationale Verkehrswirtschaft und die mit ihr verbundene Dezentralisation der europäischen Kulturmittel offenbarten zum ersten Mal etwas von ihren politischen Konsequenzen.

Aber das ist es eben, worüber wir uns deutlich klar werden müssen: diese Ereignisse bilden nur den Anfang einer prinzipiell neuen weltgeschichtlichen Entwicklung, die in ihrem weiteren Verlauf auch zu ganz neuen internationalen Gruppierungen, zu gewaltigen Machtverschiebungen, ja zu einer Erschütterung der bis zur Jahrhundertwende unangefochtenen europäischen Welthegemonie führen kann. Europa hört auf, das Zentrum zu sein, und es fragt sich, welche weltgeschichtliche Stellung ihm zu behaupten in Zukunft gelingen wird.

Die Antwort auf diese Frage wird der geschichtliche Inhalt des zwanzigsten Jahrhunderts sein. Was läßt sich heute darüber sagen?

Es hat den Anschein, daß die Tropenländer im allgemeinen auch im zwanzigsten Jahrhundert nicht Subjekte der Weltpolitik

sein, sondern Objekte bleiben werden. Natürlich sind ihre Rollen, ihre Schicksale, auch als Objekte für uns nichts weniger als gleichgültig. Dazu sind sie weltwirtschaftlich zu wichtig, und dazu steigt ihr weltwirtschaftlicher Wert zu schnell und zu stark. Die Verschiebungen kolonialherrschaftlicher Machtentfaltung vom 17. bis zum 19. Jahrhundert trugen weltgeschichtlich im wesentlichen sekundären Charakter, waren Begleit- und Folgeerscheinungen innereuropäischer Machtverschiebungen. Aber inzwischen ist die weltwirtschaftliche Bedeutung der Kolonien so gewachsen, daß der Anteil am Kolonialbesitz ein unentbehrliches Stück der Grundlage wirtschaftlichen Aufstiegs, und daß darum die Frage der Verteilung des Kolonialbesitzes zur primären Ursache der wichtigsten politischen Machtentfaltungen, Gruppierungen und Auseinandersetzungen wird. Und dies in einem Zeitalter, in dem die europäischen Völker aufhören, machtpolitisch „unter sich" zu sein, in dem außereuropäische Konkurrenten der Machtentfaltung ihnen die koloniale Beute mit ernsthafter Aussicht auf Erfolg streitig zu machen beginnen!

Aber wer sind diese Konkurrenten?

Auch Völker der südlich gemäßigten Zone werden während des zwanzigsten Jahrhunderts vielleicht schließlich zu aktiven weltpolitischen Faktoren hohen Ranges heranwachsen, aber schwerlich schon in seinem Verlauf als solche hervortreten. Die nicht viel mehr als 1¼ Millionen Weißen des britischen Südafrika können sich überhaupt kaum der Erwartung hingeben, durch natürliche Bevölkerungszunahme und Einwanderung binnen absehbarer Zeit zu einem außerafrikanisch einflußreichen Volk zu erstarken. Inmitten einer mehr als 4 Millionen umfassenden, an Zahl schneller als sie selber wachsenden Farbigenbevölkerung, belastet obendrein mit der Konkurrenz und den Ansprüchen von bereits über 600 000 indischen Einwanderern, haben sie ganz andere Sorgen und Aufgaben als die weltpolitischer Aktivität, und schwerlich werden ihre Interessen sich sobald auch nur in Afrika selber beträchtlich über den Sambesi hinweg ausdehnen können.

Günstiger scheint es auf den ersten Blick mit den Amerikanern des südlich gemäßigten Klimas zu stehn. Ihr weites, reiches Land ist unbestritten das Land einer großen Zukunft, und seine Bevölkerung ist sicher entschlossen und befähigt, es einem beliebig starken Ansturm der Ostasiaten gegenüber — der nicht außer allem Bereich der Möglichkeit steht — als Herrschaftsgebiet der weißen Rasse zu behaupten. Aber das Tempo seiner Entwicklung, so lebhaft es ist, darf gerade nach seiner politischen Seite hin nicht überschätzt werden. Die jetzt doch kaum mehr als 33 bis

34 Millionen subtropischen Südamerikaner erhalten bisher noch keineswegs den Zuzug, dessen sie zu einer starken politischen Aufwärtsbewegung notwendig bedürften. Das Wachstum ihrer Bevölkerungskraft bleibt absolut immer noch ziemlich bedeutend hinter dem der westeuropäischen, russischen, nordamerikanischen und ostasiatischen zurück. Dazu kommt, daß es in weit überwiegendem Maße aus den Quellen Italiens, Spaniens und Portugals gespeist wird. Darin wird, so lange Nordamerika, namentlich Kanada und Australasien für Nordwesteuropäer aufnahmefähig bleiben, kaum eine wesentliche Änderung eintreten, und das ist einer raschen, entschlossenen und nachhaltigen Energieentfaltung nach den bisherigen Erfahrungen nicht günstig. Das zeigt sich an der bei Gelegenheiten wie der argentinischen Zentenarfeier zwar wortreichen, aber in der Praxis beiläufigen, ja hilflosen Behandlung des Einigungsgedankens, dessen Verwirklichung heute schon der nordamerikanischen Union, später sicherlich auch den Ostasiaten gegenüber die Voraussetzung einer nennenswerten weltpolitischen Aktivität wäre.

Bleibt von den Ländern südlich gemäßigter Zone noch Australien. Mit seinen nun schon an 6 Millionen in der Hauptsache Europa entstammten Bewohnern findet es sich als weit vorgeschobener Außenposten der weißen Rasse in der Schußlinie der bevorstehenden ostasiatischen Expansion. Ursprünglich bloße Abschiebungskolonie unerwünschter britischer Bürger, dann Lockziel hungriger Abenteurer, darüber hinaus lange nichts weiter als Gelegenheitszuflucht heimatmüder Existenzen, hat es sich schließlich unter günstigen Konjunkturen und mit der Tatkraft britischen Blutes zu hervorragender weltwirtschaftlicher Energieleistung emporgeschwungen. Heute gilt der kleinste, entlegenste und wüsteste aller Erdteile seinen Bürgern, seinen Kennern mehr wie je als Land unbegrenzter Möglichkeiten. Aber gerade in dieser Zukunftsperspektive liegt die große Gefahr seiner Gegenwart. Wäre Australasien kleiner und ärmer, als es ist, dann wäre es sicherer; wäre es hoffnungsloser, dann könnte es sorgloser sein. Australasien ist das einzige Wohngebiet fast ausschließlich weißer Rasse, das durch die höchste wirtschaftliche Aktivität nicht davor geschützt ist, machtpolitisches Objekt anderer zu werden. Das Mißverhältnis zwischen Verteidigungsfähigkeit und Gefahr ist zu groß, als daß die Sorge um den Ausgleich durch Anpassung der Verteidigungsfähigkeit an die Größe der Gefahr nicht im Vordergrund des nationalen Interesses — im Vordergrund des Interesses sogar einer Arbeiterregierung stehen müßte. Darum ihre Landpolitik, ihre Industriepolitik, ihre Einwanderungspolitik, darum ihre loyale

Reichspolitik, ihre Heeres- und Flottenpolitik. Man hofft die Zahl der Einwanderer durch Vergünstigungen, durch direkte Geldunterstützungen auf eine Viertelmillion jährlich zu bringen: und das in einem Lande, in dem mehr wie in irgendeinem anderen die Frage der Lohnhöhe zeitweilig der Angelpunkt aller Politik überhaupt zu werden schien. Sicherlich: man kann die moderne Arbeiterbewegung zu einem solchen erstmaligen Beweis großen Stiles für ihre Fähigkeit zur Machtausübung nur beglückwünschen, so verschieden im übrigen die Urteile über die Methoden der australischen Arbeiterregierung sein mögen.

Die Sorge Australasiens hat uns an das eigentliche Kernproblem des zwanzigsten Jahrhunderts gebracht. Es lautet: Wie werden sich die Ostasiaten in der internationalen Verkehrswirtschaft einrichten, welche Rolle werden sie weltpolitisch spielen, wie wird sich Europa mit der wuchtigen Erweiterung des weltgeschichtlichen Rahmens durch sie, mit dem unvergleichlichen Schwergewicht ihrer Massenhaftigkeit, Zähigkeit und Stoßkraft abfinden?

Die Zeiten sind vorüber, in denen man sich über die Aufteilung Chinas unterhielt und das Schlagwort von der gelben Gefahr belächelte. Sie sind trotz aller momentanen chinesischen Unbeholfenheit, trotz abbröckelnder Steine am Rande des Riesenreiches endgültig vorüber. Was bedeutet der Verlust etlicher mongolischer und tibetanischer Tributärstaaten für diesen gewaltigen Körper anderes als das Herabrieseln lässig verstrichenen Kalkverputzes von der Krone eines meterdicken Burgfriedgemäuers? China gleicht der Eiche, die sich entlaubt, indem sie zu frischem Leben erwacht. Weiter ist es nichts mit der chinesischen Schwachheit. Japans gewaltige Expansivkraft verbürgt uns das. Vor zwei Menschenaltern noch ein romantisches Ritterreich, heute moderne Militär- und Flottenmacht hohen Ranges. Vor einem halben Jahrhundert ein selbstgenügsames Bauernland, heute ein Welthandelsstaat. Vor zwanzig Jahren ein idyllisches Inselparadies, heute im Besitz Formosas, Koreas, des halben Sachalin, der Kwangtung-Halbinsel, fast könnte man sagen (obwohl gerade hier noch alles in der Schwebe ist) der halben Mandschurei.

Woher diese gewaltige Entwicklung? Nicht weil das japanische Menschenmaterial an sich tüchtiger wäre als das chinesische. Im Gegenteil, es ist in mancher Hinsicht, beileibe nicht minderwertig, aber minder wertvoll. Das Land war dem europäischen Wind zugänglicher, und darum waren ihm auch die Menschen zugänglicher, das ist alles. Geschichtlich ist ja doch China das Original, Japan, trotz mannigfach individueller Züge, der Ab-

klatsch gewesen. Und was Japan jetzt den Europäern nachmacht, wird China nicht nur nachmachen, sondern etwas langsamer, aber wuchtiger und vielleicht auf die Dauer entwicklungsfähiger nacherleben. Der chinesische Konservatismus ist in der Hauptsache das Produkt nicht der Rasse, sondern des Landes gewesen, wie die europäische Mannigfaltigkeit zu wesentlichen Teilen Produkt des Landes und nicht der Rasse gewesen ist. Schon die Randgestaltung des östlichen Mittelmeeres im Altertum unserer westasiatisch-europäischen „Weltgeschichte" hat den Individualismus der Völker und damit die Freiheit der Entwicklung begünstigt. Von da aus sind Volksindividualität und Entwicklungsfreiheit nach Nordwesten gewandert. Alpen und Pyrenäen, Karpathen und Mittelgebirge, Vogesen und Ärmelkanal, Nordsee und Ostsee, alles begünstigte in Europa den Individualismus der Völker und damit das sich gegenseitig ergänzende und treibende Nebeneinander des Aufstiegs. Und der Atlantik mit Passaten und Golfstrom brachte schließlich den großen Zug hinein. Ganz anders im chinesischen Riesenbecken. Inlands von Wüste, unübersteiglichem Hochgebirgswall und erschlaffender Tropenglut umlagert, seewärts auf die Spanne der halben Erdkugel durch einen für mittelalterliche Verkehrsmittel schlechthin unüberwindlichen Riesenozean an der Verkehrsentwicklung ebenso verhindert, wie Europa durch die verhältnismäßige Nähe und Zugänglichkeit Amerikas begünstigt, ist China Jahrtausende hindurch auf Konzentration statt auf Expansion, auf Einheitlichkeit statt auf Mannigfaltigkeit, auf Kontinuität statt auf sprunghafte Verschiebungen angewiesen gewesen. Diese verkehrsgeographischen Unterschiede muß man im Auge behalten, will man die Größe der chinesischen Kulturleistung einerseits, ihre notwendige Begrenzung andererseits begreifen. Aber diese Ungunst der äußeren Entwicklungsbedingungen nimmt jetzt mit der hereinbrechenden Hochflut europäischer Wissenschaft und Technik ein Ende. China kann jetzt fertig übernehmen, was ihm die Einförmigkeit seiner äußeren Entwicklungsbedingungen bisher selber zu erarbeiten unmöglich gemacht hat. Und der wuchtige Anprall des Neuen gegen das Alte schafft in dem gewaltigen chinesischen Menschenbecken so viele Strudel individualisierender Lebensgestaltungen, daß eine reiche Mannigfaltigkeit einzelpersönlicher Geistesentwicklung und schöpferischer Energieerweckung auf lange Zeiten hinaus völlig gesichert erscheint. Diese Verhältnisse sind es, die das chinesische Problem zum weltgeschichtlichen Zentralproblem des zwanzigsten Jahrhunderts machen: China ersteht in seinem Verlauf zu voller, ebenbürtiger Leistungsfähigkeit — und China ist auch ohne seine

Außenterritorien ein Reich von dem Umfang des westlichen Europa (Europa ohne Rußland und die Balkanstaaten), mit einer nach der allgemein gebräuchlichen Schätzung um ein reichliches Drittel höheren Bevölkerungsziffer.

Hält man sich das alles gegenwärtig, dann versteht man die Sorgen Australasiens. China gegenüber werden am Ende des Jahrhunderts die westeuropäischen Großmächte ohne Ausnahme, die sich jetzt um die Seegeltung und den Anteil an der Kolonialbeute alle fünf Jahre einmal zu zerraufen drohen, zu Kleinstaaten herabgedrückt sein. Dies begreifen, daraus die notwendigen Schlüsse ziehen zu lernen, ist die Aufgabe der international-westeuropäischen Kulturentwicklung und Politik der kommenden Jahrzehnte. In dem Maße, in dem China erstarkt, müssen die inneren westeuropäischen Rivalitäten eine nach der anderen zum Verschwinden gebracht, ausgeglichen, unterdrückt, in den Hintergrund gerückt werden. Westeuropa und China sind weltwirtschaftlich, weltpolitisch Pol und Gegenpol der zukünftigen Weltgeschichte. Denn sie beide bilden Völkermassen ohnegleichen, wenn man das tropisch erschlaffte britische Ostindien außer Rechnung setzt: außer Rechnung wenigstens zunächst als Subjekt. Als Objekt könnte es wohl noch einmal neben Australasien der Schnittpunkt chinesischer und westeuropäischer Lebensinteressen werden.

Und Nordamerika? Und Rußland? Gelingt es den Vereinigten Staaten, sich Kanada und Mexiko ebenso politisch anzunähern, wie die wirtschaftliche Annäherung, ja, Angliederung wahrscheinlich ist, gelingt es ihnen, mit andern Worten, ihre kontinentalen Träume zu verwirklichen, dann wird die nordamerikanische Union eine ähnliche weltpolitische Rolle spielen können, wie Rußland sie spielen wird: mit Westeuropa gegen China oder auch umgekehrt, wie es der eigene Vorteil gerade erheischt. Und der eigene Vorteil wird ebenso leicht das eine wie das andere, wird die Wahl und den Wechsel erheischen. Die nordamerikanische Union, wie sie ist, zählt zwar noch keine 95 Millionen Köpfe gegenüber den 160 Millionen Gesamtrußlands. Aber Nordamerika ist nicht mit eigentlichen Verteidigungsschwierigkeiten belastet, Rußland im Westen stark verwundbar, im Osten immerhin — es hat die Erfahrung ja machen müssen — angreifbar. Rußland kann um Transbaikaliens, der Mongolei, der Mandschurei willen mit Westeuropa gegen die Ostasiaten, um der Türkei, Persiens, Britisch-Indiens willen mit den Ostasiaten gegen Westeuropa operieren. Seine Bevölkerung wächst schneller, wie die westeuropäische, und seine Stoßkraft wird im Laufe der Zeit wieder erstarken: vor allem ist sie einheitlich, und qualitiv durchaus nicht

so entwicklungsunfähig, wie ihr augenblicklicher Ruf es behauptet. Rußland und die Vereinigten Staaten wären einem modernisierten China, einem geeinigten Westeuropa gegenüber sicher Größen zweiter Ordnung. Aber auch dann noch wegen ihrer besonderen Position zwischen beiden gefährlich genug. Ja, ein Bündnis zwischen beiden — und wer kann das Maß der Verslavung Nordamerikas vorausberechnen — würde sie den Größen der Zukunft völlig ebenbürtig an die Seite rücken.

Es würde sich am Ende die Gruppierung ergeben, daß im äußersten Osten und im äußersten (europäischen) Westen Asiens zwei Vierhundert-, Fünfhundertmillionenreiche sich die Wage halten, und daß in der festländischen wie in der ozeanischen Mitte zwei Zweihundertmillionenreiche, bald getrennt, bald vereint, bald zu Gunsten des Ostens, bald zu Gunsten des Westens, den Wagebalken heben und senken helfen. Weltpolitische Riesenbetriebe der Zukunft.

Aber sind die vornehmsten Größen der Zukunft wirklich China und ein geeinigtes Westeuropa? Ist es überhaupt denkbar, daß Westeuropa den Weg von der Zersplitterung zur Einheit macht? Sind seine Völkerindividualitäten nicht schon viel zu stark gespalten, ihre Interessen viel zu mannigfach zersplittert, ihre gegenseitigen Feindschaften viel zu tief eingewurzelt? Es wäre ein tragisches Verhängnis der Weltgeschichte, wenn die Grundlage der vergangenen Größe Westeuropas die Ursache seines zukünftigen Niedergangs sein sollte: wenn die geographische Zersplitterung, die den Völkerindividualismus und damit den Reichtum und die Kraft der Kultur Westeuropas hervorbrachte, es in Zukunft zu der Rolle des alten Griechenland verdammte, das zwar als Inspirator, aber auch als politisch untergeordneter Schleppenträger größerer geschichtlicher Neubildungen sein ruhmloses Ende fand. Besteht die geschichtliche Entwicklung wirklich nur darin, daß sich Vorgänge der Vergangenheit auf immer größerer Stufenleiter, in immer umfangreicher Spirale, aber in gesetzmäßiger Abfolge ihrer wesentlichen Eigentümlichkeiten wiederholen? Oder sollte Westeuropa noch einmal auch den Ruhm erwerben, aus der Vergangenheit und aus den sichtbaren Anzeichen der Zukunftsentwicklung für die Praxis seiner Gegenwart gelernt zu haben? Das Schicksal der westeuropäischen Weltstellung, wie es auch sein mag, erfüllt sich nicht von heute auf morgen. Die weltgeschichtlichen Perspektiven der Zukunft können nicht mit einem Male richtig gesehen werden. Aber falsches Vorhersehen läßt sich korrigieren. Was sich niemals korrigieren läßt, ist die Gleichgültigkeit gegen die Zukunft, das Verschlafen der Zeit.

Wolfgang Goetz: Marengo.

Ein Regiment geht drüben vor. Bei dem Radau ist kaum etwas zu hören und der Konsul legt sich vornüber. Er hat sich nicht getäuscht, der Schimmel kriegt die Sporen und fliegt hin. .Noch ist er nicht an der Truppe, da schreit der Konsul:

„Den Sturmmarsch! Den Sturmmarsch!"

Sie hören nicht, eine österreichische Batterie donnert gerade los.

Der Konsul jagt an der Kolonne vor. Ein paar Schreie grüßen ihn. Jetzt ist er an der Musik.

„Den Sturmmarsch! Ich will die Marseillaise nicht. Weißt du's nun endlich, Schafskopf?"

Der riesige Tambourmajor sieht den Kleinen verwundert an, zuckt die Achseln und wirft dann ein Wort zurück zu seinen Leuten. Mißtönig setzen einige mit dem Sturmmarsch ein, die andern blasen weiter, bis sie sich endlich auch einfinden.

„Der Mann wird bestraft, wenn wir gesiegt haben!" Der Konsul ruft's einem Major zu, der ängstlich herangeritten ist, und trabt zurück. Der Oberst pariert.

„Befehle, Konsul?" fragt er.

„Was: Befehle?" der kleine Mann reckt sich im Sattel, „ich gebe nur einmal Befehl und damit gut."

Heute geht alles drunter und drüber. Die Marseillaise haben sie gespielt! Es ist zum Tollwerden; und der Tag steigt immer höher.

Da kommt ein Alter heranmarschiert.

„Dich sah ich bei den Pyramiden, Bursche!"

„Ja, Konsul, und ich wollte, wir wären noch dort," und weiter marschiert er.

„Idiot, du bist bei Marengo!"

Der Alte dreht sich um.

„Drum eben, Konsul!" und weiter marschiert er.

Der Schimmel macht einen Sprung, wie einer, der unversehens die Eisen bekommen hat. — Schmutzig wird man — Die könnten auch aufhören mit ihrem Geknalle. Der Skandal ist ja ekelhaft. Was hat der Schnauzbart gesagt? Drum eben, hat er gesagt. Idiot. Holla! Der Schimmel steigt. Staub, Steine, Sand fliegen dem Konsul ins Gesicht. Memme! Wegen so einem bischen Granate. Und das stinkt. Sieh mal, eins, drei, vier, sechs hat's erschlagen. Gratulation, Herr Kanonier. Dem einen ist die Brust aufgerissen, ein hübscher Fall für Mediziner. Wenn der Junge nur nicht so schreien wollte. Das wird eine schlimme

Nacht. So auf dem Schlachtfeld im Schwarzen allein, das ist nicht schön. Der Konsul muß lächeln. „Ich bin gewohnt, auf dem Schlachtfeld zu schlafen,“ das wird er nachher einer Truppe zurufen. Wie sieht's drüben bei Victor aus? Der ist ja auch am Wanken! Nur Ruhe, nur Ruhe.

„Montmartin!“

„General?“

Was soll er ihm sagen?

„Es ist schon gut!“ Warum gibt der Victor denn keine Nachricht?

„Montmartin!“

„General?“

„Montmartin,“ und dann schweigt der Konsul wieder. Der Lärm, der Dampf, dies Wogen und Treiben, ihn hat's bezwungen wie ein Rausch. Drüben die weißen, weißen Reihen und davor das wimmelnde Blau. Und der Himmel zittert in glühendem Weiß, und blau sind die Berge, ganz weit, ganz weit. Vorne prasselt das Gewehrfeuer und links plauzen die Kanonen; oder stehen sie rechts. Und dieses höllische Getute der Musiken. Und dieses ewige Gezetere der österreichischen Signalhörner. Immer wieder, immer wieder. Die Kanonen flüstern, wenn man diese Hörner hört. Gräßlich. Der Konsul pfeift die Melodie nach, ein Wort wiederholen sie. Wie heißt das Wort? Es ist ein Name. Josephine, Josephine, Josephine. Der Konsul wischt die Stirn. Josephine, Josephine, Josephine. Und alles verhallt ringsum, der Konsul starrt hinaus über die weite Ebene, sieht nichts, denkt nichts. Auf einmal ist ihm, als hätte er etwas vergessen. Nichts Gutes, und er wehrt sich, daß die Erinnerung im Bewußtsein erscheine. Aber es wölkt sich heran, und er muß sprechen. Da ist's: Brumaire, sagt der Konsul. Rasch fängt er an zu singen. Er singt nicht schön, aber es ist das hübsche Lied vom Marlbrouk. Mironton, mironton, brumaire. Da ist's wieder. Und er malt sich Bilder, lebhafte, duftende, reizende, Josephine nackt. Brumaire in großen Lettern übertüncht's. Der Schweiß bricht ihm aus. Wie jämmerlich hat er sich da benommen. Und nun kostet er's nochmals durch. Er tritt in den Saal und schwätzt unsinniges Zeug, fassungslosen Blödsinn und die Fünfhundert grinsen ihn lauernd an, und dann ist er draußen und Lucian schwingt ein Schwert und dann ist er auf einmal Konsul. Der gute Bruder Lucian! Dem hat er's zu danken. Und jetzt brummt's ihm im Ohr und vor den Augen schwimmt's und weiße, weiße Reihen zucken und Krachen, Brüllen erschüttert den Himmel, daß er zittert. Signalhörner rufen. Der Konsul schüttelt den Kopf, daß die Vision

verfliege. Er richtet sich auf und führt das Glas ans Auge. Victor ist schwer bedrängt.

„Montmartin!“

„General!“

„Montmartin, reiten Sie zum General Victor —“

Der Konsul fährt zusammen. Das war ein Knall. Ruhe. Ruhe. Wer wird denn so erschrecken! Da wankt der Reiter neben ihm.

„Springen Sie ab, Montmartin!“

Aber der hebt sich, greift nach seinem fallenden Hut und schlägt herunter. Der Konsul beugt sich leicht zu dem Gefallenen. Wo's fehlt, will er fragen, aber da feixt ihm eine scheußliche Fratze entgegen, weite Augen lachen ihn widerlich vertraulich an. Der antwortet nicht mehr.

„Brunot!“

„General!“

„Brunot, reiten Sie zum General Victor, sagen Sie ihm, er soll sich halten! Auf alle Fälle.“

„Zu Befehl!“ Der Adjutant fegt davon.

Das ist doch ganz dumm. Wenn Victor sich nicht halten kann, dann kostet's nur Leute. Das weiß Victor doch besser, was er zu tun hat. Der Konsul will Brunot zurückrufen, ihm einen andern nachjagen. Aber dann merken sie's, daß er den Kopf verloren hat. Ach was! Geh's wie's will. Wo bleibt denn nur Desaix! Teufel, es ist auf drei Uhr. Es ist zu spät, zu spät, zu spät, zu spät. Er schwört sich's zu, er will nie wieder so dumm sein wie heute. Nie wieder! Lieber Gott, wenn es überhaupt noch einmal so weit kommt! Da splittert noch eine Granate dicht bei ihm. Weiß der Geier, kaum dreißig Schritte weit. Höchst ungemütlich. Nicht lange mehr und er hat's Kanonenfieber. Toulon! da hat er's gespürt. Aber einem Bombardier hat er die Schruppe aus der Hand gerissen und das Rohr geputzt. Hätt' es ihn doch damals getroffen. Jetzt ist ja alles vorbei, Menschen und Erinnerungen ist er ein Raub, ein Aas.

Wieder eine! Wo stehen denn die Kerls? Ja so, drum drängen sie jetzt alle zurück. Die Schurken fliehen doch nicht? Aha, da ist der Alte. Drum eben! Jetzt soll er was hören, der Idiot. Wie war's? Übernachten! Also: Soldaten, ich bin gewohnt, auf dem Schlachtfeld zu übernachten!

Der Konsul sprengt heran.

„Soldaten! Vergeßt nicht, daß ich die Gewohnheit habe (das ist besser als: gewohnt), auf dem Schlachtfeld zu übernachten!“

Und er wirft den Arm hoch und weist mit hinreißender Gebärde auf den Feind.

Sie stocken, sie sammeln sich, aber keine Antwort, kein „Vive la république!“ — nichts.

Der Alte steht neben dem Konsul und lädt sein Gewehr.

„Konsul,“ knurrt er, ohne aufzublicken, „wir müssen von mancher Gewohnheit lassen.“

Der Konsul will's nicht hören. Das Regiment ist in wilder Auflösung. Er sprengt weg und beschimpft die Musiker. Spielen sollen sie. Die schauen auf ihn und setzen an. Und da, weiß Gott, sie tuten die Marseillaise. Der Konsul ist einen Augenblick fassungslos. Er starrt auf die Leute, wie sie sich zusammenschließen.

Dann schreit er: „Kerl —“

Der Tambourmajor hebt die Hand.

„Konsul! Anders bring ich sie nicht mehr vorwärts!“

Und der Konsul rast zurück.

Wo ist ein Hügel, den die verdammten Granaten nicht erreichen? Da, wo die Voltigeure stehn, ist eine Welle. In dieser höllischen Ebene ist auch nichts, rein nichts. Dieser Tag! Wo er hinsieht, Versprengte. Links sammelt ein Oberst ein paar Leute. Er möchte ihm zurufen: Laß doch! Wozu denn. Der Spaß ist aus. Aber er faßt sich. Er winkt mit der Hand:

„Sie können wieder mal ein bischen vorgehen, Oberst!“

Er hält an und dreht den Schimmel, der Stab verteilt sich hinter ihm. Sie reden so leise miteinander, die Gesellschaft. Er schnauzt die Voltigeurs an, sie sollen vorwärts gehen. Sie sagen, sie wollten sich einem Regiment anschließen und bleiben stehen. Also gut. Warum denn nicht? Also gut. Sie sollen sich nur einem Regiment anschließen. Das ist ganz vernünftig. Also gut. Er nimmt das Glas. Er kann kaum was sehen, so schwimmt's ihm vor den Augen. Er putzt die Gläser. Aber die sind ganz klar. Ein Chaos. Als Kind hat er so eine Rolle gehabt mit lauter bunten Glassplitterchen und Spiegeln, das gab hübsche Sternchen und Figuren. Es ist wirklich klug von den Voltigeuren. Sie sollen sich nur einem Regiment anschließen. Mal hat er einen wunderschönen Stern gesehen in der Rolle, der war prachtvoll, aber gleich war er wieder weg. Und so viel er auch drehte, er hat sich nicht wieder geformt, andere, viel häßlichere sind gekommen. Er muß mal nachsehn, das Ding hat er noch, vielleicht, daß er den Stern noch einmal sieht, den Stern, den er einen Augenblick gesehen hat und dann nie wieder. Wie er aussah weiß er nicht mehr, aber wunderschön war er, ganz wunderschön, der wunderschöne Stern. Mal nachsehn in Paris, ob die Rolle noch da ist. Paris! O Gott!

Warum schreien denn die Voltigeurs? Ach so, sie werden sich dem Regiment anschließen. Sie schreien: Vive la république! Der Konsul lächelt leise. Sollte die Lage besser geworden sein. Er sieht hin; dasselbe ärmliche Bild. Und sie jubeln. Die Voltigeurs laufen an ihm vorüber vorwärts, als hielten sie alleine Österreichs Macht auf. Wunderlich. In der Tat. Der Konsul wendet den Kopf. Da galoppieren drei Reiter heran, der erste schwenkt den Hut mit der blauweißroten Feder in der weißbehandschuhten Rechten, daß die goldenen Borden blinken. Der Konsul fährt zusammen in glücklichem Schreck. Wie der Mensch herankommt, ein kleiner Halbgott. Und hübsch ist der Schlingel. Das wäre ein Mann für Pauline. Der Konsul will winken und sieht auf seinen Handschuh, der ist, Gott sei Lob, grau von Natur. Er winkt.

„Da bin ich, Bonaparte!“ Ein Ruck und der Braune steht ruhig neben dem Schimmel.

„Desaix,“ sagt der Konsul, „da bist du,“ und reicht ihm die Hand und schüttelt sie lange, und dann „wie geht's, mein General?“

„Ägypten läßt grüßen.“ Desaix lacht. „Ich sage dir, Konsul, das ist ein häßliches Land. Dem Himmel sei Dank! Ich bin's los. Der arme Kleber sitzt noch unten, macht sich durch seine Freundlichkeit unbeliebt und flucht. Du wirst nächstens einen Bericht von ihm bekommen. Er knaupelt dran rum; ich habe ihm gesagt, er solle dir ruhig einen Privatbrief schreiben, du würdest schon einen offiziellen Bericht draus machen. Das kannst du ja. — Ruhig, alter Freund, stille stehn,“ er klatscht dem Pferd auf den Hals, „wir sind genug geritten. — Ja, na, und dir? Wie geht's dir?“

Der Konsul dreht sich leise im Sattel um und deutet hinaus.

„So geht's mir.“

„Ach, gib mir dein Glas, ja? Weiß der Teufel, wo meines steckt; ich bin ein Ludrian,“ bittet der andere und hält die Hand hin.

„Wie alle Genies,“ sagt Bonaparte langsam, und gibt ihm sein Rohr.

Desaix setzt es ans Auge und wendet sich langsam im Halbkreis, dabei spricht er in einem fort: „Genie! Nein, mein bester, das bin ich nicht. Ich hab's mal geglaubt, aber wer ist so schlecht von Gemüt und so erbärmlich, daß er sich nicht einmal im Leben für ein Genie hält, zu mindesten für einen seltenen Menschen. Ich bereue den Irrtum nicht. Vielleicht sind wir Genies, so lange wir's glauben, wenigstens was Ähnliches. Ich habe auch Gedichte gemacht. Du, wahrhaftig, vorgestern ist mein letztes Poem ent-

standen. Ich bin verliebt, mußt du wissen. Ja. — Übrigens die Sache da vorn verkarrt. Aber total."

Der Konsul zieht die Uhr.

„Es ist drei Uhr, so ist die Schlacht verloren!"

„Was?" der General schüttelt sich vor Lachen. „Drei Uhr? Ein ganzer Nachmittag, eine zweite zu gewinnen! — Wer ist denn der da, bei dem Nest?"

„Victor," antwortet der Konsul.

„Na ja, ich dachte mir's schon. Der Mensch hält sich bei den paar Lehmhütten, wenn auch das Zentrum durchbrochen wird!" Desaix schiebt das Glas zusammen. „Schick doch einen hin, der ihm sagt, er soll sich nach der Mitte ziehn, bis meine Truppen ihm zu Hilfe kommen."

Der Konsul spielt an einem Knopf und sagt: „Nein, das möchte ich nicht, Desaix. Schließlich muß Victor wissen, was er zu tun hat!"

„Ach was! Victor hat nie was gewußt. Aber es ist gleich. Die Viertelstunde hält er sich noch." Der General reicht das Glas hinüber. „Ja, ich bin verliebt. In ein Mädchen, sag ich dir, in ein Mädchen! Sobald ich heimkomme, wird geheiratet und beim ersten Jungen bist du Pate. Napoleon soll er heißen. Einen bessern Namen gibt's nicht. — Du, bitte, was ist das nur? Die gehn alle vor. Sollen sich doch lieber sammeln."

„Ja, ja! Ich danke dir für das Anerbieten," sagt der Konsul.

Da rasselt's heran. Reiter. „Hurra! Desaix! Hurra, Desaix!" Sie halten dicht bei dem Feldherrn. Der General grüßt, während sich der Konsul am Stiefel juckt. Ein Floh oder eine Wanze. Dreckiges Land, das Italien. Und von hintenher rauscht Musik und der Boden zittert unter dem Tritt der Kolonnen.

„So, da bin ich erst ganz!" ruft Desaix.

Und die Musiker schmettern, das Stampfen überdröhnt die brüllende Schlacht, die Bajonette flammen in der Sonne. Desaix sprengt beiseite, von den Regimentern trennen sich die Obersten und jagen zu ihrem General. Der Konsul blickt auf die Szene. Blitzschnell wendet sich der General von einem zum andern, der Finger weist, die Offiziere stieben davon. Und der Konsul steht abseits, wie ein Knabe. Wie ein Knabe. Ein Adjutant rast heran. Und Desaix hebt sich im Sattel und schwingt den Hut: „Vorwärts, Soldaten! Der Sieg ist unser!" Ganz deutlich hört's der Konsul und hört das donnernde Geschrei: Vive la république! Und rechts und links strömen die Massen vorbei an ihm, immer mehr, immer mehr, immer neue, immer neue.

„Na, was siehst du so jammervoll aus?"

Der Konsul fährt auf: „Ach so, du? Ja, ich weiß nicht.“ Wie jener den Hut schwenkte, hat er an Lucian denken müssen. O, wie erbärmlich.

Der Adjutant ist heran. Es ist Brunot.

„Konsul! Der General Victor läßt melden, er könne trotz des Befehls sich nicht halten, auch glaubt er, daß das Zentrum der Unterstützung bedarf.“

Es ist eine kleine Pause. Dann sagt Desaix: „Er wird sich halten. Wir geben unsere Befehle nicht umsonst. Sagen Sie ihm das.“

Brunot salutiert. Ventre à terre ist er fort.

Die beiden schweigen. Schließlich fängt Desaix an: „Du bist doch ein famoser Kerl, Bonaparte. Sieh mal, das Genie, von dem du vorhin sprachst, das bist du. Das weißt du ja auch. Wir andern alle sind bloß deine Marionetten.“

Der Konsul lacht auf: „Das erweist sich an dir heute besonders deutlich.“

Das Lachen klang seltsam und Desaix hat es gehört. „Nun ja, warum soll ich nicht auch einmal einen glücklichen Tag haben. Du hast so viele vor mir voraus. Den Brumaire zum Beispiel und tausenderlei. — Komm, wir wollen ein wenig vorwärts reiten.“

Und sie reiten durch das dürre Gras langsam an Toten vorbei, hinter ihnen der Stab, und vor ihnen die wüste Symphonie der Schlacht. Keiner spricht ein Wort, nur wenn ein Adjutant kommt, gibt Desaix kurze Befehle. Der Konsul sieht es wohl, sie kommen nicht zu ihm, sondern reiten zu Desaix. Dann halten sie eine Weile. Ein Verwundeter wird vorbeigetragen. Wahrhaftig, der Alte! Drum eben.

„Hurra, Desaix!“ brüllt er und Blut stürzt ihm aus dem Munde. Sie lassen ihn liegen, er ist tot.

„Komm,“ sagt Desaix, „wir müssen weiter vor. Es wird ein bischen gefährlich, das ist mir selbst nicht lieb. Ich möchte schließlich gesund und heil ins Hochzeitsbette, nicht mit einem Arm nur die Braut umschlingen. Komm!“

„Gut!“ sagt Bonaparte. „Nimm du den rechten Flügel, ich führe den linken. Bei der Pappel dort, wo die österreichische Suite hält, auf Wiedersehn!“

Sie sprengen auseinander.

Mit den Desaixschen Bataillonen erreicht der Konsul die Feuerlinie. Seine Truppen geschwächt, gelichtet, schwenken die Hüte, grüßen laut die Kameraden: „Desaix soll leben! Desaix, hurra!“ Der Konsul hört's. Auf Wiedersehn! hat er gesagt. Mögen die Österreicher entscheiden. Einer darf nicht wieder-

kommen. Solch ein Tag. Aber Frankreich wird siegen. Er wird seine letzten Stunden gut nützen. Die frischen Flinten knattern los. Die Österreicher drüben stocken. Der Konsul reitet zu Versprengten.

„Ruht euch aus, Kinder,“ ruft er ihnen zu.

Der riesige Tambourmajor hebt den Stab.

„Wir brauchen nicht zu ruhen.“

Und sie spielen den Sturmmarsch!

Der Konsul schreit: „Hast du's endlich gelernt, daß man die Marseillaise nicht spielt?“

Der Tambourmajor nickt: „Ja, wenn der Desaix da ist!“

Und vorüber wälzt sich der Strom.

Der Konsul zaust in seinen langen Haaren. Die verlorene Schlacht hätte ihn gerettet, die gewonnene vernichtet ihn. Der Konsul sprengt auf und ab. Die Kugeln pfeifen um seinen Hut. Dort platzt eine Granate. Dorthin will er. Unsinn, am gleichen Fleck krepiert sobald keine wieder. Langsam wendet er sich zurück. Krach! Da schmeißt an derselben Stelle eine zweite Kartätsche die Erde auf. Das ging um ein Haar! Aller Sorge wäre er ledig gewesen. Die Zeitungsschreiber in Paris hätten Superlative schreiben können, lauter Gutes und Schönes, um Frankreichs Helden hätten sie geweint, wochenlang. Um ein bischen gelobt zu werden, braucht man ja nur ein bischen zu sterben. Nun? Und wenn er jetzt gefallen wäre? Desaix konnte den Sieg nicht ausnutzen. . . Der Brief an den Kaiser da, den Franz, wär der doch geschrieben! „Wenn Ew. Majestät den Frieden wünschen, so ist er leicht zu haben.“ Der Konsul zieht ein Stück Papier aus der Tasche und kritzelt den Satz drauf. Nicht zu lesen. Er schreibt ihn nochmals ganz sauber, so gut er's vermag. Und die andern tausend Pläne! Was weiß Desaix davon. Und nie wieder das Luxembourg, nie mehr Josephine sehen. Und Desaix siegt heute. In Paris werden sie dem Helden zujubeln, der Konsul wird im Schatten stehn. Das freut die Kanaille. Sie werden Desaix hätscheln, der kartätscht ja nicht, sondern streichelt mit Handschuhen. Sie werden ihn zum Konsul wählen, den guten Jungen und mit unverhohlener Freude des ersten Konsuls Verdienste rühmen, ihm seine Ruhe gönnen, die wohlverdiente. Was weiß denn Desaix? Nichts weiß er, nichts, gar nichts, nichts. Und sagen könnte man ihm alles und hundertmal, er würde es verqueren. Nichts weiß er. — Das Zentrum der Österreicher lichtet sich.

Eben hat es einer hinter ihm gesagt.

„Es ist glänzend,“ sagt ein anderer.

Und die erste Stimme wieder: „Sehen Sie bloß, wie der Desaix mit seiner Aufstellung die Österreicher verwirrt. Ich möchte selbst glauben, er hätte achttausend, statt vieren.“

Die Offiziere müssen schreien, sonst verstehen sie einander nicht.

Der Konsul wirft sich herum.

„Ich wünsche Ihre strategischen Aperçus nicht zu hören, meine Herren! — Bassières, reiten Sie zu Kellermann. Er hat sich mit der gesamten Reiterei auf das feindliche Zentrum zu werfen!“

„Zu Befehl!“

Jetzt! Jetzt!

Der Konsul sieht nicht zurück, er sitzt ruhig, hoch aufgerichtet im Sattel und klopft bisweilen des Schimmels Hals. Und nun dröhnt’s, schnaubt und wiehert. Der Konsul sieht geradeaus. Er weiß genau, wie nahe sie sind. Nur nicht zu früh angaloppieren. So recht. Aber jetzt sollten sie — Trompeten gellen, und als bräche eine zweite Sonne hervor, blitzen Hunderte von Pallaschen. Bravo, Kellermann! Staub wallt auf, Geschrei, Dampf, da sind sie, und das ist der Sieg. Esel sind’s doch, diese Österreicher. Der Sieg. Desaix’s Sieg, und Bonaparte steht beiseite.

Vorwärts brausen die Truppen, drüben ist alles in vollster Auflösung. Der Konsul wird mitgerissen, er zügelt das Pferd. Nein, jetzt darf er nicht mehr sterben. Das war eine Lektion heute, die letzte. Er wirft den Zettel weg, auf dem er die Notiz hinterlassen hat für den Kaiser Franz. Jetzt wird er selbst schreiben. Langsam reitet er auf die Pappel zu, das Pferd läßt er leicht tänzeln, wie bei einem Menuett. Vielleicht ist Desaix nicht da. Wer weiß! Der Konsul ist bleich und seine Lippen zittern.

Er hält unter der Pappel. Ein toter Östereicher liegt da. Ein verwundeter Stabsoffizier lehnt am Baum. Er radebrecht etwas Französisch.

„Ihren Degen, mein Herr!“ Der Konsul reicht die Hand herab.

Da jubelt’s übers Feld:

„Wir haben’s, wir haben’s!“

Der Österreicher nestelt an seinem Degen. — Artillerie fährt auf und protzt ab. Die Speichen quietschen.

„Nicht für Sie, mein Herr!“ sagt der Österreicher, „dem Sieger übergeb ich mein Schwert,“ und reicht seine Waffe dem Ankommenden, der salutiert und nimmt sie.

Und „Hurra, Desaix!“ brüllen die Soldaten.

„Wir haben’s! Und ich bin gesund!“ Desaix schüttelt die Locken. „Du, mit Kellermann, das war eine famose Idee. Ich wäre nicht drauf gekommen.“

„General," sagt der Konsul, „übernehmen Sie die Verfolgung!"

Und „Hurra, Desaix!" schreit's tausendfältig.

„Die Verfolgung? Aber ich bitte dich, das ist doch ein Spaß. Die geht von selbst."

Der Konsul atmet schwer.

„Sie hören, General, wie Ihre Truppen Sie rufen."

Desaix ist weiß geworden, seine Hände spielen mit den Zügeln.

„Meine armen Handschuhe, ganz schwarz sind sie. Da!" versucht er zu lächeln.

„Sie nehmen, so viel Sie für gut halten, und setzen dem Feinde so lange zu — Sie werden wissen!"

Der General sieht auf den Konsul.

„Ich meine, Bonaparte, ein Unterführer könnte mit Leichtigkeit —!"

Der Konsul schneidet ihm das Wort ab:

„Ich weiß, was ich zu tun habe, General!"

Die beiden schauen sich an. Der General neigt leise den Kopf, einen Augenblick schüttern seine Schultern. Und hoch im Sattel hebt er sich — wie Lucian, muß der Konsul denken, nur viel größer, viel größer — und schwenkt den Hut mit der blauweißroten Feder.

„Es lebe der Konsul!"

Ein Schrei: Es lebe der Konsul!

Der General neigt sich im Sattel.

„Lebe wohl, Konsul!" und dann stiebt der Braune davon. Die blauweißrote Feder ist noch eine Weile zu sehen, dann verschwindet sie. Die Artillerie tut noch ein paar Schüsse, dann protzt sie auf und rattert weiter.

Der Konsul ruft seinen Stallmeister. Er will hier sein Zelt aufschlagen lassen.

Vorn verrauscht die Schlacht. Zeltpflöcke klappern und dort drüben zieht ein Regiment zum biwakieren. Gar läutet ein Glöckchen — Gott weiß, wo — zum Abendgebet. Die Sonne ist am Sinken und der Mond steht schon am Himmel. Der Konsul trabt zu dem Lager. Jauchzend wird er begrüßt, die Soldaten, die todmüden, drängen sich um sein Pferd. So ist's recht.

Aber langsam kehrt er zurück.

Und dann sitzt er in seinem Zelt. Auf einem Bajonett steckt ein Licht und brennt. Leise tritt der Stallmeister ein.

„Konsul?"

„Was ist?"

Der Alte stottert: „Ich störe nicht? Ich glaubte, der Herr Konsul schliefen. Seit zwei Stunden schon wartet Leutnant Brunot und bittet vorgelassen zu werden."

„Seit zwei Stunden? Was ist die Uhr?"

„Es geht auf elf, Konsul."

„Soll kommen!"

Was hat er denn getrieben, die ganze Zeit? Er versucht sich zu erinnern. Eine blauweißrote Feder sieht er. Aber denkt man so lange Zeit an eine blauweißrote Feder? Oder an einen Stern hat er gedacht. Und, richtig, er hat sich überlegt, daß der Stern wahrscheinlich gar nicht so wunderschön war. Aber er will in Paris einmal nachsehn.

„Konsul!"

Der fährt herum:

„Was ist?"

Brunot steht stramm in der Tür und meldet:

„General Desaix ist gefallen. Er bat mich sterbend, Ihnen, Herr Konsul, seinen Gruß zu bringen, sein letztes Wort war —" Brunot vermag nicht weiter zu sprechen.

Der Konsul winkt ab.

„Morgen! Wissen die Soldaten davon? Nein? Teilen Sie es ihnen mit. — Welch ein Verlust, Brunot, welch ein Verlust! Gehen Sie jetzt!"

Es ist totenstill, nur die Wache draußen tritt auf und ab.

Der Konsul setzt sich, den Armeebefehl zu schreiben, aber er kann nicht. Er zerreißt Papier auf Papier. Immer wieder schreibt er von Desaix's Eingreifen, daß nur dem unglücklichen General der Sieg zu danken sei. Ein Verlust nicht nur für die Armee, für ganz Frankreich. — Das geht nicht. Das Gespenst des Toten darf nicht beschworen werden. Der Sieg ist Bonapartes, so muß es heißen; aber jetzt kann er nicht; morgen. Der Konsul atmet auf und wirft die Feder zu Boden.

Ein Schwager wäre es geworden für die süße kleine Pauline mit den netten Füßchen und dem dummen Puppengesichtchen. Aber nein, er war ja verliebt. Um so besser. Freilich, die arme Kleine, die wird weinen in ihrem weißen Bettchen um ihren General, um ihren Dichter. Der Konsul lacht auf: ein Dichter als Frankreichs Diktator!

An Josephine will er schreiben. Er setzt sich hin und schreibt; und wie er schreibt, atmet er schwer, seine Nüstern arbeiten, er zittert und springt empor. Auf reißt er den Zeltvorhang und schreit hinaus:

„Ein Weib! Ein Weib!"

Hans Franck: Strindbergs Leben.

Man soll nicht glauben, eine so komplizierte Erscheinung, wie die Dichterseele, aus Daten der Abstammung und der Vererbung restlos erklären zu können. Diese Daten mögen über die Eigenschaften von Rennpferden und Rassehunden wertvolle Aufschlüsse geben, wo geistige Qualitäten in Frage stehen, kann ihr Wert nur sekundärer Natur sein, denn ein guter, ja, der beste Teil aller geistigen Fortentwicklung besteht ja gerade in einem bewußten, vor allem ethisch begründeten Entgegenarbeiten gegen vererbte negative Anlagen und in einer ebenso bewußten Steigerung und Vervollkommnung der positiven. — Die Einflüsse der Vererbung und ganz besonders die der Umgebung sind gewiß nicht abzuleugnen. Sie brauchen aber, um überhaupt in Aktion treten zu können, ein drittes Element, das Individuum im geistigen, fast metaphysischen Sinne des Wortes, sie brauchen den Wesenskern des Individuums, mit dem, nicht aus dem sie in Kämpfen und Versöhnungen, in ewig bewegten Wechselwirkungen die Persönlichkeit, die Individualität formen." Mit diesen programmatischen Worten leitet Hermann Eßwein seine Schrift über August Strindberg ein. Wer wollte dieser Anschauung nicht zustimmen! Sind doch die Zeiten, in denen dünkelhafte Naturwissenschaftlergehirne das psychische Werden messend, zählend und wägend durch Bestimmung seiner den Verlauf begleitenden Faktoren glaubten erklären zu können, glücklich überwunden. Aber es hieße das Kind mit dem Bade ausschütten, wollte man die Wechselwirkung zwischen der entstehenden Persönlichkeit und den Naturbedingungen ihrer Existenz ableugnen. Es hieße, einen Fehler durch einen Fehler gutmachen wollen, wenn man versuchte, das Erdgebundene des Menschseins aus der Betrachtung des Lebensphänomens einer Künstlerseele auszuschließen. Und gerade bei August Strindberg, dessen Kunst dem Leben so nahe steht, wie selten die formgewordene Gefühlssymbolisierung eines Schaffenden; dessen Kunst eine unerhört freimütige, keine Schranken achtende, oft schamlose Selbstdarstellung ist, gerade bei Strindberg ist eine eingehende Kenntnis seines Lebens zum Verständnis und zur Bewertung seiner Werke schlechthin erforderlich. Wenn ich also im nachstehenden eine Darstellung dieses bewegten, durch allen Höhen und Tiefen führenden, alle Pein, alle Lust und alle Ekstase auskostenden Lebens versuche, dieses Lebens, in dem freventliches Irren und dämonisches Getriebenwerden, Schuld und Müssen, Wahn und Begnadetsein seltsam unlöslich gemischt sind, so möge man sich

stets in gleicher Weise die Reservierung, die mit dem Eßweinschen Worte gegeben ist, wie die Betonung seiner Grenzen vor Augen halten.

* * *

August Strindberg stammt aus einem wohlhabenden Geschlecht. Unter seinen Vorfahren werden Bauern, Geistliche und Kaufleute genannt. Der Großvater, Zacharias Strindberg, seines Zeichens Kaufmanns, war Major der Bürgerwehr und hoher Freimaurer. Der Einschlag finnischen Blutes ist eine Vermutung, des deutschen, von seiten der Großmutter, Tatsache. Als August Strindberg am 21. Januar 1849 dem Dampfschiffsspediteur Oskar Strindberg geboren wurde, war die ehemals wohlhabende Familie heruntergekommen. Ein Konkurs ging seiner Geburt unmittelbar vorauf. Diese vorübergehende Schwankung (später gelangte der Vater wieder zu einer gefestigten Wohlhabenheit) möchte ohne dauernde Eindrücke auf das Kind hingegangen sein. Im Verein aber mit einem tiefergreifenden Widerspruch ist sie für des Dichters Jugendeindrücke bestimmend gewesen. Der aristokratische Kaufmann heiratete trotz des Einspruchs der Familie, nachdem sie ihm bereits drei Kinder geboren hatte, seine Dienstmagd Ulrike Eleonore Norling, die Tochter eines armen Schneiders, die sich als Magd und Kellnerin ihren Lebensunterhalt erworben hatte. Während die Mutter ihn trug, war der wirtschaftliche Zusammenbruch erfolgt. Strindberg geriet — nach seinen eigenen Worten — in eine geplünderte Häuslichkeit hinein, die vorher behäbig gewesen war, in der es jetzt aber nur noch Betten, Tische und Stühle gab. Ein Blick auf die Bilder der beiden Eltern zeigt, welche Gegensätzlichkeiten durch diese Abstammung, auf die der Dichter durch den auftrumpfenden Titel der Schilderung seiner Jugendjahre „Der Sohn einer Magd“ hinweist, in sein Blut gekommen sein müssen. Der Vater eine kühle, zurückhaltende, vornehme, mehr durch Gelassenheit als durch Tun sich behauptende Natur, die Mutter leidenschaftlich, sinnlich, schwärmerisch, frömmelnd. Auf der einen Seite das natürliche Begehren des Zurückgelangens auf die alte Höhe, auf der andern das halb eitle, halb naturbedingte Betonen der niederen Herkunft: Sympathiegegensätze, zwischen denen das Kind mitten inne stand; durch die es, da es beider Blut in sich trug, von Anfang zu Leiden und Zerrissenheit bestimmt war.

Die Erziehung glich diese Gegensätze der Abstammung nicht aus, sondern verschärfte sie vielmehr. So stehen über dem ersten Kapitel von Strindbergs siebenbändiger Lebensgeschichte die bitteren Worte: „Furchtsam und hungrig“, die dann in seinem Ver-

laufe folgendermaßen paraphrasiert werden: „Seine (d. h. August Strindbergs) ersten Empfindungen, an die er sich später noch erinnerte, waren Furcht und Hunger. Er fürchtete sich im Dunkel, fürchtete sich vor Schlägen, fürchtete sich, etwas verkehrt zu machen, fürchtete sich zu fallen, sich zu stoßen, im Wege zu sein. Ihm war bange vor den Fäusten der Brüder, vorm Zorn der Mägde, vor der Schelte der Großmutter, vor Mutters Rute und Vaters Rohrstock.“ Oft wurde er um Dinge gestraft, die er nicht begangen hatte. Die Wahrheit wurde als Lüge gerichtet. So wurde der verprügelte Knabe zu einem schüchternen, ängstlichen, überempfindlichen Wesen, der später, als das Herannahen der Sexualität den Umschlag nahelegte, die Quälereien als Wollust empfand und in sich einen gottbestimmten Dulder sah. Hinzu kam das Bewußtwerden der Enge, unter der die Familie zu leben gezwungen war: „In drei Zimmern wohnte der Vater mit seiner Frau und sieben Kindern nebst zwei Dienstboten. Die Möbel bestanden fast nur aus Wiegen und Betten. Kinder auf Plättbrett und Stühlen, Kinder in Wiegen und Betten. Der Vater hatte kein Zimmer für sich, war aber stets zu Hause. Nahm nie eine Einladung von seinen vielen Geschäftsfreunden an, weil er sie nicht wieder einladen konnte. Ging nie in die Kneipe und nie ins Theater. Er hatte eine Wunde, die er verbergen und heilen wollte. . . Das Kind konnte keinen Gegenstand anfassen, ohne etwas Unrechtes zu tun; nicht umherlaufen, ohne im Wege zu sein; nicht ein Wort äußern, ohne zu stören. Schließlich wagte es sich nicht mehr zu rühren.“ Es hieße die Eindrucksfähigkeit einer Kinderseele verkennen, wollte man ableugnen, daß sich hier das Leben in einer Weise in ein Menschensein einzeichnete, deren Spuren unverwischbar waren. Nach dem Bewußtsein der Enge kommt auch das ihres Gegensatzes. In der Sommerfrische (der Wohlstand der Familie hat sich inzwischen ein wenig gehoben) sieht Strindberg aus der Ferne die Herrlichkeiten der vornehmen Welt. Sein Instinkt sagt ihm, daß er von Vaters wegen zu der „Oberklasse“ gehöre, er verlangt danach wie nach seiner Heimat; aber das Sklavenblut der Mutter empört sich dagegen. Instinkt steht gegen Instinkt. Ein Zweifel klafft, der unüberbrückbar ist.

Was die Familie begonnen hat, setzt die Schule fort. Auch über diesem Kapitel der Lebensgeschichte steht ein bitterböses Wort: „Die Abrichtung beginnt.“ Der Vater ist so weit aus dem Elend wieder heraus, daß er den Siebenjährigen in die höhere Schule von St. Klara schicken kann. Die Schule ist für den Kleinen ein Vorschmack der Hölle. Prügel sind auch hier das erste und letzte Erziehungsmittel. Von der Klaraschule geht es

hinunter zur Jakobischule, der „Strolchschule“, der Bildungsstätte der armen Kinder, und hinauf in eine Privatschule. Das Wesentliche der Eindrücke schwankt mit der Summe des erlegten Schulgeldes. In der letzten Bildungsanstalt überkommt den Knaben die Daseinsfreude, hell scheint das Leben vor ihm zu liegen. Der Weg ist weit überschaubar. Er führt hinan. Da reißt das Geschick den Aufatmenden aus der Bahn: die Mutter, durch zwölf Wochenbetten geschwächt, stirbt. Ergreifend erzählt die Selbstbiographie von der schweren Stunde. Während des freien Sommers, der dem Todesfall folgte, ergreift den Knaben ein leidenschaftliches Verlangen, der Natur auf die Sprünge zu kommen. Mit höchster Lust forscht, liest, experimentiert und sucht er. Unverdiente Zurücksetzung in der Schule und die Wiederverheiratung des Vaters, der den Kindern in dem Hausfräulein eine neue Mutter gibt, reißen den Knaben wieder in Kampf und Leid hinein. Das Gymnasium bringt nicht Befreiung, sondern neue Qual. Der Jüngling rettet sich in ein selbstgefälliges Frömmlertum. Auch die erste bewußte Liebe endet mit einem Mißklang. Im Mai 1867 besteht der junge Kaufmannssproß die Abiturientenprüfung. Die Sommermonate hindurch werden fleißig Stunden gegeben (nachdem eine frühere Hauslehrertätigkeit in einem adligen Hause wegen des offenen Eintretens für einen Diener mit einem Hinauswurf geendet hat), um Geld für den Herbst, wo die Universität bezogen werden soll, zu verdienen. „Der Komplex des Jünglings war durch viele Kreuzungen des Blutes, streitende Elemente im Familienleben, reiche Erfahrungen aus Büchern, bunte Erlebnisse im Leben, ein ziemlich reiches Material, aber ungeordnet. . . . Hätte er sich selber sehen können, würde er erkannt haben, daß die meisten Worte, die er sprach, den Büchern und Kameraden entlehnt waren; seine Gebärden Lehrern und Freunden; seine Mienen Verwandten; seine Natur Mutter und Amme; seine Neigung dem Vater, dem Großvater vielleicht. . . . Was hatte er denn von sich selber und in sich selber? Nichts! Aber zwei Grundzüge waren in seinem Seelenkomplex, die für sein Leben und sein Schicksal bestimmend wurden — der Zweifel. Er nahm die Gedanken nicht kritiklos, sondern entwickelte, verglich sie miteinander. Darum konnte er nicht Automat werden und sich nicht in die geordnete Gesellschaft eintragen lassen. — Empfänglichkeit gegen Druck. Darum suchte er teils den Druck zu verringern, indem er sein eigenes Niveau hob, teils das Höhere zu kritisieren, um einzusehen, daß es nicht so hoch steht, also nicht so erstrebenswert sei. So trat er ins Leben hinaus. Um sich zu entwickeln und doch immer zu bleiben, wie er war.“ Mit diesen Worten hat Strindberg — zwanzig Jahre später — die Summe aus seiner Knabenzeit gezogen.

Die Universität brachte dem wissensdurstigen Jüngling die innere Erlösung nicht. Die Weisheit der Professoren war ihm schal. Die Mittel gingen schnell zu Ende. Es mangelte an Büchern. Mutlosigkeit und Trägheit ergriffen ihn. Als das Geld ausgegangen war, reiste der Student, ohne daß er über den Vorhof der Gelehrsamkeit hinausgekommen war, nach Hause. Er war aus der Bahn geschleudert. Wovon leben? Was tun? Welchen Beruf ergreifen? Wohin sich wenden? Der Vater glaubte, einen Taugenichts erzogen zu haben und zog die Hand von ihm zurück. So mußte Strindberg sich selber helfen. Und nun beginnt ein Weg quer durch die Berufe. Der ungestüm Suchende wird Volksschullehrer, Telegraphengehilfe, Arzt, Chemiker, Redakteur, Maler, Schauspieler, Prediger, Hauslehrer, Bibliothekar, zwischendurch immer wieder Student, um schließlich beim Dichtertum zu landen. Es geht nicht an, diese Zeit in einer fortlaufenden Erzählung abzuschildern. Aus dem einfachen Grunde nicht, weil die fortlaufende innere Entwickelung fehlt. Es ist die Zeit des Gärens. Eine chaotische Seele führt das chaotische Leben, welches ihrem Zustande gemäß ist. Sie greift nach dem Nächsten wie dem Fernsten, ist bald auf schwindelnder Höhe, bald in den dunkelsten Abgründen, sie biegt nach allen Seiten von dem Wege ab, getrieben von dem wilden Verlangen, an Leben in sich zu fassen, was sich ihr bietet, immer voller Angst, etwas zu verlieren, wenn sie gerade ausgeht, voller Furcht, das Leben, ohne es recht ausgekostet zu haben, verrauschen zu sehen. Vom Himmel zur Hölle ein Schritt. Wildes Aufjauchzen und wahnsinnigste Verzweiflung wechseln unaufhörlich. Noch ist freilich der Blick nach außen, nicht nach innen gerichtet. Noch herrscht der Irrtum, daß das äußere Erleben das innere Durchleben in seinem Werte für die Persönlichkeitswerdung überwiegt. Den tiefsten Lebenseindruck hat Strindberg weder in der Schule, wo er, durch das System gezwungen, dieselben Sünden an Kindern begeht, unter denen er einst namenlos gelitten hatte, noch in der seinem innersten Berufe scheinbar naheliegenden Tätigkeit als Schauspieler, sondern in dem Hause eines Arztes erfahren, der ihn auf die Bahn zurückführte, die der Knabe in seinem Wissensdrang bereits betreten hatte, während die Bibliothek der Frau Doktor ihn mit der schönen Literatur der ganzen Welt bekannt macht und ihn auf seinem neuen Wege weiterleitet. Als Zwanzigjähriger findet Strindberg seine Lebensbestimmung: durch das Wort sein Weltgefühl zu symbolisieren. In zwei Monaten schreibt er zwei Komödien und eine Tragödie, die Verse ungerechnet. Schon im folgenden Jahr erscheint sein erstes Stück, „Thorwaldsen in Rom“ auf der Bühne. Der Einakter „Der Friedlose“ folgt. Mit ihm

stehen wir dem ersten auf uns gekommenen Werke des Künstlers Strindberg gegenüber. Der schwedische Dichter ist erstanden. Aber nicht mit den Dramen des Zwanzigjährigen; erst mit dem Roman „Das rote Zimmer“, den der Dreißigjährige erscheinen ließ, zeichnet sich Strindberg in die Weltliteratur ein. Noch zittert in jedem Zeugnis aus der Zeit des Erscheinens dieses seines wahrhaftigen Erstlingswerkes die ungeheure Wirkung nach, die das Buch auf die jungen Geister Schwedens gemacht hat. Eine Befreiung von langjährigem Alpdruck muß die bitterharte Gesellschaftskritik, die es enthält, für sie gewesen sein. Der Ruhm winkt. Wieder scheint Strindbergs Bahn geebnet. Nichts scheint nötig, als fortzufahren, als zu verharren auf dem betretenen Weg. Aber wieder wird Strindberg hinweggerissen von dem Pfad des Normalkünstlertums. Diesmal ist es das eigene Weibnehmen.

Es widerstrebt mir in dieser Stunde doppelt, den Eheerlebnissen Strindbergs hier betrachtend oder gar richtend nachzugehen. Wer in diesem Wirbel von Haß und Liebe, von Glückbegehren und Verzweiflung, von Mißdeutung, Niedertracht und Wahnsinn hineinschauen will, der nehme Strindbergs darauf bezüglichen Bekenntnisschriften zur Hand: die grauenvolle „Beichte eines Toren“ und das krankhaft überreizte „Entzweit“. Wer sie recht zu lesen versteht, wird erkennen, daß die übliche Erklärung, Strindberg sei von der Natur zum Frauenhasser bestimmt, ebenso billig wie die Deutung durch irgendwelche krankhafte Veranlagung falsch ist. Strindberg ist kein Frauenhasser gewesen. Seine furchtbaren Erlebnisse sind nicht aus einer Unterwertung, sondern aus einer Überwertung des Weibes hervorgegangen. Er kam jedesmal mit übervollem Herzen, mit höchstgesteigertem Verlangen und fand nicht, was er suchte. Er wollte einen Menschen und traf ein Geschlechtswesen. Er begehrte eine Kameradin, eine Mutter seiner Kinder und fand eine Kokette. Was ihn herausreißen, was sein Glück sichern sollte, ließ ihn nur noch tiefer sinken, zerstörte alles, was er besaß. Das ist nicht vorbestimmte Verachtung. Aller Haß, alle Bitterkeit wurzelt in der Enttäuschung; ist der Ausfluß eines bitteren Erleidens.

Die zerrüttete Ehe zwang Strindberg, ins Ausland zu gehen. Er geriet in das Berlin des Naturalismus und des Nietzschetums hinein. Dürre auf der einen, Verstiegenheit auf der andern Seite; posierte Selbstaufgabe neben posierter Selbstbehauptung — wie sollte der bald Vierzigjährige, der mit dem Verlangen gekommen war, an einer großen Geisteskultur teilzuhaben, hier finden, wonach sein Herz begehrte? So treibt Strindbergs Leben der ersten großen Krise zu. Nur einen Ausweg scheint es ihm zu geben: den Tod.

Willens dazu, beginnt er 1886 seine Lebensgeschichte zu schreiben: „Ich bereite mich auf den Selbstmord vor; doch ehe ich sterbe, will ich mein Leben beschreiben," steht auf dem Titelblatt. Und nun stößt er jene gewaltige Lebensbeichte hervor (Der Sohn einer Magd, Die Entwickelung einer Seele, Die Beichte eines Toren), die in ihrem Freimut, ihrer aller Scham überhobenen Offenheit, ihrem triebhaften Sichdarstellen den größten Bekenntnisschriften der Weltliteratur mindestens gleichzusetzen, wenn nicht in bezug auf Freisein von jedem Posieren mit der Selbstenthüllung gar überzuordnen ist. Als das letzte Wort des ersten Teils der Lebensgeschichte niedergeschrieben ist, ist Strindberg befreit. Eine letzte Abrechnung sollten die Bände sein und wurden der Durchgang zu neuem Leben. Strindberg hat sich wieder. Das Bekennen hat ihn vor dem Tod gerettet. Das Gerichthalten durchs Wort hat ihn entsühnt. Das innere Durchleben macht die äußere Tat der Selbstvernichtung unnötig.

Ruhigere Jahre kommen. Nach der leidenschaftlichen Selbstdarstellung folgt auch in dieser Periode, wie nach dem roten Zimmer und dem Selbstmordversuch im zwanzigsten Jahre eine geringere Anteilnahme erfordernde dramatische und wissenschaftliche Produktion. Die zweite Ehe ist der Schritt zu neuen Wirrungen. Nach kurzem Glücksrausch folgt der Haß, das Voreinander-, bald das Vorsichselberfliehen. Wieder sucht Strindberg im Ausland Unterkunft. Diesmal in Paris. Und hier, bei der zweiten großen Lebenskrise, ist zum erstenmal die oft irrtümlich behauptete Krankhaftigkeit in Strindbergs Leben Ereignis geworden. Der Dichter war in Gefahr, geistig zu zerbrechen. Er hatte den Schritt von der Selbstübersteigerung bis zum Wahn getan. Man muß es im Inferno und in den Legenden, mit denen er sich, wie mit den ersten Bänden seiner Lebensgeschichte vom leiblichen, nun vom geistigen Tode errettete, nachlesen, unter welchen Zwangsvorstellungen Strindberg litt. Das ist oft nicht mehr spielerischer Okkultismus, sondern die Vorstufe zum Verfolgungswahn, manchmal dieser selbst. Hier ist das Pathalogische die einzige, den Persönlichkeitswert nicht antastende Erklärung.

Das Wort wurde auch diesmal zum Ventil. Strindberg fand sich wieder. Er besaß sich nach der Krise in höherem Sinne als zuvor. Das Ergebnis war eine Vertiefung. Es ist lächerlich, in dem Strindberg, der aus der Infernokrise hervorging (wie vielfach geschehen), einen Konvertiten zu sehen und die Selbsteinkehr mit Sicheinlullen des am Leben zerbrochenen Romantikers zu vergleichen. Strindberg ist aufs neue eine Strecke Wegs zu sich selber gegangen. Vom Pietismus über den Atheismus zum tiefen Glauben

führt (religiös betrachtet) dieser Weg. Die Unendlichkeit ist ihm aufgegangen. Die ewigen Mächte haben ihren Diener zu sich selber geführt. Eine faustische Natur hat Einkehr bei sich selber gehalten. Und nun fließt der Mund über von bewundernden Worten, nun preist das Herz den Ewigen, dessen Macht über alles Menschenbegreifen groß ist. Will man schon vergleichen, so soll man nicht an die zu ergebnislosem Suchertum bestimmten Romantiker denken, sondern an den, der jetzt (neben Balzac, dem gigantischen Lebensbezwinger durch das Wort) Strindbergs ganze Liebe hat, an Goethe. Was aus dem alternden Strindberg spricht, ist jene abgrundtiefe Mystik, die wir im zweiten Teil des Faust finden, jenes ehrfürchtige Anschauen zu dem Leben und Weben der Unendlichkeit, die uns gebildet hat. Ein Blick in den letzten Teil der Selbstbiographie „Einsam“ zeigt uns, daß diese Selbsteinkehr nicht in der Kraftlosigkeit, sondern in der Kraft ihren Ursprung hat. Wer diesen wundervollsten reinsten Teil einer Lebensdarstellung am Ende seines Leidensweges zu schreiben vermochte, der war nicht einer, der die Menschen flieht, weil er mit dem Leben nicht zurechtkommen kann, sondern einer, der der Menschen nicht mehr bedarf, weil sich sein Wesen in eine Höhe hinaufgeläutert hat, die unter dem Mitlebenden kaum einem zu schauen vergönnt ward. Äußerlich glich Strindberg immer mehr einem Gleichmütigen, Kaltgewordenen, dem Leben Abgestorbenen; innerlich aber spielten sich, durch die unbeherrschte Gebärde nach außen nicht mehr verraten, Gefühlsschauspiele von großer Tiefe und Bedeutsamkeit ab.

So wurde Strindberg der, als den wir ihn aus manchen Bildnissen und Büsten vor Augen sehen, wenn wir seinen Namen hören: ein Überlegener, der seine Lebensgier zwang, alle Höhen und alle Tiefen des Lebens zu schauen, bis er, durch seinen durchaus als ethisch in Rechnung zu setzenden Willen zum Sein alle Hemmungen äußerer und innerer Natur zwang; ein Gefestigter, Sichselbstgenügender, um dessen die unaustilgbaren Spuren schamlosen Genießertums tragenden Mund, noch immer die Erinnerung an grenzenlose Lust und grauenvolles Leid spielen, dessen Antlitz allzuirdisches Erleben gezeichnet hat, während die tiefen in die Fernen des Ewigen gerichteten Augen Zeugnis des Gottgebundenen sind, das von Anbeginn in und aus ihm wirkte.

Gustav Pauli:
Leibl im Museum seiner Vaterstadt Köln.

Wir alle kennen die Geschichte von Simson und den Philistern, von dem Helden mit der Kinderseele, der im Streite lag mit der Masse der Kleinen, der Klugen und Schwachen. Simson war gewaltig im Zorn, aber gutmütig und in seiner Einfalt hilflos. So schlug er mit raschen Streichen die Feinde seines Volkes, da ihrer aber viele waren, so gelang es ihnen, mit kleinen infamen Klugheiten schließlich seiner mächtig zu werden. Sie glaubten ihn gedemütigt zu haben, aber sie hatten es nicht bedacht, daß seine Stärke im Grunde ungebrochen geblieben war. Eines Tages raffte er sich auf und brachte mit einer letzten Heldentat ihrer Dreitausend um. Daß er selber dabei fiel, war ihm gleichgültig, eben weil er ein Held war. — Die Kinder der Philister aber lernten nachher in ihren Geschichtsbüchern, daß Simson einer der ihrigen gewesen sei, ein Held ihres Volkes, nur manchmal etwas unbesonnen und reizbar. Sie errichteten ihm Denkmäler und opferten ihm jährlich Farren und Lämmer. —

Der Schluß dieser parabolischen Geschichte steht zwar nicht in der Bibel, darf aber als wahrscheinlich ergänzt werden. Die Geschichte Simsons ist die typische Heldengeschichte. Von jeher waren die Helden stark, kindlich und unbedacht und von jeher versuchten die klugen Philister ihnen die Locken abzuschneiden, ihnen die Augen auszustechen und ihnen Ketten anzulegen, eiserne oder goldene Ketten. Und in dem Kampfe zwischen ihnen hat es immer nur Sieger gegeben. Der Held hat gesiegt; nachdem er aber gefallen war, haben auch die Philister gesiegt, eben weil sie ihn überlebten. Denn die eigentlich Unsterblichen sind die Philister, die Helden nennt man nur so.

Zu dieser Betrachtung mag die schöne Leiblsammlung den Anlaß geben, die man seit einiger Zeit im Wallraff-Richartz-Museum der Stadt Köln zu bewundern Gelegenheit hat. Auch Leibl war ein Held und sein Schicksal war das Heldenschicksal des großen Künstlers, den ein unglücklicher Zufall im neunzehnten Jahrhundert geboren werden ließ — in dem Jahrhundert des Philisters.

Was Leibl in einer andern Umgebung, z. B. in den Niederlanden des siebzehnten Jahrhunderts, in die er vortrefflich gepaßt hätte, der Welt alles geschenkt haben möchte, wir lassen es dahingestellt. Wir wissen nur, daß er an den Menschen seiner Zeit nicht wenig hat leiden müssen; so daß er ihnen

schließlich in die Einsamkeit entfloh, in jene bayrischen Dörfer, in denen er seit 1873 den größeren Teil seines Lebens verbrachte. — Nur die oberflächlichste Verkennung wird den Künstler preisen, der sich vor der Welt zurückzieht. Denn es ist nicht wahr, daß er nur für sich schaffe, er schafft vielmehr für andere, für mitfühlende Seelen, für Freunde und Rivalen. Er bedarf des freundlichen Widerhalls, der Nähe großer Vorbilder und des Austausches mit vergleichbaren Naturen, an denen er sich selber messen kann. Wenn alles dieses ihm entzogen wird, wenn sein Ruf ins Leere verhallt, dann bedrohen ihn gleich allerlei böse Gespenster seines eigenen Innern — lähmende Zweifel und etwa das Überwuchern einer sekundären Begabung. Das ist die eigentliche Tragödie von Leibls Leben gewesen, daß er aus solchen Gründen in den besten Mannesjahren verhindert wurde, das Höchste zu leisten, das ein gütiges Geschick von ihm verlangen durfte. Der treue Gefährte seiner Einsamkeit, Johann Sperl, konnte ihm nicht alles ersetzen, er konnte es namentlich auch nicht verhindern, daß Leibl in jene gefährliche Gründlichkeit oder Abgründlichkeit versank, die von altersher deutsche Wissenschaft und deutsche Kunst bedroht. Als endlich der Ruhm immer heller seinen Namen umleuchtete, als Leibl merkte, daß er trotz allem doch gesiegt hatte oder siegen werde, da war es für ihn bereits zu spät. Die starke Natur war ausgehöhlt, einem Eichbaum vergleichbar, der wohl seine Krone noch im Sonnenschein ausbreitet, der aber dem nächsten Sturme nicht mehr stand hält. Der Abschied vom Leben ward ihm schwer, denn er war noch nicht so alt und hatte in den letzten Jahren einige seiner schönsten Bilder gemalt.

Ob die Kölner Sammlung das Allerbeste umschließt, was Leibl je gemalt hat, wage ich nicht zu entscheiden, jedenfalls aber gewährt sie uns die beste Übersicht seines Entwicklungsganges.

In einem Vorsaal finden wir eine Reihe Zeichnungen mit dem nicht sehr angenehmen Bildnis des früheren Besitzers dieser Sammlung vereinigt. Wie immer, geben uns die Zeichnungen in einem Präludium die wertvollsten Andeutungen über Art und Ziele der Begabung ihres Meisters. — Die Zeichnungen Leibls sind von jeher unter Künstlern hochberühmt gewesen. Max Liebermann hat mit einer von ihnen den Eingangsraum zu seiner Berliner Wohnung geschmückt. Und Liebermann ist als Sammler der allerfeinste Kritiker. In gewissem Sinne fühlten sich Liebermann und Leibl als Geistesverwandte, und zwar insofern, daß sie sich als Vertreter der gleichen großen Zeitströmung ergänzten — Liebermann der Zeichner und Leibl der Maler.

Bei Liebermann verkündet jedes Gemälde die zeichnerische Begabung, die den Umriß sucht. Bei Leibl verkündet jede Zeichnung den Maler, der an den Körpern die Lichtwerte prüft, dem die feste Oberfläche des Objektes zum Träger eines vibrierenden Lebens wird. In seinen frühen zarten Federzeichnungen, von denen die Kölner Sammlung in dem Porträt der „Tante Josepha" ein Musterbeispiel aufweist, ahmt der haarfeine Strich geradezu die Struktur der Pinselführung nach. — Die späteren Zeichnungen, zumeist mit Kreide oder Kohle breit angelegt, verheißen überall die Malerei, auch wenn einmal, wie in einer prächtigen späten Studie von Eichbäumen, der Umriß betont wird.

Unter den Gemälden gehört das früheste, das Bild des Vaters Leibl von 1866, zu jenen unpersönlich tüchtigen Leistungen, wie sie die Laufbahn auch der größten Künstler zu eröffnen pflegen. Als außergewöhnlich, etwas zum Aufmerken für feinere Augen, mochten damals wohl nur die Hände ausgefallen sein. Das übrige wäre auch einem andern zuzutrauen gewesen. Sehr bemerkenswert ist dagegen eine kleine Kopie nach einem Damenporträt von Simon de Vos, ganz anspruchslos heruntergemalt, eine bescheidene Huldigung der Dankbarkeit. Die augenscheinliche Treue beruht nicht sowohl in pedantisch richtigen Äußerlichkeiten, als im sympathischen Gefühl für das Stoffliche, für den hellen Schimmer der Haut, für den Glanz der schwarzen Seide, für Dinge, die jene Vlamländer so unerhört schön und leicht darzustellen wußten. — Es folgt eine sehr lebendige, helle Studie des Freundes Sperl im Gewande des siebzehnten Jahrhunderts als Zecher am Tische und dann nach einigen minder wichtigen Studienköpfen die kleine Gruppe der ersten Meisterwerke, 1869 und 1870 in Paris gemalt. Der Aufstieg zur Höhe war rasch erledigt! Der junge Held hat sich befreit und steht auf einmal, ohne in seiner Bescheidenheit das Maß der eigenen Kraft zu ahnen, neben den Großen, die er demütig bewundert. Einige Studien — der „Revolutionsheld" oder die „Alte Pariserin" — brauchen die Nähe eines Frans Hals nicht zu scheuen, und angesichts der „Cocotte", einer rundlichen Blondine, die sich mit einer Tonpfeife in der Linken auf einen teppichverhängten Divan faul gebettet hat, vergißt man alle zeitliche Bedingtheit. Es ist ein Meisterwerk, das im Ruhmestempel germanischer Kunst seinen Platz neben einem Jan Vermeer verdient. Alles an dem Bild ist ein Wunderwerk der Beobachtung und der sehr zart modellierenden Malerei! In einer tonigen Harmonie von bräunlichen, rötlichen Mischfarben, die neben dem Weiß und dem prachtvollen Fleischton stehen, herrscht das Schwarz vor. Die Farben gruppieren sich gleichsam um jenes dominierende Schwarz,

— ähnlich wie bei manchen Niederländern des siebzehnten Jahrhunderts, z. B. bei Frans Hals. Überhaupt wirkt diese ganze Gruppe Leiblscher Frühwerke in doppeltem Sinne durchaus klassisch — inspiriert vom Vorbild alter Meister, die doch nicht sklavisch oder fälscherisch imitiert werden, und gleichzeitig Maß und Richtung gebend für die malende Jugend des damaligen Deutschland. Zu diesem Leibl führen viele Wege unserer späteren Malerei zurück. Seine geistreiche Konzertstudie von 1869 steht hinter (und über) Albert Keller und Habermann. In der Bildnisstudie des Daniel Hartzheim von 1870 ahnen wir den jungen Trübner. Zwei Meisterwerke beschließen die Reihe, der „alte Pallenberg", das klassische, malerische Denkmal des selbstzufriedenen, biederen Bürgersmannes, ruhig im Aufbau, im Ausdruck und in der farbigen Haltung und doch voll zitternden Lebens in jedem Stück — und voll jenes verhaltenen Humors, der in allen ganz guten Porträten steckt. Und schließlich „Die Tischgesellschaft"! Ein herrliches Fragment, von einer auf Grau und Schwarz gestimmten höchsten Tonschönheit! Wir glauben uns über alle Absichten klar zu sein, auch ohne die letzte Ausarbeitung zu sehen, die wir so wenig vermissen, wie bei den berühmten Ruinen unvollendeter Prachtbauten, die von jeher vom Zauber des Ahnungsvollen umwoben waren. „Die Tischgesellschaft" soll dem Jahre 1874 entstammen, demselben gesegneten Jahre, in dem auch „Die beiden Dachauerinnen" in der Berliner Nationalgalerie gemalt wurden, die doch wohl den Höhepunkt in Leibls Lebenswerk bezeichnen. — Es folgen sodann einige Arbeiten aus den problematischen Jahren der Einsamkeit, die sich etwa von 1880 bis 1895 erstrecken: „Bauernjägers Einkehr" von 1893, ein mit fürchterlich roter Bluse bekleidetes „Mädchen am Herd" von 1895 und ein paar Fragmente; dazu die gemeinsamen Arbeiten von Leibl und Sperl. Hier sehen wir Leibl von einer grillenhaften Meisterschaft besessen, der über dem Nachfühlen und Nachbilden alles Stofflichen die Beherrschung des Ganzen abhanden kommt. Stückweise wird man an Holbein erinnert, nur nicht im Gesamteindruck, denn eben diesen hatte Holbein nie aus den Augen verloren. Die Pinselführung ist zu emailartiger Glätte verschmolzen, die Schattentöne spielen ins Schwärzliche. Namentlich die gemeinsamen Arbeiten von Leibl und Sperl fallen auseinander und werden im Laufe der Zeit noch immer mehr auseinanderfallen in die überscharfen Figürchen Leibls und die fleißigen, flauen, unräumlichen Landschaften Sperls. Die edle Tonschönheit, der vibrierende Vortrag, das Behagen und das Temperament — alle die Güter der Jugendbilder sind aus diesen harten und kalten Meisterwerken gewichen. Die Bilder sehen so müde, unnahbar und resigniert aus, wie wir uns ihren

Maler in jener Zeit vorstellen. Am besten gefallen uns noch die Fragmente, die Reste gescheiterter, in harter Selbstkritik zerschnittener Bilder. Sie gefallen uns eben deshalb, weil sie nur als Fragmente gelten sollen.

Mit einem Aufatmen der Erleichterung begrüßen wir nach diesen Eindrücken die drei Spätwerke, welche die Kölner Sammlung beschließen: die Küche in Kutterling von 1898, die Kniefigur eines rötlichblonden Bauermädchens am Fenster und das Brustbild desselben oder eines ähnlichen Mädchens mit hoher Pelzmütze. Denn hier hat sich Leibl ganz wiedergefunden; ja, zu seinen alten Schönheiten hat er neue gefügt. Der malerische Vortrag ist wieder lockerer und lebendiger geworden, nur noch zarter als früher. Und neue Schönheit finden wir in der Farbe. Statt der auf Schwarz gestimmten Tonigkeit der Frühwerke herrscht in diesen Bildern ein helleres, weiches Farbenklingen von reinem Wohllaut. Man muß schon der Musik gedenken, um Worte zu finden, die ihren Eindruck bezeichnen. Nicht so frisch, nicht so unbekümmert lebendig, nicht so heimlich humoristisch wie die Frühwerke sind diese späten Leibls. Den Pallenberg hätte Leibl jetzt nicht mehr malen können. Doch wie jedes Alter seine eigene Schönheit hat, so auch die Frucht, die es hervorbringt. Und die Schönheit solch eines späten Leibl ist die Abgeklärtheit des Meisters, der seinen Weg gefunden hat, der seines Wertes still bewußt ist, und dem die Welt nichts mehr anhaben kann.

Leibls Persönlichkeit hatte auch in ihrer leiblichen Erscheinung etwas durchaus Heldenhaftes. So blickt er uns aus den Selbstbildnissen an, von denen zwei in der Kölner Sammlung hängen — ein junger blonder Recke in dem kleinen Gemälde von 1870 (wie mögen die Pariserinnen ihm nachgeschaut haben!) — und ein mächtiger Mann mit durchfurchten Zügen, einer, der es sich wie Goethe „sauer hat werden lassen“ in der Federzeichnung von 1896 — aber immer ein Held.

Adolf Goetz: Mode, Luxus und Sicherheit an Bord.

II.

Die Flut und Fülle der Untersuchungen des „Titanic"-Unglücks, der Beratungen und Ratschläge über Warum und Wieso steigt noch immer. Vielleicht werden alle die Erwartungen einen guten Bodensatz noch zurücklassen — vielleicht, heute vermehren sie nur die Nervosität, die nirgends so schädigend ist wie in der Schiffahrt.

Die Größe dieses Unglücks mußte die Ruhe aller Urteilenden stören. Aus der Bestürzung, die die ganze Welt erfaßt hatte, hörte man nur Verwünschungen und den Schrei nach Rache, nicht den nach Gerechtigkeit, weil es keinem beikam, zu glauben, daß das Unglück anders als durch Verbrechen konnte verursacht worden sein.

Da wußte jeder etwas zu sagen, etwas zu berichten, was zum Stein in der Hand der Steinigenden wurde. Auf der Suche nach der Schuld fand man rasch Schuldige. Und nun prasselte der Steinregen auf den Sündenbock nieder.

Kühl, gelassen und berechnend blieb nur die Börse. Sie münzte sich das Unglück der Engländer zur Verbesserung des Status der internationalen Schiffahrt um und entrierte eine Hausse.

Von dieser kühlen Berechnung und Ruhe der Börse sollen wir lernen, den wirklich greifbaren Nutzen aus der Katastrophe nachträglich zu ziehn. Das geschieht aber nicht durch das Suchen nach dem Sündenbock. Wer ist der Sündenbock und welche Vorwürfe werden ihm eigentlich gemacht?

Ismay, der Direktor der W. St.-L., der Kapitän, die Besatzung, die ganze Linie, die ganze englische Schiffahrt. Weiter geht es nicht mehr.

Der Kapitän fuhr zu schnell, Ismay hatte ihn dazu aufgestachelt, es sollte eine Rekordfahrt werden. (Besonders Kluge aus dem Binnenland reden etwas vom Blauen Band, ohne zu wissen, was es mit diesem Blauen Band auf sich hat.) Es wurden die grundlegenden Vorsichtsgesetze der großen Fahrt nicht beachtet, Lotungen, Temperaturmessungen nicht vorgenommen.

Die Titanicfahrt in Verbindung mit dem sogenannten Blauen Bande zu bringen, sollten selbst Laien unterlassen. Die „Titanic" war kein Schnelldampfer in dem Sinne, wie er heute verstanden wird. Sie konnte selbst bei unsinnigster Forcierung ihrer Maschinen doch niemals auch nur annähernd die Leistungen der Cunard-Schnelldampfer erreichen. Denn „Mauretania" und „Lusitania" haben eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 25½ Knoten, während die „Titanic" es im Mittel höchstens auf 21½ bringen konnte. Sie hätte also im allerbesten Falle nur eine relative Rekordfahrt leisten, das heißt, statt am nächsten Morgen am Abend vorher ankommen können.

Dann wurde der übertriebene Luxus an den Schandpfahl gestellt und gestäupt.

Wissenschaftlich technische Belehrungen über Schotten folgten, über drahtlose Telegraphie und schließlich eine hochoffiziöse Staatskonferenz in Berlin.

Aus solchem Wirrwarr sollte nun etwas Wertvolles herauskommen. Daß das nicht möglich war, ist so klar, daß keinerlei tiefgründige Beweise dafür noch angeführt werden müssen.

Zeit und Ruhe ihr Aufgeregten, Zeit und Ruhe! Das Unglück ist nicht mehr gutzumachen, Schiffe, Menschen und Ladung liegen auf dem Meeresgrund, und nur die Dichterohren hören noch den Schrei der Ertrunkenen. Von heute auf morgen kann man keine neuen Erfahrungen

sammeln oder sie gar zum Gesetz machen. Nichts wäre so gefährlich, als gerade jetzt in der Übereilung Vorschriften zu erlassen, die doch in kurzer, absehbarer Zeit wieder durch andere vergessen gemacht werden könnten, vielleicht sogar vergessen gemacht werden müßten.

Die Öffentlichkeit steht noch ganz im Banne der Sensation und der fett gedruckten Nachrichten. Die Tageszeitungen richteten ein wahres Unheil auf Kosten der Ruhe der Schiffahrt an. „Ismay, der Sündenbock" und „Die Rekordfahrt" wurden Überschriften über Aufsätze, in denen Leidenschaft, offenbares Nichtwissen, Rat und Klage durcheinander gemengt, vorgebracht wurden.

Die amerikanische Untersuchung über das „Titanic"-Unglück soll nach telegraphischen, unwidersprochen gebliebenen Berichten, folgendes Ergebnis gehabt haben:

„Die Senatsuntersuchung in Washington ist beendet. Das Ergebnis ist nach Ansicht des Vorsitzers folgendes: Der Dampfer fuhr mit voller Kraft, obwohl er genügend gewarnt worden war. Die Rettungsmittel waren ungenügend und niemals ausprobiert worden. Nur wenige Matrosen waren fähig, die Boote zu führen. Ein Zivilingenieur, der als Passagier die Todesfahrt mitmachte, sagte aus, daß die Mannschaft vergeblich versuchte, die Schotten zu schließen. Der Mechanismus versagte vollständig."

Dieses Urteil über die Schiffsleitung ist allerdings vernichtend.

Warum lehnt man sich denn erst heute gegen die so geschmähte Rekordsucht auf? Sie wird doch nicht seit gestern und heute, insbesondere von der englischen Schiffahrt, gepflegt. Die Zeitungen, die heute gar nicht genug schimpfen können über die Rekordfahrerei, nahmen bis zum Tage der Katastrophe gern jede Notiz, jeden Waschzettel über bezwungene Stunden und Minuten in der Überfahrt auf. Die Zeitungen werden wissen, warum sie es taten, und die Gesellschaften, die solche Waschzettel verschickten, werden auch gewußt haben, daß ihnen der sonst so kostbare Raum im redaktionellen Teil nicht versagt wurde. Wenn schon einmal alle Sünden aufgedeckt werden sollen, so soll man auch über diese Sünden nicht den Schleier der Vergessenheit breiten.

Man muß gewiß annehmen, daß die „Titanic" eine Rekordfahrt gemacht habe, vielleicht, wahrscheinlich sogar, hat der Direklor Ismay den Kapitän der „Titanic" dazu angefeuert. Aber erst als das Unglück geschah, wurde das, was so lange mit Erfolg geübt wurde, und was die Zeitung ebenso gern als einen Erfolg und einen gloriosen Sieg der hohen Technik pries, nun plötzlich ein Verbrechen. Es ist gut, hier und in diesem Falle an die Antwort Bismarcks an Moltke zu denken, die er beim Einzug der Truppen in Berlin im Jahre 1871 gab: „Hätten wir nicht Erfolg gehabt, so würde man uns, statt uns zu bejubeln, wohl getötet haben." Das war ja der Sinn, wenn auch nicht der genaue Wortlaut dieser Antwort.

Beim „Titanic"-Unglück war Schuld geschehn.

Aber wir alle sind Sündenböcke, und nun müssen wir wirklich alle in uns gehn und mit Bedacht die Reue durch das bessere Tun und Lassen echt machen. Dazu ist nötig, das Register der ganzen Schuld durchzugehn.

Obenan in der Reihe steht die Anklage gegen die Rettungsboote. Unter dem Drucke der öffentlichen Meinung haben die deutschen Gesellschaften bekannt gemacht, daß in Zukunft auf allen Dampfern, die Passagiere befördern, der nötige Rettungsbootsraum vorhanden sein würde.

Die Öffentlichkeit nahm diese Mitteilung mit besonderer Genugtuung auf. Aber schon wagen sich die Stimmen der Fachleute hervor, die aus ihrer wirklichen Kenntnis heraus, den Wert dieser Maßregel nur bezweifeln. Ob die Vermehrung der Rettungsboote wirklich eine große Unfallverhütungsmaßnahme ist, muß auf einem andern Blatte stehn. Die Techniker, die Ingenieure werden den für die Aufstellung der Rettungsboote gegebenen Platz nun mit allem Raffinement auszunutzen sich bemühn. Man wird vielleicht neue Davits konstruieren, um mehrere Boote übereinander aufzuhängen, aber man wird vielleicht über die Schwierigkeit doch nicht Herr werden, die sich beim Ausschwingen dieser Boote, beim Zuwasserlassen notwendig ergeben müssen. Die Boote können nur auf dem obersten Deck Platz haben. Dieser Standort wird ihnen nun einmal durch den Bau der Schiffe angewiesen. Mehr Platz, als heute das oberste Deck für Rettungsboote bietet, wird sich so leicht nicht schaffen lassen. Und wenn auch wirklich der sehr überflüssige Tennisplatz verschwindet, so wird damit doch nicht soviel Raum geschaffen werden, um nun der doppelten oder dreifachen Anzahl von Rettungsbooten einen Standplatz geben zu können. Ob Faltboote ein wirklicher Ersatz sind, ließe sich nur durch das von einem Unglücksfall gegebene Beispiel feststellen. Aber es soll angenommen werden, daß selbst die mit der Anzahl der Passagiere und Mannschaften übereinstimmende Menge von Rettungsbooten aufgestellt wird. So wird auch dabei nicht vergessen werden dürfen, daß Rettungsboote eigentlich nur in allerseltensten Fällen bei einer Schiffskatastrophe wirkliche Rettungsmittel sind. Es soll in diesem Falle, um mit den Juristen zu sprechen, dabei als wahr unterstellt werden, daß in den Rettungsbooten auch alle Hilfsmittel, Proviant, Raketen etc. vorhanden sind. Ja, man soll noch weiter gehn und sagen, daß selbst die Rettungsboote oder wenigstens ein Teil dieser Boote mit einem kleinen Motor versehn sein sollen, um die Bewegungsmöglichkeit der Boote mehr als bisher von der Hand der Besatzung oder der Passagiere unabhängig zu machen. Dies bringt aber dazu, die Frage der Besatzung der Rettungsboote ebenfalls zu prüfen. Um wieviel Köpfe von Seeleuten muß die Schiffsbesatzung vergrößert werden, daß für jedes Rettungsboot auch wirklich die nötige Anzahl von Mannschaften vorhanden ist? Denn ohne diese erfahrene und geübte Mannschaft ist das Rettungsboot unter allen Umständen eine Nutzlosigkeit. Und nun betrachte man sich dagegen einmal die heutige Besatzung eines Dampfers.

Die hamburgische Gesellschaft unternimmt nun einen in seiner Art neuen Versuch, um die Mannschaftsfrage auf den Rettungsbooten in besonderer Art zu lösen. Sie wird Schiffsjungen einstellen, die speziell im Borddienst, wie er von den Riesendampfern verlangt wird, ausgebildet werden sollen. Dabei wird der Rettungsdienst in ganz direkter Weise natürlich berücksichtigt werden. Der Versuch wird also das Gegenstück zu der Ausbildung auf den Schulschiffen darstellen.

Es ist gesagt worden, daß die Matrosen ja nichts weiter seien als verkleidete Stewards. Das kann sogar zugegeben werden, denn das Schiff braucht die größere Zahl von Bedienungsmannschaften ja doch nur für die Passagiere. Eigentliche Seeleute, seebefahrene Matrosen, sind nur in geringer Anzahl nötig, denn die Führung des Dampfers liegt in den Händen der Offiziere und des Maschinenpersonals. Man wird also, nur um die Rettungsboote ausreichend zu bemannen, eine wesentlich vergrößerte Besatzungsmannschaft mitführen müssen, wozu sich hoffentlich die bereits erwähnte Maßnahme der H.-A.-L. eignet. Das sei hier nur kurz angedeutet.

Es ist viel von dem Umstand gesprochen worden, daß beim Untergang der „Titanic“ die Kajütspassagiere in merkwürdigem Zahlverhältnis zu den Zwischendeckern gerettet wurden. Für den, der jemals über See gefahren ist, hat das gar nichts so Merkwürdiges an sich. Ganz naturgemäß liegen die Kammern der Kajütspassagiere für die Rettungsmöglichkeit sehr viel günstiger, als die der Zwischendecker. Vor den Zwischendeckern werden immer die Mauern der sich rettenden Kajütspassagiere stehn, und wenn ein Schiff im Sinken ist, so ist eben die einzige Rettungsmöglichkeit vom obersten oder doch von einem der obersten Decks aus wahrzunehmen. Es würde also gar keinen Erfolg haben, vom Zwischendeck aus einen direkten Weg zum Deck zu legen, er müßte unter allen Umständen erst an den Kajüten vorübergeführt werden. Was wird aber überhaupt heute getan, um die Passagiere, ganz gleich in welcher Klasse sie fahren, mit dem Weg zur Rettung, zu den Rettungsbooten vertraut zu machen?

Die großen neuen Dampfer sind wie eine Stadt. Es erfordert schon tagelangen Verweilens, um die Verbindungswege auf dem Schiff, selbst innerhalb der einzelnen Klassen, kennen zu lernen. Der Passagier kennt im allgemeinen den Weg zu seinem Speisesaal oder zu den Salons. Bricht nun eine Panik aus, so werden alle durcheinander laufen und sich selbst die Rettung erschweren. Für die Mannschaft ist gegen diesen Übelstand Abhilfe geschaffen. Jeder von ihr weiß durch Instruktionen und durch die überall aufgehängten Rettungsvorschriften, Rettungsrollen, was er im Falle der Gefahr zu tun und wo er zu stehn hat. Läßt sich nicht durch eine einfache kleine Orientierungstafel in jeder Kabine auch die Angabe für die Passagiere machen, zu welchem Rettungsboot sie sich zu begeben haben und vor allem, welches der allerkürzeste Weg von der Kammer zu dem betreffenden Rettungsboot ist? Ob der Vorschlag aber durchzuführen ist, auf See eine Probealarmierung der Passagiere vorzunehmen, das sollen erfahrene Kapitäne, nicht aber der grüne Tisch entscheiden.

Nun wurde an Stelle der Rettungsboote oder mindestens als Ergänzung für die Rettungsboote von Professor Laas in der „Technischen Rundschau“ folgender Vorschlag gemacht:

„Man wird eingehender prüfen müssen, ob es nicht sicherer ist, anstatt der Boote, die mit Rücksicht auf das Ausbringen eine bestimmte Größe nicht überschreiten dürfen, auf dem obersten Deck größere Flöße aufzustellen, die bei sinkendem Schiff von selbst aufschwimmen. Derartige Flöße ließen sich ausreichend mit Mannschaften und Proviant versehn, können ferner Motoren für die Fortbewegung bei mäßiger Geschwindigkeit erhalten und mit drahtloser Telegraphie ausgerüstet sein.

Trotz aller Einwendungen gegen die Rettungsmöglichkeit durch Rettungsboote muß man aber doch festhalten, daß, wie es sich bei der „Titanic“ zeigte, auch Gelegenheiten geben kann, mittels der Rettungsboote Passagiere und Mannschaften zu retten. Diese Möglichkeit ist aber entscheidend dafür, daß in bezug auf die Ausrüstung der Rettungsboote alles getan werden muß.“

Neben der Frage der Rettungsboote wurde mit nicht geringerm Eifer die Frage der drahtlosen Telegraphie an Bord behandelt. Auf diesem Felde konnten sich die Laien nicht so sehr tummeln, es wird und muß ganz und gar den Wissenschaftlern überlassen bleiben. Nur in einigen Punkten mag auf die Mahnung des Laien gehört werden, der den Dienst der drahtlosen Telegraphie an Bord kennt. Daß es unbedingt nötig ist, mehrere Beamte im

Drahtlosendienst an Bord zu beschäftigen, wird von allen anerkannt. Auf kleinen Passagierdampfern, die mit Ausgabe- und Empfangsstationen ausgerüstet sind, wird heute der Dienst nur von einem Beamten versehn. Bei aller Aufmerksamkeit muß diesem Beamten aber oft genug ein Anruf entgehn, denn er hört ihn nur, wenn er die Hörer angelegt hat. Sollte die Wissenschaft wirklich nicht die Mittel kennen, das Rufzeichen in Verbindung mit einem Glockensignal zu bringen, ein Signal, das sowohl in der Kammer des Telegraphisten wie auf der Brücke sofort gehört werden könnte? Selbst wenn mehrere Beamte den Telegraphistendienst versehn, kann es doch leicht geschehn, daß das Rufzeichen, wie es häufig vorkommt, überhört wird. Nun wurde aber berichtet, daß zwischen den einzelnen drahtlosen Gesellschaften ein Konkurrenzkampf bestehe, den man schlechterdings hätte für unmöglich halten sollen. Soll es wirklich wahr sein, daß dem Telegraphen des Dampfers „Birma“ von der ostasiatischen Linie keine weitere Nachricht von der „Titanic“ zukam, weil er nicht mit Marconi-Apparaten arbeitete? Man darf sich nicht darauf beschränken, durch ein einfaches Dementi die Nachricht aus der Welt zu schaffen. Nichts ist so reif für eine internationale höchst zwingende Abmachung, als diese Frage. Es darf nicht sein, daß die Erwerbsmöglichkeiten eines Erfinders, und hätte er selbst das Große geschaffen, wie es Marconi tat, so weit geschützt würden, daß drohende Katastrophen darüber ausbrechen könnten. Für die einfache geschäftliche Nachrichtenübermittelung muß der Streit zwischen den einzelnen drahtlosen Gesellschaften sich selbst einen Ausweg suchen. Für alles, was Gefahr heißt, gibt es nur eins, daß die wirklich großen Erfindungen auch aller Welt in gleicher Weise dienst- und nutzbar gemacht werden.

Man muß es heute glauben, daß die Schnelligkeit der Fahrt der „Titanic“ zum Verhängnis geworden. Es hieß, daß die Rekordsucht von den Passagieren verlangt wurde. Möglich, und wer amerikanische und englische Reisende kennt, weiß, daß dieser Vorwurf sicherlich nicht zu Unrecht erhoben wird. Aber es ist doch eine schlechte Ausrede von einer großen Gesellschaft, daß sie die Sicherheit der Fahrt abhängig macht von der Laune der Passagiere. Das zwingt wiederum zur Gesetzgebung über die Schnelligkeit der Fahrt innerhalb Gefahrzonen. Die Schiffsführer oder die Schiffahrtsgesellschaften wissen, an welchen Stellen des Ozeans ihnen regelmäßig Gefahren durch Eisberge drohen. Amerika wird nun wahrscheinlich in dieser bekannten Gefahrenzone (Neufoundlandbank) einen direkten Eisdienst während der kritischen Zeit einrichten. Aber daß dieser Eisdienst auch wirklich Nutzen schafft, kann nur durch die allerschärfsten Vorschriften über Fahrtverminderung erreicht werden. Es ist ja nichts leichter, als eine Kontrolle über die Befolgung dieser Vorschriften aus dem Schiffsjournal zu üben.

Gewissenhafte Kapitäne werden solcher Vorschriften an sich nicht bedürfen.

In der Erregung über die Katastrophe ist ein Vorgang ganz übersehn worden, der aber, im Zusammenhang mit der Untersuchung über die Ursachen des Unglücks doppelt genau hätte beachtet werden müssen. In der Verhandlung über den Untergang des Dampfers „Carrara“ der Sloman Linie in Hamburg, vor dem hamburgischen Seeamte (25. April 1912) machte der Zeuge Ingenieur Ahrens folgende Bekundung:

> Zeuge Ingenieur Ahrens, Beamter der Seeberufsgenossenschaft, äußert sich zunächst auf den Vorhalt des Vorsitzenden, daß die Angaben der Seeberufsgenossenschaft über Freibord und Tiefgang im allgemeinen

sehr unpraktisch und unverständlich, und daß sie außerdem bald in Fuß und Zoll und bald in Metern angegeben seien. Der Zeuge erklärt, daß es der Seeberufsgenossenschaft nur auf den Freibord und weniger auf den Tiefgang des Schiffes ankomme, und daß die Seitenhöhe eines Schiffes sehr schwer festzustellen sei. Im Jahre 1908 seien neue Freibordvorschriften in Kraft getreten. Bei der großen Küstenfahrt der Slomandampfer werde kein großer Freibord gefordert. Der Zeuge gibt auf Vorhalt des Vorsitzenden zu, daß die Art der Berechnung des Freibords höchst unpraktisch sei. Die „Carrara" dürfte einen Wintertiefgang im Süßwasser von 22 Fuß 9½ Zoll haben; sie war beim Abgange von Hamburg nicht überladen. Maßgebend für die Seeberufsgenossenschaft bei der Beladung eines Schiffes ist die Lage der Tiefladelinie zu dem Wasserspiegel. Wir können nicht jedes Schiff beim Abgang vom Hamburger Hafen auf die Innehaltung der Tiefladelinie kontrollieren. (? Die Red.) Die „Carrara" ist von unserm Beamten, Kapitän Jansen, kontrolliert worden und für ordnungsmäßig beladen befunden worden. Im allgemeinen achten im hiesigen Hafen die Beamten der Polizeibehörde darauf, daß die Schiffe beim Abgang von Hamburg die Ladelinie innehalten."
(Aus dem „Hamburger Fremdenblatt".)

Zeigt diese unter Eid abgegebene Aussage eines Beamten der Seeberufsgenossenschaft nicht, daß auch bei uns eine genaue Revision der behördlichen Vorschriften sehr dringend nötig geworden ist?

Es heißt in den Berichten über die Titanickatastrophe, daß die Matrosen betrunken gewesen sein sollen. Diese Nachricht macht auf die Sitte oder viel mehr Unsitte aufmerksam, daß beispielsweise den Trimmern regelmäßig Rationen Schnaps oder Wein verabreicht werden. Man sagt, daß der sehr schwere Dienst der Kohlentrimmer diese „Stärkung" verlange. Seit aber die kaiserliche Marine die Schnapsrationen abgeschafft hat, sollte man doch umlernen. Es gibt gewiß keinen härtern Dienst, als den der Trimmer, aber er rechtfertigt dennoch nicht die Alkoholrationen. Es kommt doch an Bord alles darauf an, daß die Leute immer vollkommen klaren Kopf haben, und darum ist es sehr zu bezweifeln, daß die Alkoholrationen diese sehr nötige Klarheit fördern. Wenn auch nur die geringste Möglichkeit durch sie gegeben wird, daß die Mannschaft betrunken werden kann, dann verlangt das die Abschaffung der Unsitte.

Nun noch etwas über den übertriebenen Luxus an Bord, über den im vorigen Artikel schon einiges gesagt wurde. Ist ein Tennisplatz und eine Radfahrerbahn nicht eigentlich schon Unfug? Diese Frage können die Passagiere der großen Dampfer selbst entscheiden. Es ist gewiß, daß jede Reederei nichts lieber tun wird, als auf solchen Luxus zu verzichten, der nur durch eine sinnlose Verschwendung an Bordraum möglich zu machen ist.

Das rein Technische der Sicherheitsbedingungen der großen Dampfer mag hier nur gestreift werden, denn das werden die Techniker und Wissenschaftler allein unter sich auszumachen haben. Und die Reedereien werden gewiß nicht versäumen, jede Anregung über die Verbesserung der Schotts, über die Schaffung wasserdichter Decks etc. genau zu prüfen. Würde aber noch mehr geschehn, d. h. die Einrichtung einer staatlichen Versuchsstation, so könnten alle Parteien dadurch nur gewinnen. Ja, man müßte soweit gehn, die Erfahrung dieser sicherheitsdienstlichen Versuchsstationen allen schiffahrtstreibenden Ländern zugängig zu machen, denn wenn es sich darum

handelt, die wirklich höchsten Güter, d. h. Menschenleben zu erhalten, so dürfen im verhältnismäßig freundschaftlichen Wirtschaftskampf keine völkerscheidenden Grenzen existieren.

Es werden für geringere Sachen heute internationale Abmachungen getroffen, zu deren Kosten alle an ihnen beteiligten Staaten beitragen. Um wieviel mehr wird sich eine Einigung auch über diese Frage erzielen lassen. Die Schiffahrtsgesellschaften werden gewiß gern auf den Vorsprung voreinander verzichten, der ihnen durch höchstgesteigerte Sicherheitsmaßregeln auf den Schiffen das Geschäft heute erleichtert. Einmal bei der Behandlung der Notwendigkeiten, die international geregelt werden müssen, soll man, solange nicht gründlichere Vorschläge kommen, sich wohl an die vier Forderungen des Professor Laas halten, die er in dem bereits erwähnten Aufsatz in der „Technischen Rundschau" (Beilage zum B. T., 1. Mai 1912) aufgestellt hat:

1. In der Festlegung der Fahrstraßen durch internationale oder private Abkommen und ihre Markierung mit Seezeichen, besonders bei Nacht (Leuchttürme, Feuerschiffe).
2. In der Regelung der Schiffsführung durch internationale Signal- und Ausweichvorschriften, sowie in der stetigen Verbesserung aller Hilfsmittel der Navigation, an Seekarten, Kompaß, Chronometer und drahtloser Telegraphie.
3. In dem Bau der Schiffe, die nach Möglichkeit unsinkbar gemacht werden.
4. In den Hilfsmitteln zur Aufnahme der Personen vom sinkenden Schiff.

Und nun zum Schluß noch eins! Es ist eine Tradition auf See, daß der Kapitän nur als letzter sein Schiff verläßt. Aus dieser Tradition hat sich aber die andere herausgebildet, daß der Kapitän meistens mit seinem Schiff untergeht.

Das stellt dem hohen Mut der Kapitäne gewiß ein ganz erschütterndes Zeugnis aus. Aber wäre es nicht besser, zu erörtern, ob es nicht ratsamer sei, daß der Kapitän eines verunglückten Schiffes, wenn er dieses schon verloren hat, nicht wenigstens auch seine Erfahrungen, die er aus dem Unglück schöpfte, für die Abwendung solchen Unglücks aufbewahrte?

Heute ist man aufs Raten vielfach angewiesen und auf die sich immer widersprechenden Aussagen von Hinterbliebenen, die in ihrer Aufregung alle Dinge falsch sehn mußten. Viel Unglück könnte abgewendet werden, wenn man wüßte, was eigentlich die Ursache des einzelnen Unglücks war.

Es ist endlich Zeit geworden, sich von der Erregung über das ganz beispiellose Unglück frei zu machen. Es kann keine Anklage, kein Vorwurf, kein Rechtspruch zurückbringen, was verloren gegangen ist. Aber es besteht die Gefahr, daß in der Erregung Entschlüsse gefaßt werden, die für die Opfer wohl eine Versöhnung, die aber für die Sicherheit der Lebenden keinen Nutzen bringen werden.



Dr. L. Scholz: Angstkinder.

Karl ist Quartaner und in seine Schule nicht übermäßig verliebt, obwohl er ein sehr schönes und mit allen Unterrichtsmitteln der Neuzeit ausgerüstetes Gymnasium besucht. Das braucht nicht Wunder zu nehmen, denn solcherlei Antipathien sollen bei anderen Quartanern auch vorkommen. Karls Abneigung ist aber von besonderer Art. Er haßt die Schule nicht, sondern er fürchtet sie, fürchtet sie mit jeder Fiber seiner Seele, und alles, was mit diesem Schreckensinstitut zusammenhängt, versetzt ihn in einen Zustand der Erregung. Und dabei tut ihm die arme Schule gar nichts zu Leide. Karl hält sich ganz wacker in der Reihe der Mitkämpen und bewegt sich in jenen mittleren Regionen, die immer noch als anständig gelten dürfen.

Karl ist kein Held. Wo zwei Kameraden sich prügeln, da springt er nicht dazwischen, um mitzutun, oder verfolgt mit kampfeslüsternen Augen das interessante Schauspiel, sondern geht mehr tugendsam als mutig in großem Bogen um das Schlachtfeld herum. Vorsicht ist der Tapferkeit bester Teil. Wohl trägt er nicht beständig Kummerfalten im Gesicht — o, er kann auch lustig sein! —, aber der Grundcharakter bleibt Bänglichkeit und Schwäche. „Ich kann nicht!“ ist sein drittes Wort. Vor allem Derben und Lebenskräftigen schreckt er zurück und läßt sich tragen von den Ereignissen, unschlüssig, unpraktisch, wirklichkeitsfremd. Fragt ihn die unregelmäßigen Verben ab, sie sitzen famos, aber wie man das Telephon bedient, das weiß er nicht. Alles Neue und Ungewohnte türmt sich auf zu einem Berg vor ihm, — unmöglich, da hinüberzukommen. Eine Besorgung, ein bevorstehender Geburtstagsbrief, ein Ausflug, eine Kindergesellschaft, welche Not! Ist jedoch der böse Punkt überwunden, so gibt es Ruhe, er wird fröhlich und in seiner Weise sogar ausgelassen, — bis zum nächsten Mal!

Daheim dreht sich natürlich alles um seine Durchlaucht, den Quartaner. Mutter füttert ihn morgens mit Milchkaffee und Trostesworten, und mittags schielt sie heimlich hinter der Gardine, was der Heimkehrende für ein Gesicht macht. Das Stimmungsbarometer im Hause steht und fällt mit dem Befinden des lieben Jungen. Karl hat kaum seine Wohnung betreten, so legt er mit dem Pauken los, — er könnte ja sonst nicht fertig werden. Da er sich aber schon mit sorgenschwangerem Herzen hinsetzt und infolgedessen seine Gedanken nicht an der Strippe halten kann, so kommt er nicht vom Fleck, wird unruhig, die Stunde rückt vor, die Besorgnis wächst, das Gesicht verzieht sich immer kläglicher, — die Mutter merkt die bevorstehende Katastrophe, aber ihre zarten Beschwichtigungsversuche werden ungütig zurückgewiesen und das Schicksal nimmt seinen Lauf: Tränenstrom, Verzweiflungsausbruch und völlige Deroute, dann nach einer Weile unter Schluchzen neuer Anlauf mit leidlichem Erfolg, Stoßseufzer der Erleichterung auf allen Seiten und der Junge kriecht ins Bett. Ruhe ringsum, Gott sei Dank! „Das war eine nervöse Krise!“, sagt der Arzt und macht ein gelehrtes Gesicht dazu. Nun ja, aber wollte er nur lieber einen Rat geben, wie man diesen Krisen vorbeugt.

Wir wissen es nun: Karl gehört zu den Nervösen und befindet sich, bei Licht betrachtet, damit wenigstens in guter Gesellschaft. Nervös sein, hat einen Anstrich des Vornehmen, es beweist eine fein organisierte Seele und ein subtiles geistiges Empfinden, — ein Banause kann vor Nervenkrisen

sicher sein. Aber, um ernst zu werden, dürfen wir unsern „Fall" wirklich mit dem bequemen Modebegriff Nervosität abtun? Überlegen wir: wenn ein Mensch unter der Last schwerer körperlicher oder seelischer Schädlichkeiten in das Fahrwasser der Neurasthenie gerät, so liegt daran nichts Auffallendes, ja es ist fast selbstverständlich, denn großen Ursachen entsprechen große Wirkungen. Hier aber liegt das Ding anders. An den Knaben werden nicht mehr als Durchschnittsanforderungen gestellt, nichts Größeres, als alle Kinder seines Alters und seiner sozialen Herkunft leisten müssen, und obendrein sind die Eltern bemüht, ihm das Tragen dieses bescheidenen Maßes an Pflichten zu erleichtern. Und wenn ein Junge über der Bewältigung von Normalaufgaben so wenig sein seelisches Gleichgewicht zu behaupten weiß, daß er in einer Art dumpfer Angst dahinlebt und Gespenster überall erblickt, so wird man diese sogenannte Nervosität doch ein wenig schärfer ins Auge fassen müssen. Gesund sein, heißt lebenstauglich sein, denn normalerweise gibt Mutter Natur jedem ihrer Geschöpfe einen Vorrat von Kräften mit, damit es in den Stand gesetzt werde, sich der Welt anzupassen und in ihr zu behaupten. Jene Individuen aber, die bei der Verteilung der Waffen im Daseinskampfe zu kurz gekommen, sind mangelhaft Gerüstete und darum von vornherein Halb- oder Viertelsinvalide, und solcher Lebensdilettanten finden wir allerorten, in jedem Alter, jeder sozialen Stellung zu Tausenden und Abertausenden: psychopathisch Minderwertige oder Psychopathen werden sie vom Arzt genannt. Und auch Karl ist ein psychopathischer Knabe.

Natürlich kommt bei der ungeheuren Kompliziertheit menschlichen Seelenlebens auch die Eigenart der Psychopathen gleich der der Gesunden in den mannigfachsten Bildern zum Ausdruck. Nicht alle sind Angstmenschen und depressiv Verstimmte, sondern wir haben ihr Gegenstück, die exaltativen Naturen, haben die Träumer und Phantasten, die Sonderlinge und Querköpfe, die problematischen Persönlichkeiten und Pseudogenialen, die Affektmenschen, die Triebhaften, die Hypochonder und Hysterischen, die Zwangsleidenden, die „geborenen Verbrecher und moral insanes", und — eben ein gut Teil derer, die unter der Flagge der Nervösen segeln. Was heißt nervös? Nervosität heißt Hirnmüdigkeit, vorzeitige Erschöpfung: wessen Seelenleben gleich dem bloßliegenden Nerven im hohlen Zahn durch den geringsten Reiz verwundet wird, wer sich von allem „angegriffen" fühlt (angegriffen, — ein gar nicht übler Ausdruck), wer müde und entschlußlos die Tage dahindämmert und seiner Mißstimmung in unzarter Weise Luft macht, der ist nervös. In diesem Sinne gehören zweifellos viele Psychopathen zu den Nervenschwächlingen. Aber wir sehen bei ihnen mehr. Karl, unser braver Quartaner, mag uns das lehren. Gewiß, auch er präsentiert sich nicht unter dem Bilde erhabenen Seelengleichmuts, auch er ist ein reizbar Schwacher, indes hinter seiner Nervosität verbirgt sich etwas anderes: ein von Haus aus pathologischer Charakter. Die pessimistische Lebensstimmung ist die Folie, von der sich die „Nervosität" abhebt. Mag auch die oft zu hörende Behauptung von dem Glück der Jugendzeit viel Phrase enthalten, so viel darf man doch sagen: ein Kind, das ein Dasein führt voll von Hemmungen und Nöten, in ewiger Furcht — Furcht vor dem Resoluten, vor Verantwortung und Selbständigkeit, vor dem Heute und Morgen und Furcht selbst vor dem Glück, das ist nicht nur nervös, auch nicht nur ein „unglückliches Temperament" und wie die beschönigenden Ausdrücke heißen mögen, sondern es ist krank, krank im Innersten seiner Seele.

Karl gehört zu dem psychopathischen Typus der Depressiven, der Angstkinder, — Angstkinder in doppelter Hinsicht, für sie selbst und für die Angehörigen. Häufig gesellt sich zur einfachen Angst die Zwangsangst. Auch für diese Erscheinung haben wir Analogien im Leben des Gesunden, namentlich wenn er ermüdet und abgespannt ist. Es drängen sich allerhand Vorstellungen, gleichgültige oder quälende, vernünftige oder absurde, in sein Bewußtsein und hängen sich darin fest: er möchte sie abschütteln, vermag es aber nicht. Melodien und Verse durchkreuzen den ruhigen Strom der Gedanken mit peinigender Aufdringlichkeit, Zweifel, deren Grundlosigkeit der Leidende sehr wohl erkennt, stellen sich wieder und wieder ein, z. B. ob er das Licht auch wirklich und gewiß ausgelöscht, den Brief in den Kasten gesteckt, die Haustür verschlossen habe. Das alles sind die ersten Ansätze zum Krankhaften. Die wahrhaft Zwangskranken führen kein beneidenswertes Leben. Über ihrem Grübeln und Spintisieren, manchmal über die sinnlosesten Fragen, kommen sie nicht zur Ruhe und quälen sich besonders dann, wenn die Zweifel ernste und schreckliche Dinge betreffen: ob sie den Mord begangen, der sich gestern in der Stadt ereignete, ob sie nicht Schuld trugen an diesem oder jenem Unglück, ob der im Flusse liegende Holzblock nicht doch vielleicht ein Mensch gewesen sei, den sie hätten retten müssen. Bei Kindern brütet natürlich alles, was mit der Schule zusammenhängt, die schönsten Angstanwandlungen aus: ein halbes Dutzend mal packen die Unglückswürmer ihren Tornister aus, um sich zu vergewissern, daß sie nichts vergessen haben, oder grübeln über Verfehlungen nach, die sie gegen den Lehrer verschuldet haben könnten; frühzeitig werden sie auch von religiösen Skrupeln geplagt. Die manchen Kindern eigene Zimperlichkeit und Pedanterie läßt sich teilweise auf Zwangsvorgänge zurückführen: die Schulbücher müssen genau nach der Größe geordnet sein, Federhalter und Bleistift parallel liegen, das Löschblatt darf keinen Klex aufweisen, der Schulranzen nicht schief am Nagel hängen, — eher findet das Kind keine Ruhe.

Psychopathische Erscheinungen unterliegen (ein wichtiger Umstand zur Erkennung des Zustandes) mit Vorliebe periodischem Wechsel. Die Symptome fluten empor und ebben zurück. Gute und böse Zeiten lösen einander in mehr oder minder regelmäßigem Turnus ab und aufmerksame Eltern und Erzieher kennen das längst: jetzt kommen die schlimmen Zeiten wieder an die Reihe, — Geduld, sie gehen vorüber! In Irren-, Idioten- und Nervenanstalten, sowie in Fürsorgeinstituten, Korrigendenhäusern und Gefängnissen, wo sich viele geistig minderwertige Individuen aufhalten, sind die kritischen Tage bekannt und gefürchtet. Der Stimmungsumschwung erfolgt von selbst, sozusagen aus dem Nichts, äußere Einflüsse sind kaum von Belang. Zwar knüpft Mißlaune gern an bestimmte Erlebnisse an, doch bilden diese nicht die tiefere Ursache, sondern nur den Gegenstand des Ärgers. Denn fällt dasselbe Ereignis in die Tage heiterer Stimmung, so bleibt es ohne nennenswerte Wirkung, und umgekehrt schafft eine angenehme Nachricht in der bösen Zeit die üble Laune nicht hinweg. Übrigens kann man mit einiger Aufmerksamkeit bei Gesunden dieselbe seelische Periodik beobachten, wenigstens bei sensiblen Personen: da zeigt sich unverkennbar, wie Zeiten des Wohlbefindens und lebhafter Produktionskraft abgelöst werden durch solche des Mißmuts und der geistig-körperlichen Erschlaffung. Wellenbewegung auf und nieder! Das charakterisiert überhaupt die geistigen Anomalien. Regungen, die leise auch in der Seele des Gesunden keimen, springen hervor, verzerrt und lärmend. Das Pathologische ist nur die

Hypertrophie des Physiologischen, wie die Fehler die Superlative unserer Tugenden.

Und schließlich ein Drittes. Psychopathische Minderwertigkeiten sind fast immer angeboren und meist vererbt. Nervös kann auch der sonst gesundeste werden, Psychopath nicht so leicht. Die Erziehung in Schule und Haus zum Sündenbock für allerhand Störungen zu machen, wie es der Laie so gerne tut, geht hier nicht an. Pädagogische Mißgriffe können das Übel verschlimmern, aber nicht erzeugen. Das liegt besonders klar in jenen Fällen zutage, wo das anormal geartete Kind inmitten einer Reihe ganz gesunder Geschwister aufwächst, in derselben Familie, im gleichen Milieu. Es ist unvernünftig und grausam, in das Herz der Eltern, die wahrlich schon genug unter der Sorge um ihr Kind zu leiden haben, den Stachel zu senken: der Schuldige bis du! Wohl soll der Wert oder Unwert der Erziehung nicht geleugnet werden, aber der Glaube an die pädagogische Allmacht, der da lehrt: bringt das Kind hinein in gesunde Verhältnisse, impft ihm den Sinn ein, für alles Wahre, Gute und Schöne, so wird es sich entfalten im Sinne des Ideals, das dem Erzieher vorschwebt, — dieser Glaube führt in Irrtum und Enttäuschung hinein. Der Mensch kommt im gewissen Sinne fertig zur Welt, als ein individuell bestimmtes Wesen. Was keimhaft nicht im Kinde ruht, bringt keine Macht der Welt hinein, und in der Konkurrenz der Kräfte erweisen sich allemal die angeborenen Triebe stärker als die anerzogenen: treibe die Natur aus mit Knütteln, sie kehrt doch zurück! Erziehen heißt entwickeln, — herauswickeln, was in der Knospe eingebettet liegt.

Ein Kind, das den Anspruch erheben darf, gesund zu sein, muß sich halbwegs mühelos erziehen lassen. Wer die Welt unvoreingenommen betrachtet, weiß, daß es die große Mehrzahl der Jugendlichen auch ohne pädagogische Paradekünste lernt, sich den sozialen Anforderungen anzupassen und zu leidlich brauchbaren Menschen emporzuentwickeln. Man darf deshalb ruhig den Satz aussprechen: Dauernd Schwererziehbare sind so gut wie immer geistig und seelisch irgendwie defekt. Ihr Lebenslauf stellt schon in frühen Jahren eine Kette von Sorgen und Enttäuschungen für die Eltern dar. Vom ersten Tage an sozusagen beginnt die Not. Die Kinder schreien und weinen viel, oft die Nächte hindurch, sind wehleidig, schreckhaft und hängen noch als große Buben und Mädel an Mutters Schürze. Sie bleiben lange unsauber, unmanierlich und glänzen durch eine verblüffende Ungeschicklichkeit in allen Fertigkeiten, z. B. beim Essen, beim An- und Ausziehen, beim Spiel. Sie sind „anfällig“ und reagieren auf Fieber und Verdauungsstörungen mit leichten Konvulsionen (Gichtern). „Schlechte Angewohnheiten“ wie Gesichterschneiden, Schulterzucken, Nägelkauen bekommt man bei vielen von ihnen zu sehen. Ihr Phantasieleben wuchert ins Ungesunde: sie unterscheiden nicht zwischen Wahr und Falsch, fabulieren gern und hängen ihren Träumereien nach, die sie der Wirklichkeit entfremden. Bei andern tritt eine wilde Triebhaftigkeit in den Vordergrund der Erscheinungen und gibt zu fortgesetzten Konflikten mit der Umgebung Anlaß. Besonders gefürchtet sind jene Kinder, die durch ihren maßlosen Egoismus, durch Ungehorsam, Verlogenheit, durch kriminelle Neigungen und sexuelle Frühreife die Familie in Atem halten. Ihre intellektuelle Begabung kann dabei ungestört sein, und wenn sie gleichzeitig über glatte Manieren und gewandte Redeweise verfügen, so täuschen sie die Umgebung über das Defekte ihrer Anlage hinweg, — nicht Kranke, sondern Ungeratene sind sie für die große Welt, nicht selten

auch für die Eltern, die das eigene Kind nicht verstehen. Die Tragödie des verlorenen Sohnes!

Wie schon gesagt, sind die meisten Anomalen erblich belastet, Abkömmlinge von Geisteskranken, Epileptikern, Psychopathen, Trinkern; auch der Erbsyphilis fällt ein nicht geringes Schuldkonto zur Last. Der angeborenen Entartung steht die in früher Kindheit durch Schädelverletzungen und Hirnkrankheiten erworbene nahe. Wirken dann außerdem schlimme Lebenseinflüsse auf die Kinder ein, führt eine hysterische Mutter, ein trunksüchtiger Vater im Hause das Regiment, gibt es mehr Prügel als Nahrung und Schlaf, tut endlich die frühzeitige Gewöhnung an den Alkohol ihr übriges, so läßt sich denken, was dabei herauskommt.

Auf die Behandlung der psychopathischen Kinder einzugehen, muß ich mir versagen: das Thema würde in wenigen Sätzen doch nicht zu erledigen sein. Aber ich will darauf hinweisen, daß sich in den letzten Jahren Ärzte und Erzieher besonders eingehend mit der Fürsorge der geistig anomalen Jugendlichen beschäftigt haben und daß aus der gemeinsamen Arbeit geradezu ein neuer Zweig der praktischen Wissenschaft, die Heilpädagogik, emporgeblüht ist. Wir haben kein Recht, uns den angeborenen Abweichungen gegenüber mit stiller Resignation zu bescheiden und mit den Worten Fatum und Verhängnis die Hände in den Schoß zu legen. Bleibt auch die krankhafte Anlage, als ein Ganzes genommen, unausrottbar, so lassen sich doch manche gute Ansätze, die unentdeckt und unentwickelt schliefen, hervorholen und pflegen, böse Keime niederhalten und was an Üblem nicht des Kindes Eigenes ist, sondern nur von außen hineingetragen war, auch wieder herausschaffen. Und es bleibt uns ferner der Trost, daß die Entwicklung gar nicht so selten wie von selber, kraft immanenter Gesetze, andere und bessere Bahnen einschlägt: wie oft gehen aus Sorgenkindern tüchtige Männer und Frauen hervor! Behauptet aber die krankhafte Anlage unerschütterlich das Feld, so brauchen wir auch dann nicht zu verzagen: wir können Leiden tragen helfen, können helfen, daß es dem Kranken gelingt, seine schlimmen Neigungen immer mehr zu beherrschen, peinliche Gedanken in den Hintergrund zu drängen, häßliche Gewohnheiten abzulegen, können den gesunkenen Mut aufrichten und den schwachen Charakter mit fester Hand so weit führen, daß er im Strudel der Welt nicht untergeht.

Dr. jur. M. de Jonge: Die Zahl der Reichstagsabgeordneten.

Der neue Reichstag hat sich konstituiert. 397 Vertreter des deutschen Volkes haben ihren Einzug in das Reichshaus gehalten. 397 hielten auch 1871 schon ihren Einzug in den Reichstag. Damals zählte das deutsche Volk 41 Millionen, heute zählt es 66 Millionen Köpfe.

Das Wahlgesetz für den Norddeutschen Bund von 1869 hatte in § 5 bestimmt: „In jedem Bundesstaate wird auf durchschnittlich 100 000 Seelen derjenigen Bevölkerungszahl, welche den Wahlen zum verfassunggebenden Reichstag zugrunde gelegen hat, ein Abgeordneter gewählt. Ein Überschuß von mindestens 50 000 Seelen der Gesamtbevölkerung eines Bundesstaates wird vollen 100 000 Seelen gleich gerechnet. In einem Bundesstaate, dessen Bevölkerung 100 000 Seelen nicht erreicht, wird ein Abgeordneter gewählt. Demnach (!) beträgt die Zahl usw.

Eine Vermehrung der Zahl der Abgeordneten infolge der steigenden Bevölkerung wird durch das Gesetz bestimmt."

Und die Reichsverfassung erklärt entsprechend in Artikel 20, Abs. 2: „Bis zu der gesetzlichen Regelung, welche im § 5 des Wahlgesetzes vom 31. Mai 1869 vorbehalten (!) ist, werden in Bayern 48, in Württemberg 17, in Baden 14, in Hessen südlich des Mains 6 Abgeordnete gewählt, und beträgt demnach die Gesamtzahl der Abgeordneten 382." (Hierzu kamen dann später noch 15 Abgeordnete für Elsaß-Lothringen.)

In ähnlicher Weise ist in manchen Staatsverfassungen Europas eine Proportion zwischen Bevölkerungszahl und Volksvertreterzahl fixiert. Die belgische Verfassung bestimmt in Art. 49: „La loi électorale fixe le nombre des députés d'après la population; ce nombre ne peut excéder la proportion d'un député sur 40 000 habitants"; die türkische Verfassung in Art. 65: „Die Anzahl der Abgeordneten ist derart bestimmt, daß auf je 50 000 Osmanen ein Abgeordneter kommt"; die dänische in Art. 32: „Die Anzahl der Mitglieder des Volksthing (zweite Kammer) soll ungefähr in dem Verhältnis stehen, daß ein Mitglied auf 16 000 Einwohner kommt"; die bulgarische in Art. 86: „Die gewöhnliche Nationalversammlung setzt sich zusammen aus Abgeordneten, welche durch direkte Wahl derart gewählt sind, daß ein Abgeordneter auf 10 000 Einwohner beiderlei Geschlechts kommt" (später durch die Verfassungsänderung von 1893 dahin geändert, daß ein Abgeordneter auf 20 000 Einwohner kommt). Ein ähnliches Proportionalsystem ist auch in manchen deutschen Bundesstaaten verfassungsmäßig fixiert; Bayern (Art. 1): „. . . Verhältnis von einem Abgeordneten zu 31 500 Seelen." In den meisten deutschen Bundesstaaten dagegen ist ebenso wie in den meisten europäischen Staaten die Zahl der Abgeordneten absolut fixiert, ohne daß eine Relation zwischen Volkszahl und Volksvertreterzahl (mag sie auch den Erwägungen und Berechnungen des Gesetzgebers zugrunde gelegen haben) als integrierender Bestandteil des Gesetzesinhaltes textuell festgelegt ist. Während aber in denjenigen Staaten, deren Volksvertreterzahl absolut fixiert ist, ein Recht auf Vermehrung von niemand geltend gemacht werden kann, folgt aus solchen staatsrechtlichen Normen, die eine Beziehung zwischen Volkszahl und Volksvertreterzahl ausdrücklich statuieren, ein korrelater Rechtsanspruch! Und dieser Rechtsanspruch hat einen besonders starken „Rechtstitel" dort, wo (wie im deutschen Reichsparlamentsrecht durch zwei Gesetzesnormen)

diese Vermehrung vom Gesetzgeber selbst in klarer, bindender legislativer Form zugesagt wird! Die taktischen Erwägungen, die bisher sowohl der Regierung als auch manchen Parteien die Aufrechterhaltung des bisherigen, in sich widerspruchsvollen Rechtszustandes, die Beibehaltung der alten Zahl 397 aus dem Jahre 1871 durchaus „opportun“ erscheinen ließen, sollen hier nur angedeutet, nicht erörtert werden. Um so nachdrücklicher aber muß der Standpunkt rein objektiver staatsrechtlicher Gerechtigkeit betont, eindringlich darauf hingewiesen werden, daß ein schweres staatsrechtliches „Unrecht“ sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt „fortschleppt“, wenn z. B. Berlin noch immer nur sechs Abgeordnete in den Reichstag entsendet, weil es anno „dazumal“ nur 600 000 Einwohner hatte, während es heute mit mehr als zwei Millionen 20 Abgeordnete entsenden dürfte; daß Bremen nur einen Abgeordneten im Reichstage hat, während es als Drittelmillionenstaat drei zu beanspruchen hätte! Und daß andererseits viele Wahlkreise, deren Bevölkerung nur in gleichem Verhältnis zur Gesamtbevölkerung des Reiches (also etwa $1^5/_8 : 1$) zugenommen hat, relativ doppelt so stark im Reichstag vertreten sind, wie Berlin und Köln. Laut und beharrlich müssen darum die wenigen, die „keiner Partei dienstbar“ sind, den Ruf nach gerechter Fixierung der Zahl der Reichstagsabgeordneten erheben! Und da auch das Staatsrecht Objekt der Jurisprudenz ist, muß das Recht auf Vermehrung der Reichsboten zunächst einer genaueren juristischen Analyse unterzogen und in dreifacher Richtung klargelegt werden. Erstens: die Art des Rechtsanspruchs; zweitens: das Subjekt des Rechtsanspruchs; drittens: die Geltendmachung, die Durchführung des Rechtsanspruchs.

Erstens: Die Art des Rechtsanspruchs. Es ist ein geradezu typischer Fall des „Rechts auf Gesetzgebung“, nicht etwa nur eines politischen, moralischen, sondern eines subjektiven Rechtes im streng juristischen Sinne, eines öffentlichrechtlichen Rechtsanspruchs, dessen Korrelat die „Gesetzgebungspflicht“ ist. Diese „Gesetzgebungspflichten“ des Staates begegnen uns in gesetzlich fixierter Form vielfach. Aus der preußischen Verfassung seien nur zwei herausgehoben. Art. 26 bestimmt: „Ein besonderes Gesetz regelt das ganze Unterrichtswesen“; Art. 61, Abs. 2: „Die näheren Bestimmungen über die Fälle der Verantwortlichkeit der Minister, über das Verfahren und über die Strafen werden einem besonderen Gesetze vorbehalten“. Beide Gesetzgebungspflichten hat leider der preußische Staat bisher unerfüllt gelassen. Dagegen hat er gerade vor wenigen Monaten eine solche gesetzlich ihm auferlegte Gesetzgebungspflicht erfüllt, indem er dem § 8 des Gesetzes vom 26. Mai 1909 gemäß, welches der Staatsregierung die Verpflichtung auferlegt hatte, im Landtage innerhalb dreier Jahre eine Gesetzesvorlage über eine „organische“ (lies: systematische) Neuordnung der direkten Staatssteuern einzubringen, dem Landtage einen entsprechenden Entwurf vorgelegt hat. Daß hier für die Erfüllung der Gesetzgebungspflicht ein „Fälligkeitstermin“ fixiert war, kann sie durchaus nicht als eine verstärkte, qualifizierte, im Gegensatz zu anderen Gesetzgebungspflichten erscheinen lassen. Auch ohne „Fälligkeitstermin“ haben Gesetzgebungspflichten die gleiche staatsrechtliche Gültigkeit, wie etwa privatrechtlich die Übernahme von Verbindlichkeiten ohne genaue Zeitbestimmung, wenn auch dort die „Zeit der Leistung“ allerdings nach anderen Rechtsgrundsätzen zu fixieren ist, als hier nach § 271 des B. G. B. Und gerade bei der parlamentsrechtlichen Gesetzgebungspflicht im Wahlgesetz (§ 5) und der Reichsverfassung (Art. 20) ist ein fester Maßstab gegeben, der ebenso klar und sicher die

„Zeit der Leistung“ festzusetzen ermöglicht, wie die zivilistische Auslegungsregel des § 271 B. G. B. Denn in jenem § 5 wird die Notwendigkeit, die Zahl der Volksvertreter zu vermehren, ausdrücklich als eine zukünftige „Folge“ der „steigenden Bevölkerung“ statuiert! Nun steigt die Bevölkerung ja im deutschen Vaterlande erfreulicherweise nicht nur jedes Jahr, sondern auch jeden Monat, jede Woche, jeden Tag! Und nicht jeden Monat kann naturgemäß eine Vermehrung der Volksvertreterzahl bestimmt werden. Aber ein anderer klarer „Fälligkeitstermin“ für die „Zeit der Leistung“ ist durch das Reichsverwaltungsrecht selbst als der natürlich gegebene fixiert — das sind die periodischen Volkszählungen! Seit 1875 haben acht amtliche Volkszählungen im deutschen Vaterlande stattgefunden! Und die juristische Dialektik des Staatsrechts zwingt zu der Feststellung, daß schou achtmal die Volksvertreterzahl hätte vermehrt werden müssen! Hat man achtmal diese Gesetzgebungspflicht unerfüllt gelassen, so ist es nun wahrlich um so nötiger, diese aus auch rückständigen „Raten“ aufgehäuften Gesetzgebungs-„Schulden“ endlich abzutragen, und auch andererseits um so leichter, als für alte „Schulden“ hier keine „Zinsen“ berechnet werden können.

Zweitens. Ist hierdurch das Recht auf Vermehrung der Reichstagsabgeordneten als Rechtsanspruch auf Erfüllung einer klar statuierten Gesetzgebungspflicht erwiesen, so erhebt sich die zweite Frage: Wer ist Subjekt dieses Anspruchs?

Subjekt des Rechtes auf Reichstagserweiterung ist vor allem das deutsche Volk als Ganzes, welches einen Anspruch auf einen größeren Reichstag ebenso sicher hat, wie ein Knabe, dem für den Fall „steigenden“ Wachstums vom Vater ein größerer Anzug in bindender Form zugesagt wurde, einen Anspruch auf einen solchen hat. Allein das deutsche Volk ist kein „Rechtssubjekt“ im juristischen Sinne. Träger jenes Rechtes auf Reichstagserweiterung ist vor allem der Reichstag selbst, der Vertreter des an sich nicht „rechtsfähigen“ 66-Millionen-Volkes! Und Träger ist in erhöhtem Maße jeder Wahlkreis, in dem die Bevölkerung das zweite (oder gar das dritte, vierte) Hunderttausend erreicht hat, bezw. der Abgeordnete dieses Wahlkreises, der seine Ansprüche in parlamentsrechtlicher Hinsicht zu vertreten hat. Und Subjekt des Rechtsanspruches ist endlich der einzelne Wähler in solchen Wahlkreisen. Und hiermit korrespondiert auch

Drittens: die Geltendmachung des Rechtsanspruches! Soviel verschiedene Arten von Subjekten des Rechtes auf Reichstagserweiterung, soviel Formen seiner Geltendmachung! Der Reichstag als solcher ist berechtigt, entweder aus eigener Initiative für sein Teil die statuierte Gesetzgebungspflicht zu erfüllen, und dann die Zustimmung des Bundesrats zu erwirken, oder die Reichsregierung zur Einbringung eines entsprechenden Gesetzentwurfes aufzufordern. Jeder Abgeordnete solcher Wahlkreise, die auf mehrere 100 000 Köpfe gewachsen sind, ist befugt, die Reichsregierung vor dem „Forum“ des Reichstags an die Erfüllung ihrer Pflicht zu „mahnen“, nicht minder aber auch den Reichstag selbst, der ein gleichberechtigter und grade in diesem Falle auch seit 40 Jahren durchaus gleichverpflichteter Faktor der Gesetzgebung ist. Und jeder einzelne Wähler solcher Wahlkreise ist berechtigt, an den Reichsgesetzgeber eine entsprechende Mahnung zu richten, an den Reichstag in Form der Petition, die aber in der Sache keine „Petition“ sein würde, sondern ein „Petitum“, d. h. ein Klageanspruch im prozessualen Sinne!

Noch muß darauf hingewiesen werden, daß die Vermehrung der Reichsbotenzahl, nachdem ihre Fixierung aus dem Wahlgesetz in den Art. 20 der Reichsverfassung übernommen ward, formell eine „Verfassungsänderung“ bedingen würde, die aber nicht (gemäß Art. 78,1) abgelehnt werden kann, da eben eine Gesetzgebungs**pflicht** zu erfüllen ist, und deshalb der Bundesrat nicht mit einer einzigen Stimme, geschweige denn mit vierzehn dagegen stimmen kann.

Die so lange rückständige Erfüllung der „Gesetzgebungspflicht“, die verfassungsmäßig garantierte Kongruenz zwischen Volkszahl und Volksvertreterzahl herzustellen, würde das tatsächliche Ergebnis haben, daß die Zahl der Reichstagsabgeordneten auf etwa 670 anwachsen würde. Genau ebenso viele Mitglieder hat das englische House of Commons, für welches die Redistribution of Seats Act von 1885 die Zahl der Mitglieder auf 670 fixierte. In Frankreich beträgt die Zahl der Mitglieder der Chambre de Députés nach wiederholten Vermehrungen seit 1902 nicht viel weniger, nämlich 591. Und doch hat Frankreich nur 40, Großbritannien nur 45 Millionen Einwohner! Ist auch der Reichstag nicht in dem Maße der konzentrierte Extrakt der Volkskraft, wie die Reichsarmee und darum die Vermehrung der Zahl der Reichstagsabgeordneten nicht so notwendig, wie die der Zahl der Reichssoldaten, so gelangt doch die politische Volkskraft der deutschen Nation in ihm zum **repräsentativen Ausdruck!** Und darum kann er an Würde und imposanter Wirkung auch dem Auslande gegenüber lediglich gewinnen, wenn er an Zahl den Parlamenten der beiden anderen mitteleuropäischen Großstaaten, deren Bevölkerungsdifferenz gegen Deutschland heute grade in umgekehrtem Verhältnis zu der Differenz an Volksvertretern steht, gleichgestellt wird!

Staatskunst.

(Aus den Lebenssprüchen Friedrichs des Großen.)

Die Ursache von dem Verfall großer Reiche ist immer dieselbe gewesen: sie hat immer in der schwachen Verfassung ihrer Staaten gelegen.

In allen Staaten gibt es eine Anzahl Bürger, die, vom Geräusch der Staatsgeschäfte entfernt, sie ohne Leidenschaften ansehen, und eben dadurch richtig über sie urteilen; indessen diejenigen, die das Steuerruder in Händen führen, die Gegenstände nur mit getäuschten Augen betrachten, nur nach den Truggestalten, die ihnen ihre Einbildungskraft vorspiegelt, urteilen und oft durch die Folgen eines falsch getanen Schrittes in eine Verkettung von Wirkung und Ursache hineingezogen werden, die sie nie voraussehen konnten.

Der gute oder üble Zustand der Finanzen ist gleichsam der Puls eines Staates.

Die Staatskunst erfordert Geduld, und das Meisterwerk eines weisen Regenten ist es, jede Sache zu ihrer rechten und gelegenen Zeit zu tun.

Zu Staatsgeschäften braucht man weder Vorurteile noch Leidenschaften; die einzige, die man haben darf, ist die Liebe zum allgemeinen Besten.

ANREGUNGEN UND AUSBLICKE.

Anleihesorgen.

Seit Jahren schon zeigen die Kurse unserer heimischen Staats- und Reichsanleihe rückgängige Tendenz. Im Vergleich zu den Rentenkursen gleichwertiger Nachbarstaaten ist der Tiefstand geradezu erschreckend. So erschreckend, daß selbst die Finanzgrößen im Reichsschatzamt stutzig wurden und sich bemüßigt fühlten, ihre Aufmerksamkeit auch einmal diesem Gebiet zuzuwenden. Bis jetzt war von Folgen — oder gar Erfolgen in dieser Hinsicht nichts zu spüren. Reichsanleihen und preußische Konsols haben wohl die niedrigsten Kurse erreicht. Die Zeiten sind vorbei, da ein Bankier seinen Kunden Renten empfehlen konnte, wenn sie gut schlafen, und Aktien, wenn sie gut essen wollten. Der Sparer, der sein Geld heute in Staatspapieren „sicher" anzulegen meint, kann weder gut schlafen, noch gut essen. Er muß von vornherein einen gewissen Prozentsatz des so investierten Kapitals à fond perdu abschreiben. Die leise Hoffnung, etwas zu verdienen, muß er im tiefsten Busen streng bewahren, wenn er nicht dem allgemeinen Gelächter der Mitwelt preisgegeben sein will. „Laßt alle Hoffnung hinter euch, ihr, die ihr hier eingetragen werdet", sollte man in freier Übersetzung des italienischen Dichters als passende Inschrift auf die erste Seite des Reichsschuldbuches schreiben.

Nun soll das Übel mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Wenn die Not am größten, dann wird sie, so will's der Brauch in deutschen Landen, zum „Gegenstand eingehender Erwägungen" gemacht. Selbstverständlich handelt es sich bei diesen Erwägungen nicht darum, die Grundursachen des Kursrückganges festzustellen. Nein, die sind den Weisen am Regierungstisch vollkommen klar. Das böse Publikum, das sich der Spekulation in Aktien ergibt, das nach höherer Verzinsung und Kursgewinnen schielt, die Banken, die (begreiflicherweise) solche Bestrebungen unterstützen und fördern, das sind die Missetäter, und „frei von Schuld und Fehle" bewahrte die Regierung nur die ach so kindlich reine Seele. Hat sie nicht das Menschenmögliche getan? — Hat sie die Heimatsanleihen nicht vom Effekten- und Schlußscheinstempel befreit? — Besorgen die Staatsbanken den Ankauf von Konsols und Reichsanleihen nicht provisionsfrei? — Michel, was willst du noch mehr?

Und trotzdem gehen die Kurse gleichmäßig weiter zurück. Diese kleinen Mittel haben nichts geholfen. Den Ankauf von Anleihen zu erleichtern, hat nichts genützt, was liegt näher (so denkt der Schatzsekretär), als ihn zu erzwingen! Gesetze machen ist ja so leicht, zumal wenn andere die Folgen tragen müssen. So sollen denn nun in Zukunft Versicherungsgesellschaften, Depositenbanken und Sparkassen verpflichtet werden, einen bestimmten Teil der ihnen anvertrauten Gelder in heimischen Staatspapieren anzulegen. Auf diese Art hofft man gleich zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Erstens soll der Anleihekurs gesteigert werden, und zweitens glaubt man, daß die von diesem Gesetz betroffenen Institute ihre auf solche Art angelegten Gelder im Bedarfsfalle am leichtesten flüssig machen können. Die Liquidität soll gesteigert werden.

Sehen wir einmal zu, wie es sich damit verhält. Größere Käufe müssen den Kurs unzweifelhaft günstig beeinflussen. Und da sich die Spar- und Depositeneinlagen, wie statistisch festgestellt ist, von Jahr zu Jahr vermehren, da auch die Versicherungspolice auf ihrem Siegeszug in immer weitere Volkskreise eindringt, so werden die obengenannten Gesellschaften wohl dauernd als Käufer am Anleihemarkt zu finden sein. Demnach wäre anscheinend nicht zu befürchten, daß die Preiserhöhung nur eine einmalige, sprunghafte sein würde, sondern man könnte annehmen, daß die ständige Nachfrage eine gewisse Stabilität des Kurses zur Folge haben wird. So weit ist alles sehr schön und sehr gut, doch „grau ist alle Theorie". Ob es in praxi einen Wert hat, den Kurs künstlich in die Höhe zu

treiben und zu stützen, das ist eine andere Frage. Gewiß, in normalen Zeiten wird wohl alles im großen und ganzen klappen. Wie aber wird es, wenn das Gesetz die Feuerprobe bestehen soll? Wenn Kriege oder auch nur Kriegsgerüchte (wie im letzten Sommer) die Sparer beunruhigen? Wie leicht ein solcher Fall Wirklichkeit werden kann, hat sich erst bei den Marokkoverhandlungen gezeigt. Hier boten schon ganz vage Gerüchte die Veranlassung zu einem „Run" auf die Sparkassen. Im Ernstfall wird sich das zweifellos in noch viel größerem Umfange wiederholen. Niemand aber wird wohl behaupten, daß in Kriegszeiten ausgerechnet Staatspapiere leichter zu Geld zu machen seien, als andere festverzinsliche Valeurs. Die jetzt als Vorteil angeführte Liquidität muß dann kläglich Schiffbruch leiden. Banken und Sparkassen werden sich außerstande sehen, den Forderungen ihrer Gläubiger nachzukommen. Und das gerade in einem Augenblick, wo das Vertrauen sowieso erschüttert ist. Es ist nichts davon bekannt, daß das neue Gesetz Bestimmungen darüber enthält, wie derartige Folgen zu verhindern sind. Wenn jetzt nur der Kurs in die Höhe getrieben wird, scheinen die leitenden Männer zu denken, „après nous le déluge".

Daß durch eine solche Maßregel die Spareinlagen des Volkes gefährdet werden, wen kümmert das! Was aber, so muß man sich fragen, ist das für eine Sicherheit, deren Wert gerade in kritischen Zeiten großen Schwankungen unterworfen ist? Der kleine Sparer, der erfahrungsgemäß um seine Hunderte viel besorgter ist als ein Millionär um seine Hunderttausende, wird alles Vertrauen zur Sparkasse, die ihm bis jetzt noch sicher schien, unzweifelhaft gänzlich verlieren. Runs, die für das Wirtschaftsleben immer schädlich sind, werden in der Folge nach jedem dummen Gerücht zur Regel werden. Und der Kurs dürfte in solchen Zeiten durch die dann nötig werdenden ständigen Käufe und Verkäufe noch bedeutend mehr schwanken als bisher. Dann könnten wir es wohl gar noch erleben, daß Deutsche Reichsanleihe ein Spekulationspapier wird.

Ob es ferner für den Kredit des Reiches förderlich ist, wenn es die Käufer für seine Anleihe zwangsweise heranziehen muß, wage ich auch nicht zu glauben. Die Ausführung einer derartigen Absicht wäre aber um so beschämender für uns, als unsere Anleihen in Wirklichkeit gar nicht so schlecht sind, wie sie infolge der „Rettungsaktion" der Regierung dem fernstehenden Beobachter erscheinen müssen. Die Gesamtschulden des Reiches und der Bundesstaaten betragen etwa 18 Milliarden Mark. Hiervon aber sind 11 Milliarden Eisenbahnschulden, deren Verzinsung durch die Betriebseinnahmen überreichlich gedeckt ist. Der Rest von 7 Milliarden, deren Zinsen aus den Steuern aufgebracht werden müssen, ist jedoch für ein Reich von unserer Bevölkerungsziffer nicht übermäßig hoch, wie ein Blick auf die Schuldenlast der anderen Großmächte beweist. Es ist bedauerlich, daß sich die Regierung trotz mehrfacher Anregungen nicht dazu entschließen konnte (und es auch jetzt noch nicht kann), die zum Ankauf und Bau von Eisenbahnen aufgenommensn Anleihen auch äußerlich als solche kenntlich zu machen und von den unproduktiven Schulden zu trennen. Dann hätten niemals solche Irrtümer über unsere Finanzlage, wie jetzt vielfach im Umlauf sind, Verbreitung finden können.

Doch das ist nicht der schlimmste Fehler, der gemacht worden ist. Die Gründe für die Anleiheflucht der Sparer liegen viel tiefer. Dank der „bewährten Wirtschaftspolitik", auf die unsere Reichsregierung eingeschworen ist, hat sich die Lebenshaltung in den letzten Jahren bedeutend verteuert. Durch Erhöhung der Beamtengehälter (und der Zivilliste des Königs von Preußen) ist dies an den leitenden Stellen de facto bereits anerkannt, wenn es auch von dorther immer wieder bestritten wird. Die Löhne der Arbeiter sind gleichfalls gestiegen und das Gehaltsniveau der Privatbeamten hat folgerichtig im Durchschnitt auch eine Erhöhung erfahren. Bei allen diesen Volksklassen sind also die Einnahmen — wenn auch nicht im gleichen Verhältnis wie die Ausgaben — gestiegen. Nur die vielbeneideten Rentiers erhielten keine Teuerungszulage. Die Ausgaben wurden

größer und der Wert der Coupons blieb derselbe.

Auf dieses Mißverhältnis sind zum größten Teil die niedrigen Kurse unserer Anleihen und die lebhafte Spekulationstätigkeit auf dem Kassaindustriemarkt in den letzten Jahren zurückzuführen. Der kleine Rentier, der von seinen Zinsen zu leben gezwungen ist, muß eben sein Kapital bei den jetzigen teuren Zeiten in solchen Werten anlegen, die ihm eine höhere Rente gewähren, als er aus Staatsanleihen erzielt. Deshalb fallen auf dem Rentenmarkt die Kurse. Deshalb wird jetzt in Aktien viel umfangreicher und von ganz anderen Leuten spekuliert als früher. Die durch die Regierungspolitik verschuldete Not treibt das Publikum zur Börse. Nur bei Industriepapieren läßt sich eine Verzinsung von sechs und mehr Prozent erzielen, die dann allerdings mit der bedeutend größeren Unsicherheit der Anlagewerte erkauft werden muß.

Daß landwirtschaftliche und Hypothekenpfandbriefe, Stadt- und Provinzialobligationen den Staatsanleihen so große Konkurrenz machen, wie vielfach behauptet wird, kommt gar nicht so sehr in Betracht, wenn man die Dinge unter diesem Gesichtspunkt ins Auge faßt. Auf die Leute, die ihr Geld in derartigen Effekten anlegen, ist für Staatspapiere nur in sehr geringem Maße zu rechnen.

Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß man das Kursniveau unserer Anleihen durch künstliche Mittel dauernd nicht wird heben können, solange die Grundursachen der Depression nicht beseitigt sind, solange das Wirtschaftssystem, unter dem die Mehrheit des deutschen Volkes heute seufzt und unter dessen schweren Lasten sogar eine Nation wie die unserige zusammenzubrechen droht, vom Reichskanzlerpalais aus als „bewährt“ angepriesen wird. Dieses System muß fallen, sollen die Anleihen steigen. Hoffnungslos müßten wir allerdings bei den jetzigen Verhältnissen, wo unsere fundamentalsten Gesetze von ostelbischen Grundbesitzern aus der Taufe gehoben werden, in die Zukunft schauen, wenn uns nicht der Trost bliebe, daß diese ganze Politik eines schönen Tages an sich selbst zu Grunde gehen muß.

Man mag sich theoretisch darüber streiten, wie lange es noch möglich ist, daß mit den künstlich gesteigerten Ausgaben die Einkommenverhältnisse der breiten Massen Schritt halten können — praktisch ist durch die merkwürdige — bei normalen Wirtschaftsverhältnissen ganz unmögliche — Entwicklung unserer Anleihekurse der Beweis erbracht, daß die agrarpolitischen Pfeile, die man zur einseitigen Begünstigung einer Klasse abgeschossen hat, doch wieder auf die Schützen zurückspringen. Schon zeigen überall die Pfeiler des offiziellen Wirtschaftsgebäudes bedenkliche Risse, und nur durch Zwangsmittel kann es noch eine Weile gestützt werden, wer aber Augen hat zu sehen, dem kann das gänzliche Fiasko schon jetzt nicht mehr verborgen bleiben.

Hugo Kloß.

Schluß des redaktionellen Teils!

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.
Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto) an die Redaktion Bremen, Am Wall 163. Tel. 6945.
Sprechstunden der Redaktion: Dienstag und Freitag von 1—2 Uhr.
Verlag: Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft in Bremen.
Druck: H. M. Hauschild, Hofbuchdruckerei, Bremen.

Koffeïnhaltige und koffeïnfreie Getränke in ihrem Verhalten zu Erkrankungen des Gefäßsystems.

Unter diesem Titel veröffentlichte kürzlich der bekannte Badearzt Dr. Samuely in der »Deutschen Medizinischen Presse« eine umfangreiche Arbeit, die wertvolle Angaben über das Verhalten der beiden Getränke bei Erkrankungen des Gefäßsystems enthält. Das Material ergab sich durch monatelange Untersuchungen unter Zuhilfenahme der vervollkommnetsten Blutdruckmeßapparate. Als Versuchsobjekte diente eine große Anzahl von Patienten, insbesondere an Herz- und Gefäßsystem Erkrankten. Vor dem Genuß und etwa 30 Minuten nach dem Genuß des Getränkes wurde die Temperatur festgestellt und Blutdruckmessungen mit dem Tonometer nach Recklinghausen vorgenommen, eine kombinierte Druck- und Blutkurve mit dem Prof. Brugschen Apparat gezeichnet und die Pulsfrequenz geprüft; 28 Reproduktionen von Pulskurven illustrieren die Abhandlung. Die Schlußfolgerungen,*) zu denen der Verfasser durch eine solche wissenschaftliche Methode gedrängt wird, sind besonders beachtenswert:

»Ich habe die beschriebenen Fälle aus einer großen Anzahl von Untersuchungen gewählt, weil jeder von ihnen typisch war für eine ganze Reihe anderer Fälle und deutlich die verschiedene Wirkung von koffeïnfreiem und koffeïnhaltigem Kaffee erkennen ließ. Es ist selbstverständlich, daß die Unterschiede der Wirkung nicht in allen Fällen gleich groß waren; die ausgewählten zeigen aber eklatante Unterschiede. Ich muß bemerken, daß wohl Fälle vorkamen, bei welchen wider mein Erwarten der gewöhnliche koffeïnhaltige Kaffee ohne sichtbar schädigenden Einfluß vertragen wurde, daß ich jedoch keinen einzigen Fall konstatieren konnte, in welchem der koffeïnfreie Kaffee eine schädigende Wirkung ausübte. Vergleicht man die einzelnen vorgeführten Fälle miteinander, so zeigen sie eine ganze Reihe von Verschiedenheiten, ja sogar von Gegensätzen, deren theoretische Erklärung nicht so ohne weiteres möglich ist.

Hinsichtlich der Wirkung auf Temperatur läßt sich überhaupt keinerlei Einheitlichkeit konstatieren. Nur bei einer geringen Anzahl von Fällen wird eine kleine Temperatursteigerung bemerkbar, die nie 0,4 überstieg und auch nie länger als zwei Stunden vorhielt. In einzelnen Fällen wirkte auch koffeïnfreier Kaffee in gleicher Weise temperatursteigernd. Es ist dies ja auch ganz leicht erklärlich, wenn man sich damit begnügt, für diese Temperatursteigerung die stimulierende Wirkung auf die Nervenzentren verantwortlich zu machen. Es kommt ja eine solche stimulierende Wirkung auch dem im koffeïnfreien Kaffee enthaltenen Koffeol zu. Ich kann mich nämlich kaum der Ansicht derjenigen anschließen, die die temperatursteigernde Wirkung des Koffeïns einem Übertritt von

*) Ein Exemplar der vollständigen Arbeit stellt die Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen, jedem Interessenten auf Wunsch zur Verfügung.

Fibrinferment ins Blut zuschreiben. Dazu ist denn doch die Temperatursteigerung eine zu geringe und wenig nachhaltige. Man muß doch einen Unterschied machen zwischen diesen geringen und nicht nachhaltigen Temperatursteigerungen, wie sie durch Erregung der Nervenzentren sich ungezwungen erklären lassen, und jener 1—1½ Grad betragenden Steigerung an Versuchstieren, denen tödliche Dosen Koffeïn injiziert werden. Im übrigen hat die Frage nicht viel praktische Bedeutung, vielleicht ist es diese geringe Steigerung sowohl nach dem Genuß von koffeïnfreiem als auch von koffeïnhaltigem Kaffee, die in einzelnen Fällen zur Erregung des subjektiven Wohlbefindens beiträgt.

Wesentlich wichtiger ist die Frage der gesteigerten Diurese. Zweifelsohne ließ sich in einer Reihe von Fällen sowohl beim koffeïnfreien als auch beim koffeïnhaltigen Kaffee eine Steigerung der Diurese nachweisen, die in einzelnen Fällen bis zu einer Erhöhung der 24stündigen Urinmenge um 500 Gramm betrug. Die Versuche von Löwy und Frey haben ja ergeben, daß durch Koffeïn, abweichend von der Kontraktion der übrigen Gefäße, die Nierengefäße eher eine Erweiterung erfahren, daß somit die Niere besser durchblutet wird. Meine Versuche haben gezeigt, daß die gleiche Wirkung auch dem koffeïnfreien Getränke zukommt, so daß auch in dieser Beziehung der entkoffeïnisierte Kaffee dem Originalkaffee nicht an günstiger Wirkung nachsteht.

In bezug auf Pulsfrequenz verhält sich nach meinen Erfahrungen das koffeïnfreie Getränk vollständig indifferent. Nicht so der gewöhnliche Kaffee. In einer ganzen Reihe von Fällen sehen wir nach Genuß von koffeïnhaltigem Getränk eine wesentliche Steigerung der Pulsfrequenz. Diese Steigerung ist aber durchaus nicht als gleichgültig zu vernachlässigen. Wenn es sich auch bei der Koffeïnwirkung zweifellos nicht um Vaguslähmung, sondern um Pulsbeschleunigung durch Erregung der nervi accelerantes handelt, so ist doch eine solche Beschleunigung nicht unbedenklich. Abgesehen davon, daß eine solche wiederholte Beschleunigung auf den Herzmuskel und dessen Innervation nicht ohne Schaden bleiben kann, leidet auch die Propulsionskraft des Herzens unter der Erhöhung der Kontraktionszahl. Gerade in Fällen, wo kein genügender Reservevorrat an Herzkraft vorhanden ist, sehen wir, daß mit Erhöhung der Pulsfrequenz oder mit Erhöhung der einzelnen Pulsschwankungen der Maximalblutdruck sinkt. Das kann doch nur darauf zurückgeführt werden, daß die einzelnen Kontraktionen zwar häufiger oder von krampfartigem Charakter werden, gerade aber dadurch

an Stoßkraft verlieren. Es ist daher von großer Wichtigkeit, daß in dieser Hinsicht das koffeïnfreie Getränk »Hag« vollständig indifferent ist.

Sehr wichtig ist der Einfluß des Koffeïns bezw. koffeïnhaltigen Getränkes auf die Höhe des Blutdrucks. Es muß hierbei genau unterschieden werden die Wirkung auf den maximalen und diejenige auf den minimalen Blutdruck. Zum Verständnis dieser Wirkungen und der scheinbar in verschiedenen Fällen merkwürdig differierenden Wirkung des koffeïnhaltigen Getränkes ist es nötig, kurz theoretisch die Bedeutung des maximalen und minimalen Blutdruckes zu streifen, denn nur so kann man zur Erklärung der Tatsache kommen, daß, während Koffeïn beim Tierversuch immer den Blutdruck erhöht, der Kaffee in einzelnen Fällen erhöhend, in anderen Fällen erniedrigend auf den maximalen Blutdruck wirkt. Der Maximalblutdruck ist der Ausdruck des Verhältnisses zwischen der Propulsionskraft des Herzens einerseits und den herrschenden Widerständen andererseits. Es soll im allgemeinen, wie auch die Versuche von Hedbom und Santessen ergeben haben, Koffeïn an sich energischere, also kräftigere Herzkontraktionen hervorrufen. Ist dies möglich, dann wird bei gleichzeitiger Erhöhung des Widerstandes im Kreislaufe eine Drucksteigerung eintreten. Ist aber eine solche Erhöhung der Herzkraft nicht möglich, so muß, wenn die Widerstände im Kreislauf gesteigert werden, es zu einem Absinken des Druckes kommen. Daß es aber nach Kaffeegenuß immer infolge Erregung der vasomotorischen Zentren zu einer Widerstandserhöhung im Kreislauf infolge der Gefäßverengerung kommen muß, ist zweifellos. Wenn also eine Drucksteigerung nach dem Genuß koffeïnhaltigen Getränkes eintritt, so ist dies der Ausdruck dafür, daß noch eine Verstärkung der Herzkontraktionen möglich war, daß also ein gewisser Reservevorrat der Herzkraft zur Verfügung stand.

Das Absinken des Blutdruckes nach Genuß von koffeïnhaltigem Getränk beweist eben nur den Mangel eines solchen Reservevorrates. Beides aber, sowohl Steigerung des Blutdruckes sowie Absinken desselben, muß in gleicher Weise schädlich und erschöpfend wirken, weil es in dem einen Falle eine Inanspruchnahme eines vorhandenen Reservevorrates bedeutet, im andern Falle einen vergeblichen Kampf des Herzens gegen die Widerstände.

Der minimale Blutdruck hat aber eine ganz andere Bedeutung. Nach Marey macht die Arterienwandung dann die größten Oszillationen, wenn sie vollständig entspannt ist, d. h.

wenn der von außen auf sie ausgeübte Druck dem mittleren inneren Blutdruck vollständig entspricht. Somit entspricht der minimale Blutdruck dem im Arteriensystem herrschenden mittleren Drucke. Nach meinen Versuchen hat in der großen Zahl von Fällen koffeïnhaltiges Getränk ein Absinken dieses mittleren Blutdruckes herbeigeführt. Gerade aber das Mißverhältnis zwischen relativ niedrigem minimalem Blutdruck — als Ausdruck des im Arteriensystem herrschenden mittleren Blutdruckes und dem hohen maximalen Blutdrucke — als Ausdruck der abnormen Widerstände im Kreislauf sind für Arteriosklerotiker und Nierenkranke pathognomonisch und von Bedeutung. Ich muß daher ganz besonders hinweisen auf den Fall, in dem das durch Sauerstoff gebesserte Verhältnis durch koffeïnfreien Kaffee ungestört bleibt, durch den Genuß koffeïnhaltigen Kaffees aber die Gesamtwirkung des Sauerstoffbades wieder aufgehoben wird. Endlich ist die Wirkung auf nervöse Herzen in Berücksichtigung zu ziehen; teils werden durch Kaffeegenuß unangenehme Empfindungen, teils werden krampfartige geradezu delirierende Kontraktionen ausgelöst, mit denen, wenn nicht bedeutender Reservevorrat an Herzkraft vorhanden ist, ein starkes Sinken der Propulsionskraft verbunden sein muß.

Faßt man alle möglichen Schädlichkeiten zusammen, so wird sich zweifelsohne der bedeutende Schaden zeigen, der sich durch Genuß von Kaffee für alle diejenigen ergibt, welche an irgendeiner Krankheit des Gefäßsystems leiden. Erwägt man jedoch die angenehm stimulierende Wirkung des Kaffees auf das Nervensystem und seine Bedeutung als Volksgenußmittel, so muß es ganz außerordentlich erwünscht erscheinen, im koffeïnfreien Kaffee ein Genußmittel gefunden zu haben, dem alle Vorteile des koffeïnhaltigen Getränkes zuzusprechen sind ohne die das Gefäßsystem schädigenden Wirkungen. Denn sogar die diuretische Wirkung des Kaffees ist gleichfalls dem koffeïnfreien Getränk eigentümlich.

Da ich in keinem einzigen Falle eine gefäß- oder herzschädigende Komponente beim Genuß des koffeïnfreien »Kaffee-hag« konstatieren konnte, glaube ich in allen jenen Fällen, in welchen der Kaffeegenuß als solcher gewohnt oder als Nervenanregungsmittel erwünscht ist, wo aber irgendwelche Störungen des Gefäßsystems vorliegen, empfehlen zu können, das koffeïnfreie Getränk den Patienten vollständig zu gestatten. Insofern nicht bestimmte Medikationen vorliegen, die Flüssigkeitszufuhr im allgemeinen zu beschränken, liegt auch kein Grund vor, den Patienten bezüglich der Quantität des zu genießenden koffeïnfreien Getränkes Beschränkungen aufzuerlegen.

Auszeichnungen:

In der kurzen Zeit ihres Bestehens wurden der Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen, für ihr Erzeugnis, den coffeinfreien „Kaffeehag", auf sämtlichen Ausstellungen, auf denen sie vertreten war, hohe und höchste Auszeichnungen verliehen:

Große Jubiläums- und Fach-Ausstellung für Kochkunst, Hotelbetrieb etc., Düsseldorf 1908. Goldene Medaille.

Große Allgemeine Kochkunst-Ausstellung mit verwandten Gewerben, Wiesbaden 1908. Goldene Medaille.

Jubiläums-Kochkunst- und Gastwirtsgewerbe-Ausstellung, Nürnberg 1908. Staats-Medaille.

Jubiläums-Ausstellung des Rheinisch-Westfälischen Wirteverbandes, Düsseldorf 1908. Staats-Medaille.

Ausstellung für Deutsche Kochkunst und verwandte Gewerbe, Dresden 1909. Goldene Medaille.

II. Große Fach-Ausstellung des Deutschen Drogenvereins von 1873, E. V., Halle a. S. 1909. Goldene Medaille.

Große Wirtefach-Kochkunst- und Hoteleinrichtungs-Ausstellung, Elberfeld 1910. Goldene Medaille.

Auszeichnungen

der Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft (Fortsetzung)

Deutsche Fach-Ausstellung für das Hotel- und Wirtschaftswesen und verwandte Gewerbe, Stuttgart 1910.
Goldene Medaille.

Centenar-Ausstellung in Buenos-Aires 1910.
Goldene Medaille.

Internationale Kochkunst-Ausstellung, Den Haag 1911.
Diplome d'honneur,
Goldene Medaille.

Große Kochkunst-Ausstellung, Mannheim 1911.
Goldene Medaille.

28. Exposition Culinaire, Paris 1911. Höchste Auszeichnung.

14. Salon Culinaire, Paris 1911. Höchste Auszeichnung.

Exposition d'alimentation, Toulouse, als „Hors Concours“ erklärt.

Internationale Kochkunst-Ausstellung, Frankfurt a. M. 1911.
Große goldene Medaille,
Ehrenpreis
(Höchste Auszeichnung)





ERNEMANN
CAMERAS u. ERNEMANN DOPPEL-ANASTIGMATE
werden dank ihrer vielen Vorzüge, ihrer universellen Verwendbarkeit und hervorragend soliden, schönen und unbedingt zuverlässigen Ausführung von Fachleuten und erfahrenen Amateuren stets bevorzugt. Illustr. Preisliste und Beteiligungsbedingungen zum 10000-Mark-
:: Jubiläums-Preisausschreiben 1914 kostenlos ::
HEINR. ERNEMANN A.G. DRESDEN 97
Photo-Kino-Werk
Optische Anstalt

Fremdenführer f. Bad Oeynhausen

Pensionen:

Anz, Bahnhofstr. 25
Baudorff, Julius, Haus Wittekind, Am Kurpark
Baudorff, Ludwig, Ostkorso 3
Begemann, C., Wilhelmstr. 20
Berkenkamp, Kaiserstr. 7
Böhme, Gertr. und Else, Louisenstr. 1
Bornholdt, Marg., Haus Waldeck, Herforderstr. 68
Bothe, Villa Bothe, Louisenstr. 6
Büttner, Rektor Jul., Bahnhofstr. 20
Busekrus, E., Haus Hansa, Bahnhofstr. 11
Camen, Charlottenstr. 3
Conrad, Angelika, Dr. Braunstr. 8
Delius, Emilie, Ostkorso 6
Drenkhahn, Villa Glückauf, Herforderstr.
Ehlers, F., Bahnhofstr. 32
Ehle, Klara, Zur schönen Aussicht, Ostkorso 5
Eichenberg, Kaiserstr. 6
Feldkamp, Klosterstr. 15
Fitting, Königstr.
Francksen, Bahnhofstr. 28
Füchtenbusch, Dr. med., Herforderstr. 66
Fürle, S., Bahnhofstr. 22
Furkert, Jenny, Herforderstr.
Geers, A., Haus Wartburg, Portastr. 18
Geist, H., Villa Geist
Gödeking, Villa Hubertus, Bismarckstr. 7
Harten, Villa Harten, Klosterstr. 26
Hartmann, M., Herforderstr. 22
Heidemeyer, Aug., Charlottenstr. 8
Heiderich, Herforderstr.
Heitland, Gustav, Karlstr. 1 a
Helmecke, H.
Hesse, Anna, Dr. Braunstr. 1
Homann, M., Haus Dessau, Bahnhofstr. 36
Hundertmark, Louise, Am Schulplatz
Isemann, Ph., Westkorso 15
Kamen, Wilh., Portastr.
Kammeyer, Marktplatz 6
Kemmer, Eugen, Kaiserstr. 5
Kipper, Villa im Garten, Herforderstr. 46
Kirchhecker, Hugo, Villa Cecilie, Louisenstr. 5
Knoche, Haus Roon, Bahnhofstr. 28
Kobbenbrink, Dr. Braunstr.
König, G., Johanniterstr. 16
Lemaire, Haus Linden, Herforderstr. 32
Lindner, R., Villa Maria, Portastr. 3
Lütgen, P., Kirchstr. 1
Maletzke, Bruno, Villa Parkhaus
Mansfeld, Elisabeth, Herforderstr. 58
Meyer, Villa Rheineck, Louisenstr. 3
Meyer, M. G., Villa Augusta, Weststr. 12
Meyer-Hüningen, Haus Anna-Liese, Bismarckstr.
Mollenhauer, Elise, Herforderstr. 70 I
Ottmer, Villa Rheinland, Bahnhofstr. 18
Paltzmeier, Gust., Augustaplatz 2
Pokorny, R., Charlottenstr.
Pörtner, Käthe
Reinkensmeier, W., Bahnhofstr. 45
Reinking, E.
v. Rettberg, Dr. Braunstr.
Riecke, Bertha, Haus Zollern
Röber, Clara, Stiller Hafen, Ostkorso 10
Rochow, Frau Hauptmann, Klosterstr.
Rockenfeller, Haus Arminius, Bahnhofstr. 430
Sauerbrey, Julie, Weststr. 8 a
Seelhorst, Haus Ravensberg
Selhausen, Ed., Königstr. 7
Sassenberg, Wwe., Kaiserstr. 7
Schewe, Wilh., Wilhelmstr. 23
Schmidt, Wwe., Weststr. 7
Schmiedekamp, A., Wilhelmstr. 5 a
Schneider, Aug., Marktplatz 3
Schulte, Marie, Königstr. 1
Schwager, Rosa, Klosterstr. 23
Schwier, Paula, Westkorso 5
Spohr, R., Villa Louise, Weststr. 18
Steinsick, Haus Hannover, Wilhelmstr. 1
Stickdorn, Heinrich, Wilhelmstr. 17
Völcker, H. W., Klosterstr.
Vorreuter, Geschw., Haus Germania, Charlottenstr. 5
Wehrkamp, A., Haus Knospe, Am Kurpark 7
Wiegand, Dr. Walter, Ostkorso

Hotels und Cafés:

Bahnhofshotel, Gust. Bosse
Dreier, Fritz, Rest., Am Siel
Eyckmeyer, Rest., Am Siel
Frank, Gustav, Zur Post, Bahnhofstr.
Fritsch, Albert, Schützenhof
Herber, Fritz, Kurhotel Vogeler
Kelle, Fritz, Rest. u. Café z. Louisenhöhe
Klütsch, Café Royal, Herforderstr.
Marx, Kurhotel
Meyer, August Wwe., Hotel Kaiserhof
Meyer & Sohn, Hotel Pavillon
Rolofs, Carl, Königl. Kurhaus
Schalk, Karl, Rest. Oeynhauser Schweiz
Thon, Karl, Rest. zum Siekerthal
Viktoriahotel, O. Fritzsche

Sanatorien und Kliniken:

Dr. med. Kann
San.-Rat Dr. Reckmann, Westkorso 10
Dr. Strempel, Privatklinik, Roonstr. 2

In den eben genannten Etablissements wird der ::: coffeïnfreie „KAFFEEHAG" verabreicht :::



Kaffee=Handels=Akt.Ges. Bremen



Die Güldenkammer

2. Jahrgang
Heft 10
Juli 1912

Verlag: Kaffeehag Bremen

INHALTS-VERZEICHNIS.

ANREGUNGEN UND AUSBLICKE.

BEZUGS-BEDINGUNGEN.

Durch sämtliche Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt vom Verlag:
jährlich Mk. 8.—, vierteljährlich Mk. 2.—, Einzelheft: Mk. 0.80.

Kommissions-Verlag: Franz Leuwer, Bremen, Obernstraße 14.

Die Güldenkammer

Herausgeber:
S. D. Gallwitz · G. F. Hartlaub · Hermann Smidt

Alexander Ular: Bevölkerungszahl und Kultur.

Kürzlich veröffentlichte offizielle Statistiken besagen, daß im Jahre 1911 die Zahl der französischen Staatsangehörigen um über 38 000 abgenommen hat, oder genauer, daß in Frankreich 38 000 zur zoologischen Ordnung der Zweihänder gehörige Lebewesen mehr gestorben als geboren sind, obschon die durchschnittliche Lebensdauer der einzelnen in achtunggebietendem Maße steigt. Es ergibt sich des weiteren aus diesen statistischen Tafeln, daß die Verminderung der Geburtenzahl in Frankreich ständig beträchtlicher wird, also die Zahl der Franzosen sich mit beschleunigter Geschwindigkeit vermindert.

Und nun wird in allen wohldenkenden Zeitungen und Zeitschriften Frankreichs Zeter und Mordio geschrien, während in deutschen diese „Dekadenzerscheinung“ mit schmunzelnd frommem Augenaufschlag pharisäisch unterstrichen wird. Und als Vaterlandsverräter werden die französischen Proletariatsanwälte gebrandmarkt, die stolz ihrer malthusianischen Propaganda diese Verminderung des unglückseligen Kanonen- und Fabrikfutters zuschreiben.

Denn selbstredend handelt es sich dabei nur um eine weitere Form der deutsch-französischen Frage! Man denke! Frankreich hat in einem Jahre mindestens ein Armeekorps verloren, also mehr als in drei Völkerschlachten! Wer wagt, vor solcher Katastrophe nicht sein Haupt zu verhüllen? Aber andererseits, wer von den entsetzten Strafpredigern wagt, einige Kinder mehr in die Welt zu setzen?

Ungefähr dreißig der teils in Büßer-, teils in Inquisitorenstimmung das Ende Frankreichs prophezeienden Pontifexen kenne

ich persönlich genügend, um feststellen zu können, daß sie alle zusammen fünf Kinder haben. Die von ihnen gegeißelten Proletarier haben in Frankreich durchschnittlich etwa fünfzehnmal mehr.

Die Verminderung der Geburten ist in allen Klassen ein bewußt angewandtes System. Und wer sie auf Erschöpfung der Rasse zurückführt, sollte auf zehn Jahre zur Deportation nach Frankreich verurteilt werden, um etwas zu lernen. Je „gebildeter“ jemand ist, um so bewußter wendet er natürlich das System an. Und nichts ist daher selbstverständlicher, als daß die Geburtenziffern in dem Maße schneller abnehmen, wie die „Bildung“ — oder sagen wir richtiger die soziale Einsicht, oder noch richtiger die Kultur — in die Massen dringt.

Sicherlich kann man bequem diesen Nationselbstmördern vorwerfen, sie hätten den Instinkt der Vater- und Mutterschaft verloren. Aber um ihn zu verlieren, muß man ihn erst gehabt haben; wer jedoch noch keine Kinder gehabt hat, für den hat dieser Instinkt im Grunde nur literarischen Wert, und tritt, sobald jemand sich gründlich seine persönlichen Existenzmöglichkeiten folgerichtig auszumalen vermag, zunächst hinter den Selbsterhaltungstrieb zurück. Dieser nimmt dann allerdings die Form nicht des Nur-leben-wollens, sondern des Besser-leben-wollens an.

Zahllos sind in Frankreich die Leute, die, wie einer meiner Freunde, die Industrie der Kinderproduktion von vornherein in Einklang mit den Erträgnissen ihrer Erwerbsindustrie bringen. Dieser Freund verheiratete sich und schwor, er würde nicht eher Nachwuchs besitzen, als bis er ein Einkommen von 8000 Franken hätte. Richtig! Da er äußerst talentvoll und fleißig ist, hatte er bald dieses Einkommen und . . . setzte programmäßig ein Kind in die Welt. Zwei Jahre darauf wurde er Abgeordneter, hatte also ein Einkommen von über 15 000 Franken. Er hielt es ohne weiteres für seine soziale Pflicht, die Operation der Bevölkerungssteigerung zu wiederholen. Ich bin überzeugt, daß er recht bald Minister des Unterrichts werden wird, habe ihm aber energisch bedeutet, daß er dann, bei einem Einkommen von 60 000 Franken, sofort mit Drillingen über den Erfolg seiner Karriere zu quittieren haben würde, worüber er aber sonderbarerweise keine bindende Verpflichtung eingehen wollte.

Man denke sich diese Geschichte in allen möglichen Dimensionen zwölf Millionen mal wiederholt, und man hat die jetzige französische Demographie.

Ich las vor einigen Wochen in der „Güldenkammer“ einen Aufsatz (ich glaube von Oesterheld *), in dem bestritten wurde, daß wirtschaftliche Motive dieses System der Geburtenverminderung begründet hätten, vielmehr psychologische Ursachen maßgebend wären, die jedoch, nach ihrer Darstellung, einen recht mystischen Eindruck machen, und jedenfalls, so interessant sie auch sind, nicht existieren. Insbesondere wurde dort geltend gemacht, daß man mit demselben Rechte das Zweikindersystem als Grund des französischen Reichtums hinstellen könnte, wie umgekehrt den französischen Reichtum, den Instinkt des „Besser-lebenwollens“, als Ursache des Zweikindersystems.

Sicher sind beide Theorien nicht falsch. Die Wechselwirkung der in ihnen zur Geltung gelangenden Prinzipien hat vielmehr die heutigen demographischen Verhältnisse in Frankreich geschaffen. Aber in beiden Fällen ist die Ursache wirtschaftlich und nichts anderes.

Ich möchte mich nicht auf allzu pikantes Gebiet begeben; aber so viel muß doch gesagt werden, daß von physiologischer Dekadenz keine Rede sein darf. In keinem Lande der Welt wird wohl so viel geliebt und werden so viele Präliminarien zur Bevölkerungsvermehrung durchgeführt, wie bei den Franzosen, aber zwischen der Lust und dem Leid dieser Präliminarien und denen des Gebärens, Ernährens und Erziehens ist ein gewaltiger Unterschied.

Und ist es einfach psychologische Schwäche, Mangel an Energie vor der Last und der Aufgabe, für Kinder aufzukommen, die den jetzigen Zustand gezeitigt haben? Es ist sehr leicht, solches zu behaupten, wenn man zehntausend Mark Rente oder eine Lebensstellung mit achthundert Mark monatlich besitzt, oder, was noch wichtiger ist, in sicherer Aussicht hat. Aber man muß bedenken, daß einer furchtbaren Majorität in der heutigen Gesellschaftsordnung derartige Aussichten absolut verboten sind. Man muß sich klar darüber werden, daß wir heute Kasten haben, aus

*) Der Verfasser konstatiert in diesem Aufsatz eine tiefgehende Abneigung der Franzosen gegen die Deutschen, die ich, außer in Zeitungen, sehr selten feststellen konnte, und begründet diese Auffassung damit, daß sogar die französische Sprache hervorragend unangenehme Sachen als „deutsch“ bezeichne, z. B. Blausäure als „acide prussienne“ (!) und einen sinnlosen Streit als „querelle d'Allemand“. Ich möchte darauf aufmerksam machen, daß Blausäure sogar in der deutschen Pharmakopöe als acidum borussicum figuriert und der französische acide prussique seinen Namen natürlich daher hat, daß das in Berlin 1707 im Dippelschen Laboratorium erfundene Preußisch-Blau blausaures Eisen ist und die Blausäure aus ihm zuerst dargestellt wurde. Die querelles d'Allemand stammen ihrerseits aus der Provence, wo zur Albigenserzeit ein wüster Raubritter namens Aleman zu Plünderungszwecken die tollsten Fehden vom Zaune brach und dadurch sprichwörtlichen Ruhm erlangte.



denen es ebensowenig einen Ausweg gibt, wie aus den altindischen oder aus dem griechisch-römischen Sklavenstand. Wenn Zugehörige solcher Kasten — z. B. ein Bergarbeiter, der absolut sicher weiß, daß er niemals mehr als fünf Mark täglich verdienen wird — anfangen, dank der von allen optimistischen Philosophen seit Lao-tse bis Nietzsche verabscheuten Verbreitung von sozialen Kenntnissen, über ihr Schicksal und das ihrer Kinder nachzudenken, so können sie kaum zu einem anderen Schluß kommen, als daß 1. sie nicht in der Lage sind, Kinder so zu erziehen, daß sie auf eine bessere soziale Stellung rechnen können; 2. es keinen Zweck hat, Lebewesen in die Welt zu setzen, die ein geradeso kümmerliches Geschick erwartet; 3. folglich die beste Methode, der „Pflicht gegen das Kind" nachzukommen, die ist, solchen überhaupt nicht zur Existenz zu verhelfen.

Dies und nichts anderes ist die Motivierung des Malthusianismus im französischen Proletariat. Und ich habe es persönlich in meinem langjährigen Verkehr in Arbeiter- und Bauernkreisen und bei meinen Diskussionen in Volksuniversitäten erfahren, wie verflucht schwer es ist, gegen dieses Argument etwas Vernünftiges vorzubringen.

Bei den sogenannten besitzenden Klassen ist die Motivierung der Geburtenbeschränkung meistens unbewußt, was für die „Gebildeten" kaum ein günstiges Zeugnis bildet. Aber das egoistische „Besser-leben-wollen" allein tut es auch hier nicht. Es handelt sich ebenso sehr um das Besser-leben des Nachwuchses, gerade wie im Proletariat.

Wer je in Frankreich gelebt hat, weiß, daß in keinem Lande der Welt die Kinder mit ähnlicher Zärtlicheit, ähnlichem Luxus, ähnlicher unausgesetzter Sorge und Aufmerksamkeit behandelt werden. Man hat in Deutschland von der „Affenliebe" französicher Mütter geredet. Aber diese Affenliebe kommt auf nichts anderes heraus, als auf den Wunsch und den Willen, den Kindern die von den Eltern durchgemachten Schwierigkeiten zu ersparen und sie sozusagen gleich ihr Leben auf einer höheren sozialen Stufe beginnen zu lassen. Der Instinkt des Besser-leben-wollens wird auf die Kinder noch viel konsequenter angewandt als auf das elterliche Individuum selbst.

Das hat der in sozialen Dingen unglaublich einfältige erste Napoleon nicht begriffen und in sein sonst großartiges Bürgerliches Gesetzbuch ein Kapitel IV aufgenommen, das die unmittelbare Ursache der Geburtenverminderung bei den besitzenden Klassen geworden ist. Dieses Kapitel kodifiziert nämlich das Erb-

recht dahin, daß unter keinen Umständen und niemals ein Kind einem anderen irgendwie vorgezogen werden darf.

Das tagtäglich grausam wirtschaftende Symbol dieses blödsinnigen Gesetzes ist das weltberühmte „Hotel des Ventes“, das Versteigerungshaus, in der rue Drouot in Paris. Tagtäglich wird dort die Häuslichkeit der Familien brutal zum Ruin der Überlebenden zerstört. Altchinesische Vasen im Werte von Tausenden ersteht man hier gelegentlich für drei lumpige Goldstücke, herrliche alte Möbel, geschwängert mit der intimen Familiengeschichte eines halben Jahrhunderts, für einen blauen Lappen, und Betten, die die Freude und das Leid einer Generation gesehen, und die man im Gedanken an den Schmerz derer, die sie verkaufen müssen, nicht zu erwerben wagt, für drei oder vier Franken. Was jemand hinterläßt, wird zerstreut, verschleudert, zwangsmäßig verkauft, und natürlich zu Preisen, die das Patrimonium der Familie um drei Viertel vermindern. Der Grundbesitz der Bauern wird aufgeteilt oder muß von einem Sohne bei der Versteigerung den andern Kindern abgekauft werden. Fabriken werden verschleudert, Industrien ruiniert, und bestenfalls, bei hohen Summen, einige neue Rentiers geschaffen, die nicht wissen, was sie im Leben beginnen sollen. Es ist bekannt, daß in der Industriestadt par excellence, in Roubaix, die Fabrikanten, wenn die Geschäfte einigermaßen gehen, eine Zweigfabrik nach der andern anlegen, und jedesmal ein Jahr nach solcher Gründung ihre Familie um einen Kopf wachsen sehen: denn so bekommt jedes Kind eine Fabrik!

Welches Mittel gibt es, diese brutale Zerstörung des Familienbesitzes — und je vermögender eine Familie ist, um so mehr hält sie im allgemeinen auf Fortbestand des Gewesenen, auf Tradition — welche Gesetzesumgehung macht es möglich, dieses Zerreißen der Familie, die in Frankreich enger zusammenhält als irgendwo sonst, zu verhindern? Nur ein Mittel gibt es. Das Gesetz kann nur dadurch unwirksam gemacht werden, daß man nur ein Kind hat. Sind es zwei, insbesondere ein Sohn und eine Tochter, so sind noch allerlei Arrangements möglich. Ist aber die Zahl der Kinder groß, so zersplittert sich das Patrimonium der Familie derart, daß es der Auflösung nahe kommt.

Das Schlimmste aber ist, daß doch jeder Mensch an der Leistung seines Lebens, an seinem Werke hängt und an die Zerstörung dessen, was er geschaffen, nur mit Grauen denkt. Jemand schafft ein Handelsgeschäft, eine Industrie, einen landwirtschaftlichen Besitz. Nichts ist ihm widerlicher als der Gedanke, der geringfügige Umstand, daß sein Herz und sein Hirn nicht mehr funktionieren, solle zur Folge haben, daß die Frucht seiner Mühen

zu Grunde geht, d. h. daß seine Existenz umsonst gewesen ist. Ja, wenn er sein Werk zur Weiterentwicklung einem Sohne anvertrauen und den anderen Kindern sonst nach seinem Willen das Leben erleichtern könnte! Aber das hat ihm Napoleon verboten. Napoleon verbietet ihm, Würde zu besitzen. Denn ebenso wie es die Würde und vielleicht der innigste Lebensgenuß des Dichters, des Künstlers, des Gelehrten ist, zu denken, daß sein Werk ihn überlebt und er durch sein Tun Unsterblichkeit gewinnt, ebenso ist es auf wirtschaftlichem Gebiete der Stolz des Besitzenden, durch seinen Besitz Dauer über den Tod hinaus zu gewinnen. Im napoleonischen System bleibt dieser Besitz nur intakt, wenn die Zahl der Kinder aufs äußerste beschränkt wird. Patrizier, Handelsdynastien, kurz bürgerliche Tradition, haben zur Vorbedingung das Ein- oder Zweikindersystem! Und welches Volk ist traditioneller veranlagt als das französische mit seiner kontinuierlichen tausendjährigen Kultur? Und wer kann das Übermenschliche verlangen, daß von fünf Erben vier freiwillig auf alles verzichten, damit der fünfte den Vater weiterlebt?

Oben und unten also ist es recht eigentlich der Familiensinn, der die Geburtenverminderung in Frankreich erheischt. Oben würde die totale Umgestaltung des napoleonischen Rechtes im Verlaufe zweier Generationen wohl gründliche Änderung schaffen; unten aber nur eine soziale Revolution, eine genossenschaftliche Gesellschaftsorganisation, deren einigermaßen erfolgreiche Durchführung jedoch bisher bekanntlich nur den Chinesen gelungen ist.

Alle anderen Mittel gegen die „Entvölkerung“ Frankreichs sind Phantasien oder reaktionäre Albernheiten.

Aber sind solche Mittel überhaupt nötig? Hat es mit der Kraft, mit der Kultur einer Nation irgend etwas zu tun, wieviele Zweihänder in ihr geboren werden?

Nur der Wahnsinn der Zahl, das Primat der Quantitätsbegriffe über die Qualitätsbegriffe, das ein wesentliches Charakteristikum der normalen modernen Gehirnorganisation ist, kann derartige Fragen bejahen. Wenn man schon in Fragen der Kultur mit mathematischen Begriffen zu operieren, also Qualitätsurteile auf Mengenverhältnisse zurückzuführen die barocke Idee hat, so müßte man zum mindesten sagen, daß eine Kultur nicht durch die Addierung der Zahl ihrer angeblichen Träger, sondern durch die Multiplizierung der Zahl der kulturschaffenden Individuen mit sich selbst definiert wird. Und die Potenzierung kleiner Zahlen erreicht ungleich höhere Werte, als die Summe enormer Massen.

„Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn!“ läßt Schiller im Demetrius einen polnischen Grafen sagen. Mehrheit

ist nicht nur in Wahlsystemen und Parlamenten Unsinn, sondern überall, wo Qualitat das Kriterium ist. Zum Beispiel in der Beurteilung einer Kultur. Sonst wäre heute die russische Kultur doppelt so hoch als die deutsche, und diese wäre der französischen eindreiviertelmal überlegen. Dagegen stände Athen mit seinen höchstens hunderttausend kulturtragenden Individuen bedeutend hinter den Jakuten zurück.

In Wirklichkeit waren alle kulturschaffenden Volksgruppen verhältnismäßig klein, und in ihnen waren die Gruppen, die der Kultur ihr Gepräge gaben, geradezu winzig. Die Entfaltung der intellektuellen, sensitiven und dynamischen Fähigkeiten der Individuen — und nichts anderes ist Kultur — hat nämlich zur Vorbedingung die möglichst konsequente Ausschaltung wirtschaftlichen Zwanges, das dolce far niente.

Wer von morgens bis abends Steine klopfen muß, meißelt keinen michelangelischen Moses. Wer acht Stunden täglich Postanweisungen ausstellt, löst keine Differentialgleichungen höheren Grades und errechnet nicht das Wesen elektrischer Wellen, ehe man solche nachweisen kann. Wirtschaftliche Botmäßigkeit, Arbeitssklaverei, auch wenn man sie unter dem Namen sozialer Disziplin neokantisch unter den kategorischen Imperativ des Essenmüssens subsumiert, ist wesentlich und radikal kulturfeindlich.

Die griechische Kultur — oder zum mindestens das, was wir als solche bezeichnen — verdankt ihre Entstehung einem paar Hundert reichen Sklavenhaltern. Und die Renaissance, ein zweiter Höhepunkt menschlicher sensitiver und dynamischer Entfaltung, ist in der Hauptsache das Werk von Menschen mit so antisozialen Instinkten, daß heutzutage kein Staatsanwalt zögern würde, ihnen hinter Schloß und Riegel den Unfug des Kulturschaffens unmöglich zu machen.

Alle hohen Kulturgebiete waren an Zahl der Insassen und an geographischem Umfang klein. Und ihre höchste Entwicklung wurde erreicht, wenn die Zahl ihrer ursprünglichen Teilhaber abnahm. Denn bei übrigens gleichen Verhältnissen gewährt die Verminderung des Nachwuchses ohne weiteres, durch die relative Erleichterung der wirtschaftlichen Aufgaben des einzelnen, einer größeren Anzahl von Volksmitgliedern die Möglichkeit und die Antwartschaft auf freiere Entfaltung seiner immanenten Eigenschaften, auf Kultur.

Und es ist ein Zeichen der schönen Entwicklung, und nicht der Dekadenz des kulturgenießenden Deutschlands, daß auch hier sich der Geburtenüberschuß ständig und mit progressiver Beschleunigung vermindert.

Alles, was man über die Geschichte, das Werden und Verfallen von Kulturen sagen kann, ist ja im Grunde nichts als Literatur, die lächerlich post festum kommt. Kulturen verfallen überhaupt nicht, und am wenigsten durch Rückgang der Zahl ihrer Träger; sie verlieren nur an unmittelbarer Sichtbarkeit durch das Überwuchern von Keimen, die sie befruchtet haben. Daher ist auch alles Gerede von Dekadenz und alles selbstbetrügende Pochen auf höhere Volkszahl und daher höhere Kultur eitel Unsinn.

Kulturen sind nämlich zu den Epochen am prächtigsten, die man (tausend Jahre später) Dekadenz schimpft. Und sie gewinnen erst wirkliche Bedeutung für die allgemeine Entwicklung der Menschheit, wenn ihre Konzentration auf winzige Gebiete und Gruppen aufhört, d. h. wenn sie auf andere Gruppen überstrahlt, sich langsam durch ihre mächtigen Ausstrahlungen, wie Radium, selbst ausgibt, verschwimmt, sich verwässert, in zahllosen Gehirnen Fuß faßt, die der geistigen Ordnung, durch die sie sich hochentwickelten, nicht konform sind.

Die ganze antike Kultur ist nichts als die Verwässerung, die „Dekadenz“ der winzigen athenischen. Und wenn Gymnasialprofessoren schaudernd den „Niedergang“ des perikleischen Zeitalters, staunenden Sekundanern zur Warnung, als traurige Konsequenz eines abscheulichen Sodom-und-Gomorrha-Wesens hinstellen, das spätere Athen als höchstens „silbern“, d. h. zweiter Sorte, bezeichnen und von Byzanz mit Spießbürgerscham nichts zu sagen wagen, so vergessen sie, daß sie ohne diesen „Niedergang“, der die Eroberung der Welt bedeutete, sicher nicht Gelegenheit hätten, durch Erteilung griechischen Unterrichtes ihr Gehalt zu verdienen.

Gerade daß Athen politisch zu Grunde ging, daß über Rom bis Paris und London, über Alexandrien und Byzanz bis zum Hindukusch jeder aus ihm einige Kulturbeute wegschleppen konnte, macht seine Größe aus. Exklusive Kulturen können in kleinem Kreise in wenigen Generationen fabelhaft wachsen, zerfressen sich dann aber selbst, weil sie schnell alle Gesellschaftsschichten durchdringen und das zum Fortbestande einer selbständigen gesellschaftlichen Organisation nötige menschliche Arbeitsvieh zum Menschwerden erwecken. Nur wo fortgesetzt neue Mischungen mit anderen Temperamenten, anderen Denkweisen, anderen Sensationsfähigkeiten auftreten, wächst Kultur ständig und ohne Ende.

Und jedesmal, wenn solche Mischungen in starken Proportionen zu beobachten sind, wenn die Intensitätsphänomene einer

Kultur abnehmen, aber sie durch ihr extensives Wachstum erst universalen praktischen Wert gewinnt, dann zetern Jahrhunderte später die, so noch keine Mischung vertragen, weil ihre Kultur noch zu schwach ist, über das Entsetzliche: über Dekadenz.

Aber Dekadenz ist stets nur papieren. Sie ist nichts als ein Perspektivenfehler der Historie treibenden Literaten. Diese nämlich verwechseln regelmäßig die Ursache eines Kulturphänomens (das doch wohl ein soziales Phänomen sein soll) mit seiner kulturschaffenden Wirkung, betrachten als Höhepunkt einer Kultur die uns zufällig überlieferte literarische, wissenschaftliche, politische, religiöse, künstlerische Tat, und als Dekadenz der Kultur die Epoche, wo diese Tat soziale Wirkung zeitigt, wo sie also eigentlich erst Kultur wird.

Nein, das goldene Zeitalter Griechenlands war nicht das des Perikles und des Plato, die goldene Latinität gipfelt nicht in den Jahrzehnten, da Caesar und Sallust schrieben, Cicero mit der Eleganz eines Gentleman-Taschenspielers rhetorische Drahtseilkunst vorführte und Horaz und Ovid dichteten. Ebensowenig wie deutsche Kultur in den Jahren gipfelte, wo Goethe des Nachts mit Hilfe einer Stallaterne Herder aufsuchte (was neulich professoral als wichtiger bezeichnet wurde, als Eisenbahnen und Dynamos zusammen). In wieviel Exemplaren wurden damals Goethes Werke gedruckt? Wie groß war die Zahl derer, die Horaz zur Zeit von Augustus' Tode lasen und genossen? Wieviele Gehirne hatten platonischen Stempel, als Alexander nach Babylon zog?

Die Kultur des Perikles und Plato, des Horaz und Caesar, Goethes und Schillers gebar sich erst in dem Augenblick, da ihre Weltauffassung, ihr Denken, ihre Sensibilität, ihre Willensrichtung durch Verbreitung in weiten Volksschichten Gemeingut großer Gruppen wurde. Und diese Epochen erst, wo keine Riesenkometen durch den dunklen Himmel der Kulturhistoriker schweifen, um ihnen Anhaltspunkte zu dokumentarischen Dissertationen zu geben, sie erst sind die Höhepunkte der Kulturen. Sie liegen stets drei, oft zehn, manchmal dreißig Generationen später als die Höhepunkte individueller kulturschaffender Tätigkeit, die sich in überlieferten Schriften oder Werken ausweisen. Sie fallen also regelmäßig mit dem zusammen, was der populär gewordene kulturgeschichtliche Jargon als Dekadenzepochen bezeichnet.

Glücklicherweise sind die Zeitgenossen früherer solcher Galavorstellungen auf der Weltbühne schon verschwunden. Sonst müßten sie sich noch heute über das ihnen aufgedrückte Brandmal der Dekadenz, des physischen und psychischen Verfalls totlachen, wie sie sich schon über die Kapuzinerpredigten der sauer-

töpfigen Literaten halb tot gelacht haben, die ihnen, in ihrer Unfähigkeit mitzuleben, ihre „Sittenverderbnis“, ihre Fortentwicklung über altüberkommenen kulturhemmenden Zwang in grotesken Verzerrungen vorhielten und ihr eigenes Banausentemperament als Modell höchster Menschlichkeit empfahlen. Und aus dem Altertum sind uns natürlich gerade nur diese polemischen Spießbürgerurteile überliefert worden. Es ist, als sollte in tausend Jahren von Frankreich nur das moralisierende Gewinsel klerikaler und royalistischer Zeitungen übrig bleiben. So polemisierte Tacitus, da es noch keine politischen Zeitungen gab, gegen die Upper Five in Rom, indem er eine Broschüre über die Sittenreinheit der Germanen verfaßte, gerade wie etwa das „Echo de Paris“ die deutschen Sozialdemokraten wegen ihren „nationalen Disziplin“ und ihrer unentwegten patriotischen Gesinnung über den grünen Klee lobt und sie den nach individueller Betätigung und Selbstbestimmung lechzenden französischen Proletariern zur Andacht und Erbauung als Schreckgespenst vorführt.

So berichtet Sueton von einem drahtseiltanzenden Elefanten (Kunststück, das noch kein moderner Dresseur fertig gebracht hat) und sucht durch das Beispiel solcher Sittenverderbnis (!) Reue über den Verfall der altrömischen Unteroffizierskultur zu erregen. Auch die Orgien des Elagabal geben sattsam pikanten Stoff zur Bloßlegung römischer Dekadenz, gerade wie gelegentlich fahle Abklatsche derselben in Montmartre (denen jedoch nur immer Russen, Engländer oder Amerikaner zum Zweck des Kulturstudiums beiwohnen) die Dekadenz Frankreichs dartun. Und nun erst Byzanz! Bekanntlich arbeitete dort während des fast tausendjährigen Bestehens des Reiches kein Mensch, und man begreift gar nicht, wie die Leute so lange haben ohne Essen auskommen können. Wagenrennen und theologische Fragen nahmen ja der ganzen Bevölkerung die Zeit, insbesondere da über die Resultate der einen und die Lösung der anderen unausgesetzt mit blutigen Köpfen und Revolutionen quittiert werden mußte!

Frankreich ist ja nun wohl im selben Stadium der Dekadenz. Schon vor fünf Jahren wurden in Longchamp nach einem Pferderennen die Tribünen von einem außer sich geratenen Publikum verbrannt, weil ihm nicht alles mit rechten Dingen zugegangen zu sein schien. Und eine philosophische Spitzfindigkeit, nämlich die Bezweiflung des Rechts einer Militärkaste, einen Unschuldigen aus Kastenrücksichten zu verurteilen, und des Rechts einer Theologenkaste, über alle hohen Staatsstellungen zu verfügen, hat schon vor mehr als zehn Jahren in Paris zu revolutionären Erscheinungen geführt!

Nun denke man sich einmal aus, in tausend Jahren wäre von allen Dokumenten über das heutige Frankreich nur noch die Serie eines Antisemitenblattes aus den Dreyfustagen, eine Reihe von Berichten über Montmartreorgien und Nackttänzerinnen, eine Sammlung von „Vermischten Nachrichten“ über Apachen, und eine Erzählung über die Longchampkrawalle nebst Betrachtungen über die Wettwut Frankreichs vorhanden, und jemand würde daraufhin die französische Dekadenz proklamieren.

So aber ist es mit den früheren „Dekadenzepochen“ gegangen. Das Außerordentliche, das, was fast nie vorkommt, der seiltanzende Elefant, Elagabal, blutige Pfaffenstreitereien, Rennkrawalle, Milliardärsmarotten, wüste Verbrechen werden sorgsam registriert und der erschütterten Nachwelt überliefert. Vom Leben der Nation, von dem Maße der durchschnittlichen Kulturhöhe der „Viel-zu-Vielen“, kurz von allem, was das Wesentliche einer Epoche ausmacht, redet und schreibt natürlich kein Mensch. Denn es hätte ja für niemanden Interesse. Es wäre ja alles ganz selbstverständlich, Breittreten von Gemeinplätzen, unendlich langweilig für die Zeitgenossen — und wer denkt an die hundertste Generation, die noch kommen soll?

Das Wesentliche an einer Kultur ist sicherlich nicht die Zahl und die Natur der Extremerscheinungen, die in ihrem Bereiche beobachtet sind. Es ist im Gegenteil das, was übrig bleibt, wenn das Auffallende, das vom Gewöhnlichen Verschiedene, ausgeschaltet ist. Dann aber ändert sich das Bild der „Dekadenzepochen“ — der Epochen, die man so oft als epigonenhaft bezeichnet — ganz gewaltig. Und man konstatiert z. B., daß die ägyptische Kultur der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, und nach ihr die byzantinische, Höhepunkte oder vielmehr Hochflächen der menschlichen Entwicklung darstellen, die in unendlichem Maße die Epochen überragen, deren epigonenhaften Verfall sie angeblich bilden.

Denn ist eine Kultur eigentlich in erster Linie dazu da, daß man aus weiter Ferne über sie je nach Temperament und Grad der Unwissenheit zu pädagogischen oder propagandistischen Zwecken lobende oder absprechende Urteile fällt? Sie ist doch das Leben einer Menschengruppe selbst; sie ist für ihre Zeitgenossen da und für niemanden sonst, und das einzige Kriterium für ihren Wert oder Unwert, für ihre Höhe oder Unvollkommenheit ist der durchschnittliche intelektuelle, sensitive und dynamische Reichtum ihrer Träger.

Je ästhetischer, je weniger von wirtschaftlichen Notwendigkeiten überwuchert, je individueller, je stärker auf das eigentlich

Persönliche, auf das, was nicht allen gemeinsam ist, auf das Überflüssige gerichtet die durchschnittliche Lebensauffassung und Lebensführung ist, desto besser, wertvoller, höher ist eine Kultur. Und wenn in Byzanz und allerorts im oströmischen Reiche angewandte Kunst und Religion und Privatleben eine typisch ästhetische Umwelt schufen, Volksmassen leidenschaftlich an philologischen Streitfragen teilnahmen, die Lust an prachtvollen Schauspielen wucherte und es, alles in allem, „eine Lust war zu leben“, so ist an sich eine solche Kultur viel höher als manche andere, die auf sich sehr stolz ist, aber in der Mehrheit ihrer angeblichen Träger nur Unlustgefühle gegenüber dem Faktum Existenz auszulösen vermag.

Und wie mächtig, wie zukunftsschwanger, wie unerschöpflich diese „verfallene“, verachtete, seit anderthalb Jahrtausenden „dekadierende“, auf schließlich ein paar hunderttausend Individuen reduzierte Kultur war, ergibt sich daraus, daß vierzig- oder fünfzigtausend ihrer Vertreter Sauerteig genug waren, um den toten Teig des mittelalterlichen westlichen Europas zu vergären und ihn zu einem neuen Höhepunkte psychischen Reichtums aufzutreiben, um den sich letzten Endes, wie Lava um den Krater, die ganze Hochfläche der modernen Kultur gelagert hat.

Nie war die byzantinische Kultur und durch sie die athenische höher und mächtiger als in der Geburt der Renaissance; nie die der Renaissance großartiger als in der Geburt des antitheologischen Enzyklopädismus; nie dieser und seine soziale Erscheinungsform, die Revolution, unsterblicher als in der Geburt unserer Welt und unserer Kultur.

Die Höhe und die Kraft einer Kultur messen sich nicht an der Zahl ihrer Träger, sondern an der Intensität ihres Strahlungsvermögens; an der Macht der Gärung, die sie, in fremde Volksmassen gespritzt, hervorruft; an der Wucht der Anziehung, die sie auf die entwickelsten Schichten fremder Gruppen ausübt; an der Absorptionskraft, mit der sie Außenstehende assimiliert.

Ebenso wie der einzige Kulturwert individuellen Tuns darin liegt, daß der einzelne durch das Bild seines Lebens, durch seine Taten, durch seine Werke die Psyche anderer bereichert, ihr neue Entwicklungsbahnen schafft, sie befruchtet: so lebt auch eine Kultur, als Kollektiverscheinung, am mächtigsten, reichsten und intensivsten dadurch, daß sie fremde Individuen und fremde Gruppen befruchtet.

Auf welchem Wege diese Befruchtung zustande kommt, ist gleichgültig. Sei es, daß ein Fremder sich eine Kultur zu eigen macht, wie der Albaner Alexander die athenische, und sie in

abenteuerlichen Zügen durch die Länder sprengt; sei es, daß sie, wie die chinesische, auf den Besuch der Barbaren wartet und diese schlechtweg absorbiert; sei es, daß sie, wie die byzantinische, wie der Samen einer welken Blume vom Winde, von wilden Horden zerstreut und auf jungen, fruchtbaren Boden getrieben wird; sei es, daß sie, wie die modern französische, stetig fremde Elemente ansaugt, so sich selbst neu befruchtend und ergänzend, und durch psychische Strahlungsformen die Gärungen erzeugend, die im Altertum mit Feuer und Schwert erzwungen wurden: das Wesentliche ist, daß die Mischung mit fremden Elementen nie aufhört. Dann bleibt sie ewig lebendig.

Ihre wirkliche, im alltäglichen Leben erscheinende Höhe und Reinheit aber nimmt zu, ihr immanenter Zweck, das über das rein animalische Leben des Menschen Hinausgehende ästhetisch zu gestalten, wird in dem Maße weiter erfüllt, wie eine Kulturgemeinschaft sich der Elemente entlastet, die nach aller Wahrscheinlichkeit aus wirtschaftlichen Notwendigkeiten nichts über das animalische Leben Hinausgehendes besitzen und gestalten können, also hinsichtlich weiterer Kulturmöglichkeiten ein totes Gewicht sind.

Diese Entlastung bedingt Geburtenverminderung. Oder wirtschaftliche Umwälzungen müssen sie unnötig machen. Das erste ist heute möglich. Das zweite muß man erwarten.

Die französische Kultur hat nichts zu fürchten. Sie erhält sich und steigert sich durch Erhöhung der Qualität auf Kosten der Quantität. Und diese ergänzt sich durch Aufsaugung Fremder, bis neue soziale Ordnungsprinzipien lebendig geworden sein werden. Die französische Dekadenz aber ist nichts als Steigerung französischer Kultur in tieferen und breiteren gesellschaftlichen Schichten.

Jean Jacques Rousseau: Aphoristisches.

Wer die Pflichten eines Vaters nicht zu erfüllen vermag, hat nicht das Recht, es zu werden. Weder Armut noch Geschäfte oder Scheu vor dem Urteil der Welt überheben ihn der Pflicht, für seine Kinder zu sorgen und sie selbst aufzuziehen. (Aus „Emile".)

Das Geld, das man besitzt, ist das Werkzeug der Freiheit; das Geld, dem man nachjagt, ist das der Dienstbarkeit. Dies ist der Grund, warum ich sehr zugeknüpft bin und nichts begehre.

(Aus den „Confessions".)

Dr. Fritz Wertheimer: Chinafahrt.

I. Wo die Republik noch nicht hinkam.

Langsam wandelt sich der nomadische Steppentypus in den mongolisch-chinesischen Schlag um. Der Sibirien-Zug führt an buddhistischen Buriäten-Klöstern vorbei, und unmerklich geht die russische Steppe in die chinesisch-mandschurische über. Neugierig schaut man aus den Fenstern und durchstreift die Bahnhöfe: wo sind die ersten Chinesen ohne Zöpfe, wo die ersten mit europäischer Kleidung? Und wie wird das Auge das aufnehmen, das sich an diese Zöpfe so gewöhnt hatte, daß sie fast als etwas von China Unzertrennliches schienen? Hier oben kann man noch beruhigt sein. Die Zöpfe sind da, und die Kleidung ist noch da. Es ist alles so schmutzig und alles so zerlumpt, wie es ehedem hier war, und fast beruhigt lehnt man sich in die Kissen zurück, um die letzten langweiligen Stunden bis Mukden durchzuschlafen. Es lohnt sich ja nicht mehr aufzupassen, man weiß schon, was man zu sehen bekommt: ein China, das nicht mehr zu China gehört und doch noch zu ihm gerechnet wird; russische Kasernen, russische Soldaten und dann japanische Kasernen und japanische Soldaten; und als Kulis höchstens, ärmlich gekleidet, unter der starken Hand der Usurpatoren niedergedrückt und kleingehalten, auch Chinesen und Mandschuren, Kinder eines unendlichen Weltreiches großer Vergangenheit: Wo ist der Sturm der nationalen Begeisterung, der die Republik China gründen half, der ein flammendes China den Chinesen hoch in den Lüften als sichtbares Banner tragen sollte? Was hat er in dem umstrittenen Stammlande der früheren Beherrscher Chinas verweht und was hat er geschaffen, hat er aufbauen helfen? Fragen über Fragen und keine Antwort. Sausend braust der Sandsturm über die Felder und treibt den Menschen feinen Staub durch die Kleider bis auf die Haut, nebelig grau wird das mandschurische Gefilde, Japaner und Russen, Chinesen und Europäer, alles verschwindet zu einem unentwirrbaren Gebilde, das keine Klarheit, keine Durchsicht mehr gestattet.

Man muß schon eine ganze Weile suchen, ehe man in der uralten Hauptstadt der Mandschurei Mandschus und Chinesen entdeckt. Der japanische Bahnhof liegt im japanischen Settlement, und dieses zu betreten scheuen sich nicht nur die vornehmen Chinesen, es ist ihnen sogar verboten, in ihrer Uniform es zu tun. Gebietet es einmal die Pflicht, doch zum Bahnhof zu gehen, dann reiten oder fahren die besseren Elemente der Chinesen hier wie im Fluge durch und freuen sich, wenn sie die ungastliche Grenze

hinter sich haben. Aber das Settlement ist groß, und wenn es auch bis jetzt außer breiten Heeresstraßen, ein paar mächtigen Geschäftshäusern, die noch im Bau sind, und Hospitälern und Vorratsschuppen noch nichts enthält, wenn da noch ragend die verlassenen alten hohen chinesischen Ziegelöfen stehen und rund um sie herum höchstens ein paar zierliche Japanhäuschen mit weiblichen Bewohnern, die auch der japanischen Expansion mit in Rechnung zu stellen sind, so fährt man doch durch diese Niederlassung eine gute halbe Stunde in der Rikscha, bis man Chinesen zu Gesicht bekommt. Nichts hat sich verändert, halb erleichtert atmet man auf. Da ist noch die breite Straße durch die Vorstadt Mukdens, die zum Haupttore führt, und das Haupttor hat noch seinen quadratischen Vorbau mit dem mächtigen Hofe, in den zu beiden Seiten wieder besondere Tore einmünden, die hohe, zinnenbewehrte Stadtmauer umgibt auch noch die eigentliche Mandschustadt, und in den Straßen und ihrem tiefen Schmutze stecken noch tief eingegraben die Räder der Maultier- und Eselkarren, als ob sie seit drei Jahren vergeblich versucht hätten, aus dem alten Schlendrian sich loszureißen. Quietschend und kreischend laufen die hölzernen einrädrigen Karren mit der ungeschmierten Achse in ihrer tiefen Furchenspur, und dazwischen schallen hell scharfe Peitschenschläge und durchdringende Glocken der Glaskutschen, die auf ihren Gummirädern durch den aufspritzenden Kot fahren. Das Gewimmel von Wagen und Fußgängern ist kaum kleiner geworden. Die Garkücheninhaber hocken auf der Straße und preisen schreiend ihre Waren an, den Ventilen der Teekessel entströmt zischend der überschüssige Dampf und mischt sich mit den Gerüchen der Backwaren und der Fäkalien, die in schönster Einmütigkeit nebeneinander durch die Straßen getragen werden. Und die Menschen stören sich noch immer ebensowenig um dieses Nebeneinanderwohnen von Angenehmem und Peinlichem, wie vor drei Jahren, als ich hier durchkam, auf der Straße sitzen sie und lassen sich sorgsam die vordere Hälfte des Schädels kahlscheren und lassen sich nach hinten in die dünneren Enden des Haares schwarzes Band flechten, damit die Zierde des Zopfes länger und üppiger erscheine; man trägt noch die alten Schnabelschuhe und die unten zugebundenen Hosen, die mit schwarzem Bande über den weißen Strümpfen gebunden werden, und die alte seitlich in Schlingen zugeknöpfte blaue und schwarze Jacke und die schwarzen runden Mützchen und alles, alles, was in unseren Begriffen einstmals zum Chinesen gehörte. Es wird einem ordentlich wohl ums Herz. Eine in Kaki-Uniform gekleidete japanische Reiterschar streicht da durch die Straßen. Wie schlecht doch diesen Ostasiaten unsere

europäische Form steht, wie lächerlich würdelos und ungeschickt sie sich darin benehmen! Fast erleichtert atmet man auf, daß die übertriebenen Berichte von der übergroßen Schnelligkeit des Überganges Chinas vom ostasiatischen zum europäischen Staat sich hier im Norden so gar nicht bewahrheitet, daß man im alten China ist, wo jeder Kuli den anderen mit einer wohltuenden Förmlichkeit und Würde begrüßt, wo alles Feierlichkeit und Form noch hat und wo der Jahrhunderte alte Schmutz fast wie eine Schutzwehr erscheint, oberflächliche Fremde nicht in das wahre Herz und Wesen des Volkes Einsicht nehmen zu lassen. — — —

Wenn man hohe chinesische Beamte besucht, dann wird einem zunächst ein Schälchen heißen grünen Tees vorgesetzt, und alsbald gibt es vornehme in Stanniol gewickelte Zigarren und Kelche mit schäumendem Sekt. Es mag noch ein Überbleibsel aus jenen entschwundenen Zeiten sein, als die Europäer hier mit riesenhaften Verdiensten und Gewinnen arbeiteten, als der Sekt in Strömen floß und der Taumel die Chinesen mit fortriß. Jetzt paßt der fröhlich perlende Sekt zu der traurig resignierten Stimmung wie ein Freudenmarsch zur Beerdigung. Es ist stille geworden in den Ministerien der hohen Beamten, und man sieht mit Kummer der Zukunft entgegen. Das Volk mag das gewohnte Leben dahinleben, ohne in Vergangenheit und Zukunft zu blicken, es ist zufrieden, wenn es sein Auskommen hat, aber es ist politisch indifferent und fragt nicht, wie der Herr heißt. Aber die Intelligenteren spüren allmählich, wie der Druck der eisernen Klammern stärker wird, und sie fühlen es mit um so mehr Erbitterung, je freundlicher das Gesicht und je weicher die Arme sind, die ihnen den Hals zuschnüren. Und überall, wo ich hinhörte, dieselben Klagen, die gleiche Frage: Wie können wir unser Reich retten? Man denkt: ob Kaiserreich oder Republik! sei die Frage der Gegenwart. Mit nichten, China oder Japan und Rußland heißt sie. „Sie sehen keine Veränderung im Leben unserer Stadt,“ sagte mir der jugendlich temperamentvolle Sekretär des Generalgouverneurs, Herr Wang, der im Hanlin-Rang steht und neben einem praktisch verstehenden Politiker ein großer Wissenschaftler ist, „aber wir können sie fühlen. Langsam bringen die japanischen Kleinhändler ihre kleinen Waren in das Land, Luxusartikel, zumeist für wenige Cäsch, aber ebenso langsam gewöhnt sich das Volk daran und kauft bei den Japanern und befreundet sich mit ihnen. Und Freundschaft mit ihnen ist Entfremdung mit der Heimat. Was nützt uns die Zukunft, wenn uns die Gegenwart verloren geht? Chinas Hilfsquellen sind enorm, und die Masse seiner Arbeitskräfte sichert ihm einen Platz, von dem es nicht zu verdrängen ist. Aber wann, wann? Ein

kleines Rad dreht sich rasch um seine Achse. Japan hatte es mit seinen 40 Millionen Menschen bequem, vom alten System schmerzlos und leicht ins neue Fahrwasser zu gelangen. Aber ein großes Rad ist schwer anzudrehen und in Gang zu bringen, und es dauert lange, bis eine Drehung vollendet ist. China ist ein Riesenreich, und der Westen weiß nach Monaten noch nicht, was der Osten, der Süden nach Wochen noch nicht, was der Norden getan hat." Man hat hier Besseres zu tun, als um Verwaltungsreformen und um persönliche Ministereitelkeiten zu streiten. „Ob Republik, ob Monarchie, das ist ganz egal," sprach der alte Vizekönig und jetzige Generalgouverneur Chao-Erh-Hsün zu mir, ein Typ des alten feinen chinesischen Staatsmannes, des überlegenen, klugen, würdigen, zurückhaltenden, bis in den Tod pflichtgetreuen Beamten, wie sie China heute in so verschwindendem Maße nur mehr sein eigen nennen kann, „unser einheitliches China, das ist die Hauptsache. Es muß unter allen Umständen vermieden werden, daß die inneren Fragen der Regierungsform zu Unruhen und Streitigkeiten führen, die fremde Mächte mit Geschick benutzen könnten, daraus für sich Vorteile zu ziehen." Klar hat er sich das Problem formuliert, das seiner Regierung zu lösen bestimmt ist: Ruhe zu halten und keine eigenen Wege zu gehen, die dem Reichsgedanken schaden könnten, selbst wenn sie vielleicht dem Reich auf diese oder jene Weise nützen könnten. Mögen die Japaner noch so sehr bewaffnet durch die Straßen der Chinesenstadt reiten, während sie den Chinesen verbieten, das gleiche in der Japanerstadt zu tun, mögen sie in ihrer Presse noch so sehr sticheln und aufstacheln, und der Regierung immerhin ihre Bahnlinien verweigern, wenn sie Aufstände oder Empörungen niederwerfen will; Zähne zusammenbeißen und aushalten, das ist mandschurische Parole. Freilich, viele Hoffnungen sind geschwunden. Eine große Kolonisationspolitik sollte hier getrieben werden, Bauern in das entvölkerte Land gezogen, Industrie herbeigerufen, Verkehr und Handel gefördert werden. Die fremden Kaufleute sollten Geld leihen und Vorteile daraus ziehen, weil man hier oben doch schon so klug war, einzusehen, daß der Vorteil der anderen auch der eigene Chinas sein müßte. Die Revolution hat solche Hoffnungen vernichtet, gebracht hat sie dafür der Mandschurei nichts als neue Schwierigkeiten, dringendere Gefahren. Kein Wunder, wenn man ihr hier oben nicht gerade hold ist, ohne das äußerlich zu erkennen zu geben, wenn man sich zum mindestens abwartend ihr gegenüber verhält und den Anschluß nicht verpassen will, wenn die Dinge wieder anders kommen sollten. Denn vor allen Dingen: bis nach Tschangtschun hallen die schweren Schritte der russischen

Kosaken die Bahnlinie entlang, und seit den Zeiten der chinesischen Revolution hat sich deren Zahl verdoppelt, und von da an südlich schreiten leichter und geschmeidiger, aber auch drängender und unvorsichtiger, die japanischen Soldaten, und auch ihre Zahl hat sich seit der Revolutionszeit verdoppelt.

Die Gefahr ist gewachsen, und es ist mehr genommen als gegeben worden, ihr zu begegnen. Drum ist es verständlich, wenn die einsichtigen Beamten gedankenvoll in das Sektglas schauen, in dem die Perlen der Freude aufsteigen, und wenn sie ernsteren Antlitzes in die Kassen blicken, die die Revolution erschöpft hat, ohne neue Quellen erschließen zu können. Was werden soll? Abwarten, ausharren, das ist die Parole; man steht auf Vorposten, das weiß man, und wenn auch äußerlich das alte Leben seinen Gang geht, man weiß es doch dort an den verantwortlichen Stellen, daß die Wogen der Gefahr heranbrausen, und man achtet gespannt, ob sie die Dämme brechen wollen oder sich ruhig an ihnen zerteilen und zurückfließen werden. Die nächsten Monate sollen es entscheiden.

Hans von Wolzogen: Güldenkammer und Parsifal.

Als ich neulich wieder einmal in der schönen Güldenkammer des ehrwürdigen Bremer Rathauses stand, ward mir der Eindruck recht lebendig, wie dort sich eine höchst geschmackvolle Erneuerung vollkommen harmonisch eingefügt hatte in Stil und Stimmung des alten, seinen großen geschichtlichen Stempel tragenden Gebäudes, und wie dies seinen guten Grund darin hatte, daß im Alten und Neuen gleicherweise die ruhig und sicher sich vererbende Eigenart dieses ganzen freien Stadtwesens mit dem bürgerlich-vornehmen Selbstbewußtsein eines ebenso wohlerworbenen wie würdig angewandten Reichtums sich zum schönen Ausdruck brachte. Und weiter noch gingen meine Gedanken beim Anblick der bewundernden Besucher aus allen deutschen Landen: sie alle waren nach der nördlichen Hansestadt gekommen und hatten den berühmten Bau und Raum aufgesucht, voller Freude, ihn kennen zu lernen, da, wo er einzig heimisch, geschaffen und zu finden war, ein Teil des Lebens und der Art dieser besonderen deutschen Heimstatt, nicht nachzuahmen und zu versetzen, damit

auch irgendwelcher Ort im Osten oder Westen dieselbe Sehenswürdigkeit aufzuweisen habe, die doch niemals dieselbe, die eben nicht „Bremen“ wäre, sondern nur ein charakterloses, ungewordenes, falsches „Simili“, wie es kein Reisender von weit her jemals aufsuchen würde, um die Güldenkammer in Ludwigshafen oder Marienwerder gesehen zu haben! —

Das sind eigentlich Dinge, die sich von selbst verstehen; sie erhielten aber in meiner Betrachtung eine besondere Bedeutung, weil ich auf dem Grunde meines Bewußtseins das Bild des Bayreuther „Parsifal“ trug, welcher auch einzig in seiner Art seine eigenste Lebens- und Heimstätte in Richard Wagners Festspielhause besitzt, wohin die Besucher aller Lande kommen, ihn zu erleben, dort, wo allein er zu erleben ist. Neu in der Geschichte der Kunst war dieses Werk, und neu, völlig neu diese ganze Schöpfung des Festspielhauses von Bayreuth; die Harmonie aber mit allem großen Alten deutscher Kunst beruhte auch hier auf dem gleichen Geiste jener Meister und unseres Wagner, dem deutschen Idealismus. Durchaus in diesem Geiste gedacht war das Werk einer vom Geschäft und vom Vergnügen gleich ferngehaltenen, allein der idealen Kunst geweihten Stätte in Deutschlands Mitten, wohin die Besucher, welche danach eine ernste Sehnsucht verspüren, in eigener festlicher Fahrt kommen dürfen, entzogen aller unkünstlerischen, störenden und zerstreuenden, ermüdenden und verstimmenden Unrast des gewöhnlichen Arbeitsalltages, um nur das Kunstwerk in harmonischer Einheit mit seiner Werdestätte zu erleben. Denn das ist nicht zu vergessen: zu dem ganzen Kunstwerk Wagners, zu dem einheitlichen und einzigartigen Eindruck, den es hervorrufen soll und hervorruft, dazu gehört, wie die szenische Darstellung und musikalische Ausführung, ebensowohl auch das Haus, der Raum, der Ort, seine Stimmung, seine Freiheit, das eigentümliche „Geheimnis“, welches Wagner in den Grundstein einschloß, und dem er auch darin Ausdruck gab, daß er den „Parsifal“ ein Bühnenweihfestspiel nannte. Wie der „Parsifal“ seiner Bühne in Bayreuth geweiht war, so sollte er auch diese Bühne selber weihen — weihen jener allein dort zu pflegenden rein idealen Kunst, der Kunst, die um ihrer selbst willen gepflegt, um ihrer selbst willen eben dort aufgesucht wird. „Bayreuth“ und „Parsifal“ gehören zusammen als Ein Werk Wagners, wie die Farbe zum Bilde, wie die Bühne zum Drama. Wer sie trennt, verdirbt das Werk. Dies mag wunderlich klingen, weil es eben erlebt sein will; wer es aber einmal erlebt hat, der wird bekennen: Wagner wußte, was er tat, als er bestimmte, daß sein „Parsifal“ nur in Bayreuth zur Aufführung gelangen solle. —

Wenn in Deutschland 1913 der hundertjährige Geburtstag des Meisters von Bayreuth gefeiert wird, so wäre es gewiß die absonderlichste Feier, welche darin bestände, daß man seinen letzten Willen mißachtet und sein Lebenswerk zerstört, nämlich die gesetzliche Freiwerdung des „Parsifal“ — welche nur einem Geschäftsinteresse der Theater entspricht — dazu benutzt, das Bühnenweihfestspiel auf allen möglichen Bühnen, die sonst gar nicht nach „Weihe“ ausschauen oder begehren, so gut oder schlecht es geht, fürs große Publikum aufzuführen. Dann — sagt man wohl — hat erst das Volk etwas davon. Ja, was hat es denn davon? Daß es sich nicht weiter darum zu bemühen braucht, wenn es nur das Entree bezahlen kann. Aber hat es Wagners „Parsifal“? Nein! Denn es fehlt ihm Bayreuth. Es ist Stückwerk. Man mag sich hier und da ernstlich angelegen sein lassen, diesen Aufführungen einen Festspielcharakter zu geben; man mag das Werk an seltenen Tagen mit einer gewissen Feierlichkeit über die Szene gehen lassen. Es ist doch dieselbe Szene, welche an den Tagen vor- und nachher durch „Fledermaus“ und „Rosenkavalier“ „geweiht“ ward und wird, dasselbe Theater, das dem Geschäft und Vergnügen dienen muß, dieselbe Stadt, derselbe Lebenskreis, die das Publikum mit all ihrer täglichen Arbeitsunrast umgeben, durchdringen, daß es mit müden Sinnen und Herzen am Abend in den „Parsifal“ geht. Wie wird er da wirken können? Ohne Stimmung und Freiheit? Und wenn es eine noch so gute Aufführung wäre — wird sie ein Eindruck fürs Leben sein können, so einzig in seiner Art, wie Bayreuth? Und wird sie — das ist auch zu bedenken — ebensogut bleiben können, inmitten aller Nöte und Schranken täglicher Repertoire-Arbeit? Wird überhaupt — auch bei „Festspielen“ — so gearbeitet werden können, wie allein in Bayreuth gearbeitet werden kann und gearbeitet wird, wo alle Kräfte diesem Werke dienen? Davon hat man ja gar keine Ahnung, und wie schwer dieses Werk ist, davon auch nicht. Ein „Simili“ ist da nicht herzustellen, täuschende Sensationen, Effekte und Affekte fehlen. Alles in allem: der „Parsifal“ außerhalb Bayreuths wird nicht einmal „wirken“, nicht dauernd „interessieren“, wenn er keine Neuheit mehr ist. Es wird zuletzt sogar nicht das „Riesengeschäft“ damit zu machen sein, das sich die Theater begreiflicherweise versprechen und nicht entgehen lassen möchten. Und um so weniger wird es zu machen sein, je ernster die Sache genommen wird, da seltene Festaufführungen die Kosten nicht decken! —

Wir sind unwillkürlich ins Geschäftliche geraten. Wenn das Ideale nicht mehr gelten soll, bleibt eben nur das Geschäft übrig.

Aber — mit diesem Einwurf sind gerade die Geschäftsleute rasch bei der Hand! — macht denn nicht auch Bayreuth — „Geschäfte“? Will es nicht den „Parsifal“ eben deshalb allein behalten, um ihn „auszunützen“? — Viele können das Verhältnis gar nicht anders begreifen. Daß Idealismus volle Selbstlosigkeit, Verzicht auf Gewinn ohne weiteres einschließt, ist ihnen rein fabelhaft; so etwas gibts doch gar nicht. Aber ja! In Bayreuth gibt es das wirklich. Hätte man dort den „Parsifal“ ausnutzen wollen, so hätte man ihn ja gerade längst freigeben müssen! Selbst bei mangelhaften Theatergeschäften damit hätte er doch seit 1882 dem Hause Wahnfried recht hübsche „Tantièmen“ einbringen können. Auch sind ja schon Millionen geboten worden, wenn die Familie Wagner, gegen des Meisters Willen, das Werk hier oder dort freigeben wollte. Sie hat alles ausgeschlagen und den „Parsifal“ nun 30 Jahre lang nach der strengen Tradition in Bayreuth allein aufgeführt, die Bühne und das Publikum dadurch immer wieder „geweiht“, ohne nur einen Pfennig Gewinn für sich daraus zu ziehen, einzig sich mit dem steten Risiko und mancherlei recht sehr beträchtlichen Unkosten, die damit stets verbunden blieben, willig und selbstlos belastend, damit diejenigen, welche das Werk mit allen Kräften ihres Verlangens nur so sehen wollen, wie es der Meister dachte, wollte und schuf, immer die Möglichkeit behielten, es in Bayreuth zu erleben. Mit etwas Ersparnis an andern Ausgaben hat auch noch jeder wirklich und ernstlich Wollende diese Sommerfahrt sich ermöglicht; und wenn es doch „nicht reichen“ wollte, half seit 1882 schon immer die von Wagner dafür begründete „Stipendienstiftung“ mit Gewähr der Mittel für Eintritt, Reise und Aufenthalt. Will die deutsche Nation ihren großen Meister in seinem Geiste und nach seinem Willen ehren, so soll sie diese seine Schöpfung, die Stipendienstiftung, stärken und mehren helfen, damit immer mehr von „Germaniens besten Söhnen und Töchtern“ sich das Erlebnis von Bayreuth verschaffen können, anstatt daß dieselbe Nation, die dem Meister so viel verdankt, die ihm auch den Stolz verdankt, vor allen Völkern ein Bayreuth zu besitzen, zu seiner Hundertjahrfeier seinen letzten Willen kurzerhand durchstreicht und die „Güldenkammer“ von Bayreuth an alle Welt ausliefert. — Tut sie es dennoch, sie hat den Schaden davon; der wahre „Parsifal“ Richard Wagners bleibt doch in Bayreuth.

Bernhardine Schulze-Smidt: Mütter.

Zwei Bilder nach dem Leben.

Mein erstes Bild steht als Idyll hell gegen den waldbergigen Hintergrund des Thüringer Residenzstädtchens, damals vor sechsunddreißig Jahren, als ich noch eine sehr junge Frau war und die stolze Mutter meines herzigen Pärchens: Brüderchen und Schwersterchen.

Aber längst nicht so stolz wie die energische kleine Wuzel, unsere Wasch- und Scheuerfrau, die Hellmuthen. Die schenkte der Welt alle Jahr einen gesunden Schreihals, und welchen von den fünfen sie „am gernsten hatte", das konnte sie unmöglich sagen. Ja, sogar über das arme, elende Ziehkind, „den Baldewin", ergoß sich die sonnige Flut ihrer Mutterliebe, und „Hellmuth", der kleine Vater des Schwarmes, lächelte pfiffig dazu von der Höhe seines Schneidertisches herab. Vollendete Hüllen für schöne Männlichkeit schuf er nicht, aber er flickte haltbar und erdachte in der beschaulichen Stille seines Berufes die wunderbar hochtrabenden Namen für seinen jeweiligen Zukunftssprößling, so daß dem Taufpastoren die Arbeit leicht gemacht wurde. Romantische Namen sind in Thüringen unter dem Volke beliebt, waren es damals jedenfalls noch, und so gab es „bei's Hellmuths" eine Thekla und eine Rosamunde; einen Ottokar und Leopold, und der kleinste Friedebert lernte gerade das Watscheln auf seinen kurzen Säbelbeinchen, in jenem köstlichen Sommer, da meine eignen beiden vier- und zweijährig waren und Hellmuths Thekla ihr Ideal.

Sie alle glichen ihren Eltern, die Hellmuths-Kinder. Alle fünf langleibig und teckelbeinig, und zur Krönung des unvollkommenen Gebäudes desto hübschere Gesichtchen, schmal, feingefärbt, weiche Züge und mächtige Haarschöpfe; das Ganze überglänzt von großen Augen, goldbraun wie die mütterlichen und ein springender Funke von Vaters Pfiffigkeit darin. „Su rachte Glotzerten" nannte die Hellmuthen sie oft und fügte meist mit einem verstohlenen kleinen Seufzer hinzu: „un schlucken kann die klänne Zucht! nich zum erläben, Frau Atzessern! — wie die Raben!" Aber sie lachte gleich selbst über ihr Seufzen und meinte vergnügt: „Mir känn' ju arbeeten, iche un Hellmuth."

Wahrhaftig, arbeiten konnte sie, und nächst ihren Kindern waren die Waschtage bei uns zur Sommerszeit ihre größte Wonne. Hinter unserem gemütlichen Hause in der hellen Hauptstraße dehnte sich der lange Gartenstreifen gegen die dunkelschattige Schloßbergallee hinan, nüchtern eingeteilt, aber blühend, daß er von Duft und Farben überquoll, und mit Zwetschenbäumen reich

gesegnet. Die Gartenmitte rundete sich mit Akelei und Venuswagen und hohen Rostrosenbüschen ums zipfelmützige Teehaus, und gegenüber das Backhäuschen mit dem riesigen Messingkessel zum herbstlichen Muskochen neben dem Backofen für die gewichtigen Feststollen und Kaffeekuchen. Hinter dem Backhäuschen, versteckt zwischen Flieder und Jasmin und glühenden Päonien, die altersgraue Waschküche, darin das offene Feuer auf dem Ziegelsteinherde loderte und bei den hohen „Bükfässern“ zum Auslaugen der Wäsche die steinbeschwerte Mangel ächzte.

Das war der Tummelplatz für die emsige kleine Glucke und ihre Küchlein, alle Monat fast eine Woche lang. — Ich saß Sommers von früh bis spät mit Buch und Arbeit im Teehäuschen, sobald das Hauswesen versorgt war, und um mich her spielte die Kinderschar in den vielgeflickten Blaudruckkitteln, Männlein und Weiblein nur durch gestutzten Lockenkopf und Hängezopf zu unterscheiden, meine weißgekleideten beiden selig dazwischen. Es war und blieb immer das lustige, artige Treiben vollkommen glücklicher Kinder sonder Vergleich und Neid. Nur daß Thekla und Ottokar, die zwei Großen, ihre Harken und Gießerchen und die beiden Jätgabeln des öfteren verteidigen mußten gegen die winzigen Räuber. Sie nämlich waren Mutters rechte Kinder und arbeiteten aus Herzensgrund. Kein Gärtner konnte besser „krauten“ als Ottokar; keine Gutsmamsell sorgsamer Spargel stechen und Erbsen pflücken als Thekla. Sie verdienten wahrlich ihren abendlichen Groschenlohn für den Sparhafen in Mutters Gewahrsam, die zwei Heinzelmännchen. Die kleinen Geschwister und mein Pärchen lernten's ab und hätschelten und hegten den lieben, langen Tag das dickbäuchige und wasserköpfige Ziehkind im Holzwägelchen: den Baldewin.

An heißen Sommersonnentagen ist mir's manchmal heute noch, als sähe ich's zum Greifen deutlich, die blühenden Jasminbüsche, wie sie sich vorsichtig auseinanderteilten und das hurtige Waschweibchen käme hervor, Schürze triefend, das sommersprossige, schmale Gesicht mit den liebevollen Braunaugen schweißbeperlt, das dicke Haar als festen Zopf hoch auf den Wirbel gesteckt. Käme hervor, ohne sich die Zeit zu nehmen, mir zuzunicken; nur die sechs leckeren Butterschnittchen, von ihrem reichlich bemessenen Zweitfrühstückbrote abgespart, mußte sie verteilen und meinen beiden geschwind ein runzliges Äpfelchen von „d'rheeme“ in die Händchen stecken. Und zuletzt noch mit der weißschrumpeligen Hand rasch über alle die Kinderköpfe hinfahren: „Esu brafe Kinger!“ und Thekla anrufen: „Etze komm fix, Teekela, mußt mich beim Bieken halfen.“ —

Dann, als es wieder einmal Winter wurde, kam der gewisse, in sich gekehrte Blick in die Braunaugen, den ich nun schon kannte; mit der Arbeit gings ein bischen sinniger, und mein Bündel Weißzeug und Flanellreste wurde mit verschämtem Danke hingenommen.

„Wann denn diesmal, gute Hellmuthen?“

„Esu in Jannewarmond, denk ich, Frau Atzessern.“

„Wird es nicht bald zuviel Segen, liebe Hellmuthen?“

„— von mir aus, beileibe nich, Frau Atzessern! Iche hann Kinger doch zu gärne, un Hellmuth, den is’ och nich leid. Mir känn’ ju arbeeten!“

„Wir können ja arbeiten!“ Dies war Trost, Sporn und Glück, das sich in der kleinen Schar verkörperte, und ich, die so manches Mal in all meinem Überfluß murrte, beugte mich in meiner Seele vor der schlichten Mutter. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zwischen Weihnachten und Sylvester sollte die letzte Wäsche des Jahres sein. Es war grimmig kalt; der Schnee steinhart gefroren, versilberte Bäume und funkelnder Sternenhimmel. Unser Garten gab aus sich selber Licht. Die Sorge um unsere emsige kleine Hellmuthen hatte mich gegen Morgen des ersten Waschtages geweckt, und während mein Kinderpärchen schlief, lag ich im warmen Schlafzimmer auf dem Ellbogen und spähte durchs tiefgehende Fenster den schnurgeraden Weg zwischen den Rabatten entlang, ob sie wohl käme.

Pünktlich um halb sechs kam das Laternchen denn auch gemütlich von der Pforte dahergewandelt und verschwand beim Rundteil hinter den weißen Märchengebilden der kahlen Jasminbüsche. — Beruhigt schlief ich weiter, und dann, als der Morgen hinter den Waldbergen rot wurde und ich auch an meine Tagespflichten dachte, sah ich den Rauch ordnungsgemäß und kerzengerade vom Dach der Waschküche gegen den rosigen Himmel emporsteigen. Aber nicht für lange. Schon nach einer halben Stunde ward die bläuliche Säule kürzer und kürzer und zerging in sich selber, und dann erschien die Küchen-Theres und meldete in äußerster Bekümmernis um die gute Wäsche:

„Die Hellmuthen hat als missen heeme machen.“

Ich war im Innersten froh, daß sie aus der herben Winterkälte in ihr bescheidenes Heim zurückgegangen war, und für den Rest des Tages würde Gottes Güte einmal wieder sorgen. Ich wollte das meine auch nicht verabsäumen, ließ einen netten Futterkorb für das Schneiderlein und seine schluckenden jungen Raben packen und eine Wochensuppe zu Feuer setzen, während die

„Kinderjungfer“ ging, um für morgen eine Aushilfs-Waschfrau zu entbieten, die brave, geschwätzige Walzbergen aus der Burggasse.

Da, urplötzlich, als die Nachmittagssonne schon rötlich unsere verzuckerten Zwetschenbäume streifte, stieg die ringelnde Rauchsäule abermals lustig in die klare Luft. — Das war doch Hexerei!

„Theres, wer wäscht denn drunten?“

„Sell weeß ich nich, gnä Frau — die Walzbergen, die kimmt ja vor'n dritten Janneware nich.“

„Ja, aber — es raucht doch aus dem Waschküchenschlot, Theres?“ —

„Sell is unmeeglich, gnä Frau; sell muß Spuk sinn!“

Ich hatte mich schon warm eingemummt und lief über den knirschenden Schnee auf den Spuk zu. Die Waschküchentür stand nur lose eingeklinkt; drinnen knatterten die buchenen Knorren unterm Kessel, eine lauliche Wärme füllte den sonnenhellen Raum. —

„Aber Hellmuthen! um Gotteswillen, Hellmuthen!“

„— mir is gans gut, Frau Atzessern.“ — Die kleine, langleibige Gestalt drehte sich auf dem Fußbrette herum, lächelte freundlich mit Mund und Braunaugen, und streckte mir die seifennasse Hand entgegen:

„— iche arbeet' zu gärne!“

Gar keine Worte fand ich; das Herz kehrte sich mir um in der Brust vor Zorn und Erschütterung und Mitgefühl. Einfach zu weinen fing ich an.

„Hellmuthen — wie kann Sie mir das antun! Sofort setzt Sie sich — hier auf den Stuhl und die Füße aufs Brett — so —! Gott! was verdient Sie denn für diesen Blödsinn, Hellmuthen! Ins Bett gehört Sie — zu Ihrem kleinen Kindchen.“

„— das wär' ich doch nicht d'rheeme lassen? Ich hann's mitgebracht; da in' Korbe, Frau Atzessern. Den geschieht nischt, so'n Wärgel, wie das enner is, — esu, als wie unser Ottokar enner gewä'n is.“

Entgeistert starrte ich in den Korb, dessen Deckel ein bißchen lose gelegen hatte, der Luftzufuhr wegen. Die kleine Mutter hob ihn sich aufs Knie und lachte entzückt hinein:

„Is'r nich scheene? akkerat den Ottokar seine Glotzerten, gelle? Iche hann Kinger zu gärne! un scheene warm is'r, wie neier Kuchen!“

Ich kniete neben den Pantoffelfüßen der kleinen Frau auf dem langen Fußbrette beim Waschtrog und starrte das winzige

Würmchen von fünf Stunden an, das sich gemütlich in seinem Neste zusammengekugelt hatte. Die berühmten Hellmuths-Glotzerten standen groß und braun im krebsroten Gesichtchen; dann fielen sie unter dem schwarzen Haarschopfe wieder zu und die beiden Fäustchen ballten sich wohlig zum Schlaf dagegen. Ich berührte sie mit dem Finger; wahrhaftig, warm wie „neuer Kuchen“, der ganze kleine Staatskerl in seinem weichen Neste von lauter Tuch- und Buckskinflicken und Schnipseln aus der väterlichen Schneiderhölle. —

„Wenn enns gesund is un kann, muß mer arbeiten bei sechs Kinger,“ wiederholte die Hellmuthen, und ich verbiß meine Tränen und streichelte ihr das blasse, freundliche Gesicht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nun aber erschien die Theres und im Nachtrabe sogar mein Gatte, den die große Wäsche gar nichts anging, und es wurde nicht lange geredet und gefackelt. Einfach angespannt wurde des Posthalters hübsches, neues Landaulet für den neuen Weltbürger, und unser Herr Geheimrat wurde ins Schneiderheim entboten, samt seiner hohen ärztlichen Würde. Und es gefiel ihm so gut im sauberen Stübchen mit Thekla und Ottokar, als Mutters Stellvertretern und den drei Kleinen bei Vater auf dem Schneidertisch und Baldewin daneben, daß er, nach dem gebührenden Schelten, großväterlich nett mit der vergnügten Mutter plauderte, die wir gut gebettet und gestärkt hatten.

„Sowas macht Freude!“ meinte er im Fortgehen.

Als die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte, sah der Schneidervater seine Frau pfiffig an und räusperte sich, ehe er sagte:

„— häre, Mutter, das is noch kenn' von unser Kinger bassiert, daß's inner Eklipasche gefahren is, an sein' erschten Dage. Dadrum woll' mer den Jungen ooch Waldemar heeßen, gelle, Du?“

So geschah es, und die Hellmuthen ging mit ihrem feinen Gewissen ernstlich zu Rate, ehe sie den unverdienten Waschlohn und das hübsche Tauftragbettchen von mir annahm, nebst dem Goldstücke für Waldemars Sparbuch. Denn mit meiner Küchen-Theres zusammen stand ich vierzehn Tage später Gevatter bei Waldemar, und er war „der Allerscheenste, bis uff's nächste Mal“ nach der stolzen, kleinen Mutter Versicherung.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mein zweites Bildchen steht auf einem ganz anderen Hintergrunde. Auf dem schroffen, weißgrauen Felsen, bestanden mit üppig blühendem Myrtengesträuch und stachlichtem Feigenkaktus. Vor den Felsen hin ein Strandstreifen; der einer tiefen Meeres-

bucht — „Kopçanje“ heißt sie auf kroatisch und von ihrer Muschelkrümmung aus hat man einen entzückenden Blick über die bewegte, blaugrüne See, nach dem nahen Hafenstädtchen Lussinpiccolo hinüber, das sehr malerisch und weltentrückt sich am Steinhange emportreppt. Damals fing es eben an, sich als Luftkurort und Seebad aufzutun und meine junge Tochter und ich hatten uns gern auf die kleine Quarnero-Insel verschlagen lassen, wo die Luft frisch und mild zugleich wehte und trotz des Februar der laue Winter Rosen und Narzissen und baumhohe Eriken zeitigte.

Das verfallene Fischerhäuschen, hart vor der Bucht von Kopçanje, hatte große Anziehungskraft für meine Achtzehnjährige. Erstens lag es entzückend im Schutze des windgeworfenen Ölbaums, an dessen Zweigen hin sich die trocknenden Netze spannten, und zweitens lehnte dort am Pfosten der niederen Haustür tagtäglich eine Mutter mit ihrem Kinde, beide schön, wie Heiligenbilder, und lumpig, wie Bettelvolk. Die Mutter, noch jung, aber schon zahnlos, ein sanftes, bräunliches Madonnengesicht mit pathetischen Augen, und das Kindchen auf ihrem Arme, ein kleiner Engel, ein Püppchen zum Totküssen, mit den lieblichsten Zügen und sammetnen Augen und dem Lockenwirrsal bis tief in die Stirn.

Nur der Schmutz! der Schmutz! der war für mein Kind der schönen Zivilisation und Reinlichkeit wirklich zum Grausen, und so gern hätte es sich nur einmal des Engelchens bemächtigt und ihrer Anbetung genug getan.

Endlich erdachte es sich einen Plan. Durch das Engelchen Donçitza wollte es die Mutter zu seinen eigenen Reinlichkeits- und Schönheitsbegriffen erziehen, und mit Feuereifer ging es in Lussinpiccolos einzigen Manufakturladen für Badefremde und gebildete Einheimische. Nach langem Suchen und Wählen erstand es ein kornblumenblaues Volantkleidchen nebst Zubehör an Ringelstrümpfchen und winzigem Schuhwerk, und im Nachbarladen beim Barbier gabs grellrosa Seifenkugeln und einen klobigen Frisierkamm. Mit diesen Herrlichkeiten wanderten wir nachmittags am „Squero“, der Schiffswerft, vorbei gegen Kopçanje hinaus und setzten uns auf den Netzstapel unter der alten Olive, um der staunenden Mutter des Engelchens Donçitza im Mischmasch von gebrochnem Kroatisch und Italienisch unsere Beglückungsabsichten für ihren Liebling klarzumachen.

„Waschen — sauber anziehn: zuerst das Hemdchen und dann das leuchtende Kleidchen, und das ganze verfilzte Lockenpolster unter Seifenschaum und Wasser setzen, mit dieser köstlichen rosenfarbnen Seife: ecco! hier; so nehmt' doch, Gospodja!“

Die pathetischen Augen der „Gospodja“ forschten unserem Kauderwelsch nach; der feine, zahnlose Mund lächelte schwach.

Ob sie wohl begriff? O ja, sie stellte ihr reizendes Kleinchen auf die staubigen Füßchen, wiegte den Kopf und streckte die schmale, braune Hand nach unseren Spenden aus.

— „morgen um diese Stunde kommen wir wieder und dann muß Donçitza bellissima sein — schön und sauber und gekämmtes Haar: da ist ein Kamm dazu, Gospodja, — und im blauen Kleide und Strümpfen und Schuhen, nicht wahr, Gospodja? capito?"

Die Mutter starrte meine impulsive Jugend noch pathetischer an, wendete die Herrlichkeiten für ihr Töchterchen hin und her und neigte das klassische Haupt zur Bejahung. Das Gelöbnis war getan, und wir kehrten befriedigt heim. Die fünf Gulden sollten uns nicht leid sein, falls sie reformatorische Erfolge einbrächten.

Über Nacht schlug der warme Wind um und die strenge Bora aus Norden brauste kalt und ungestüm über unsere Insel. Die See ging hoch und schlug mächtige Spritzwellen auf den Strand und gegen die Klippen. Erst zwei Tage später konnten wir ohne Fährlichkeit wieder nach Kopçanje wandern, und meine Tochter nahm, zur Vollendung ihrer Mission, noch eine kleine Schürze und ein niedliches Hütchen mit, in Seidenpapier gesteckt.

Vor der Hütte auf dem Olivenaste saß ein altes Weib, dem unterm Kopftuche hervor die grauen Haarzotteln in zwei blitzende Augen hingen. An der Ähnlichkeit erkannten wir's sofort, daß sie die „nonna" sein mußte, die Großmutter, und so wars auch. Sie starrte uns böse entgegen, und zwischen den Knien eingeklemmt hielt sie ein Scheusälchen im kornblumenblauen Volantkleide; barfuß stand es im nassen Seesande und hatte verschwollene Augen und eine feuerrote Schnupfenrinne vom Näschen zum Munde. Und statt der Lockenfülle straff zurückgestriegelte Strähnen, fett von Öl, gelbgrün von reichlichem Insektenpulver, am Hinterkopf zum abstehenden Rattenschwanze geflochten.

Meiner Tochter fiel vor Entsetzen ihr Paket aus der Hand.

„— ma —!" begann sie, aber die Alte ließ sie gar nicht zu Worte kommen. Sie stieß ihr das verunstaltete Engelchen heftig entgegen und das Paket mit dem Fuße von sich weg. Dann erhob sie sich zu dräuender Höhe, und nun ergoß sich ihre zornige Redeflut über uns und unsere Wohltaten:

„— was wollt ihr mit diesem gesegneten Kinde meiner Tochter? Was habt ihr meiner Tochter angetan, daß ihr sie unter eure Befehle zwingt? Verderbt habt ihr unsre Herzensfreude, — seht her, seht an! Ist das noch Donçitza, meiner Tochter Tochter? Ist das noch ihr Antlitz? — und weshalb töten, was in unseren Haaren wohnt, nach der Heiligen Absicht? Eine Krankheit ist über unser armes Lämmchen gekommen durch euch, und ihre Mutter verstößt

sie. Was soll ich Alte mit einer Zweijährigen beginnen? Strafe komme über euch! Die Madonna soll euch züchtigen!" —

— — Endlich gelang es mir, den trüben Strom einzudämmen und die Alte zu ihrer Tochter in die Hütte zu treiben, während meine Tochter das verschändete Engelchen auf den Schoß nahm, die eisigen Füßchen in einen Zipfel ihres Wettermantels wickelte und das tränennasse Schnupfengesichtchen mit ihrem weichen Tuche trocknete. Gottlob, die wunderschönen Augen schlugen sich wieder lächelnd zu ihr auf, zwischen den schwarzen Fransen der Wimpern; aber die Haare, die entsetzlichen Haare! —

Ich jedoch empfing unterdessen eine große Lehre, drinnen neben der niedergeschlagenen Mutter, aus dem Munde der italienischen „nonna". Zuerst wies sie auf die kleinen Ringelstrümpfe und Schuhchen, die, von einem Nagelspieße festgebohrt, neben dem Muttergottesbilde an der Mauer hingen:

„Diese haben wir der Gebenedeiten geweiht, und das sündhafte Kleid erhält die große Madonna droben in der Kapelle der Annunziata; dieses aber — (sie überreichte mir mit der Gebärde einer zürnenden Königin die rosa Seifenkugel) — nimm du zurück! Es ist des Teufels Werk, weil es wie eine Rose riecht und ist keine! — nimm!"

„Sie hat Gutes gewollt," wagte die Mutter aus ihrer Herdecke her zu beschwichtigen, allein die großartige Alte verbot ihr den Mund.

„— wenn du Gutes tun willst, so schaue auf die, welche es empfangen sollen und nicht auf dein eitles Gelüst," sagte sie mit der Geste einer Tragödin. „Hättest du meiner Tochter ein Stück Ziegenwolle gebracht für ihre und ihres Kindes Blöße, und einen Beutel Mehl zum Brei für den Hunger: wohlan — auch ich hätte ein Mieder und einen Napf voll davon erhalten. Aber dieses? dieses? Narrenkleider und Teufelsbrocken, die fälschlich riechen und sich nicht verspeisen lassen? Madonna mia: wozu? Wozu unseren Kindern die Füße dumm und weichlich machen mit Schuhen und Strümpfen? Madonna mia! Besser ein Stück Dörrfleisch dafür. Denn die Fische dörren wir uns selber!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wir nahmen unsere rosa Seifenkugel wieder mit und eine nachdenkliche Lehre für den Begriff des Wohltuns. — —

Acht Tage nach diesem stürmischen Auftritt sahen wir das Engelchen wieder in der alten Holdseligkeit am Strande durch die Wasserlache patschen, lumpig und lieblich. Nur seinen Locken hatte die durchgreifende Behandlung augenscheinlich gutgetan, und die schöne Mutter in ihrer Haustür grüßte uns mit verstohlenem Lächeln. — Es war doch etwas!

Willi Dünwald: Justinus Kerner, der Schattenspieler.

Als er zuletzt an ihrem Lager gekniet und ihm beim Kuß auf ihre Hand — der Hand, die er ihrer Schönheit willen geliebt wie nichts auf der Welt — das Weinen in die Augen gekommen, da hatte sie gebeten: ihr die Liebe zu tun und ihrethalben nicht zu klagen, weil das wohl ihre Ruhe stören möchte; und undankbar wäre es nach so vielen, vielen glücklichen Jahren . . . und überhaupt, die Trennung wäre wohl kurz, weil auch er schon alt, dem Grabe nahe und also die Wiedervereinigung nicht allzu fern sein könne. Diese liebereich geflüsterten Worte verloren sich als letzter Hauch in die Osternacht des Jahres 1854, da die Glocken sich anschickten, vorlaut und vielleicht auch vorschnell, allerlei Hoffnungen und Sehnsüchten das Wort zu reden. Und die kleine, zarte Friederike, geborene Ehmann, mit der er 41 Jahre in Liebe und Treue Alles geteilt, die in stiller Glückseligkeit Mutter dreier Menschenkinder und vieler, vieler Liederkinder geworden, lag, 68 Jahre alt, in den Kissen und wußte von diesem Leben nichts mehr.

Obgleich die Arme guter, besorgter Kinder bereitgewesen, einen verzweifelt Aufschreienden und Hinstürzenden zu halten, so geschah nichts, das des Haltens und des Stützens bedurft hätte. Mehr schlürfend als gehend verließ Justinus Kerner den Ort, an den ihn das Schicksal bis zur Hiobsarmut ausgeraubt, und ging hinüber in das sogenannte Studierzimmer, in dem zwar studiert, Patienten empfangen und Rezepte ausgeschrieben wurden; darum aber als Speiseraum und gelegentlich als Kinderschlafzimmer nicht eben ungeeignet und selbst dem Knecht und der Magd am Abend zum Stiefelputzen und Linsenlesen nicht zu vornehm schien. Er stand am braunrötlich gestrichenen Tannentisch — dem darauf aufgestellte Bücher, das große bleiene Tintenfaß, die irdene Sandbüchse, wie die zugeschnittenen Federkiele das Ansehen eines Schreibtisches gaben —, nahm das große Patientenbuch, schlug die erste Seite auf und verlor den starrwerdenden Blick an das von seiner Feder hingezeichnete Skelett und das darunterstehende Wort: „Für den Tod kein Kraut gewachsen ist.“ Las mit seinen halberblindeten Augen, las nochmals, las wiederum und begriff den Sinn des Wortes nicht. Der schwarze, seine Hochgestalt umhüllende Rock schien lächerlich weit und unpassend zu werden, also schrumpfte der Mensch, dem das Leben als ein melancholisch Sehnen und Schmerzen liedbar geworden, in sich zusammen. Mit entkräftigten Beinen schleppte er sich in

den Armsessel, um für Tage sich nicht mehr daraus erheben zu können.

Wer ihn anfühlte, glaubte an Stein zu tasten, so kalt und unlebendig war sein Leib. Darum hatte ihm Kindesliebe jenes Wolltuch über die Knie gebreitet, welches der Mutter, das Sterbefrösteln — darum sie klagte — möglichst zu vermindern, um Schultern und Arme gelegen hatte in ihrer letzten schweren Stunde. Über dieses Tuch zitterten nun Justinus Kerners gichtigen Hände mit dem halberstorbenen Tastsinn hin und her. Mehr Worte als „ich darf nicht klagen, sie will's nicht haben", äußerten die eingeschrumpften, blutleeren Lippen nicht. Am Tage das Licht und in der Nacht der Schein der Unschlittkerze fiel auf die weißen faltigen Deckel, die sich, alle Außenwelt abwehrend, über die braunen Augen mit dem ruhigen Blick gezogen hatten. So saß er, keinen der Sinne — die tastenden Finger ausgenommen — mit den Weltreizen vermittelt, schmerz- und tränenlos da; ob wachend oder schlummernd von einem endlosen Traum befangen, der ihn in eine Folge vieler Schattenbilder als sein eigner Schattenspieler bannte.

Und verjüngte sich zu dem Schattenspieler Luchs, den im Laubengang eines verfallenen Nürnberger Gartens ein seltsam fremdes Mädchen umschlungen und gesprochen hatte: „Siehe da Bilder aus deinem kommenden Leben." Und sprach sich die Szene einer scheinbar törichten und doch wahr gewordenen Jugendvision aus der vierten Vorstellung der zwölften Reihe seiner „Schattenbilder" vor:

„Aber auf einmal schien ich mir lächelnd und fröhlich am Wanderstabe durch die Wälder und Wiesen wallend, neben mir zu Rosse eine zarte weibliche Gestalt, ein blühendes Kind vor sich auf dem Schoße haltend. Die Wälder verschwanden, der Himmel wurde weiter und lichter und ein gesegnetes Tal voller Berge mit Reben lag vor uns ausgebreitet, und statt des kahlen, trauernden Berges im Hintergrunde ein hoher, lachender Rebenhügel mit einer Burg. Da hörte ich eine Stimme . . . „Siehe da, die Burg der Weibertreue!" Ein kleines freundliches Haus unter schattigen Bäumen ersah ich an des Berges Fuß, das war von Rebenranken umkränzt und volle Trauben hingen von ihnen ob seinem Eingang nieder. Unter ihnen sah ich drei Kinder mit Blumen spielen, sie schienen jener weiblichen Gestalt anzugehören, die trat jetzt, Früchte und Kräuter in einem Korbe tragend, ins Häuschen ein und schien sie zu leichten Geschäften anzuweisen. „O du," hörte ich sie sprechen, „so ist es denn kein Traum! Du bist es, und das sind unsere Kinder, überschau hier das Ganze." Auf einmal

sah ich mich da mit ihr auf einem alten Turm im Garten des Hauses stehen, der weit in das Tal hineinsah. „O," hörte ich mich sagen, „da ist ja das Gemälde wahr geworden, das in meinen Schatten steht, da in der Geschichte von dem Andreas und der Anna."

Andreas, ein armer Teufel von der Kunst, und Anna, eine reiche Kaufmannstochter, mußten deshalb den Liebestod sterben, weil Andreas zwischen Maltöpfen und nicht zwischen Geldsäcken saß und Anna einen Vater hatte, dem unter dem Scheckportefeuille kein menschlich Herz den normalen Ticktack schlug. Aber weil Justinus Nichts hatte und Rickele auch Nichts hatte, hatte keiner Nichts gegen die Addition von Nichts und Nichts einzuwenden, und so kamen sie, wenn auch holperig und umständlich, zu dem Glück, das der Schattenspieler Luchs jene andere beiden mit den törichten Herzen, Andreas und Anna, vergebens ersehnen ließ.

Es wurde dem im Schlummer träumenden Poeten gar nicht schwer, als Schattenspieler Luchs abzulassen von Andreas und Anna, um einzig und allein als Schattenspieler Justinus Kerner zu träumen von dem anderen Liebespaar: von Justinus und Rickele. Nun war es nicht die Vision eines kommenden, sondern die reproduzierten Bilder eines verflossenen Lebens. Und dies erlebte er somit noch mal.

Stand ein Mädchen auf der Achalm, ein junges, durchsichtiges Geschöpf, das sah traurig in die Landschaft hinaus; so traurig, so wehmütig, daß er, Justinus, sich von Freund Uhlands Seite losreißen und im Zeichen Goethes vor sie treten mußte und sprechen:

„Wie kommt's, daß du so traurig bist,
Da alles froh erscheint?
Man sieht dir's an den Augen an,
Gewiß, du hast geweint."

Und unerschrocken wandte die Kleine, die Feine, den dunklen Kopf, ohne ein Wölkchen des Unmutes auf der schöngegipfelten Stirn zu zeigen; und das blaue Auge verminderte seine Klarheit um nichts, als der Mund mit leiser Stimme dem kühnen Manne mit dem zweiten Verse Antwort gab:

„Und hab' ich einsam auch geweint,
So ist's mein eigner Schmerz,
Und Tränen fließen gar zu süß,
Erleichtern mir das Herz."

Und wußten beide nun, daß sie sich Erlebnis waren und Schicksal. So verliebt als ein 18jähriger Tübinger Student in ein Pfarrertöchterlein nur sein kann, also verliebt war Justinus

in Rickele; schlug sich zu den Toggenburgern; lag stundenlang auf einem Berge und sah sich die Augen weit zu Rickeles talgelegenem Haus, wo ein Tantenungeheuer Wache hielt über Herd- und Herzensflammen. Aber treu und verschwiegen vermittelte eine alte Waldkapelle Verse an sie und Briefe an ihn. (O, ihr Liederlinge beider Geschlechter über 13 und unter 18 aus Berlin W, lest diese Ergüsse selbstloser, demütiger Liebe, aber lacht nicht, lacht nicht, wenn euch nichts daraus grüßen will.)

Von der Universität auf die leidende Menschheit losgelassen, sieht sich der träumende Poet in die Spitäler von Hamburg und Wien als der melancholischste Famulus gebracht. O, wenn ihm damals neben der Sehnsucht nach Augsburg, wo sein Engel in hochzeitlicher Erwartung seiner harrte, noch Zeit geblieben, über all das gesehene Leid und seine profanen Scheußlichkeiten nachzudenken, dann wäre er, um nicht am Mitleid und an Ekel zu ersticken, wahrhaftig und Gott rückgekehrt zu dem Ludwigsburger Ladentisch, dem er entflohen, weil er sich für den nicht schöpsig genug gehalten hatte. Wohl, das Gefühl des Ekels wurde im Laufe der Jahre überwunden, aber das Mitleid, die entnervendste aller christlichen Tugenden, wie hatte ihn das als praktischen Arzt in Wildbad geschüttelt. Wo ein Vater oder eine Mutter sich vom Tode fortschleifen ließ, waren sie nicht ihm, ihm hinweggestohlen worden? Und Kinder . . . starben ihm nicht „mehr denn 100 Kinder!“

Aber dann in Welzheim, 6 Jahre nach Tübingen köstlichen Gedenkens, da es langte, im Wirtshaus zum Ochsen eine Küche und zwei Zimmer zu besitzen, wovon das eine, das Schlafzimmer, an allen Markttagen und sonstigen mit den Beinen zu feiernden Festlichkeiten für den Tanz zu räumen war, saß sein Eheengel mit ihm auf einem Pferderücken: teilend den Mitleidsschmerz, der von Krankenbett zu Krankenbett wuchs und von Regen nicht und nicht von Wind und Sturm, den ungeschlachten Unterwegsgenossen, zu betäuben war.

Doch geschieden mußte werden von den lieben Leuten in Welzheim und den Wäldern mit Windmelodien, Bachgeschwätzigkeiten und Kuckucksulkerei. Was aber wäre von Geildorf, dem neuen Vaterland, außer den vielen Kröpfen noch der Erinnerung wert, als die Reise zur erkrankten Mutter in Ilsfeld, wobei der Rückweg, der besseren Straße wegen, über Weinsberg geführt hatte und der Schattenspieler Justinus am Fuße der Weibertreu im Geiste sein späteres Haus stehen sah. Und wirklich, schon einige Jahre nachher malträtierte der Oberamtsarzt Dr. Justinus Kerner infolge vieler bei Menschen vorgekommenen Wurstver-

giftungen Weinsberger Hunde, Katzen und Kaninchen, obschon seinem Gefühl durchaus nicht zusagte, Menschen zuliebe Tiere als Versuchsobjekte zu gebrauchen.

Im Traume sah der in dieser Stunde aus aller Zeit und Örtlichkeit gehobene Poet sich wieder an den ärmlichen Betten der Weinsberger Weinbauern, selbst ein am Jammer der Menschheit Erkrankter, an der Unzulänglichkeit des ärztlichen Helfens Zweifelnder. Und wenn er auch den Knauf seines Bambusrohres vor Nachdenklichkeit in das Kinn hineingegraben hätte, kein Mittel wäre ihm offenbart worden, dem Schicksal zu entreißen, was dem verfallen. Wie viel leichter war da äußerliche Hausstandsnot abzutun mit dem gutbefundenen Rezept: „Gehet zu meiner Frau, die wird schon wissen, wie zu helfen ist . . .“ Obgleich eigentlich merkwürdig blieb, wie die das immer konnte und nie versagte, wo doch er, ein untalentierter Rechner von Haus aus, eine Abneigung hatte, für seine ärztlichen Bemühungen zu liquidieren.

Überhaupt, wie war sein eigen Tun und Wirken gering, entgegen der entselbstenden Wirksamkeit seiner Rickele; zumal seit der Zeit, da „ein kleines freundliches Haus unter schattigen Bäumen „dastand“ an des Berges Fuß.“ Rickele! Sie war das Herz Schwabens, dessen unentwegten Gleichschlag jeder — sei es auch für eine Stunde nur — fühlen wollte, der von Nord oder Ost, Süd oder West Schwaben durchzog. Wohl begastet und betreut lebten unter ihren Händen die Bekümmerten und die Lebensmüden, die kranken und verworrenen Geister; körperlich Elenden war sie in Hingebung dienstbar und nicht weniger vermochte sie denen, die es innerlich schwer haben, zu helfen und zu raten. Und nie ging die Geduld ihr aus, obschon das bei Lenau, dem phantastischsten Ungarn, der im Turmzimmer an seinem Faust geschrieben und bei Tisch, tiefgedanklich und vergrübelt Messer und Gabel in das geblümte Tischtuch stieß und die Zinnteller bekritzelte, doch nahegelegen hätte.

Und er, Justinus, selbst. Wennschon er nicht wie Lenau ein „im Traumring“ Verlorener, aus dem diesen kein hausbackener Verstand errettete, war er denn weniger schwer zu ertragen? Wenn der Wind in den Äolshafen, die er in den Schießscharten der von ihm wieder errichteten Burg Weibertreu aufgestellt hatte, sang und klagte von Schmerz, „dem Grundton der Natur“, und ihm darob vor Melancholie und Todesahnen der Humor wie auch das liebliche Spiel auf der Maultrommel ausging — dann aber hatte ihn Schwabens gesundes, ruhiges Herz immer wieder zu männlicher Kraft und Daseinserträglichkeit gebracht mit derselben einfachen Selbstverständlichkeit und verständlichen Klar-

heit, mit der sie seine Manuskripte beurteilte und ins Reine brachte. Ja, sie war die Ursache seiner Lieder, der Zweck seines Lebens . . . sie war seines Körpers und seiner Seele bester Teil . . .

Doch plötzlich bekam die Bilderfolge des schlummernden Träumers einen Riß; der Schattenspieler Justinus Kerner verwandelte sich wieder in den Schattenspieler Luchs der Reiseschatten, welchen das unvollendete Bild der vierten Vorstellung in der zwölften Schattenreihe zur Vollendung mahnte:

„In weiter Ferne bewegte sich am Horizont etwas wie ein schwarzer Punkt. „Es ist sonderbar," hörte ich mich sagen, „da kommt ja auch wirklich der Rabe." Der Punkt wurde immer größer und größer. Es war etwas, wie von weiten schwarzen Flügeln getragen. „Mich schaudert," hörte ich sie (das fremde Mädchen) sagen, „das ist kein Rabe." Da kam es immer näher und näher, man sah und hörte das Flattern schwarzer Tücher. „Weh!" hörte ich sie rufen, — „das ist ein Sarg!" und ich erwachte."

Und damit erwachte auch der Schattenspieler Justinus Kerner aus seinem traumhaften Erstarrungszustande. Die Tür des Zimmers war aufgegangen. Aus dem Flur fiel eines Öllichtes trüber Schein auf das vom Abend verdunkelte Ameublement. Theobald, der Sohn, stand auf der Schwelle.

„Wo warst du? Du riechst nach Erde . . ." da erkannte Justinus Kerner den grausamen Inhalt des selbstgesprochenen Wortes und lallte, fröstelnd vor Einsamkeit: „Bin wie ein Kind, das seine Mutter erst verloren, weinend in der Nacht steht . . ." fiel zurück in den Armsessel und wehrte der Sehnsucht, die ihn langsam aufzehrte, nicht.

Innen und Außen.

Gesellige Gedanken — Gemeinplätze.
Einsame Gedanken — Eigene Gedanken.

Wissen kann auch unfrei machen. Man sehe sich daraufhin viele Gelehrte an.

Wir neigen stark zu einem Aberglauben des Freidenkertums. Möglicherweise wird es bald keinen größeren Unterschied geben als den zwischen freien Denkern und Freidenkern.

Lothar Brieger-Wasservog

Felix Günther: Die Kultur der Musik seit 1900.

Wenn es wahr wäre, daß die Kunst ein Spiegelbild ihrer Zeit ist, so müßte die Musik in den letzten Jahren einen sonderbaren Entwicklungsgang ins Außermusikalische gemacht haben. Die Jahrhundertwende brachte einen ungemein lebhaften Pulsschlag mit, der nicht nur den Alltag, sondern auch gleichermaßen künstlerische wie kulturelle Bestrebungen erfüllte. Das charakteristischeste Moment in diesem neuen Kunstleben mußte — entsprechend dem allgemeinen Zuge der Zeit — etwas Demokratisierendes, Reales bekommen. Und in der Tat kündigte sich ja dieses neue Moment in der bislang auf aristokratischer Höhe thronenden Kunst schon um die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts herum an: der Verismus blühte. In Dichtung und Malerei und schließlich auch in der Musik.

Man bedenke, daß von allen Künsten Musik die wenigst reale ist. Die Dichtkunst erzählt: von Menschen, Dingen, Träumen. Die bildende Kunst reproduziert stets. Die Fähigkeit einer Produktion aus dem Wesenlosen heraus ist auch ihr nicht gegeben. Die Musik aber schöpft nur aus der ihr ureigenen Welt. Daran können auch Programmusik und Oper nichts ändern. Darum ist sie, rein künstlerisch gedacht, die vollkommenste, edelste, konzentrierteste Kunst: die Kunst einzig aus sich selbst. Und um zu sprechen, bedient sie sich eines eigenen Idioms, das eben nur ihr eigen ist, nur von ihr gesprochen werden kann.

Daß nun diese auf stolzester Weltferne stehende Kunst in den letzten Jahren so sehr in die Reihe der realen künstlerischen Ausdrucksmittel gedrängt worden ist, könnte beweisen, daß tatsächlich die Kunst von der Zeit bestimmt wird. Jahrhundertelang ist die Musik ein feiertägliches Vergnügen, ein konfessionelles Bekenntnis gewesen. Das war, solange die Menschen noch Zeit hatten, beschaulich zu sein. Aber heute, in unserer Zeit des unerhörtesten Kampfes um den Alltag, ist sie mit rohen Händen angepackt, gezerrt worden, wurde gleich der Dichtkunst und der Malerei zum Ausdrucksmittel der Zeit. Die weltfremde Zart in Zart-Malerei der Romantiker war zu schwächlich geworden. Unsere Tage brauchen Kraft und Größe.

Und dies ist das bemerkenswerteste Ergebnis in dem Vorschreiten der Tonkunst im letzten Dezenium: daß sie stark und rücksichtslos geworden ist. Der Impressionismus eines Schumann ist überwunden, der grübelnde Ernst eines Brahms wird es bald sein. Die zarten Farben sind verblaßt, das Grelle, Schreiende schien in der Musik ungeahnte Bedeutung zu erlangen;

Von allen Zweigen der Musik kommt die Oper dem Verständnis der Masse am meisten entgegen; vielleicht deshalb, weil sie die wenigst konzentrierte Musik gibt. Und gerade darum sind die Wandlungen, die die Musik durchzumachen hat, eben in der Oper am deutlichsten und schärfsten erkennbar.

In der ganzen klassischen Musikgeschichte kann man deutlich sehen, wie — einer Kette gleich — Glied an Glied sich fügt, wie die jüngere Kunst aus der älteren herauswächst. An dieser ruhigen Entwicklung konnten selbst die großen Revolutionen von 1789 und 1848 nichts ändern. Denn diese Dokumentierungen eigenen Volkeswillens waren — wie die Brüder Goncourt sagen — „des émanations de mob, ne touchant pas les aristocrates de l'esprit artistique". Unsere heutige Zeit ist wieder eine Revolution; aber es sind die großen geistigen Potenzen, die diesmal kämpfen, kämpfen müssen um die Erhaltung der Kunst. Und so war es unseren Tagen vorbehalten, ein nie gekanntes Schauspiel zu sehen, da ohne jede vorherige Basis der musikalische Verismus begann. Diktiert vom brutalen Leben entstand die brutale Musik.

Soweit wäre in diesem Falle die Theorie von der Kunstbestimmung durch die drakonische Diktatur des Alltags richtig. Aber die jüngste Entwicklung der Musik läßt sich nicht mehr mit dieser Doktrin in Einklang bringen: das eiserne Jahrhundert mit der brutalen Verneinung alles Idealen brachte den Verismus; das Leben hat sich nicht geändert, das Heute ist eisern geblieben, wie es das Gestern war — aber die Musik von gestern ist nicht mehr die von heute. Bestimmt also wirklich das praktische Leben die Entwicklung der Kunst? Haben die letzten zehn Jahre ein Abflauen des Hochdrucks gebracht, der das ganze geschäftliche wie gesellschaftliche Leben seit zirka zwanzig Jahren beherrscht? Im Gegenteil! Die Gegensätze sind schärfer geworden, der Lebenskampf wird mehr denn je bis aufs Messer geführt. Aber die Musik der letzten Jahre ist in offensichtlich ruhigere Bahnen getreten. Die revolutionären Strömungen im Reiche der Tonkunst haben eigentlich alle bloß den Endzweck, die Musik wieder musikalischer zu machen.

Noch nie hat im allgemeinen theatralischen Leben die Oper eine solche Bedeutung gehabt, wie zur Zeit des Verismus. Man denke an den Taumel, der selbst die musikfernen Kreise ergriff, als die „Cavalleria", der „Bajazzo" erschienen; man beachte, daß heute noch, da die Wellen des Verismus schon verebben, noch immer „Tiefland" eine der meistgegebenen Opern ist. Und doch hat diese realistische Opernmache aufgehört zu sein, schneller als sie kam; trotzdem die Zeit, die sie gebar, noch ebenso ist wie

damals. Das ist um so schwerwiegender, als für diese Art der Opernübung noch kein Ersatz gefunden ist. Die Opernproduktion von heute zeigt an zwanzig Beispielen ebensoviele Versuche zu einer neuen Technik. Kein Zweifel: die realistische Oper war stark; die Oper von heute ist es nur in ganz wenig Einzelfällen. Und doch wurde der starke Verismus zur Seite gedrückt von einer neuen Kunst, die noch nicht mal sich selber gefunden hatte, die nichts weiter für sich hatte, als daß sie eben nicht mehr veristisch war.

Man sieht: die Kunst ist keineswegs ein Spiegelbild ihrer Zeit. Denn auch in der ganzen übrigen musikalischen Produktion und dem Musikleben unserer Tage zeigt sich das gleiche Spiel wie in der Oper. Die Programmusik in ihrer höchsten Blüte war aus ihrer Zeit geboren. Auch sie negiert das Urwesentliche der Musik, nämlich das Absolut- und Bloß-Musikalische. Sie arbeitet mit konkreten, lebendigen Voraussetzungen. Der mangelnde Idealismus, der die Jahrhundertwende charakterisierte, brauchte auch in der symphonischen Musik eine reale Grundlage. Und heute? Die Programmusik, die in so vielen Werken so mannigfache Erfolge fand, ist auch schon eine Kunst von gestern geworden. Derselbe Richard Strauß, unstreitig die größte musikalische Persönlichkeit seit Wagner, der dem Opernverismus als Erster und auch Erfolgreichster entgegentrat (trotzdem seine musikdramatischen Werke keine einheitliche Geschlossenheit der Technik haben, was ja auch der bis nun dreimal von Strauß gewechselte Stil beweist) — derselbe Richard Strauß also mußte als Vertreter des programmmatischen Prinzips in der Symphonie zurückweichen vor dem absoluten Musiker Gustav Mahler.

An Mahlers Werken ist für uns eines besonders bemerkenswert: daß er stets Gegensätze aufbaut. Zwischen titanenhafter Größe und lieblichster Kleinmalerei liegen die Farben seiner Palette. Sein Forte ist meist bis zur höchsten Klangentfaltung entwickelt, bis zu einer, keiner Steigerung mehr fähigen Tonmassenextase. Und gar in jenen seiner Symphonien, deren Schaffung in die Zeit des blühenden Verismus fällt, ist dies Forte derart bewußt als selbständiges Moment behandelt, daß es manchmal brutal und roh erscheint, wohlgemerkt aber: mit bewußtem Wollen des Komponisten. (Ich verweise hier auf das Marschmotiv im ersten Satze der dritten Symphonie.) Dieses Forte wäre also auch Kunst ihrer Zeit. Wenn man aber die letzten Symphonien Mahlers in gleicher Hinsicht analytisch untersucht, so merkt man eine Wandlung zum Klareren. Mit eben derselben Technik (denn Mahler war schon in der ersten Symphonie der immense Könner, der uns auch in der achten entgegentritt) ist das Forte hier zu einer zwar wuchtigen,

niederschmetternden, aber niemals brutalen Größe gediehen. Schumanns Wort vom „edlen Piano“ hat eine überzeugende Widerlegung erfahren durch ein „edles Forte“. Das ist kein sonores Brausen mehr, kein tausendfaches Aufglitzern von Farben — ein breites polyphones Klingen ist es ohne sonderliche kontrapunktische Belebung. Breit, wie antike Säulen, steht dies Forte da — ein ragendes Zeichen gegen die unruhvolle, hastige Zeit, die es schuf. Und ebenso ist die Konzeption in Mahlers Pianopartien alles eher, als Zeitkunst. Volksliedmäßige, tanzartige, verträumte Motive kennzeichnen die klanglichen Gegenpole des großen Fortes. Keine dekadente Lyrik, nein, gesunde, warme Empfindung. Aber unsere Zeit ist dekadent. Hysterische Perversitäten kennzeichnen den Weg, den die Gesellschaft von heute zum Teil geht. Alle Versuche, diese köstlichen Errungenschaften der Kultur, die in Dichtkunst und Malerei auch grassieren, in die Musik zu bringen, sind gescheitert. Musik ist eben eine Kunst um ihrer selbst willen und durch sich selbst. Und in gleichem Maße wie vom Musikalisch-Schönen wird sie beherrscht vom Musikalisch-Edlen.

Das einzige, was die Musik unserer Tage an bleibend Wertvollem aus ihrer Zeit gelernt hat, ist die Entfaltung der Massen. Die „Symphonie der Tausend“ ist ein Kind ihrer Zeit. Wer Mahlers „Achte“ gehört hat, wird das verstehen. Unsere Zeit nun, mit ihren Trusts und riesenhaften Organisationen, konnte, nein mußte dieses Massenaufgebot des Klanges erzeugen. Aber — ich wiederhole — bei der großzügigen gleichzeitigen Ausnützung vielfacher Kräfte zur Ausführung eines Werkes ist die Tonkunst zum Glück stehen geblieben. Das Riesenorchester unserer Zeit ist kein Bluff, kein „Sand-in-die-Augen-streuen-wollen“, wie die Plakate irgendeiner Seifenfirma, die Fabriken in riesenhaften Dimensionen und ungezählte Arbeiter abbilden. Unser Riesenorchester entspringt dem Bedürfnis unserer Tage nach der Entfaltung von Massen. Aber die klangliche Brutalität, die es eine kurze Zeit lang zu fördern schien, ist einer Weichheit selbst im höchsten Klangeffekte gewichen. Und das Piano dieses Riesenorchesters wirkt besänftigend wie keines zuvor.

In der strikten Verneinung des Kampflebens unserer Tage, in dieser stolzen Betonung einer friedlichen, doch starken Kunst, hat die symphonische Produktion von heute durch Bruckner und Mahler ihren definitiven Weg zur Weiterentwicklung vorgezeichnet bekommen. Die beiden einzigen, sehr starken Opernwerke der jüngsten Vergangenheit: „Rosenkavalier“ und „Pelleas und Melisande“, beweisen, daß auch die dramatische Musik sich bald in dieser Hinsicht finden wird — ein Gegengewicht des alltäglichen Lebens.

Unter den kulturellen Strömungen, die neuerdings vom Luxus und der geistigen Beweglichkeit unserer Zeit besonders stark protegiert werden, hat sich ein starker Hang zum Religiös-Mystischen bemerkbar gemacht. Kein Zweifel, die Gesellschaft kokettiert mit diesen ein wenig abstrakten oder gruseligen Dingen. Zwischen Theosophie und telepathischer Gedankenübertragung ist der Mode ein breiter Tummelplatz gelassen. Daß diese geistige „Kultur“ auf die Musik nicht ohne Einfluß bleiben konnte, ist ohne weiteres einleuchtend. Doch meine ich, daß die mystische Kunst unserer Tage weit höher steht, als die gleichen Regungen in snobistischen Kreisen. Mystizismus und Symbole sind eben Künstlers ureigenstes Reich, und es bedarf keines starken Anstoßes, um das künstlerische Schaffen in dieser Richtung zu befruchten.

Starke musikalische Anregungen sind uns auch durch die — allerdings weniger äußerlich wie die vorgenannte Mode — neuerdings beliebte Sympathie für die Kunst der Vormärztage entstanden. Diese geistig wie seelisch ungemein gehaltvolle Zeitkunst mußte notwendig in einer Zeit neu zu wirken beginnen, da ein aufreibendes Tageswerk in so manchem die Sehnsucht nach stillen Abenden großwerden lassen mußte. So wurden die Renaissancebestrebungen, die stets unter Musikern Freunde hatten, plötzlich warm gefördert, auch von Leuten, die dem Naiven in der Musik sonst ferngestanden waren. Volksliedkunst und Lautensang fanden neuen Anklang, und Haydn und Rameau sind wieder zu Ehren gekommen.

Das naiv-volkstümliche Element aber, das den Biedermeierbestrebungen des „Jugend“-Stils entsprang, hat — einmal zu neuem Leben erweckt — sich bald einen großen Platz in der gesamten Musikübung unserer Zeit geschaffen. Man beachte die volkstümlich-naiven Wunderhornlieder Mahlers und Streichers, ebenso die Scherzosätze in Bruckners und Mahlers Symphonien; „Hänsel und Gretel“ wie auch die „Königskinder“ sind oft von volksliedmäßigem Geiste erfüllt. So schließt sich, wie jedes vollkommene Kunstwerk es sollte, auch die gesamte musikalische Arbeit unserer Tage zu einem vielfarbigen Kreis. Wir leben in bewegter Zeit und unsere Musik ist daraus geboren. Aber sie hat sich auf sich selbst besonnen, ist selbstherrlich geblieben in dem tollen Wandel der Tage. Denn wahre Kunst ist kaum der Spiegel ihrer Zeit. Sie ist — gestärkt durch das treibende Leben, das stets um sie pulsiert — ein ewig ruhiger Pol. In den Tagen der Verneinung und Unterjochung des einzelnen Individuums ist sie die einzige Bejahung, die herrlichste Bekräftigung des selbstständigen Intellekts.

A. Halbert: Karen. Ein Akt.

Frau Ida Roland in Dankbarkeit gewidmet.

Menschen:

Karen Gramson.
Einar.
Hedda, Karens Gesellschafterin.

Ein in Grau gehaltenes Herrenzimmer im dritten Stock. Durch die großen Fensterscheiben blicken düstere Wipfel alter Bäume. Dämmerung. **Karen Gramson** (steht vor dem Fenster und blickt gespannt in die Dämmerung. Nach einer Weile zieht sie nervös den Kopf zurück, dreht sich halb um und starrt ins Zimmer). Nichts zu sehen . . . (Sie geht zur Balkontüre, öffnet sie, erschrickt vor den kreischenden Angeln, tritt dann auf die Altane. Sie kommt fröstelnd zurück, nimmt ein Tuch um, will wieder hinaus, überlegt sich's jedoch, schüttelt hastig den Kopf und schließt die Tür. Sie geht an den Schreibtisch, nimmt ein Buch, legt es wieder beiseite und spielt mit dem Brieföffner. Die Ungeduld wächst. Sie erhebt sich, verschränkt die Arme, geht auf und ab.) Ich werde jetzt dreimal hin- und dreimal zurückgehen . . . dann werde ich wieder auf die Uhr sehen . . . (Sie versucht eine Linie einzuhalten, den der Streifen des persischen Teppichs bezeichnet, zum Schlusse weicht sie doch ab, lacht nervös.) Der ist zu schmal, der Weg . . . (Sie geht mit einer ruckartigen, hoffnungsvollen Bewegung zu einer kleinen, weißen Marmoruhr am Kamin, hält sie nahe an die Augen und stellt sie enttäuscht zurück.) Erst!! Herr Gott! (Sie dreht sich wieder scharf um, ergreift die Uhr und stellt sie mit dem Zifferblatt nach der Wand, wie Mütter, wenn sie Kinder in den Strafwinkel stellen.) So . . . o . . . zu öd ist das . . . die dumme Uhr . . . (Ihr Gesicht hat plötzlich etwas mutwillig Kapriziöses — für einen Moment atmet sie auf. Sie geht rasch zur Klingel und läutet.) Hedda!

Die Gesellschafterin (kommt): Soll ich Licht machen, gnädige Frau?

Karen: Ja, bitte . . . nein, nicht das Gas . . . die kleine Lampe . . . (während die Gesellschafterin das Licht ansteckt) ich bin für niemand zu sprechen, Hedda . . . Ich fühle mich nicht ganz wohl.

Die Gesellschafterin: Soll ich im Schlafzimmer . . .?

Karen: Danke . . . ich lege mich hier hin. (Hedda legt am Sofa die Kissen zurecht und breitet eine Decke aus.) Ob heute Mondschein sein wird, Hedda?

Die Gesellschafterin: Ich glaub' schon . . . der Schnee macht auch so hell. Wünschen gnädige Frau noch was?

Karen: Danke . . . wenn der Briefträger kommt . . . es ist wohl schon zu spät.

Die Gesellschafterin: Ich glaube . . . (Ab.)

Karen (geht mit einer hastigen Bewegung zum Sofa und bringt die Kissen mutwillig auseinander): Diese Ordnung . . . (sie behält ein großes blauseidenes Kissen in der Hand, drückt das Gesicht liebkosend hinein).

Einar (ist wie ein Schatten durchs Fenster gehuscht und tritt hinterrücks auf Karen zu).

Karen (immer noch das Kissen in ihrem Arme, ohne sich umzudrehen und ohne Verwunderung, fast kindisch): Da bist du ja.

Einar (legt beide Hände auf ihre Schultern, lächelnd): Da bin ich ja, kleine Frau . . .

Karen (läßt das Kissen auf die Erde fallen und schlingt beide Hände um seinen Hals).



Einar (küßt sie, lächelnd): Ich werde nicht mehr erlauben, daß du seidene Kissen im Hause hast, kleine Frau . . .
Karen (entwindet sich seinen Armen): Ach — du! (Sie geht zum Kamin, dreht die Uhr wieder um, kokett.) Man soll keine Uhr haben, wenn man glücklich sein will . . .
Einar: Kind!
Karen: Ich habe sie umgedreht, weil ich keinen Zorn haben wollte . . .
Einar: Zorn?
Karen: Ja, siehst du, in den letzten fünf Minuten, wenn du nicht kommst . . . da kommen Gedanken . . . und dann schwillt's und schwillt.
Einar: Dumme, kleine Frau. (Er geht mit ihr zum Sofa.)
Karen: Bist du gut herübergekommen?
Einar: Das Eis ist ein Spiegel . . . und die Luft ist blaugrau und voll wüster Träume.
Karen: Das macht müde . . .
Einar: Das gibt Stille und Sicherheit und erschließt alle Geheimnisse.
Karen: Das verstehe ich nicht.
Einar: Weil du mir doch nicht dein Geheimnis gesagt hast, kleine Frau.
Karen: Habe ich eins, Einar?
Einar: Ich glaube schon . . .
Karen: Vor dir, Einar?
Einar: Wirklich nicht?
Karen (lächelt, streicht sein Haar): Ein Geheimnis nicht . . .
Einar: Sondern viele?
Karen: Dummer Einar! Wie alle . . .
Einar: Was, kleine Frau?
Karen: Ja doch . . . Wir haben alle kleine Geheimnisse — viele ganz, ganz kleine (kindisch) wie Stecknadelspitzen so klein (macht eine Bewegung mit Daumen und Zeigefinger). So . . .
Einar (küßt ihre Hände): Womit ihr die armen Männer aufspießt.
Karen: Ach, du! Die sind ja alle . . . alle laufen auf ein großes Geheimnis hinaus . . . Auf . . .
Einar: Auf —?
Karen (spielerisch): Sag' ich nicht.
Einar (nimmt ihren Kopf in beide Hände, Aug' in Aug'): Auf —?
Karen (verbirgt ihren Kopf an seiner Brust): Auf — — dich . . . du!

(Pause.)

Karen: Du hast mir heut' noch nicht gesagt, daß du mich stark lieb hast.
Einar: Wäre ich sonst bei dir?
Karen: Du mußt bei mir sein — nicht wahr? Sag', daß du mußt . . . bitte, sag' . . .
Einar (legt beide Hände wie segnend auf ihren Kopf): Ich muß bei dir sein, kleine Frau . . .
Karen (küßt seine Hand): Die riecht nach Einar . . .
Einar: So?
Karen: Du bist schrecklich (verspielt). Ich hab' dich gar nicht lieb, wenn du so bist — nicht ein bissel.
Einar: Wie bin ich denn, kleine Frau?
Karen: So frech bist du. Überall drängst du dich ein. Mit einem Male bist du da. Hast mich einfach so genommen, so bei den Haaren . . . hast du getan, jawohl! (Plötzlich ganz ernst.) Aus dem tiefsten Schlaf hast du mich geweckt.

Einar: Hast du heute daran gedacht, kleine Frau?
Karen: Heute? Was tu ich denn sonst? Es ist ein so großes Wundern in mir . . . wie du so in mein Leben kamst . . .

Einar: Ich mußte wohl die blasse Frau wachrütteln.

Karen: Weißt du, Einar, es kommt mir vor, als ob ich mich ein langes Jahr für dich vorbereitet hätte . . . weißt du, damals, auf unserer — — auf meiner Hochzeit . . . (schwer). Da hast du an der Wand gestanden und ein Glas in der Hand gehalten. Ich hatte solche Angst, daß du etwas sagen wirst . . .

Einar: (bitter): Auf meines Freundes Wohl trinken . . .?
Karen: Nicht . . . damals sagte ich zu Niels: Dein Freund ist mir schrecklich . . . es war wohl Abwehr, denke ich.

Einar: Damals . . . damals hätte ich dich an mich reißen sollen, aus dem Hochzeitstrubel hinaus . . . dich forttragen — irgendwohin.

Karen (nachdenklich): Damals war deine Macht noch nicht — —! Ach! Ich weiß ja gar nicht . . . nichts weiß man . . . Ewigkeiten sind es — seit damals!

(Pause.)

Karen: Wir wollen es ihm sagen, wenn er wiederkommt.

Einar: Wenn er wiederkommt — ja.

(Pause.)

Karen: Er wird leiden, furchtbar leiden.
Einar: Haben wir nicht gelitten, kleine Frau?
Karen: Wir . . . wir sind aber doch zwei, Einar . . . (plötzlich mit verschleierter Stimme, den Kopf an seiner Brust bergend, in halbem Schluchzen und halbem Lachen) Wir sind zwei . . . und . . . mit uns ist das Leben . . .
Einar (aufschreiend): Karen!
Karen (ganz leise): Er wird deine Augen haben und deine Stirn . . .
Einar: Karen! Meine kleine Mutter . . .
Karen (unter seinem Arm hervorlugend, einen Finger vor dem Mund): Bst, großer Mann! Unser Prinz könnte erwachen . . .

(Pause.)

Einar: Wenn's doch ein Fremder wäre!
Karen (aufgeschreckt): Was?
Einar (fortfahrend): Damit ich mehr Mut habe zum Raub . . .
Karen: Bist du noch immer dabei, Einar? Ich bin schon viel, viel weiter . . .
Einar: Es ist furchtbar häßlich, in seines Freundes Garten zu stehlen.
Karen: Aber es ist ja Mundraub. Nicht einmal das Gesetz kann es bestrafen, hast du doch gesagt, Einar!

Einar: Das Gesetz . . .

Karen: Und, ich habe ja dich geraubt . . . Ich — dich! Du kannst es ihm ja sagen.

Einar: Es ist so grausam bitter. Von Kindesbeinen an war er mir Freund und Helfer . . .

Karen: Ich werde es ihm sagen: Ich habe dir deinen Freund geraubt! Ich — ich —! Ich mußte es tun, wie ich atmen muß, um zu leben. Ich habe ihn gesucht, ein halbes Leben. Ich wäre sonst umgekommen. Ich war schon im Welken . . . Durch ihn ist mein Leben wieder aufgeblüht . . .

Einar: Lieb —

Karen: Ja, das sage ich. Ich mußte . . . mußte . . .

Einar (drückt sie an sich): Ich habe Rechnung zu stehen, wenn ich das Weib meines Freundes — —

Karen (hält ihm den Mund zu): Nicht . . . bitte, nicht! . . . Das klingt wie ein Roman . . . Was ist das alles gegen das, was mich zu dir zog, wie reißende Ströme ein kleines Wrack . . . ich lebte ja gar nicht.

Einar: Kind, liebes . . .

Karen: Jetzt weiß ich ja erst, was Weib sein für Glück ist. Man hüllt ein . . . wie in einem Mantel hüllt man ein in seiner Liebe . . . (nachdenklich) Und ist doch selber nur ein kleines Taschentuch aus meergrüner Seide, das Sehnsucht hat, gefaltet in der Tasche zu liegen, die das Pochen des Herzens hört . . . Ist das nicht so . . . (kuschelt sich ein) du!

Einar: Ja . . . komm ganz nahe, kleine Frau. Mein Herz ist so schwer.

Karen: Hier, nimm mich . . .

(Pause.)

Einar: Diese Nacht habe ich ihn gesehen.

Karen (erhebt sich): Ich sehe ihn jede Nacht. Aber diese Nächte sind eingekeilt zwischen Tage, in denen ich dich sehe . . . und so vergesse ich die Nächte, die gewesen sind . . . und lasse die Sehnsucht von morgen flattern — zu dir . . .

(Pause.)

Einar: Karen.

Karen: Einar?

Einar: Das Schiff ist signalisiert . . .

Karen (starr): So? Er wird kommen?

Einar: Ja . . . heute oder morgen.

Karen (zitternd): Und wir werden erlöst werden.

Einar: Ist dir nicht bange, Karen?

Karen: Ich bin doch bei dir . . .

Einar (behutsam): Sieh mich einmal an . . .

Karen (in halb kauernder Stellung, die Augen groß auf ihn gerichtet): Ja?

Einar: Wenn er gar nicht käme, Karen?

Karen (verständnislos): Wenn — er — gar — nicht —?

Einar: Wenn er gar nicht wiederkäme?

Karen (erhebt sich, bleibt starr stehen): Du . . . du bist aber dumm . . . . Das Schiff ist doch . . .

Einar (unsicher): Wenn er aber nicht mitkäme . . .

Karen (immer noch mit einer ungläubigen, kindlichen Grimasse): Aber, Einar, das — das geht doch aber gar nicht . . .

Einar (sieht sie an): Warum?

Karen (eifrig): Wir müssen doch . . . wir müssen ihm doch sagen, daß . . . ja, daß ich dich genommen habe, weil ich dich haben mußte wie das liebe Brot . . . weil ich in so schrecklich großer Not war (immer mehr erwachend und schreckhaft) . . . Wir müssen doch (aufschreiend) . . das ist doch unmöglich . . .

Einar (zieht sie zu sich herab): Wenn aber . . .

Karen: Du weißt etwas, Einar.

Einar: Ich dachte nur . . .

Karen: Das wäre ja fürchterlich.

Einar (zaghaft): Ihm wäre viel erspart . . . Die Frau und den Freund zu verfluchen . . .

Karen: Sprich nicht so, Einar. Das nimmt mir den Atem . . .

Einar: Ich denke an ihn, an seinen großen Kummer!

Karen: Aber wir? Verstehst du denn das nicht? Die ganze Zeit, fast ein Jahr haben wir gekämpft und gelitten. Wir leben ja nicht mehr. Er ist überall. In unseren Reden, in unserem Schweigen. Er füllt die Luft, in der wir atmen . . . wir ersticken, wenn wir nicht frei durch ein Wort werden . . . Einar, wir müssen . . .

Einar: Wir müssen mit ihm fertig werden . . .

Karen: Ja, nicht wahr, Einar? Das müssen wir? Wir müssen uns reinigen. Ich als Weib und du als Freund. Wir müssen vor ihm stehen und seine großen, grauen Augen sehen . . . und seine dünnen, blassen Lippen . . . und seine geballten Fäuste . . . und doch sagen, schreien, jauchzen: Wir bereuen nicht! Wir wollten das tun, was wir getan haben . . . weil das Müssen stark war, mächtiger als du und alle Gesetze und alle Pflichten, heißer als alle Qualen, Angst und Furcht, glühender als alle Schwüre und Höllen . . . Alle Tore und Gassen waren geschlossen . . . den einen schmalen Weg mußten wir gehen . . . wir mußten . . . (sinkt in starker Erregung hin).

Einar (fängt sie rasch auf): Nicht aufregen, Kind . . .

Karen (blaß und außer Atem): Ich bin ja gar nicht . . . Ich sehe nur so klar. Nicht wahr, gleich am ersten Tag, wenn er kommt, nein, gleich in der ersten Stunde . . . gleich, wenn er ins Zimmer tritt . . . (geht zur Tür). An dieser Schwelle . . . hier müssen wir . . . an den Händen werden wir uns halten, ihm entgegengehen und sagen . . . nein, gar nichts sagen: er wird uns sehen . . . und dann werden wir gereinigt sein von aller Vergangenheit und aller Häßlichkeit . . . Aber du sagst ja gar nichts, Einar. (Plötzlich.) Was ist mit dir, Einar? Wann kommt das Schiff?

Einar (schweigt).

Karen (schreiend): Wann kommt er?

Einar (tonlos): Gestern . . .

Karen: Er ist schon . . . Du hast ihn gesehen?

Einar: Nein.

Karen (ihn zerrend): Du weißt . . . sag' — sag' doch, Einar . . . ich hab' ja solche Angst . . .

Einar: Sie bringen ihn bald . . .

Karen (steht wie versteinert da): Sie — brin — (schreit auf) Einar — sie bringen ihn . . . tot?

Einar (schüttelt mechanisch den Kopf).

Karen (bleibt regungslos mit gesenktem Kopf und hängenden Armen stehen. Dann geht sie zu einem Spiegel, setzt sich halb hin, besieht sich eine Weile und spuckt ihr Ebenbild an): Jetzt bist du eine Dirne!

Einar: Karen!

Karen (beide Hände um den Hals gefaltet, wie automatisch): Der Traum ist also aus. Man muß es tragen. Wir haben Großes gewollt: der Ehegatte als Papst. Wir haben gestohlen, geraubt, gesündigt ein ganzes Jahr lang — er sollte nach Hause kommen und uns nachträglich seinen Segen geben . . .

Einar: Mußten wir uns nicht lieb haben, Karen?

Karen (die Hand an die Schläfe legend): Wahnsinnig klug ist das Wort: müssen —. Es ist fast wie eine Religion. Die Religion der Sünde. Wir bezahlen's schon, wie die Juden am Versöhnungstag und die Katholiken bei der Beichte . . .

Einar: Es war ein Schicksal . . .

Karen: Gott hat's gewollt . . . Warum sagst du nicht: Gott hat's gewollt. Hast ja mein Gewissen so wunderbar eingeschläfert . . . Hast mich eingemauert mit deinen klugen Ausreden. Wir werden vor ihn treten und sagen: Wir haben dein Haus verunreinigt, dein Bett geschändet — wir mußten es tun — gib uns deinen Segen.

Einar: Du mußt dich beruhigen, Karen.

Karen: Ich bin ja so ruhig. Es ist mein erster Moment, wo ich ruhig bin, mit eigenen Sinnen denke. Bis jetzt lag mir der Pesthauch deiner Lüge in allen Gliedern . . .

Einar: Wenn du weiter so sprichst . . .

Karen: Bleib nur, Freund und Geliebter . . . Ich habe Angst . . . (zynisch) Hast mich zur Ohnmacht erzogen, als du vom großen Wollen sprachst . . . Hast mich geschändet, als du das Lied der Schönheit sangst; ich habe Angst, ohne dich . . .

(Schwüle Pause.)

Karen: Er fuhr Tage und Wochen nach Hause . . . zu seinem Weibe, das ein Freund schützen soll . . . Woran starb er . . .?

Einar: Fieber . . .

Karen: Er fuhr hierher . . . so still und scheu wie er war. Er hat mich in den Jahren unserer Ehe immer aufs neue wie eine Braut umworben. Wie nanntest du das, Dichter? Kühle Sinne? Nein . . . Du hattest noch ein Wort dafür . . . sag's.

Einar: Du folterst mich . . .

Karen: Warst doch so stolz, als du es prägtest; Blutlosigkeit . . .

Einar (springt auf): Ich . . .

Karen: Du aber warst der Mann der Temperamente. Deine Gier flackerte und schwellte . . . Liebe ist alles — Treue nichts. Die Sinne regieren die Welt — du hast sie gepeitscht und gehetzt, bis die Seele den Atem verlor . . . und jetzt . . . wie ich dich jetzt sehe, großer Künstler . . . (sie brütet vor sich hin).

Einar (nach einer Pause zögernd): Wir sollten jetzt . . .

Karen: Was sollten wir, Liebster? Wollen wir Lichter anstecken für den selig Entschlafenen? Wollen wir das? (Plötzlich.) Wann bringen sie ihn?

Einar: Er ist im Hause . . .

Karen (erhebt sich, geht starren Blickes auf ihn zu): Und du hast den Mut. . .? Ach ja . . . Er ist tot . . . und du beschützest die Witwe . . . Hast ihn wohl in den Keller getan, oder in den Stall . . . wo ist er?

Einar: Ich mußte dich vorbereiten, Karen.

Karen: Ja, Liebster, es war gut inszeniert . . . (sie geht zur Balkontür). Die Tropfen fallen wie Nadeln . . . Wo ist er?

Einar (will gehen).

Karen: Nein, wir werden zusammen ... wir haben ihm ja zusammen das Leben zerbrochen.

Einar: Wir können nichts für seinen Tod.

Karen: Aber für das geschändete Leben. (Sie geht ans Klavier, nimmt die halbabgebrannten Kerzen von den Leuchtern, wirft einen Blick auf die geöffente Partitur.) Beethoven ... (sucht nach einem Streichholz; eine Vase fällt polternd zu Boden). In seinem Hause kann er doch ein Willkomm fordern ... (steckt die Kerzen vor dem Spiegel an). So ... ich werde mir das Haar flechten, wie du es liebtest, und du wirst ihn holen ... und wir werden vor ihn treten, du mit mir, Hand in Hand ... Du wirst deine Linke mir geben und deine Rechte ihm ... und dann — dann wirst du schwören, daß du nicht anders konntest, als mich ihm rauben ... wirst den Schwur wiederholen, den du tatest, als du die große Betäubung über mich brachtest.

Einar: Karen, was willst du?

Karen (schreiend): Ich will keine Dirne sein! (Plötzlich losbrechend) Du wirst nicht schwören ... du! Du wirst lügen, wie du es hundertmal tatest. (Mit ganzer Kraft) Ich hasse dich! Ich hasse dich! (Sinkt winselnd hin.) Red' doch! Sag' doch, ich habe dich gereizt, dich gelockt, gezerrt ... sag' doch, ich habe Schuld, ich hab' dir gesagt, daß mir die Gutmütigkeit eintönig ist, daß ich dürste nach Leidenschaften; daß ich gezerrt sein will, nicht gestreichelt. Sag', ich habe Schuld und töte mich. Du hast mir ja all das eingehaucht. Tu's noch einmal, mach' mich schuldig und nimm diese Qual von mir ...

Einar: Niemand hat Schuld. Daß wir Mann und Weib sind, das ist unsere Schuld ...

Karen: O du! Hol' ihn ...

Einar: Die Träger warten draußen ... Ist Hedda nicht da? Ich kann dich so nicht allein lassen.

Karen: Ich fürchte mich nicht ... Geh!

Einar (geht langsam zur Tür, öffnet sie. Man hört daraufhin Sprechen und schwache Schritte).

Karen (steht wie gelähmt da, halb wahnsinnig): Jetzt kommen sie ... jetzt kommen zwei ... Und in meinem Schoße ... Ich kann nicht ... (Man hört schwere Schritte und das Poltern eines Sarges.)

Einar (Stimme draußen): Langsam, langsam.

Karen (schreit laut auf, als sich die Tür öffnet): Ich kann nicht!! (Sie eilt zum Balkon. Während der Sarg ganz sichtbar wird, ertönt ein letzter Schrei.) Mutter! Ich kann nicht ...

Einar (wild schreiend): Karen.

(Der Vorhang fällt rasch.)

Carl Theodor Kaempf:
Bedeutung der Rasse in der Kunstform.

Das Vorhandensein des Begriffes „Rassestil" in der Terminologie der Kunstwissenschaft deutet schon darauf hin, daß es Elemente im Kunstwerk gibt, die durch Einflüsse und Äußerungen einer Stammeseigenart bedingt sind. Während nun bisher diese Faktoren unter den Besonderheiten, die, wie man meinte, vor allem ein Kunstgebilde bestimmten, wie: politische Lage, geistige Zeitkultur, sakraler Zweck etc., verschwanden, ist die Neuzeit auf Grund intensiver Forschung zu dem eigentlich naheliegenden Ergebnisse gekommen, daß alle Kunstäußerung zuerst durch die Eigentümlichkeit der Rasse in ihren Formen vor dem eigentlichen Zutagetreten schon angelegt ist.

Jede Kunst ist das in formale Erscheinung getretene Fühlen und Empfinden. Gewiß kommt als weitere Notwendigkeit das Mitwirken des Geistes hinzu. Aber die durch ihn festgelegten Schönheitsgesetze sind doch die Darlegung: wann Formen im Einklang stehen, wie sie sich konstellieren müssen. Also ein Sekundäres.

Nicht hier — sondern bei den Urformen, die Ausdruck eines immanenten Formenwillens sind, hat die Arbeit einzusetzen, die die Zusammenhänge zwischen Rassenseele und ihren Ausdrucksformen in der Kunstbetätigung nachspüren will. Denn in letzteren wird sich restlos die Seele des Schaffenden, sein Tiefinnerliches, sein Grundwesen besonders geartet dartun. In ihnen wird selbst jedes leise Zittern der Seele, jede Neubildung charakteristischer seelischer Eigenschaften in der hierdurch veränderten Gestaltung kristallisieren.

Damit ist der Wissenschaft die weitere Möglichkeit gegeben, sich diesen Eigenheiten der Formengebung selbst zu widmen, d. h. sie zu analysieren, zu ordnen und Gleichlautendes zusammenzuziehen. Soweit unsere heutige — allerdings nicht sehr umfassende — Kenntnis reicht, hat sich die erklärliche Tatsache ergeben, daß der Formenwille bestimmter Völkergruppen sich in durchaus gleicher Weise äußert. Die Grenzen dieser ähnlichen — man könnte fast sagen gleichen — Verkörperungen des Formenempfindens fallen mit denen der Rasse zusammen. Die Gewalt, mit der sich nun in der Formenwelt die Rasseeigentümlichkeit durchsetzt, ist fast bewunderungswürdig und nicht zu vernichten. Es sei denn, das Volk, das sein Träger ist, würde aufgerieben oder mit dem fremden Blute einer anderen Rasse stark durchsetzt. —

Im folgenden soll — da es sich hier nur um eine Anregung handeln kann — allein auf die Baukunst Rücksicht genommen werden, denn von allen Kunstarten setzt sie in ihrer Materie dem Gestaltungstriebe die größte Sprödigkeit entgegen. Zum andern bewahrt gerade sie die Eigentümlichkeiten am sichersten gegen nebensächliche Einflüsse.

Alle primitiven Völker und Rassen haben fast den gleichen Stil, der sich vor der Hand eigentlich nur im Ornament äußern kann. Ihm liegen die einfachen geometrischen Gebilde der Linie zu Grunde.

In dem Augenblick aber, der dem Menschen das Bewußtsein gibt, Herr über der Umgebung zu sein — in dem ein Volk gleichsam sich löst aus dem Dämmerzustand zur eigenen Persönlichkeitswertung —, gewinnt auch sein Fühlen und Empfinden den besonderen Ausdruck. Er wird mit den fließenden Jahren stärker und gewinnt an Boden — entwickelt sich zu einer Höhe, die jede Kunstart mit ihm durchtränkt, und trägt auch das Schicksal des Verfalles. Aber sein eigentliches Wesen behält jeder Stamm im allgemeinen durch alle Stadien seiner Weltgeschichte bei.

Als kurzes Beispiel mögen die beiden Rassen dienen, deren Kenntnis uns am geläufigsten ist. Einmal die Völkergruppe, die die Antike gestaltet hat — zum andern die Germanen.

Das Fühlen, Empfinden und damit das Wollen der Antike äußert sich in einer klaren Sachlichkeit und unbedingten Wahrheit. Ferner in konsequenter Folge dessen, im Bestreben, beseligenden Rhythmus, gleichklingende Symmetrie zu erreichen. Überall, wo diese Völker, die um Christi Geburt hauptsächliche Bewohner der nördlichen Mittelmeerküsten sind, gestaltend arbeiten, werden sich die Anklänge und Zeugen dieser Art finden. Ganz anders der Germane. Er will keine Klarheit. Im Gegenteil. Seine Seele äußert sich in einem wirrvollen, kräftigen Durcheinandergewoge der Linien und Flächen. Das ist das „Malerische" des Nordens, das Überschneiden, Verdrehen, die Wiedergabe einer Wirklichkeit, die diese Formensprache angenommen hat und selbst bis zur Wesensverleugnung führt.

Die dergestalt basierten Bauten kehren allerorts wieder, wo immer Germanen je ihren Fuß hinsetzten. Von der Krim bis nach Nordspanien — ja bis nach Nordafrika. Über alle Verschiedenheiten des Klimas, der physikalischen Beschaffenheit des Bodens und der Einflüsse unruhiger Kriegszeiten triumphiert das Prinzip der Rasse in der baukünstlerischen Gestaltung der ihm eigentümlichen Formensprache.

Naturgemäß muß dort, wo zwei Rassen sich mischen und dieses Mischvolk mit seinen neuen Eigenarten sich lebens- und kulturkräftig erweist, d. h Rasseart und Rassewert erhält, die Neubildung anderer Formen vor sich gehen

Einmal ist dies geschehen, als die Germanenwelt die Völker des Südens überschwemmte, um dann zum großen Teile in ihnen aufzugehen. Damit ist die alte Formenäußerungsgabe vernichtet, zugleich aber auch, wie erwähnt, die Möglichkeit des Entstehens einer besonderen Stilart begründet. Das war in Italien der Fall. Der Italiener, d. h. das Mischvolk jenes Landes, hat nach einigen Jahrhunderten die Fähigkeit, sein eigenes Leben zu führen, sich eigene Formen und Schönheitsgesetze zu gebären. Das geschieht in der Bauart der Renaissance.

Hat nun aber der Formenwille einer Rasse gesprochen, so vermag er naturgemäß keinen anderen ihn voll deckenden Ausdruck zu finden. Denn die tiefste Eigenart einer Rasse, die ihn bestimmt, ändert sich nie — mit jener einen Ausnahme, wenn die Rasse aufhört, aus der gleichen Zusammensetzung zu sein.

Wie stark aber diese Rassesprache in der Formeneigentümlichkeit zum Ausdruck kommt, ist leicht zu übersehen. Völker so verschiedener Lebensbedingungen, wie die Deutschen, Engländer, Skandinavier haben doch in jeder Kunstäußerung als erste und Urelemeute die gemeinsamen Formen ihrer Rasse. Ja, als Deutschland, einem Zuge der Zeit folgend, die Bauweise jener Italiener auf sich übertragen, d. h. seinem Empfinden aufgezwungen hat, schlägt dieses doch bald plötzlich allerorts hervor. Da entsteht das Barock — das Rokoko.

Es ist oben schon gesagt worden, wie wenig die Kunstwissenschaft diesen überaus wichtigen Zusammenhängen bisher Rechnung getragen hat. Erst die ganz neue Zeit beginnt sich den angedeuteten Problemen zu widmen und sie tiefer zu erforschen. Die Schwierigkeiten sind groß. Aber die Ausdeutung der selbständigen Formenleistungen und Werke der Völkergenossenschaften ist eine nicht nur für Kunst- und Kulturgeschichte bedeutsame Aufgabe, vielmehr können die Ergebnisse für die allgemeine Menschheitswissenschaft wie für die Menschheitspsychologie von höchstem Nutzen sein. Erlauben doch gerade sie es, den Seelenzustand, seine Eigenart, seine Äußerungen selbst bei historisch weit zurückliegenden Menschenrassen zu bestimmen und somit die Kenntnisse derselben zu erweitern

Vom Lauchstedter Goethetheater.

(„Gabriel Schillings Flucht" in Lauchstedt.)

Lauchstedt ist ein kleines Städtchen, dreiviertel Stunde von Halle entfernt; als Städtchen harmlos und winzig, wie ein kleiner steinerner Fleck in einer grünen Landschaft, ein Idyll mit den Reizen der thüringischen Landstädte, aber durch Goethes und Schillers Manen mehr als ein Idyll — ein klassischer Boden. Vor mehr als hundert Jahren war Lauchstedt eine feudale Sommerresidenz gewesen. Am Schwanenteich und in den laubigen Gängen des Parks gibt's manches lieblich versteckte Plätzchen, wo man mit Herz und Sinn süße Stunden verträumen, verküssen, verhimmeln kann. Aber die edlen Herrschaften, die damals hier zur Badekur weilten, lockte wohl kaum diese fast thüringische Idylle; Lauchstedt war eben ein Modebad, war feudal, war „eingeführt". Man ging, weil man mußte. Hier sah man zumeist die vornehmen Hallenser Familien, den Naumburger und Merseburger Adel, hier promenierten die Hallenser Studenten in Wichs, poussierten die schönen Damen und suchten Händel mit den erbosten Messieurs. Lauchstedt lag außerhalb der Universitätsgerichtsbarkeit, und deshalb versuchte man, sich hier auszutoben. Aber auch das Theater zog sie an, denn Goethe und Schiller vor allem beherrschten das Repertoire. Begeisterungsstürme, wie sie nur eine Zeit wecken konnte, die durch das Erzittern des Erdballs gleichsam seelisch aufgerüttelt war, hörte man an dieser Stätte häufiger als an den anderen Weiheorten Thaliens. Wie Weimars Theater die Jenenser, so zog Lauchstedt die Hallenser Studenten an. Besonders Schillers „Räuber" wurden hier mit einer Begeisterung aufgenommen, die fast beispiellos geblieben. Nachdem dieses Goethetheater nach dem Tode des Alten von Weimar vergessen, aber später wieder renoviert wurde, hat man es in den letzten Jahren wieder in den Dienst der ernsten und heiteren Muse gestellt. Es existiert sogar ein „Lauchstedter Theaterverein", der den Traditionen der Klassik durch geschmackvolle Aufführungen treu bleibt.

Jetzt hat man Lauchstedts Namen wieder allenthalben gelesen und gehört. Am 14., 15. und 16. Juni d. Js. versammelte sich dort, in Goethes Theater, eine stattliche Gruppe interessierter Literatur- und Theaterfreunde, um der Uraufführung von Gerhart Hauptmanns bereits 1906 vollendetem, aber bisher geheimnisvoll verwahrtem Drama „Gabriel Schillings Flucht" in Lauchstedt beizuwohnen. Dies Stück, meinte Hauptmann, sei nichts fürs große Publikum, es gehöre „der reinen Passivität eines kleinen Kreises". Er möchte es nicht auf den Hasardtisch einer gewöhnlichen Premiere legen und habe eine Aufführung daher mehr gescheut als gewünscht. Ihm schwebte eine einmalige Aufführung im intimsten Raum vor. Wenn es, aus naheliegenden Gründen, auch keine „einmalige" Aufführung geworden, so ist der intime Raum, ist der besondere Reiz einer Sonder-Uraufführung in Lauchstedt zum großen Teile doch gewahrt worden. Und um es gleich vorweg zu sagen: die Erwartungen, die man mitbrachte, das Gefühl, mehr als Durchschnittliches, etwas Besonderes, mehr als eine gewöhnliche Première zu sehen, wurde (wenigstens den meisten) nicht getäuscht. „Gabriel Schillings Flucht", diese katastrophale Auseinandersetzung zwischen Künstler und Dämon, zwischen Mann und Weib, die einem Strindbergschen Inferno gleichsieht, ist eines der stärksten und, wenn man will, innerlichsten Dramen Hauptmanns, ein Stück Erlebnis, vielleicht zu früh aus der Seele gerissen, aber mit schöpferischen Händen ehrfurchtsvoll gestaltet. In diesem Maler Gabriel Schilling lebt, man spürt's, so viel Eigenes vom Dichter selbst, daß

man bei diesem Stück fast von einer dramatischen Konfession sprechen möchte. Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, wird die Scheu Hauptmanns, das Drama dem Premierenmob zwischen Kaffee und Abendbrot als ein Stück Freiwild vorzuwerfen, so recht verständlich. Der Inhalt ist, nach der Veröffentlichung im Januarheft der „Neuen Rundschau“ (die Buchausgabe erschien soeben bei S. Fischer, Berlin), schon als bekannt vorauszusetzen, ich erinnere deshalb nur, daß Gabriel Schilling zwischen zwei Frauen steht. Der einen, Evelyne, einer seelisch und intellektuell unbedeutenden Frau, ist er ehelich verbunden; an die andere, Hanna Elias, das leidenschaftliche, über alle Maßen nach Liebe gierige Weib, bindet ihn ein stärkeres Band: die Urkraft des Triebs. Um ihrer innerlich zerreibenden und physisch schwächenden Dämonie zu entgehen, flieht er ans Meer, auf eine einsame Fischerinsel (gemeint ist jedenfalls Hiddensee bei Rügen), wo ihn zwei Freunde erwarten: der Bildhauer Mäurer und die Violinistin Lucie Heil (übrigens eine ganz prächtige Figur). Aber auch hierhin folgt ihm Hanna Elias, wie sein Schatten, der ihm an den Fersen haftet. Und, obwohl er seiner Frau das Versprechen gegeben, von ihr zu lassen, gewinnt sie wieder Macht über ihn. Kam er schon halb gebrochen hierher, so bricht er jetzt, unter Hannas verzehrendem Atem, vollends zusammen. Eine gefährliche Nervenkrise wirft ihn aufs Lager. Der ihm befreundete Arzt Rasmussen wird gerufen, der, nichts ahnend, Schillings geängstigte Gattin mitbringt. Dadurch werden die beiden Frauen einander gegenübergestellt; die Leidenschaften explodieren, und Schilling bekommt den Rest. Vom Fieber gejagt, hält er Zwiesprache mit dem Jenseitigen, das ihn ruft. Heimlich verläßt er sein Lager und vermählt sich, mit trunknen Augen, seinem Element, dem Meer. .

Darstellung und Regie standen vor einer schweren Aufgabe. Dieses Seelendrama, das trotzdem so starke Wirkungen ausströmt (die drei letzten Akten wirkten in Lauchstedt faszinierend, besonders der vierte, der Publikumsakt, in dem die beiden Frauen, entfesselte Elemente, sich gegenüberstehen), kann leicht „Theater“ werden. Paul Schlenther, der langjährige Freund und Förderer Gerhart Hauptmanns, ging auf Geist und Absicht des Stückes verständig ein. Auch Max Grunwald vom Berliner Lessingtheater (der zukünftige Direktor des Berliner „Künstlertheaters“) als Gabriel Schilling war ein intelligenter Vertreter dieser komplizierten und schwierigen Rolle, wenn er diesem komplizierten Charakter, der nicht nur pathologisch zu fassen und zu verkörpern ist, auch vieles schuldig blieb. Tilla Durieux, als Hanna, und Rosa Bertens, als Evelyne, wirkten bezwingend, besonders in der großen Szene im vierten Akt. Sehr talentvoll, ganz blonde Frische und gesunde Energie, spielte die junge Helene Thimig vom Berliner Königlichen Schauspielhaus. Auch die übrigen Rollen waren in guten Händen. Den prächtigen Landschaftsbildern, die Professor Max Liebermann geschaffen, fehlte auf dem engen Bühnenraum leider etwas die Perspektive.

So darf man nicht nur von einem starken Erfolge, sondern auch von einem jener seltenen bedeutungsvollen Ereignisse sprechen, die in uns neben dem Glücklichsein auch den Wunsch wachrufen, zu der heiligen Stunde ihrer Geburt mit frohen Gedanken immer wieder zurückzukehren.

Erich Oesterheld.

PS. Eben geht die Nachricht durch die Presse, daß der „Gabriel Schilling“ auch auf Großstadtbühnen (Berlin, Frankfurt, Dresden) gespielt werden soll. Das verstimmt etwas, weil man seine Betrachtung durch die Lauchstedter Aufführung und Hauptmanns Äußerungen besonders eingestellt hatte. So wirkt Lauchstedt mit seinen Luxuspreisen (soll mans verschweigen?) etwas wie ein — geschickter Reklametrara. Dieses Stück, und Hauptmann nicht weniger, hätten solche Trompeten nicht nötig gehabt. E. O.

W. Kulemann: Der evangelisch-soziale Kongreß.

Die Pfingsttagung des evangelisch-sozialen Kongresses in Essen hat in der Öffentlichkeit ein besonders lebhaftes Interesse gefunden, da man vielfach glaubt, aus seinen Verhandlungen eine Veränderung der bisherigen grundsätzlichen Stellung entnehmen zu dürfen. Diese Auffassung fand zunächst einen äußeren Anhaltspunkt in dem Umstande, daß Harnack den Vorsitz niedergelegt hatte und durch Baumgarten ersetzt war. Aber auch abgesehen hiervon, wurden die Verhandlungen über das Thema: „Staatssozialismus und Individualismus" in der Öffentlichkeit dahin gedeutet, daß der prinzipielle Standpunkt des Kongresses sich zugunsten des letzteren Prinzips verschoben habe, eine Auffassung, die eine Unterstützung darin zu finden schien, daß Adolf Wagner sich ausdrücklich zu den beiden Referenten, die energisch für den Individualismus eintraten, in Gegensatz stellte, und ihnen gegenüber in temperamentvoller Weise den Staatssozialismus verteidigte. Aber diese Auffassung ist unbegründet. Gewiß macht innerhalb des Kongresses eine Verschiedenheit der Richtungen, wie sie von Anfang an bestand, auch heute noch sich geltend, aber es trifft nicht zu, daß sich in dieser Beziehung eine irgendwie wesentliche Verschiebung vollzogen hätte. Um darüber ein Urteil zu gewinnen, muß man folgendes in Betracht ziehen.

Der Kongreß verdankt bekanntlich seine Entstehung dem Zusammenwirken der beiden kirchlichen Richtungen, die sich bis dahin auf das schärfste bekämpft hatten, aber unter dem Eindruck der kaiserlichen Februar-Erlasse in der Unterstützung einer energischen Sozialreform ein Gebiet gefunden zu haben glaubten, auf dem sie unbeschadet ihrer grundsätzlichen Verschiedenheiten zusammen wirken könnten. Stöcker und Harnack, die beiden alten Gegner, vereinigten sich zu sozialer Arbeit und haben jahrelang die geschlossene Bundesgenossenschaft ehrlich gewahrt. Es fehlte in beiden Lagern nicht an Gegnern, die eine solche gemeinsame Tätigkeit für verfehlt hielten, da die Stellungnahme zu den sozialen Fragen den Ausfluß einer bestimmten Weltanschauung darstelle, und deshalb ein Gegensatz der letzteren eine volle Verständigung auch hinsichtlich der ersteren ausschließe. Das schien um so weniger abzuweisen, als der Kongreß nach seiner Zusammensetzung nicht in der Lage war, die volkswirtschaftlich-technische Seite der Probleme in den Vordergrund zu stellen, vielmehr es ausdrücklich als seine Aufgabe bezeichnete, „die sozialen Nöte der Zeit an dem Maßstabe des Evangeliums zu messen". Dadurch war von selbst die Hervorhebung des sittlich-religiösen Gesichtspunktes gegeben und eine Verständigung unter den beiden theologischen Richtungen insofern erschwert, als bei ihrer Behandlung die Weltanschauung notwendig einen gewissen Einfluß ausüben muß. Aber auf der anderen Seite trug gerade die durch diese Verhältnisse geforderte Zurückhaltung und gegenseitige Rücksichtnahme erheblich dazu bei, auf beiden Seiten das Gefühl zu stärken, daß man trotz des dogmatischen Gegensatzes doch wichtige Berührungspunkte besitze, und daß es bei gutem Willen und ehrlicher Absicht möglich sei, sich gegenseitig zu verstehen und in gerechter Weise zu würdigen.

Es waren andere Umstände, die schließlich doch den Bruch mit Stöcker herbeiführten. Obgleich die Leitung des Kongresses alles aufbot, um diesem seinen „ökumenischen Charakter" zu wahren, so zogen sich doch die Vertreter der Rechten immer mehr zurück, und so ist heute der Kongreß

tatsächlich eine Vereinigung der kirchlich Liberalen geworden. Als dann Stöcker in der „Kirchlich-sozialen Konferenz" eine Konkurrenzorganisation geschaffen hatte, die es nicht unterließ, gelegentlich ihre gegnerische Stellung in scharfer Weise zum Ausdruck zu bringen, hat sich allmählich eine gewisse Spannung entwickelt, die gerade in den letzten Jahren stärker hervorgetreten ist.

Aber war so innerhalb des Kongresses der theologische Gegensatz ausgeschaltet, so blieben doch naturgemäß diejenigen Verschiedenheiten in der Beurteilung der sozialen Probleme bestehen, die hierdurch nicht berührt werden, sondern andere Grundlagen haben. Die wichtigste von ihnen betrifft die Stellungnahme in der Frage, inwieweit der Staat berufen ist, in wirtschaftliche Verhältnisse einzugreifen. Man kann völlig einig darin sein, daß die heutige Lage der Arbeiterklasse eine tiefgreifende Umgestaltung fordert, und kann trotzdem weit auseinandergehen bei der Entscheidung darüber, auf welchem Wege die Besserung herbeigeführt werden soll. Hier machte sich nun die alte Erfahrung geltend, daß die geistige Entwicklung sich nicht geradlinig, sondern in einer Pendelbewegung vollzieht. War das Manchestertum überwunden durch ein größeres Verständnis für die soziale Aufgabe des Staates, so mußte später eine gewisse Reaktion in der entgegengesetzten Richtung eintreten und um so leichter Boden gewinnen, je mehr man begann, den Staatssozialismus so weit zu treiben, daß in der Tat die Gefahr einer Überspannung vorlag. Man besann sich darauf, daß man nicht ausschließlich fragen dürfe, wie es am schnellsten und wirksamsten möglich sei, die wirtschaftlichen Verhältnisse zu verbessern, sondern daß diese Besserung nicht auf einem Wege herbeigeführt werden dürfe, der eine ideelle Herabdrückung der Arbeiterschaft zur Folge haben würde, daß aber eine solche befürchtet werden müsse, wenn der Arbeiter sich daran gewöhne, alles Gute von der staatlichen Fürsorge zu erwarten und das Vertrauen auf die eigene Kraft zurücktreten zu lassen.

So war also der Gegensatz zwischen Staatssozialismus und Individualismus in die Kreise des Kongresses getragen, und schon mehrfach hatte er sich bei den Verhandlungen nachdrücklich Geltung verschafft. Es schien deshalb am Platze, den Stier bei den Hörnern zu fassen, indem man das Thema auf die Tagesordnung setzte, um eine Aussprache herbeizuführen und so zu einer Klärung der Ansichten zu gelangen. Dabei war jedoch insofern ein Fehler begangen, als man nicht dafür gesorgt hatte, daß die beiden prinzipiellen Auffassungen in gleichem Maße zu Worte kamen. Während die übliche Bestellung von zwei Referenten doch gerade diesem Zwecke dienen soll, standen im vorliegenden Falle beide im wesentlichen auf demselben Standpunkte, indem sie nachdrücklich die Gefahren hervorhoben, die mit einer Einmischung des Staates verbunden sind und statt dessen die Selbstbetätigung des Individuums forderten. Diese Einseitigkeit in der Behandlung des Themas durch die Referenten bot dann Adolf Wagner, dem alten Vorkämpfer des Staatssozialismus, Veranlassung, energisch für dessen Berechtigung einzutreten, indem er gewissermaßen das Korreferat übernahm, das durch die Sachlage geboten, aber tatsächlich bisher nicht geliefert war. Leider wurde durch diese drei ausgedehnten Vorträge die Zeit für die weitere Debatte so stark verkürzt, daß die übrigen Redner sich auf kurze Andeutungen beschränken mußten.

Ist es hiernach nur auf die bezeichneten äußeren Umstände zurückzuführen, daß die Verhandlungen den Eindruck hervorriefen, als ob der



Kongreß seine frühere grundsätzliche Stellung geändert habe, so würde es noch weniger gerechtfertigt sein, diese angebliche Verschiebung mit dem Wechsel in der Person des Vorsitzenden in Verbindung zu bringen. Nach der ausdrücklichen Erklärung Harnacks ist es lediglich die Rücksicht auf seine Stellung als Generaldirektor der preußischen Bibliotheken, die ihn hinderte, die Leitung des Kongresses zu behalten, da dieser stets zu derselben Zeit tagt, wo die regelmäßige jährliche Bibliothekskonferenz zusammentritt, so daß es ihm unmöglich sein würde, ihr beizuwohnen. Es liegt kein Grund vor, dieser Begründung seines Rücktrittes Mißtrauen entgegen zu bringen. Übrigens ist Baumgarten, der an Harnacks Stelle den Vorsitz übernommen hat, auf theologischem wie auf sozial-politischem Gebiete durchaus ein Gesinnungsgenosse seines Vorgängers. Es ist deshalb ausgeschlossen, aus dem Wechsel der Personen einen solchen der Richtung herzuleiten.

Vielleicht ist der Eindruck, dessen Unrichtigkeit ich hier darzulegen versucht habe, verstärkt durch einen Faktor, den ich selbst während des Zusammenseins in Essen im mündlichen Gespräche mehrfach betont und als genius loci bezeichnet habe. Der Kongreß tagte in einer Gegend, die ihm wenig günstig war, denn hier herrscht die Großindustrie, deren Vertreter den sozialen Bestrebungen überwiegend ablehnend gegenüber stehen. Sie hatten sich deshalb auch an dem Ortsausschusse nicht beteiligt, und ebensowenig hat aus ihren Reihen irgend jemand an den Verhandlungen teilgenommen. Wenn nun gerade in Essen nicht allein mit Nachdruck die Berechtigung des Individualismus hervorgehoben, sondern auch von mehreren Rednern die Wichtigkeit der privaten Unternehmertätigkeit betont, das Verdienst von Krupp und der Großindustrie überhaupt anerkannt und in viel schärferer Weise, als dies u. a. zwei Jahre früher in Chemnitz geschehen war, die Grenze gegen die Sozialdemokratie gezogen wurde, so konnte das wohl den Eindruck hervorrufen, als ob man gegen die Großindustriellen eine Verbeugung machen und beweisen wolle, daß die von ihnen gegen den Kongreß erhobenen Vorwürfe unbegründet seien. Ich glaube nicht, daß dies beabsichtigt wurde, aber es dürfte nicht völlig ausgeschlossen sein, daß unbewußt Motive dieser Art eine gewisse Rolle gespielt haben. —

Fassen wir das Gesagte kurz zusammen, so wird sich das Ergebnis etwa folgendermaßen bezeichnen lassen:

Der evangelisch-soziale Kongreß will nach wie vor nicht einseitig einer bestimmten Parteirichtung dienen, sondern eine Gelegenheit zum Gedankenaustausch bieten für alle diejenigen, die den sozialen Notständen unserer Zeit Verständnis entgegenbringen und die ehrliche Absicht haben, an einer Besserung mitzuarbeiten. Er versucht, soweit möglich, auch der volkswirtschaftlich-technischen Seite der Probleme gerecht zu werden, indem er hervorragende Fachleute zu den Verhandlungen herbeizieht, aber er legt den Schwerpunkt auf die Erörterung der prinzipiellen Gesichtspunkte und sieht seine Hauptaufgabe in der Gesinnungsbildung, d. h. in der Schärfung des Gewissens und des Pflichtgefühls auf sozialem Gebiete in allen Kreisen unseres Volkes. Hinsichtlich dieser Tätigkeit ist, solange der Kongreß besteht, dessen Grundrichtung durchaus dieselbe geblieben. Das schließt nicht aus, daß zeitweilig die eine oder die andere der verschiedenen Auffassungen stärkeren Einfluß gewinnt, aber eine prinzipielle Verschiebung hat weder bisher stattgefunden, noch ist sie für die Zukunft zu erwarten.

Politische Rundschau.

In der deutschen äußeren und inneren Politik ist Ruhe. Ob es eine äußere Politik als aktive Betätigung unserer Staatsmänner überhaupt noch gibt, diese Frage stellt sich heute manch besorgter Vaterlandsfreund. — Keine Beschäftigung ist fragwürdiger, als die des Außenstehenden mit der äußeren Politik.

Ohne Kenntnis von den herrschenden personellen Einflüssen und den Absichten der wirklich Maßgeblichen, treibt jeder hier Interessierte Konjekturalpolitik mit der geheimen Besorgnis, aus Mangel allen tatsächlichen Materials nur politische Kurpfuscherarbeit zu leisten.

Die Gefahr der Verirrung ist groß und diese ist beispielsweise den braven Alldeutschen nicht erspart geblieben — und doch sind ihre Donquixoterien sympathischer und wertvoller als die neunmalweisen Besserwissereien des deutschen politischen Durchschnittsphilisters mit seinem Kult des Unheroischen.

Bei sorgfältiger Verfolgung der historischen Entwicklung und Beobachtung der wirtschaftlichen Triebkräfte der Weltwirtschaft aber ist es nicht unmöglich, einen festeren Beobachtungsposten für die hohe — die auswärtige Politik zu gewinnen.

Der größte Meister der Staatenpolitik, wenn man den Maßstab der Größe aus dem Verhältnis der Mittel zu dem erreichten Erfolge nimmt, Friedrich der Große, wollte sich auf einen anderen Planeten versetzen, um das politische Getriebe entwirren zu können.

Im Wettlauf der Nationen ist Deutschland gewiß kein „Flieger“, aber — das ist unsere Zuversicht — ein „Steher“, auf den es wohl verlohnt, sein gutes Geld zu wagen.

Alle aus bombastisch oratorischer Darstellung gewonnene Selbsttäuschung ist freilich im Laufe der letzten Jahre von uns abgefallen wie ein bunter Karnevalslappen: es geht uns seit langem so schlecht, daß es uns bald besser gehen muß.

Wir wollen nicht rechten, ob unsere Führung nicht oft lasch, ohne Entschlußfähigkeit gewesen ist, ob sie nicht den Mangel an Willen und Kraft hinter leeren Worten und äußerlichen Gebärden verborgen hat — für den Beginn einer tätigen Politik ist jeder Tag früh genug.

In all unserer Not und Enttäuschung der letzten Jahre darf ein Moment nicht übersehen werden.

Wir haben so gut wie allein einer Mächtekombination gegenüber gestanden, vor der jede andere Großmacht auf dem Erdenrund in die Knie hätte brechen müssen — und wir haben gestanden!

Die kontinentale Meute, die England sich geworben hat, wie gern wäre sie losgebrochen, aber keiner des edlen Konsortiums las die genügende Entschlußfähigkeit im Auge des anderen.

Hätte England so wenig Rücken- und Flankendruck wie vor hundert Jahren, so könnte es das napoleonische Schicksal wohl auch uns bereiten, aber aus dem Seeräuber großen Stils ist durch das riesenhafte überseeische Finanzinteresse ein Rentner mit recht sorgenvollen Zügen geworden.

Dem deutschen Volk fehlen heute die führenden Geister und es hat die materialistische Seuche, die seine Glieder schüttelt, noch nicht überwunden — kein Wunder daher, daß ihm nach dem herrlichen Fritzenwort das „noble Vorrecht der Initiative“ verloren gegangen ist.

Aber wir wachsen — wir wachsen, und die Augenblickspolitiker, die heute in England als Regierung figurieren, mögen der deutschen heilsam schaffenden Gewalt gegenüber wohl etwas von dem mephistophelischen Gefühl verspüren, daß ihre Faust sich vergebens tückisch ballt.

Das Grundgesetz des Seins kennen wir auch in der hohen Politik nicht — wir wissen nicht, weshalb Völker wie das französische trotz glänzender Einzelleistungen wie angerührt von einer höheren Macht stehen bleiben — weshalb es heute den Engländern nach den lauten Klagen der Kolonialkonferenzen nicht mehr gelingen will, national zu kolonisieren — weshalb die britische Nation in ihrem Riesenweltreich nur zwölf Millionen ihrer Volksgenossen eine Heimat hat schaffen können und ihre Kolonien der Siedelung anderen Völkern nur versperren oder sie ihnen ausliefern kann.

Kanada fürchtet Nordamerika, Australien fürchtet Japan, für Asien fürchtet man Rußland, und da der Ängstliche tausendfachen Tod stirbt, fürchtet man nun auch noch Deutschland!

Inmitten dieser Welt von Versicherungen und Rückversicherungen steht Deutschland in einsamer Kraft, eingeengt und durch den Neid und die Sorge fast aller seiner Nachbarn verkürzt in seinen Entwicklungsmöglichkeiten — aber es wächst und wird sich eines Tages seiner Stärke bewußt werden und seinen Weg zu bahnen wissen — in friedlicher Arbeit, wenn es sein kann, mit dem Schwerte, wenn es sein muß!

Jugend ist Sturm und Drang! Der Staat ist *nicht*, wie Schiller so ganz unschillerisch philistriös gesagt hat, der beste, von dem man am wenigsten spricht.

Ein Drittel des deutschen wahlfähigen Volkes hat rote Stimmzettel abgegeben, damit ist diese mehr materialistisch-dogmatische als politische Bewegung zu einer Größe aufgebläht worden, vor der manchem ihrer Führer bangen mag.

Oppositionelle Exaltationen können bei einer Viermillionen-Partei die schaffende Arbeit doch nicht mehr ersetzen.

An den Vorgängen im preußischen Abgeordnetenhause mag manch reaktionärer Parteipolitiker seine helle Freude gehabt haben, daß die in Preußen abgegebene eine Viertelmillion sozialdemokratischer Stimmen keine bessere, keine sachlichere Vertretung gefunden haben, muß jeder bedauern, der in einer politischen großen Arbeiterbewegung, auch wenn sie irre geht, doch die Vorbedingung für den allgemeinen Aufstieg der nach der materiellen Lage unteren Schicht sieht.

Die deutsche Arbeiterbewegung ist schlecht bedient gewesen von ihren Borchert und Genossen.

Der müßte den Arbeiter schlecht kennen, der etwa glaubt, daß er nicht das lebhafte Gefühl dafür hat, daß er sich durch sein Auftreten als gleichberechtigt *erweisen* muß.

Joachim v. Kröchers Präsidialleitung war gewiß fehlerhaft und zeugte von der üblichen aufreizenden recht unaristokratischen Arroganz, durch die weite Kreise des östlichen Kleinadels sich von ihren Volksgenossen abzuheben bemüht sind, für die Exzesse der Borchert e tutti quanti war unter der ruhigen Leitung des Freiherrn v. Erffa keine Entschuldigung.

Die sozialdemokratische Bewegung kann politisch nur einheitlich gewertet werden. Bismarck hat einst den Reichstag angeherrscht: „Wir sind hier, um unsere Geschäfte zu besorgen und nicht um Sentimentalitäten aus-

zutauschen" — einzelne Revisionisten oder sonst aus den milderen Gefilden Süddeutschlands stammende Parteipolitiker mögen sehr nette Leute und gute Köpfe sein, die Richtung geben sie nicht, und solange sie sich nicht durchzusetzen wissen und zusehen, wie man ihre Gesinnungsgenossen hinauswirft, zählen sie nicht.

Berlin hat der deutschen Politik noch nie Segen gebracht — siehe den Liberalismus —, der von dort ausgehenden dogmatisch-materialistischen Richtung des sozialistischen Radikalismus gegenüber muß gerade ein freiheitliches Bürgertum entschieden Front machen.

Der Deutsche ist trotz Bethmann-Hollweg sehr autoritätsliebend, und den Ruf, ein Ordnungsmann zu sein, will er auch als entschiedener Radikaler nicht gern verlieren — die Erfahrungen der letzten Tage können in der Katzenjammerstimmung über gewisse Stichwahlabkommen Anlaß zur nötigen Selbsteinkehr geben!

Sorge der sogenannten Mittelparteien wird es sein müssen, daß die Reaktion nicht neue Kraft aus dem groben Unfug der Sozialdemokratie zieht.

Ein bemerkenswertes Einschwenken des Zentrums bildete dessen Anschluß an die Nationalliberalen in der Besitzsteuerfrage. Damit hat sich das Zentrum grundsätzlich auf den nationalliberalen Standpunkt gestellt, daß die Reichsfinanzen bei den immer höheren an sie herantretenden Anforderungen eine direkte Steuergrundlage zum Ausgleich der Zölle und anderen indirekten Steuern erhalten müssen. Wie die deutschen Bundesstaaten dies Anschlagen ihrer Hauptadern ertragen werden und wie die durch die preußischen Eisenbahnen monopolisierten deutschen Verkehrseinnahmen dem Reich oder auch den anderen Bundesstaaten dienstbar gemacht werden können, sind Sorgen der Zukunft. Von dem Verhalten des Zentrums hängt es ferner ab, ob dem praktischen Materialismus der preußischen Konservativen ein organisches, brauchbares Wahlrecht für das preußische Abgeordnetenhaus abgerungen werden kann.

Dem Kultus der Zahl gegenüber müssen die bestimmenden Faktoren des nationalen Lebens wieder zur Geltung kommen.

Hätten wir eine konservative Richtung und nicht nur eine mit dieser Bezeichnung aufgeputzte Partei, so würde gerade sie sich zur Trägerin eines solchen organischen Ausbaus und Weiterbaus unseres Staatslebens machen. So steht alles bei den liberalen Parteien und dem Zentrum.

Hat das Zentrum Charakter genug, das nationale Gebot über die vielleicht verlockende Parteitaktik zu stellen?

In der Politik gibt es nichts Verkehrteres als Nachtragen. Jeder parteipolitisch noch nicht verdorbene Politiker wird die jetzige Bewegung im Zentrumslager mit Teilnahme und ohne Konkurrenzgefühle betrachten.

Die interkonfessionelle christlich-soziale Bewegung kann eine Klammer über der konfessionellen Spaltung unseres Volkes werden, wenn der nationale Katholizismus der katholisch-konfessionellen Verhetzung widersteht.

Nur der ist national gesinnt, der dem nationalen Gedanken die Kraft zutraut, auch in unseren katholischen Brüdern so stark zu werden, daß er die Natter des Internationalismus und Konfessionalismus erwürgt.

Der deutsche Katholik und der deutsche Protestant mögen sich bewußt bleiben, daß sie in ihrem natürlichen religiösen Empfinden von Gottes Gnaden einander näher stehen als fremdrassigen Angehörigen derselben Konfession — oher will jemand ernstlich für Czenstochau den Aber-

glauben Süditaliens oder der spanischen Länder den deutschen Katholizismus verantwortlich machen?

Daß das Deutschtum sich in der Welt durchsetzt, hängt allein von der Überwindung des inneren nationalen Zwiespaltes ab, möge in dieser Richtung ein bedeutsamer Anfang gemacht sein.

Fast haben wir verlernt, daran zu glauben — aber die Zukunft war nicht selten die Widerlegung der Vergangenheit und so dürfen und wollen wir hoffen!

Soll es neben der alles beherrschenden Wirtschaftspolitik wieder große allgemeine — dauernde Fragen in der inneren deutschen Politik geben?

Nun — wie sehr alle scheinbar nur auf materiellen Voraussetzungen ruhenden wirtschaftlichen Entwicklungsgänge durch politische Faktoren, durch das politische Willensmoment bestimmt werden, haben wir in diesen Tagen erlebt — Emden.

Hanseatische Tradition ist es, das Eigeninteresse unter dem Gesichtswinkel des Gesamtinteresses zu betrachten.

War früher uns das wirklich so genannte „Bremische Vaterland" der Inbegriff des Gemeinwohls, dem der gute Bürger zu dienen hatte, so dürfen und wollen wir heute unser bremisches Eigeninteresse nur im Dienst der nationalen Gesamtentwicklung verfolgen.

Preußen, eine Großmacht von der Volkszahl Frankreichs, mit nicht nur agrarer Grundlage, wie man's im Bilderbuch sieht, sondern im Besitz fast der ganzen deutschen Rohstoffindustrie, dieser Wirtschaftsstaat allerersten Ranges besitzt keinen brauchbaren ozeanischen Seehafen.

Deshalb das heiße Bemühen, aus Emden coute que coute etwas zu machen, die Aufforderung einzulösen, die einst seine Bürger an Friedrich den Großen richteten, sich formidabel zu See zu machen.

Dieses Preußen sieht seinen Wunsch, das Auswanderergeschäft von Emden aus zu poussieren, scheitern — am Bundesrat; dort, wo es sonst herrscht, muß das mächtige Preußen sich beugen, und das von Rechtswegen.

Es war nicht im nationalen Interesse geboten, den beiden großen führenden deutschen und hanseatischen Schiffslinien am Vorabend großer Kämpfe auf dem Weltmeer unnötige Konkurrenz unter deutscher Flagge zu schaffen.

Den Vorteil haben heute die Hansestädte, der ihnen wohl ohne zu großes Mühen zugefallen ist.

Für Bremen und Preußen insbesondere aber erwashsen aus dieser Lage neue Pflichten. Beide haben sich gegenseitig bitter nötig.

Wir werden nach menschlichem Ermessen der Seehafen des Nordwestdeutschen Wirtschaftsgebietes bleiben, uns liegt daran, die Wurzeln unserer wirtschaftlichen Beziehungen immer tiefer in das hannoversch-westfälische Hinterland zu erstrecken.

Preußen kann auf die Dauer an der Seeküste dieses Wirtschaftsgebietes trotz aller Reize des Kleinkrieges nicht Lokalpolitik für kleine Flußhäfen und Küstenplätze treiben. — Preußen und Bremen werden im nationalen Interesse sich zu den dringenden Aufgaben der wasserwirtschaftlichen Erschließung Nordwestdeutschlands zusammenfinden müssen — damit nicht nur Zubringerstraßen für die holländischen Häfen entstehen.

In diesem Sinne liegt die „deutsche Rheinmündung" bei Bremen und nicht bei Emden.

Bremensis.



ANREGUNGEN UND AUSBLICKE.

Das Heer und die innere Kolonisation.

Ich lag in einem großen westpreußischen Dorfe bei einem Bauern im Quartier. Ich fragte die Tochter des Hauses, ob sie Sonntags fleißig zum Tanz gehe. „Hier ist kein Tanz.“ — Na nu? — „Hier gibts niemand zum tanzen, die jungen Burschen gehen doch alle fort, nach Westfalen,“ sagte sie zornig.

Wir bildeten beleibte Landwehrmänner aus. Sie waren zu Tausenden aus den westfälischen Industriebezirken, Bochum, Dortmund usw., auf einem östlichen Truppenübungsplatz zur Übung eingezogen worden. Ich fragte, wer aus den Ostprovinzen stamme; es traten in der Kompagnie etwa 25 vor. Am Sonntag erbaten sie Urlaub, um ihre Verwandten zu besuchen, „die sie seit 8 Jahren nicht gesehen hätten“.

„Wir gehen nicht an schlechten Preisen oder schlechten Ernten, sondern an der Leute-Not zu Grunde“ — hört man im Osten immer wieder von den Landwirten.

Man macht für die Landflucht teilweise auch das Heer verantwortlich: die Leute sollen während der Dienstzeit die „Reize“ des städtischen Lebens kennen lernen und dann nicht wieder in ihre ländlich-mühsälige Einfachheit zurück wollen.

Dem soll der seit 1908 versuchsweise eingeführte landwirtschaftliche Unterricht im Heer entgegenarbeiten, den Organe der Landwirtschaftskammern, der landwirtschaftlichen Schulen, Reserveoffiziere, die Landwirte sind, u. dergl. erteilen. Die Teilnahme am Unterricht ist freiwillig. Hand in Hand mit Belehrungen in rein landwirtschaftlichen Angelegenheiten soll die „Aufklärung über Fragen von mehr allgemein volkswirtschaftlicher Bedeutung gehen. Der Vortragende soll es sich angelegen sein lassen, die Zuhörer bei jeder geeigneten Gelegenheit auf die hohe Bedeutung der Landwirtschaft im Staatsleben hinzuweisen. Er soll sich bemühen, in ansprechender and fesselnder Weise die Vorzüge des Landlebens und des landwirtschaftlichen Berufs gegenüber anderen Berufsarten zu beleuchten. Insbesondere soll er auch die Momente hervorheben, die den landwirtschaftlichen Beruf trotz der ihm innewohnenden und nicht zu leugnenden Schwierigkeiten als besonders erstrebenswert erscheinen lassen.“

Auf die Erfolge dieser Aufklärungstätigkeit wartet man vorerst noch. So verständlich und anerkennenswert derartige Bestrebungen sind, so ist doch zu fragen, wie die Armee dazu kommt, den Interessen einer einzelnen Bevölkerungsschicht in die Hände zu arbeiten; es läßt sich höchstens mit der Anerkennung einer Schuld des Heeres an der Landflucht rechtfertigen. Die liegt aber gar nicht vor, denn vor dem ungeheuren Aufschwung der Industrie gab es trotz der längst bestehenden allgemeinen Wehrpflicht keine Landflucht. Die jungen Leute gehen außerdem meist schon vor ihrer Dienstzeit nach Westfalen.

„In allgemein verständlicher Weise bearbeitet, insbesondere für den Gebrauch beim landwirtschaftlichen Unterricht im Heere“, ist eine kleine Schrift des Geheimrats Delius, Mitgliedes des Oberlandeskulturgerichts: „Das preußische Rentengut, oder wie kann man ohne große Barmittel zu einem eigenen ländlichen Besitz mittleren und kleineren Umfangs gelangen?“ Auch dieses Büchlein betont ganz besonders die Erleichterungen, die Behörden und Siedelungsgesellschaften den vom Lande stammenden Reservisten, Landwehrleuten und Militäranwärtern (alten Unteroffizieren) bei dem Erwerb von Rentengütern zu teil werden lassen. Man hofft auf die rege Beteiligung gerade auch der ausgedienten Unteroffiziere an der inneren Kolonisation. Vergebens bis jetzt; und für immer, wie ich glaube. Die nationalen Zeitungen erregen sich und können es nicht begreifen, daß von den lockenden Angeboten kein Gebrauch gemacht wird. Aber die Sache liegt sehr einfach: die Unteroffiziere denken gar nicht daran, wieder Bauern zu werden. Das würde

in ihren Augen einen Rückschritt bedeuten. Ihr Ideal ist der pensionsberechtigte (!) untere oder mittlere Beamte. Jede Unterhaltung mit Unteroffizieren über ihre Zukunftsabsichten lehrt das. Aber wer „da oben" kennt die Denk- und Wunschweise unserer Leute und unserer Unteroffiziere? Berichte der mit ihnen in naher täglicher Berührung lebenden Truppenoffiziere sind entweder von vornherein im Sinne der von oben kommenden Intentionen gefärbt, oder, wenn sie mit ihnen im Widerspruch stehen, verschwinden sie bei einer ängstlichen Zwischeninstanz in der Versenkung. Keine Macht der Welt wird die Unteroffiziere je davon überzeugen, daß sie als freie Besitzer eines Stücks eigenen Grundes und Bodens turmhoch über dem ins enge Bureau gesperrten, in jeder Beziehung abhängigen Beamten stehen. Sie wollen, wenn sie ihre 12 Jahre „rum haben", ohne körperliche Anstrengung ihr bescheidenes, langsam, aber sicher steigendes Einkommen und dann ihre Pension haben, sie wollen aber nicht wieder Mist fahren und Schweine füttern. Deshalb sind sie ja gerade Unteroffiziere geworden, um das „nicht mehr nötig zu haben". Man vergesse doch nicht, daß die volkswirtschaftlich hohe Bewertung des unabhängigen Bauernstandes in den halbgebildeten Kreisen der Bevölkerung keinen Platz hat. Und das Staatsinteresse ist den Unteroffizieren ebenso gleichgültig wie allen anderen Berufsklassen, wenn es nicht mit ihrem eigensten Interesse zusammenfällt.

M. O.

Reichsbankpolitik.

Unter der Ägide des verstorbenen Reichsbankpräsidenten Koch gab es in der Hauptsache nur zwei Beweggründe, die zu einer Änderung des amtlichen Wechselzinsfußes führen konnten: die Furcht vor dem Abwandern des Goldes und die Gefahr eines allzu starken Ansturmes auf die Kassen des Zentralinstituts. Das ist unter seinem Nachfolger anders geworden. Herr Geheimrat Havenstein besitzt den Ehrgeiz, die Handelswelt nach seinen Grundsätzen erziehen zu wollen. Wiederholt schon hat er durch Warnrufe vor Überspekulation die Börse beunruhigt, die Banken zur Krediteinschränkung und Erhöhung ihrer Liquidität gemahnt. Die haben reuig Besserung geschworen und einmal auch schon unter ihren Debitoren fürchterlich Musterung gehalten. Doch viel geholfen hat das nicht. Die Liquidität der Großbanken hat sich teilweise noch verschlechtert. Seitdem hat sich der Feldzug gegen das Kreditwesen, den die Exzellenz aus der Reichsbank damit begonnen, noch verschärft. Herr Havenstein begnügte sich nicht mehr mit bloßen Worten. Er verteuerte der Bankwelt das Ultimogeld zum Quartal bedeutend, und auch den hohen Bankdiskont von 5 %, der beinahe bis Mitte Juni auf dem Geldmarkt herrschte, kann man als einen Beweis für die Zähigkeit ansehen, mit welcher der Präsident seine Grundsätze durchzuführen trachtet. Schon wochenlang war der Status der Reichsbank derartig, daß die Diskontermäßigung ebensogut einen Monat früher hätte erfolgen können, zumal die Banken von England und Frankreich bereits am 9. und 18. Mai ihre Zinsraten auf 3 %, die Belgische Nationalbank die ihrige am 31. Mai auf 4 % herabgesetzt hatten. Trotzdem äußerte sich der Präsident noch am 30. Mai in der Sitzung des Zentralausschusses wenig günstig, und nach seinen Worten hätte man glauben müssen, er denke vorläufig noch an keine Diskontermäßigung.

Aber Herr Havenstein denkt und der Agrarier lenkt. Die Börse zwar hatte sich im Laufe der Zeit mit der Lage des Geldmarktes abgefunden und entfaltete allen Reichsbankpräsidenten zum Trotz fröhlich das Haussepanier. Nicht so die Landwirtschaft. Die braucht zum Sommer billiges Geld und würde unter einer Rate von 5 % arg zu leiden haben. Aus den Regionen von Hinterpommern und nachbarlicher ländlicher Gefilde kam der Windstoß, vor dem Herr Havenstein den Nacken beugen mußte. Er mag sich schweren Herzens zu der Ermäßigung des Zinsfußes auf $4\frac{1}{2}$ % entschlossen haben.

Vielleicht gibt ihm dies Veranlassung, seine bisherige Politik einer Selbstkritik

zu unterziehen. Vielleicht erinnert er sich jetzt auch wieder, daß es Aufgabe des Zentralinstituts ist, den Geldbedarf von Handel und Industrie zu befriedigen und in die richtigen Bahnen zu lenken, anstatt dem Strome entgegen zu schwimmen. Als er zu wiederholten Malen vor allzu wüster Spekulation warnte und die Großbanken zu Krediteinschränkungen ermahnte, um damit schwachen Händen die Möglichkeit zu Spekulationen zu entziehen, hatte er offenbar die lobenswerte Absicht, eben diese schwachen Hände vor Kursverlusten zu bewahren. Very well. — Wenn er aber die Erfolge ansieht, die er mit seiner Taktik erzielt hat, dann muß er wohl oder übel zu der Überzeugung kommen, daß seine Theorie bisher kläglich Schiffbruch gelitten hat. Nach jedesmaligem Alarmblasen brach an der Börse eine kleine Deroute aus, die, nachdem sich die Wogen der Erregung geglättet hatten, wieder von einer Hausse abgelöst wurde, und alles war wieder beim alten. Nur die schwachen Hände, zu deren Wohl das Ganze in Szene gesetzt war, blieben als Opfer auf der Strecke. Sie konnten ihre Engagements während der Baisseperiode nicht durchhalten, verloren ihr Geld und konnten von der nachfolgenden Hausse nicht mehr profitieren, weil ihr Kredit schon vorher erschöpft war und neue Hilfsquellen sich ihnen — dank der Tätigkeit des Reichsbankpräsidenten — nicht mehr erschlossen. Gerade das also, was Herr Havenstein durch seine Warnungen vermieden wissen wollte, die Schädigung kapitalschwacher Existenzen durch Spekulationsverluste, hat sein Vorgehen vielfach indirekt herbeigeführt.

Es liegt mir fern, die Absichten zu tadeln, die der Reichsbankpräsident verfolgt. Die sind in ihrem Kern unbedingt gerechtfertigt. Nur will mir scheinen, als ob die Taktik, die er zu ihrer Durchführung anwendet, völlig verfehlt ist. Sie beunruhigt auch die ernsthaften Sparer, die, ohne Spekulationsabsichten, am Aktienmarkt interessiert sind, und bringt uns — last not least — beim Ausland in Mißkredit. Es kann dort keinen guten Eindruck machen, wenn, Monat um Monat, von führenden Persönlichkeiten die heimischen Geldverhältnisse grau in grau gemalt werden. Wo hört man in England oder Frankreich derartige Klagelieder, wie sie hier bei jeder Gelegenheit angestimmt werden, obgleich auch dort die Verhältnisse nicht allzu rosig sind? Darf man sich wundern, wenn das Publikum, erschreckt durch die ewigen Warnungen und Drohungen aus dem Reichsbankpalast, sich vom heimischen Markt zurückzieht und an die Auslandsbörsen geht? — Wer durchaus spekulieren will, den wird kein Reichsbankpräsident daran hindern können, und die Entwickelung, die auf eine immer weitere Ausgestaltung des Kreditverkehrs hindrängt, läßt sich durch Polizeimaßregeln nicht zurückschrauben. Jeder, dem die organische Entfaltung unseres Wirtschaftslebens am Herzen liegt, wird Herrn Havenstein Dank wissen, wenn er in Zukunft seine reformatorischen Pläne ohne Lärm und ohne alle überflüssigen Kundgebungen in ruhiger, stiller Arbeit zur Ausführung bringt. Für gouvernementale Experimente der bisher gezeigten Art aber ist die deutsche Volkswirtschaft zu schade.

Hugo Kloß.

Erfolge der Kinderlesehallen-Bewegung.

Daß Kinderbibliotheken und -lesehallen tiefgreifenden Einfluß auf die Kinderwelt ausüben können, liegt auf der Hand. In einer Zeit, in der die Schundliteratur zu einem so ernsten Problem geworden ist, wie dies namentlich in Deutschland in letzter Zeit beobachtet werden konnte, müssen wir jedes Mittel willkommen heißen, das zu seiner Bekämpfung beitragen kann; und kein Mittel werden wir lieber anwenden als ein solches der positiven Gegenarbeit, das zugleich gestattet, die Schönheiten großer Dichtungen, soweit sie Kindern bereits verständlich sind, auf sie einwirken zu lassen. Aber auch eine Einführung in populärwissenschaftliche Schilderungen wird den Kindern dadurch geboten. Mit Begeisterung lesen sie dort biographische Bücher, sie erfüllen sich mit hochfliegendem Enthusiasmus für die Helden ihres Volkes und die großen

Männer anderer Nationen — und sie lernen zuweilen auch, ihre Arbeit an Dinge zu setzen, denen sie sich sonst nicht gewidmet hätten, weil ihnen die nötige Anregung dazu fehlte.

Mit Recht hat einer der führenden englischen Volksbibliothekare, der frühere Direktor der Volksbibliotheken in Cardiff (der größten Stadt von Wales), Mr. John Ballinger, gesagt: „Den Kindern in einem allen Eindrücken so offen stehenden Alter das Innere einer Volksbibliothek zu zeigen, das bedeutet in den meisten Fällen, sie in eine ganz neue Welt einführen und ihren Geist einer ganz neuen Idee von dem Wert des Lesens öffnen."

Ein eigenartiger von Ballinger in dieser Absicht unternommener Versuch besteht darin, daß er es nach genauer Rücksprache mit den Lehrern seiner Stadt unternommen hat, allen Kindern der Schulen Cardiffs einmal im Jahre einen Vortrag zu halten. Selbstverständlich werden dazu nicht alle Kinder auf einmal herbeigerufen, vielmehr ist die Zahl stets eine sehr beschränkte (etwa 20). Sie werden, von einem oder mehreren Lehrern begleitet, in der Bibliothek in einen besonderen Raum geführt, in dem sie auf Bänken, die an drei Wänden entlang laufen, Platz nehmen. An der vierten Seite steht der Vortragende (der Bibliothekar), der den Kindern während seines Vortrages mit Unterstützung des Lehrers oder der Lehrerin Abbildungen, die auf seinen Gegenstand Bezug haben, vorzeigt, und zwar jedem Kinde besonders.

Der Vortrag, der für das erste Jahr gewählt wurde, nannte sich „Die Geschichte eines Buches", der des zweiten Jahres führte den Titel „Brücken". Andere Themata sind nicht ausgeschlossen, doch muß der Lehrer, der etwa die Behandlung eines andern wünscht, den Vortrag darüber selbst übernehmen.

Der bisherige Erfolg des Ballingerschen Versuches ist ein außerordentlich günstiger gewesen. Während im ersten Jahre einige Lehrer von der Neuerung noch nichts wissen wollten, war dieses Mißtrauen im zweiten Jahre gänzlich verschwunden, und die Kinder drängten sich in diesem fast noch mehr als zuerst zur Teilnahme an den Vorträgen. In seinem Vortrage über „Brücken" forderte Mr. Ballinger die Kinder einer Klasse auf, doch einmal zu versuchen, eine einfache Hängebrücke herzustellen. Ein paar Wochen später kam der Vater zweier Knaben im Alter von 10 und 12 Jahren zu ihm und überreichte ihm ein schönes Modell einer solchen Brücke, das die beiden Jungen angefertigt hatten; es machte ihnen alle Ehre.

Daß die Vorliebe für gute Literatur durch Kinderbibliotheken und -lesehallen ganz wesentlich gefördert werden kann, haben zahlreiche Beobachtungen erwiesen. Wird z. B., wie dies in England und Amerika vielfach geschieht, an einem bestimmten Tage der Woche (meist Sonnabends) von der Bibliothekarin eine Geschichte erzählt, so wird das Buch, in dem sie enthalten ist, wochenlang danach so stark begehrt, daß eine ganze Reihe von Exemplaren davon angeschafft werden muß.

Auch auf andere Art läßt sich die Nachfrage nach einem bestimmten Buche anregen. Man kauft eine schön illustrierte oder auch nur besonders schön gedruckte Ausgabe und stellt sie gewissermaßen ins Schaufenster: das heißt in ein Regal, das nur dazu bestimmt ist, Bücher aufzunehmen, die noch nicht verliehen, sondern zunächst nur gezeigt werden sollen. Vielleicht nimmt die Bibliothekarin ein solches Buch einmal heraus und blättert es mit ein paar Kindern durch. Dann brennen sie vor Verlangen, es zu lesen, — auch wenn sie es nicht in der illustrierten, sondern nur in einer gewöhnlichen Ausgabe erhalten können. So war es z. B. in Buffalo (New York) lange Zeit unmöglich, die Kinder zur Lektüre von Hawthornes „Wonderbook" zu bewegen. Sobald man aber eine von Walter Crane illustrierte Ausgabe gekauft hatte, wurden auch die gewöhnlichen Ausgaben von den Kindern stürmisch verlangt.

Ähnlich läßt sich das Interesse für Naturgeschichte dadurch anregen, daß etwa zu Beginn des Frühlings eine Liste über Bücher ausgehängt wird, die das Walten des Frühlings und die Lebens-

geschichte der Tiere und Pflanzen schildern, die in ihm zu neuem Leben erwachen. Bilder müssen diese Liste begleiten und beleben. Sie sind in der Regel leicht zu haben. Man braucht sie nicht aus den Bibliotheksbüchern auszuschneiden, sondern kann sie Bücherprospekten und allen möglichen anderen Drucksachen entnehmen, mit denen die heutige Kulturmenschheit geradezu überschwemmt wird.

Über allen diesen Dingen müssen Geschick und Geschmack walten. Ohne den Zauberstab dieser Eigenschaften läßt sich nichts ausrichten. Pedanterie und trockenes Wesen können Kindern das Lesen leicht verleiden.

Auch muß auf die seelische Eigenart möglichst jedes einzelnen Kindes Rücksicht genommen werden. Es empfiehlt sich daher, für diesen Zweck besondere Bibliothekarinnen auszubilden. Leicht ist deren Aufgabe nicht. Aber sie ist wunderschön, und vielleicht in keinem Betriebszweig unserer Volksbibliotheken läßt sich solche Befriedigung gewinnen wie auf diesem Posten. In keiner anderen Abteilung tritt auch der unmittelbare Nutzen, den gutgeleitete volkstümliche Leseanstalten schaffen können, so handgreiflich hervor.

Dr. Ernst Schultze.

Schluß des redaktionellen Teils!

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.
Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto) an die Redaktion Bremen, Am Wall 163. Tel. 6945.
Sprechstunden der Redaktion: Dienstag und Freitag von 1—2 Uhr.
Verlag: Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft in Bremen.
Druck: H. M. Hauschild, Hofbuchdruckerei, Bremen.

Wie erleichtere ich mir das Reisen?

Wie ein Märchen aus »Tausend und eine Nacht« klingt es, wenn man den Reisebeschreibungen unserer Großeltern lauscht, die noch im gelben Postwagen durch das Land rollten und für die eine Reise von Frankfurt nach Berlin ein fast größeres Ereignis war, als für das heutige Geschlecht eine Reise nach Hinterindien oder Japan.

Heute fahren wir auf den bequemen Polstern des D=Zuges in 14 Stunden von Bremen nach Basel; wir können im Zuge fast alle Bequemlichkeiten eines besseren Hotels genießen; für die Mahlzeiten steht uns der Speisewagen, für die Nachtruhe der Schlafwagen zur Verfügung, und wenn wir früh erwachen, hat uns die Dampfkraft dem Ziele unserer Reise um viel hundert Kilometer näher gebracht. Wenn es möglich gewesen wäre, unseren Vorfahren in einem Zauberspiegel die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des heutigen Reisens vor Augen zu führen, so würden sie sicherlich der Ansicht gewesen sein, daß damit die äußerste Grenze der Möglichkeit erreicht und eine weitere Verbesserung unserer Beförderungsmittel nicht möglich wäre. – Es ist aber eine alte Sache im menschlichen Leben, daß mit dem Fortschreiten der Kultur auch die Ansprüche steigen. Die Anforderungen, die an die menschliche Leistungsfähigkeit gestellt werden, wachsen von Jahr zu Jahr, der Kampf ums Dasein verlangt von jedem Einzelnen die Hergabe seiner besten Kraft, die Organe des Körpers werden bis zur äußersten Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angestrengt und benötigen infolgedessen zu ihrer Erholung auch größerer Bequemlichkeit und Ruhe.

Der Mensch, der heutzutage von früh bis abend, tagaus tagein in den Sielen steht, dessen Denken und Sorgen selbst des Nachts kaum aufhört, würde eine Tagereise in der gelben »Postkutsche« gar nicht mehr aushalten, seine Nervenkraft wäre solchen Anstrengungen nicht gewachsen und vor allem, es würde ihm zu einer solch langwierigen Reise die notwendige Zeit fehlen. Zeit ist Geld, und Zeitersparnis ist für die heutige Menschheit das Losungswort. Der moderne Mensch hat nicht einmal mehr Zeit, müde zu sein. Hat er das Ziel seiner Reise erreicht, so nimmt ihn sofort die Arbeit wieder in Anspruch und verlangt von ihm volle Leistungsfähigkeit.

So ergibt sich ganz von selbst die Notwendigkeit, immer weiter danach zu streben, das Reisen so bequem wie möglich zu gestalten. Nicht zu einer Anstrengung, sondern zu einer Erholung soll die Reise werden, und alle Einrichtungen unserer modernen Beförderungsmittel, unserer Schnell= und Luxuszüge gehen von dem Bestreben aus, dem Reisenden all die Bequemlichkeiten zu bieten, die er braucht, um an seinem Bestimmungsort frisch und gestärkt anzukommen, damit er ja keine Zeit mit »müde sein« verliert. Ob er seine Zeit nun zu Geschäften oder zu seinem Vergnügen braucht, das ist nebensächlich. Der Sportsmann, der von Berlin nach Davos fährt, um dort dem Wintersport zu huldigen, oder der von London zur »Kieler Woche« kommt, er hat ebenso wenig Zeit,

»müde zu sein«, wie der Geschäftsmann, der vom Bahnhof aus direkt zu den wichtigsten Konferenzen und Versammlungen eilt.

Ist man nun einerseits bestrebt, dem reisenden Publikum alle möglichen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten zur Verfügung zu stellen, so ist es andererseits Sache des einzelnen, sich diese Erleichterungen auch zu Nutze zu machen.

Nun ist dies gar nicht so leicht, wie man auf den ersten Blick glauben könnte. Während der weniger geübte Reisende schon eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges zum Bahnhof eilt, um sich einen guten Platz zu sichern, und zu seinem Erstaunen sehen muß, daß die guten Plätze bereits sämtlich belegt sind, so kommt der erfahrene Reisende nur wenige Minuten vor der Abfahrt und nimmt mit dem ruhigen Bewußtsein des gesicherten Besitzes seinen schon tags zuvor durch ein Reisebureau belegten Fensterplatz ein. Im Schlafwagen hat er selbstverständlich ebenfalls schon seit langem den Platz belegt, der ihm der vorteilhafteste scheint, und auch im Speisewagen sichert er sich bei Zeiten ein Gedeck. — Der Speisewagen! — Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen! Nirgends hat dieses Wort größere Berechtigung als auf der Reise. War man früher auf die oft recht zweifelhaften Genüsse der Bahnhofsrestaurationen angewiesen, die ihre »warmen Würstchen« und »Bier« in den melodischesten Tönen anpreisen ließen, so kann man jetzt die Bedürfnisse des Magens im Zuge selbst befriedigen. Man sitzt bequem an dem sauber gedeckten Tisch und löffelt in aller Ruhe seine Suppe, fast ohne zu merken, daß man dabei mit einer Stundenschnelligkeit von 80 und mehr Kilometern durchs Land rollt. Nirgends vergeht die Zeit angenehmer als im Speisewagen. Nichts erfrischt die ermüdeten Nerven und den gesamten Organismus mehr, als eine kräftige Bouillon, ein gutes Stück Fleisch, ein starker Kaffee. Wer hätte nicht schon die Wohltat einer Tasse Kaffee auf der Reise empfunden! Gelangweilt sitzt man in seinem Abteil, — die Landschaft bietet nichts Interessantes, gelesen hat man mehr als genug — man fühlt sich unbehaglich. Da fällt der Blick auf den kleinen weißen Knopf der elektrischen Klingel; ein Druck und man bestellt bei dem erscheinenden Kellner eine Tasse Kaffee. Beim ersten Schluck schon ist die Müdigkeit, die Langeweile und Abspannung geschwunden, ein wohliges Gefühl der Erfrischung und des Behagens greift Platz und man singt ein Loblied auf den Kaffee, und auf den „Erfinder" des Speisewagens.

Aufrichtig bedauert habe ich immer diejenigen meiner Mitreisenden, welche sich diesen Genuß nicht gönnen durften, weil ihre überreizten Nerven die Coffeïnwirkung des Kaffees nicht vertragen konnten. — »Sie haben gut reden,« sagte mir kürzlich ein Mitreisender, als ich ihn zum Genuß einer Tasse Kaffee im D-Zug überreden wollte, »Sie haben gut reden; ich würde nur zu gern Ihrem Rat folgen, aber ich darf keinen Kaffee trinken und besonders auf der Reise nicht, wo meine Nerven so wie so auf eine harte Probe gestellt werden; ich werde sofort unruhig, bekomme Herzklopfen und kann dann die ganze Nacht kein Auge mehr schließen. Nein, für mich ist der Kaffee leider ein verschlossenes Paradies.«

Auch einer von denen, die das praktische Reisen noch nicht gelernt haben! dachte ich bei mir, und laut sagte ich: »Aber bester Herr, warum trinken Sie denn nicht den coffeïnfreien »Kaffeehag«? Überall steht es doch groß und deutlich angeschrieben, daß auf Verlangen dieser Kaffee verabreicht wird! — Sie meinen, der schmecke schlecht? Da sind Sie im Irrtum. »Kaffeehag« ist ein ausgezeichneter echter Kaffee und ich wette mit Ihnen, daß Sie nicht unterscheiden können, ob Sie coffeïnfreien »Kaffee hag« oder coffeïnhaltigen Kaffee trinken. Aber in der Wirkung kommen dann die segensreichen Eigenschaften des »Kaffeehag« zum Vorschein; der bereitet Ihnen kein Herzklopfen und keine Schlaflosigkeit, dafür garantiere ich.«

Na, mein Reisegenosse bestellte sich »Kaffeehag« und war mir von Herzen dankbar, daß ich ihn darauf aufmerksam gemacht hatte. Als ich abends mein Reiseziel erreichte und den Zug verließ, da saß er schon wieder beim »coffeïnfreien«. Ich aber hatte so meine Gedanken: wie blind ziehen doch viele Menschen durchs Leben und wie unpraktisch sind sie speziell auf der Reise! Man bietet ihnen alle Bequemlichkeiten und Erleichterungen und sie greifen nicht einmal zu. Durch meinen einfachen Hinweis auf den coffeïnfreien »Kaffeehag« hatte ich meinem Reisegenossen einen Vorteil gezeigt, den er sich schon längst hätte sichern können, wenn er mit »offenen Augen« gereist wäre.

Heimatschutz und Fabriken.

In einem Leitartikel der „Kölnischen Zeitung“ vom 6. Juni bespricht Professor Dr. Wirminghaus, Köln, die Bestrebungen, die sich unter dem Sammelbegriff „Heimatschutz“ geltend machen: Pflege der Natur- und Kunstdenkmäler, Schutz der Landschaftsbilder gegen die Verunstaltung durch unschönes Bauen, Erhaltung der Sitten, Gebräuche, Feste und Trachten, Anpassung der Neubauten an die Umgebung, Tätigkeit der Bauberatungsstellen etc.

Der Verfasser faßt diese Aufgaben bedeutend weiter, als es gewöhnlich der Fall ist. Er weist darauf hin, daß es in unserer typisch industriellen Zeit von größter Wichtigkeit ist, daß auch die reinen Nützlichkeitsbauten, die Industrieanlagen und die Fabriken in den Kreis dieser Bestrebungen hineingezogen werden. Die Gesichtspunkte, die dazu angeführt werden, sind lebhaftester Beachtung wert, sie treten als ein neues Symptom für die Tatsache auf, daß Industrie und Handel in der Gegenwart dazu berufen sind, die Träger einer weitgehenden Kultur zu werden. (Eine Tatsache, die auch in der Verlagsübernahme der „Güldenkammer“ durch eine große Handelsgesellschaft zum Ausdruck gekommen ist.) Heute können so gut wie früher Bauten, Straßen und Plätze entstehen, die, obwohl sie nur Nützlichkeitszwecken dienen, doch eine künstlerische Bedeutung zu gewinnen vermögen, die sie dem uns überkommenen Alten und Altertümlichen würdig zur Seite stellt. Der Verfasser führt zu diesem Thema an:

„Aber auch die gewerblichen Zweckbauten können künstlerischen Anforderungen Rechnung tragen. Es verdient daher hohe Anerkennung, daß zahlreiche industrielle Großunternehmen, wie z. B. die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft in Berlin, die Deutschen Werkstätten in Hellerau, die **Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft in Bremen,** in jeder Beziehung vorangegangen sind und Mustergültiges geschaffen haben.“

Veredelnde Reklame.

Heft 29 der „Mitteilungen des Vereins deutscher Reklamefachleute" enthält folgende Besprechung des „Güldenkammer"-Unternehmens:

„Ein eigenartiger und zugleich weit ausschauender Gedanke war es, den die Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft in Bremen verwirklichte, als sie sich entschloß, wirtschaftliche Bestrebungen mit solchen ideeller Natur zu verbinden und die „Güldenkammer" übernahm. Es ist ja leider Tatsache, daß der deutsche Großkapitalist im allgemeinen nicht dasjenige für die Förderung der Kultur aufzuwenden geneigt ist, als z. B. sein amerikanischer Kollege. Daher muß man es mit Genugtuung begrüßen, daß die Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft in Bremen, die Herstellerin des coffeïnfreien „Kaffeehag", gewillt ist, zu Nutz und Frommen der Allgemeinheit gleiche Wege zu gehen. Arrangement und Inhalt der „Güldenkammer" ist gleich vornehm, geschickt und lehrreich, und bedeutende schriftstellerische Namen haben sich für diesen Zweck zur Verfügung gestellt. Sie bürgen dafür, daß das literarische Unternehmen der Gesellschaft neben ihrem Zweck, eine veredelnde Reklame zu betreiben, auch rein literarisch auf der Höhe bleibt, die ihr heute schon neidlos zugestanden werden muß. Der redaktionelle Teil ist von dem geschäftlichen vollkommen getrennt und unabhängig. Obgleich dies ja Voraussetzung sein mußte, wenn das Unternehmen in dem geplanten Rahmen bleiben sollte, so soll dennoch der von vorurteilsfreier Weitsichtigkeit zeugende Schritt der Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft anerkannt werden; es darf und soll hier nicht vergessen werden, daß sie den Anstoß zu einem Mäzenatentum gewerblicher Kreise gegeben hat, ein Anstoß, der seine Früchte tragen wird."

Sportsleute

werden mit Genuß in der Klubhausbroschüre der Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft die anregende und brillant geschriebene Abhandlung von A. W. Heymel über „Die Förderung des Sports durch Klubhäuser" lesen. Der Inhalt des geschmackvoll ausgestatteten Werkchens fand in Sportkreisen begeisterte Zustimmung und wurde von der gesamten Presse lebhaft erörtert. Leser der „Güldenkammer" erhalten auf Wunsch vom Verlag Kaffeehag, Bremen, ein Exemplar der Klubhausbroschüre kostenlos zugesandt.

Kurze Seefahrten

verbinden sich mit dem Besuch der Nordseeinseln. Eine regelmäßige Verbindung stellen die Salondampfer des Norddeutschen Lloyd Bremen her: „Nixe" und „Najade", die von Bremerhaven aus nach Norderney und Helgoland, „Delphin" und „Lachs", die vom Bremer Freihafen nach Wangeroog und Wilhelmshaven fahren, und „Seeadler", der den Verkehr zwischen Wilhelmshaven, Helgoland und Bremerhaven vermittelt. Von den erwähnten Inseln aus bestehen weitere günstige Dampferverbindungen mit den anderen Nordseeinseln, so daß man bei dem Aufenthalt in irgendeinem dieser Inselbäder die beste Gelegenheit hat, der ganzen langen Inselreihe, die die Küste Nordwestdeutschlands umsäumt, einen Besuch abzustatten.

FREMDEN-FÜHRER

Wyk a. Föhr

Pensionen

Asche, Villa Erna
Friedrichsen
Gerber, Erholungsheim Villa Adele
Krüger, E. A.
Löhnert, Theod., Redlefsens Logierhäuser
Maart, Villa Clara

Hotels und Restaurants

Deppe, F., Deppes Hotel
Petersen, Strandhotel
Westerwald jr., Hans, Hotel
Westerwald, Kurhaus

Sanatorien

Dr. Gmelins Nordsee-Sanator. A.-G.
Haus Tanneck, Nordseehospital
Kinderheilstätte
Kinder-Erholungsheim Schöneberg

Westerland a. Sylt

Pensionen

Busse, Herm., Haus Miramare
Dührkop, Villa Dünenburg
Hagendefeldt, B.
Hellner, W.
Krome, Pension Lambeck
Martens, Steinmannstraße 12
Nissen, Villa Carmen Sylva
Ohlsen, Sanatorium und Pension
Orth senr., Wilhelmstraße
Wünschmann

Hotels, Restaurants und Cafés

Christiansen, Wwe., Ausflugsort Friesenhain
Deike, C. F., „Seeburg"
Klube, Strandburg-Halle
Oehme, „Stadt Hamburg"
Ostermann, Restaurant
Lewerenz, A., Café Astoria
Siebert, J., Weinrestaurant Bristol
Wiedermann, O., Café
Wünschmann & Enders, Restaurant Wandelpromenaden

Bad Meinberg i. Lippe

Pensionen

Altemeier, Wilh.
Bergmann, S.
Büx, senr., W.
Drawe, F.
Flake, F.
Haverjoh, Herm.
Kehne, Fr.
Kesting, W.
Klasemeier, Christ.
König, Fr.
Kopp, Fr.
Mische, W.
Reck, Fr.
Schäfer, S., Villa Hubertus
Scharnhorst, W.
Schulz, Fr.
Schumacher, E.
Stegemann, Ph.
Steinmeier, F.
Tappe, Aug.
Timmermann, Th.

Hotels und Restaurants

Blome, W., Meinberger Hof
Büx, W., jun., Neues Haus
Dörrie, Hch., Rotes Haus
Frede, Hotel Rose
Gregorius, Otto, Schloß-Hotel
Jünger, L., Weißes Haus
Lesemann, Fr.
Poppen, J., Fürstl. Kurhaus „Zum Stern" und Kursaal
Rädecker Wwe., A.

In den oben genannten Etablissements wird der coffeïnfreie „KAFFEEHAG" verabreicht.

Die Güldenkammer

2·Jahrgang
Heft 11
August 1912

Verlag: Kaffeehag Bremen

INHALTS-VERZEICHNIS.

ANREGUNGEN UND AUSBLICKE.

BEZUGS-BEDINGUNGEN.

Durch sämtliche Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt vom Verlag:
jährlich Mk. 8.—, vierteljährlich Mk. 2.—, Einzelheft: Mk. 0.80.
Kommissions-Verlag: Franz Leuwer, Bremen, Obernstraße 14.

Die Güldenkammer

Herausgeber:

S. D. Gallwitz · G. F. Hartlaub · Hermann Smidt

Generalleutnant z. D. H. Rohne: Die Entwicklung des militärischen Flugzeugwesens.

Die in jüngster Zeit veranstalteten großen Wettflüge haben das Interesse aller Kreise für die Flugzeuge, diese neuesten Verkehrsmittel, wieder in hohem Maße gesteigert. Manchem unserer Leser wird daher ein Überblick über die neuesten Fortschritte sowie den augenblicklichen Stand ihrer Entwicklung willkommen sein.

Für absehbare Zeit werden Flugzeuge wohl nur im Dienste des Heeres und der Flotte Verwendung finden. Für den regelmäßigen Postverkehr sind sie noch zu abhängig von der Witterung, entbehren sie auch noch der Sicherheit und Zuverlässigkeit. Auch für den Krieg wäre eine größere Gefahrlosigkeit und Zuverlässigkeit sehr erwünscht; wo aber so große Erfolge in Aussicht stehen, muß man seine Ansprüche herabsetzen, zumal der Krieg doch keine Lebensversicherungsanstalt ist.

Jeder technische Fortschritt steigert die Leistungsfähigkeit und vermindert damit die Gefahr. Auf Einzelheiten der Konstruktion einzugehen, hätte keinen Zweck; es genügt zu zeigen, welche Fortschritte in den Leistungen vorliegen. Einer der wichtigsten ist die Steigerung der Geschwindigkeit, die im Jahre 1911 ein Höchstmaß von 133 Kilometer in der Stunde, d. h. ein Viertel mehr als im Vorjahr erreicht hat. Diese Geschwindigkeit ist größer als die doppelte Geschwindigkeit eines Rennpferdes im stärksten Laufe, in der es aber nur eine kurze Strecke zurückzulegen vermag. Handelt es sich um weitere Strecken, so sinkt seine Geschwindigkeit auf etwa 30 Kilometer in der Stunde. Die elektrische Lokomotive hat eine Stundengeschwindigkeit von etwas über 200 Kilometer, und es ist nicht ausgeschlossen, daß diese Leistung auch

vom Flugzeuge erreicht wird. Schon jetzt kann es sich mit den Vögeln messen; seine Geschwindigkeit wird nur von der der schnellsten Schwalbenarten übertroffen. Große Geschwindigkeit kürzt die zur Zurücklegung einer Strecke erforderliche Zeit und vermindert dadurch die Gefahr.

In dem Aufsatze: „Die Bedeutung der Flugmaschinen für den Krieg (März 1911)“ wies ich auf die Notwendigkeit hin, Flugzeuge herzustellen, die zwei, besser noch drei Personen aufnehmen könnten, damit der Führer sich ganz der Leitung des Flugzeugs widmen könne; die Orientierung und Beobachtung müsse besonders geübten Offizieren übertragen werden. Während in den früheren Jahren der Flug mit einem Fahrgast die Ausnahme bildete, ist er jetzt bei den Überlandflügen mit fest bestimmtem Ziel die Regel geworden. Schon bei dem im vorigen Jahre ausgeführten deutschen Rundflug befand sich auf jedem Flugzeug ein Passagier, der für den richtigen Kurs zu sorgen hatte. Das gleiche war der Fall bei dem diesjährigen Fernflug Berlin—Wien, an dem acht deutsche Offiziere, davon sieben als Passagiere, einer als Führer teilnahmen. Flüge mit mehr als zwei Personen gehören schon nicht mehr zu den Seltenheiten; im Jahre 1911 legte ein Flugzeug freilich nur eine kurze Strecke mit 13 Personen zurück, die ein Gesamtgewicht von 635 kg hatten. Dies ist insofern von Interesse, als man daraus einen Schluß auf das durch ein Flugzeug fortzuschaffende Gewicht ziehen darf.

Auch in bezug auf die Länge der zurückgelegten Entfernungen und die Dauer der Luftreisen sind große Fortschritte festzustellen. So wurde am 1. September 1911 eine Strecke von 720 Kilometer ohne Unterbrechung der Fahrt in 11 Stunden 1½ Minute zurückgelegt. Das ist in der Luftlinie gemessen die Entfernung von Bremen nach Wien oder Lausanne, deren Zurücklegung mit der Eisenbahn mindestens 17 Stunden beanspruchen würde. Ein sehr gutes und ausdauerndes Pferd würde dazu volle sechs Tage gebrauchen und dann wahrscheinlich längere Zeit schonungsbedürftig sein. Die weiteste bisher an einem Tage mit Zwischenlandungen zurückgelegte Strecke betrug 1252 Kilometer, wozu eine Zeit von nur 13 Stunden 17 Minuten erforderlich war. Die Entfernung ist etwa gleich der von Bremen bis Rom.

Diese Leistungen würdigt man nur dann richtig, wenn man berücksichtigt, daß das Fliegen erst seit etwa vier Jahren rationell betrieben wird, und daß noch im Jahre 1908 ein Flug über eine Strecke von einem Kilometer Länge in Höhe von sechs Meter mit einer Geschwindigkeit von etwa 60 Kilometer in der Stunde als eine großartige Leistung angestaunt wurde.

Andererseits darf man nicht übersehen, daß die Zuverlässigkeit noch viel zu wünschen übrig läßt. Das spricht sich deutlich in der großen Zahl von Unfällen aus. Allein an tödlichen Unglücksfällen sind gemeldet im Jahre 1909: 3, 1910: 19 und 1911 bis Mitte November 61; die Zahl der Abstürze ohne tödlichen Unfall ist aber noch weit höher. Das laufende Jahr wird ohne Zweifel noch eine viel höhere Ziffer aufweisen; allein im Monat Juni sind 16 Unglücksfälle mit tödlichem Ausgang (genau doppelt so viel als im Juni 1911) vorgekommen. Mag immerhin die Zahl der Unfälle im Verhältnis zu der der unternommenen Flüge geringer geworden sein; die Tatsache, daß das Gelingen jedes Fluges von Zufälligkeiten abhängt, ist unbestreitbar. Obwohl bei allen größeren Wettflügen bei ungünstiger Witterung der Termin zum Abflug in der Regel verlegt wurde, hat doch nur ein verhältnismäßig sehr kleiner Teil der Flugzeuge allen Bedingungen entsprochen und die ganze Strecke zurückgelegt. So z. B. erreichte von den elf Teilnehmern an dem Wettflug Berlin—Wien im Juni d. J. nur die „Taube“ das Ziel. Gewiß waren bei diesen Flügen die Schwierigkeiten — Überfliegen eines hohen Gebirges — nicht gering; aber andererseits darf man auch nicht übersehen, daß sich an diesem Wettflug nur die besten Flugzeuge mit den erfahrensten Führern beteiligt haben.

Bei den großen Herbstübungen sollen die Flugzeuge sowohl in Deutschland als auch in Frankreich, wo sie in großer Anzahl auftraten, recht gute Dienste geleistet haben; jedoch sind Einzelheiten darüber so gut wie gar nicht bekannt geworden.

Ein Mangel aller Flugzeuge besteht darin, daß sie, um sich in der Luft überhaupt halten zu können, sich in steter schneller Bewegung befinden müssen, was die Beobachtung natürlich außerordentlich erschwert. In dieser Beziehung ist das Luftschiff im Vorteil, da es zum Zweck gründlicher Erkundung seine Geschwindigkeit beliebig herabsetzen kann. Bisher hat man bei Herstellung von Flugzeugen den größten Wert auf möglichste Steigerung der Geschwindigkeit gelegt. So paradox es klingt, wäre es vielleicht an der Zeit, für ein sehr langsam fliegendes Flugzeug Preise auszusetzen. In der allgemeinen Luftschiffahrt-Ausstellung, die in diesem Frühjahr in Berlin stattfand, war das Modell eines Flugzeugs ausgestellt, das bei voller Ausnutzung des Motors senkrecht aufsteigen, bei entsprechender Herabsetzung der motorischen Kraft sich längere Zeit wie ein Raubvogel schwebend in der Luft halten und auch langsam fallen kann. Der Erfinder (Hauschke, Berlin, Prenzlauer Allee 209) hofft mit seinem Apparat eine Nutzlast von 1000 kg heben zu können. Durch An-

bringung eines Propellerpaares soll auch eine fortschreitende Geschwindigkeit erreichbar sein, die allerdings der der gewöhnlichen Flugzeuge wesentlich nachstehen dürfte. Sollten sich bei Ausführung des Apparats, der bis jetzt nur in einem stark verjüngten Modell vorliegt, die Hoffnungen des Erfinders verwirklichen, so würde damit die militärische Bedeutung der Flugzeuge sehr wachsen.

In Frankreich hat man das Flugzeug auch in den Dienst der Artillerie gestellt und will recht gute Erfolge erzielt haben, indem das Flugzeug bei Batterien, die aus Stellungen schießen, in denen nichts vom Feinde zu sehen ist, die Beobachtung der Schüsse übernimmt. Eine Batterie, die die Unterstützung eines Fliegers wünscht, breitet ein Stück weißer Leinwand vor und hinter einem Geschütz in der ungefähren Richtung auf das Ziel aus. Sie gibt dadurch dem Flieger nicht nur das Zeichen, daß sie seiner bedürfe, sondern auch die Richtung auf das Ziel an. Das Flugzeug fliegt dann von hinten in Höhe von einigen hundert Metern über die Batterie in der Richtung auf das Ziel. Inzwischen gibt die Batterie eine Salve ab, deren Geschosse in der Luft platzen. Die Lage der Sprengpunkte zum Ziel kann der Beobachter im Flugzeug beurteilen; er zeichnet sie mit ein paar Strichen auf ein vorbereitetes Stück Papier, das er dann, mit einem Stein beschwert, in der Nähe der Batterie, wohin das Flugzeug zurückkehren muß, fallen läßt. Der Batterieführer kann nun in der Lage der Sprengpunkte die notwendige Änderung vornehmen. Man will auf diese Weise eine gute Wirkung gegen Ziele erreicht haben, die anderweitig gar nicht zu fassen gewesen wären. Es leuchtet ein, wie der Eintritt der Wirkung beschleunigt werden könnte, wenn das Flugzeug nicht genötigt wäre, sich fortwährend hin und her zu bewegen, sondern frei über der Batterie schwebend seine Beobachtungen ausführen könnte. Es würde dadurch nicht nur unnützer Zeitverlust vermieden, sondern die Beobachtung auch noch viel zuverlässiger ausfallen.

Man hat auch bereits Apparate für drahtlose Telegraphie in den Flugzeugen mitgeführt. Sie scheinen aber von zweifelhaftem Wert, da bei gleichzeitigem Sprechen mehrerer Apparate Störungen unvermeidlich sein dürften.

Im tripolitanischen Kriege sind die Flugzeuge zum erstenmal verwendet worden, und zwar sowohl zur Erkundung als auch zum Abwerfen von Sprengkörpern. In der Erkundung haben sie zweifellos sehr gute Dienste geleistet; weniger sicher ist das beim Abwerfen der Sprengkörper. Dürfte man den darüber veröffentlichten Berichten der Zeitungen Glauben schenken, so wäre auch hier ein voller Erfolg zu verzeichnen. Aber diese Berichte tragen

den Stempel wenn auch nicht gerade freier Erfindung, so doch den einer sehr lebhaften Phantasie an der Stirn. Nach ihnen hätte jede abgeworfene Bombe genau den beabsichtigten Punkt getroffen und große Wirkung gehabt. Beides ist gleich unwahrscheinlich; wenigstens sind bei den unter weit günstigeren Bedingungen ausgeführten Friedenversuchen sehr viele Fehlschüsse vorgekommen. Die materielle Wirkung der nur etwa zwei Kilogramm schweren Geschosse kann nur sehr unbedeutend gewesen sein. Bezeichnend ist, daß man in jüngster Zeit über das Abwerfen von Bomben aus Flugzeugen nichts mehr gehört hat; dagegen sollen solche aus Luftschiffen mit größerem Erfolge abgeworfen sein. Das ist sehr wohl denkbar, weil das Luftschiff langsamer fahren und schwerere Bomben abwerfen kann.

Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß man auch durch aus Flugzeugen abgeworfene Bomben recht gute Erfolge erreichen kann; nur muß man sich vor übertriebenen Erwartungen hüten. Gegen feste Ziele wird man sicher gar keine Wirkung erhalten, weil die abgeworfenen Geschosse viel zu leicht sind; ebenso wird die materielle Wirkung gegen lebende Ziele meist sehr gering ausfallen. Dagegen kann man sich wohl vorstellen, daß unter Umständen eine sehr große moralische Wirkung erreicht wird. Bekanntlich findet nach siegreichen großen Kämpfen eine Verfolgung, die den Sieg zu einem Vollsieg machen würde, nur außerordentlich selten statt. Der geschlagene Feind hat längere Beine als die erschöpften siegreichen Truppen und entzieht sich schnell der feindlichen Waffenwirkung. Bei Königgrätz retteten die heldenmütigen österreichischen Artilleristen und Kavalleristen, die den nachdringenden preußischen Truppen einen Damm entgegenstellten, die Armee; bei Wörth verlor die deutsche Kavallerie, die zu spät vorgezogen wurde, die Fühlung mit dem Feinde. Denkt man sich, daß in beiden Fällen einige Flugzeuge verfügbar gewesen wären, so hätten sie durch einige abgeworfene Bomben, die gar nicht einmal zu treffen brauchten, die Auflösung der feindlichen Armeen vollendet. Ja, man male sich aus, daß am Abend der Schlacht von Gravelotte, als die voreilig über den Mancegrund gesandte deutsche Kavallerie zurückgezogen wurde und dadurch unter den deutschen Truppen eine gewisse Unruhe entstanden war, einige französische Flugzeuge einige Bombon auf die Chaussee von Gravelotte hätte fallen lassen; die Folgen wären gar nicht zu ermessen gewesen.

Man hat in jüngster Zeit begonnen, dem Problem des Bombenwurfes aus der Luft wissenschaftlich zu Leibe zu gehen. Der Anstoß dazu ist durch den in Paris ausgeschriebenen Michelen-

preis gegeben. Es handelt sich dabei um das Abwerfen von 15 Bomben von einem Flugzeug auf einer ununterbrochenen Fahrt aus einer Höhe von mindestens 200 Meter innerhalb eines Zeitraums von 50 Minuten. Die Bomben sollen mindestens 7 kg schwer sein und ein kreisförmiges Ziel von 20 Meter Durchmesser treffen. Die größte Trefferzahl entscheidet über die Zuteilung des Preises. Das Flugzeug muß spätestens zehn Minuten nach dem Abwerfen des letzten Geschosses in der Nähe des Zieles landen. Die Aufgabe ist lösbar, wenn der Flieger seine eigene Geschwindigkeit, seine Höhe über dem Ziel, die Geschwindigkeit und Richtung des Windes kennt; es läßt sich dann die Richtung bestimmen, unter der der Flieger im Augenblick des Abwerfens der Bombe das Ziel sehen muß. Alle diese Größen können nicht mit absoluter Sicherheit bestimmt, sondern nur geschätzt werden. Über die bisher erreichten Erfolge ist noch nichts bekannt geworden; der 16. August ist der letzte Tag, an dem der Versuch ausgeführt sein muß. Wenn man in Zeitungen liest, daß bei anderweitig ausgeführten Versuchen das Treffergebnis außerordentlich günstig gewesen sei, so hat das so lange nicht den mindesten Wert, als nicht angegeben ist, welche Abmessungen das Ziel gehabt hat*).

In bezug auf die Ausrüstung der Armee mit Flugzeugen steht Frankreich weitaus an erster Stelle. Ende 1912 rechnet man damit, über 334 Flugzeuge verfügen zu können, darunter 30 für drei, 160 für zwei, 144 für eine Person. Außerdem sollen aber noch 510 Flugzeuge in nicht zu langer Zeit fertiggestellt werden. An Personal sollen 334 als Führer ausgebildete Offiziere und Unteroffiziere, sowie 210 im Beobachten geübte Offiziere vorhanden sein. Die organische Einheit ist das „Geschwader“, das aus acht Flugzeugen besteht; diese sind in „Züge“ zu je zwei Flugzeugen gegliedert: ein Zug zu je 2 einsitzigen Flugzeugen, ein zweiter zu je 2 zweisitzigen, der dritte zu je 2 zwei- oder mehrsitzigen. Der vierte Zug, aus je einem ein- und zweisitzigen Flugzeug bestehend, dient zur Reserve.

Nach Marokko sind erst in der jüngsten Zeit Flugzeuge abgegangen, haben aber noch keine Flüge ausgeführt.

---

*) Wie gering in der Tat die Treffsicherheit ist, geht wohl am deutlichsten daraus hervor, daß bei der Wurfkonkurrenz am 30. Juni in Wien, wofür die Flieger sich doch gewiß sehr sorgfältig vorbereitet hatten, eines der abgeworfenen Geschosse unmittelbar neben der Tribüne der Schiedsrichter niederfiel, ein zweites einen Zuschauer schwer verletzte. Zweifellos waren doch sowohl die Schiedsrichter als auch die Zuschauer so weit vom Ziel entfernt, daß sie nach dem Urteil der Sachverständigen selbst bei groben Fehlern der Flieger nicht getroffen werden konnten. Und doch wurden selbst diese Fehler noch überschritten!

Ob man die heutigen Flugzeuge schon als wirklich kriegsbrauchbar, d. h. unbedingt haltbar und unempfindlich gegen die Einflüsse der Witterung und sorglose Behandlung, ansehen darf, ist mindestens noch eine offene Frage. Man darf nicht übersehen, daß die besten Ergebnisse von solchen Führern erreicht sind, die als ausgebildete Ingenieure eine große Vertrautheit mit den maschinellen Einrichtungen haben und sich, wie z. B. der erfolgreichste deutsche Flieger Hirth, mit großer Sorgfalt um die Kontrolle und Instandhaltung des Motors bemühen. Mit einer solchen Sorgfalt ist aber im Kriege weder bei der Lagerung noch auf dem Transport zu rechnen.

Friedrich von Oppeln-Bronikowski: Eine empfindsame Reise in Italien (1811).

Es hat ein halbes Jahrhundert und länger gewährt, bis die psychologische Verfeinerung und Differenzierung des Durchschnitts den Boden für ein neues Verständnis der Romantik ebnete. War die alte Romantik vor allem durch die blendende Neuentdeckung der mittelalterlichen Welt populär geworden, so tritt bei der Neuromantik das Stoffliche in den Hintergrund; auch die religiöse Tendenz ist bei ihr lange nicht so ausgeprägt, wie bei jener, und so könnte sie als ein zweiter Aufguß von ihr erscheinen, griffe sie im rein Psychologischen nicht tiefer und weiter als die alte Romantik, die das Irrationale und Labyrinthische in der Menschenbrust mehr ahnend und symbolisierend als psychologisch darstellte; denn sie war noch nicht durch die Schule der Naturwissenschaft und Analytik gegangen, wie die Neuromantik. Am zahlreichsten sind noch in Frankreich, das durch seine großen Moralisten und Analytiker schon im 18. Jahrhundert zur psychologischen Analyse erzogen worden war, die Romantiker zu finden, die ihre eignen Seelenzustände mit oft grausamer Hellsichtigkeit zergliederten, so Beyle-Stendhal (1783—1842), bei dem wenigstens die eine Wesensseite völlig romantisch war, so der erst kürzlich von Joseph Ettlinger wieder in den Vordergrund gerückte Benjamin Constant (1767—1830), dessen Roman „Adolphe“ und dessen ebenso verschlungener Lebensroman uns die modernsten seelischen Verstrickungen und Probleme schon vor hundert Jahren zeigen. Als schwacher, „reizsamer“, sich ewig selbst

analysierender Charakter tritt uns Constant wie so viele Romantiker entgegen; als Psychologe seiner eignen Irrungen und Wirrungen steht er fast ebenbürtig neben Stendhal, der ihn übrigens schätzte und auch manche äußere Schicksale mit ihm gemein hatte. Wer sich von den Höhen der offiziellen Literaturforschung herunterbequemt, wird gewiß noch manche wahlverwandte Naturen entdecken.

Über eine dieser Naturen möchte ich in den folgenden Zeilen reden: es ist der Marquis Astolphe de Custine (1790—1857), der Großsohn des bekannten Revolutionsgenerals, welcher Mainz eroberte und später auf dem Schafott endete. (Sein Sohn, Astolphes Vater, folgte ihm bald auf dem Wege zur Guillotine.)

Nachforschungen über die abenteuerlichen Schicksale des deutsch-jüdischen Doktors Koreff, eines Freundes der Schlegels, Varnhagens, Heines, E. Th. A. Hoffmanns und last not least Stendhals, der ihn für einen der wenigen „höheren Geister" seiner Zeit erklärte, führten mich zufällig auf Custine und seine „Memoires et Voyages" (1830) hin, deren Hauptbestandteil eine empfindsame Reise nach Italien (1811) und eine spätere nach England sind. In demselben Jahre wie Stendhal trat er seine erste große Italienfahrt an; und wenn seine Aufzeichnungen nicht erst neunzehn Jahre später erschienen wären, so wette ich, daß Stendhal sie für seine völlig erfundene Reise nach Kalabrien und Apulien, die er in die zweite Auflage seiner Reiseskizzen „Rome, Naples et Florence" (1826) einflocht,*) kräftig benutzt hätte, zumal sich viele der hier vertretenen Anschauungen fast wörtlich mit denen Stendhals decken.

Koreff lernte die Familie Custine, Mutter und Sohn, auf jener Reise nach Italien, wo er ihr Begleiter und Reisemarschall war, gründlich kennen und hat dieses Urteil in einem Brief an Rahel Varnhagen niedergelegt, die mit der Mutter in Korrespondenz stand. „Französische Prosa", schreibt er von beiden, „inkarnierte Aristokratie und deutsche Sehnsucht und Phantasterei gemischt, geben vulkanischen Boden; da läßt sich die stille Pflanze des Glückes nicht anbauen. . . Ich habe gekämpft, gerungen, gebaut und mich hingegeben, meine ganze Existenz aufgeopfert, um Harmonie in diese Akkorde zu bringen, aber alles umsonst. Sie wissen nichts zu opfern als ihre Ruhe und ihr Glück. Das Gerüst des Lebens erscheint ihnen stets als der Tempel. . . Es ist ein Irrtum zu glauben, daß sie in Deutschland glücklicher wären. Bäume kann

*) Siehe die Vorrede meiner soeben (bei E. Diederichs in Jena) erscheinenden Verdeutschung dieses von Goethe warm gelobten Reisewerkes. Der deutsche Titel lautet: „Reise in Italien."

man verpflanzen, nicht Menschen. Die Unruhe der Sehnsucht bringen sie überall hin und würden überall unentschieden zwischen Himmel und Erde schweben."

Wie scharf und zutreffend Koreffs Kritik ist, lehren die Reiseaufzeichnungen Astolphes zur Genüge. Ein paar Zitate daraus werden dies besser veranschaulichen als alle Deduktionen. So schreibt Custine aus Mailand: „Eine unerklärliche Bangigkeit macht mich gleichgültig gegen alles, was ich sehe. Mir ist, als ob ein Kampf in mir stattfände. Ich fühle und fühlte stets, daß ich von Widersprüchen lebte; mein religiöser Instinkt ruft mir zu, auf das zu verzichten, was ich liebe; jedes Vergnügen dünkt mich ein Verbrechen. Dieser Gedanke ist zu schwach, um mich zu leiten, zu stark, um mir meine Ruhe zu lassen, und er quält mich tagaus, tagein. Ich stehe geistig über meinem Erdenberuf; ich habe zu viel Klarheit und zu wenig Kraft. Italien lockt mich mit neuen Reizen, und ich zittre doch, es zu betreten. . . Weit entfernt, mich über so viel Schönheit zu freuen, fühle ich mich von Angst ergriffen und ängstige mich über diese Angst wie über eine Vorahnung: mein Geist nimmt seine Träumereien für Prophezeiungen. . . Diese unbestimmte Erregung macht meine Seele fühllos, und obgleich der Grund meiner Leiden das Bedürfnis nach Liebe ist, so ähneln sie doch den Qualen der Eitelkeit. Ich lebe, als wäre ich von einer großen Leidenschaft beherrscht; nur fehlt mir deren Gegenstand. Wäre ich nicht vor allem träge, so wäre ich ehrgeizig; doch die schwachen Charaktere unterliegen den Enttäuschungen der Eigenliebe, wie allen andern Arten von Verdruß. Ich bin ein Gemisch von Leichtsinn und Ernst, durch das ich nie etwas andres sein werde, als ein trübsinniges großes Kind."

Auch Stendhal kannte jene Momente der Fühllosigkeit, wenn auch nicht so häufig; auch er besaß seinen Schwächen gegenüber eine unheimliche Luzidität, ohne sie überwinden zu können, noch den Versuch dazu zu wagen; auch er war oft genug der Märtyrer seiner Einbildungskraft. Wie stendhalisch ist z. B. die folgende weltschmerzliche Klage über Unzufriedenheit mit sich und der Welt, und die daraus entstehende hochmütige Menschenscheu: „Ich bin unzufrieden mit mir und der Welt; ich gehe in Gesellschaft, um der Trübsal zu entfliehen, und finde Verdruß! Wahre oder falsche Worte genügen einem Salonmenschen zum Leben, und die Kunst, sie im rechten Moment anzuwenden, ist das einzige Studium, das er nötig hat. Stets schlagfertig im Reden, selten handelnd, verderben mich diese eleganten Lügner, ohne mich zu verführen. Ich werde wie sie und schlimmer als sie, denn sie haben ihr Element gefunden und ich verliere das meine! Man

sinkt unter jedermann herab, wenn man unter seiner eignen Würde ist."

Und wie der junge Stendhal, wie alle Romantiker, erwartet auch er anspruchsvoll und tatlos das „Wunderbare", das nicht kommt, und verzehrt seine Seelenkraft in Enttäuschung über Enttäuschung: „Ich bedarf des Wunderbaren; mein hoffärtiger und visionärer Geist stellt sich Wunder vor, wo andre nur den gewöhnlichen Lauf der Dinge sehen. Doch ich bin ebensoleicht zu enttäuschen; ich habe keine Illusionen, keine Ungewißheit mehr. Ich schmeichle mir nicht mehr, daß das Schicksal bei mir eine Ausnahme macht, und meine romantische Eitelkeit wird bei jedem Schritt, den ich in die Welt tue, enttäuscht, so daß ich mir selber zuwider werde. Verzeihen Sie die Paradoxie, ich verabscheue mich aus Eigenliebe. . . Ich fühle es, ich bin nicht zum Leben gemacht." — So flüchtet er sich denn aus dem Lebensbankrott immer wieder ins Traumland der Phantasie: „Die Welt, die sich unsre Phantasie schafft, ist unserm Wesen gemäßer als die, worin die Notwendigkeit uns einkerkert," schreibt er; und angesichts eines alten kalabrischen Blinden, der die Hoffnung auf Sehendwerden noch nicht aufgegeben hat, ruft er aus: „Nach vierzig Jahren der Erfahrung glaubt ein Blinder noch, sehend zu werden. Was vermag Zeit, Notwendigkeit und Wirklichkeit gegen unsre unzerstörbare Illusionskraft!"

Wie für Stendhal sind auch für ihn die Künste ein Trost; und auch für ihn steht die „Kunstlosigkeit" des Parisers und ihre Unempfänglichkeit gegen die Wonnen der Phantasie fest: „Oft in der Fülle der Dinge, die vor mir vorüberziehen, erblicke ich ein einziges, das mich packt und alles Edle in meiner Seele wachruft. Namentlich die Malerei übt diese Wirkung auf mich! In Frankreich wissen wir die Meisterwerke der italienischen Kunst gar nicht zu würdigen. Wir pferchen sie in einer wunderbaren Sammlung zusammen,*) wo sie einander Abbruch tun, wo alle Stilarten und Zeitalter ein Durcheinander bilden, wo man Herz und Augen ermüdet. So viel Schätze genießt man nicht; man zählt sie. Die Franzosen, wenig empfänglich für die wahren Freuden der Phantasie, sehen in den Meisterwerken, die sie erobert haben, nur den Schmuck ihrer Siege; der menschliche Genius hat sich darin erschöpft, Trophäen für unsre Regimenter zu schaffen; und wir schätzen die Raphaels ungefähr wie eroberte Fahnen. — In Italien lebt man nur durch die Künste, man besucht es nur um ihretwillen; man studiert tagelang einen einzigen Meister,

*) Bekanntlich hatte Napoleon die Mehrzahl der italienischen Kunstwerke nach Paris verschleppt.



und die Seele erhebt sich zu den edlen Gefühlen, die er empfunden und wiedergegeben hat. Jede Kirche, jede Galerie offenbart uns eine neue Art, das Schöne zu empfinden und auszudrücken; wir empfangen hier Aufklärung über die Menschheit; der Genius der Malerei schwebt über den Unvollkommenheiten der erniedrigten Kreatur, stellt den ursprünglichen Typus der Menschengestalt wieder her und lehrt uns, was wir sein könnten und vielleicht einst sein werden. Nie verläßt er die Realität; er verbessert sie, und auch der Künstler, dem das Erhabenste gelingt, schafft nicht, sondern er regeneriert nur."

„Schöne Seelen," schreibt er wo anders, „haben das Bedürfnis, sich Gegenstände der Verehrung zu schaffen;" und für ihn kam noch eine andere Mystik als die ästhetische in Frage: die religiöse, die Stendhal, hierin ein Kind der Aufklärungszeit, voltairisch verspottete. Er glaubte an Gott und Vorsehung, und seine religiöse Schwärmerei wurde just in Italien kräftig genährt durch die Bekanntschaft mit Zacharias Werner, dem Verfasser der „Weihe der Kraft", eines heute nur noch dem Literarhistoriker geläufigen Dramas, das die Gestalt des Reformators Luther verherrlichte und seinerzeit großes Aufsehen erregte*).

„Werner," schreibt Custine, „ist einer der ersten Tragiker seines Landes, mehr noch, er ist ein Heiliger. Er ist in Rom katholisch geworden und hat dort nach stürmischer Lebensfahrt den Hafen gefunden." Bekanntlich war Werner weder der erste, noch der einzige der Lebensbankrotteure, die im Katholizismus einen schützenden Hafen suchten; Fritz Stolberg, Brentano, Schlegel u. v. a. gingen ihm voraus oder folgten ihm nach**). „Dergleichen Bekehrungen," sagt Custine zutreffend, „sind ein Phänomen in diesem Jahrhundert der Gottlosigkeit und können nicht ergebnislos bleiben." Und sehr mystisch fährt er fort: „Die Gährung der Gedanken, die das heutige Deutschland nach allen Richtungen erfaßt, ist ein verborgener Plan der Vorsehung, den die Zukunft auswirken wird." Sein Schicksalsglaube ist echt romantisch: „Die Ereignisse, die unser Leben bewegen, bereiten sich in der Tiefe unserer Seele von langer Hand vor, und unser Dasein ist nichts als das Ergebnis unserer geheimen Zwiesprache mit der Vorsehung." — Worte, wie sie Maeterlinck in seiner

*) So wurde es z. B. auch von Stendhal direkt neben Shakespeares Werke gestellt. Später, als Zacharias Werner zum Katholizismus übergetreten war, dichtete er es um als „Weihe der Unkraft".

**) „Fast alles, was von Rom heimkehrt, kommt katholisch zurück," schrieb Ernestine Voß am 12. Dezember 1817 an den Senator Overbeck in Lübeck, den Vater des bekannten religiösen Malers, der alsbald auch katholisch wurde. (Siehe Noack, „Deutsches Leben in Rom", Stuttgart 1907.)

ersten Periode unter dem Einfluß der deutschen Romantik (Novalis) hätte schreiben können!

Aber diese religiöse Mystik geht, wie er selbst in einem bereits zitierten Worte sagt, doch nicht tief genug, um sein Leben zu bestimmen; und andererseits ist sie zu stark, um ihm Ruhe zu lassen. „Ich sehe meine lebhaftesten Freuden mit einer so unerklärlichen Bangigkeit gepaart," klagt er, „von so geheimnisvollen Gedanken, so dunklen Strebungen, so finsteren Vorahnungen durchkreuzt, daß ich mein Schicksal nicht ohne Schrecken befrage." Unerklärlich für ihn, nicht für uns, könnte man hinzufügen. Es ist der ziellose Drang des romantisch Erkrankten, den wir hier vor uns sehen. „Ich liebe den Zweifel, das Unbestimmte, Ungewisse," beteuerte er an anderer Stelle; und: „Ich empfinde eine unbestimmte Unruhe, die der Sehnsucht gleicht, aber, wenn die Sehnsucht weiß, was sie will, so weiß ich doch nicht, was ich wünsche; und meine größte Pein wäre die, daß ich die unerklärlichen Wünsche meines törichten Herzens erfüllen könnte. Ich habe Heimweh nach einem unbekannten Lande, einem Lande, wo man das, was man liebt, nicht mehr verläßt, einem Lande der Liebe." ... Schrieb nicht Stendhal in den „Römischen Spaziergängen": „Im Jahre 1829 glauben wir nicht mehr an die asketische Opfertheorie, und die antike Lebenslust stößt uns gleichfalls ab. Was sind wir? Wohin gehen wir? Wer weiß es? In diesem Zweifel ist nichts wirklich als die zärtliche Freude, die uns Mozarts Musik und Correggios Bilder gewähren."

Auch Custine begnügt sich mit ästhetischen Genüssen im unstäten Umherziehen. „Ich fürchte," sagte er, „ich habe keinen anderen Erdenberuf als den, schöne Landschaften zu sehen und den Aufenthalt zu ändern, ohne anderen Zweck als die Bewegung. Ich bin auf der Welt zu nichts gut, als Landschaften zu betrachten, um in ihnen Empfindungen zu suchen, die ich aber nicht immer finde, denn die Enttäuschung ist ebenso schnell da wie die Begeisterung. Ist das meine Schuld in einem Zeitalter, wo (Chateaubriands) René das Meisterwerk der Literatur ist?" Hat nicht auch Stendhal gesagt, daß er einzig deswegen reise, um schöne Landschaften zu sehen und Empfindungen aus ihnen zu saugen? Und hat er nicht geschrieben, daß er in der Liebe von heller Begeisterung im Nu zur machiavellistischen Kälte eines Vierzigjährigen umschlagen könne? Auch an Invektiven gegen die „kalten Geister" fehlt es bei Custine nicht. Wie Stendhal behauptet er, daß sie sich über die „exaltierten Gefühle" ärgern und vor den Seitensprüngen der Phantasie Angst haben, weil ihnen selbst jede Einbildungskraft abgeht. Mit Hohn überschüttet

er seinen Reisegefährten, den Archäologen Millin, der eine Studienreise zu praktischen Zwecken durch Süditalien macht und mit dem er sich schließlich ganz überwirft, so daß beide ihrer Wege gehen und Custine nun über Vereinsamung klagt. „Sie sind in fortwährender Auflehnung gegen das soziale Leben," wirft ihm Millin mit Recht vor, und er erklärt Millins Abneigung gegen sich mit dessen „Egoismus" (ganz stendhalisch); der Gelehrte habe Angst gehabt, daß er, Custine, der doch nur zu seinem Schaubedürfnis reiste, ihm mit einer Arbeit über Kalabrien zuvorkäme! „Um dieses Land zu sehen," schrieb er verächtlich, „muß man Dichter- oder Maleraugen haben. Man lernt ein Land nicht kennen, wenn man nach irgendwelchen echten oder angeblichen antiken Steinen sucht und in einer Klosterbibliothek in ein paar alten Pergamenten stöbert, zumal ein Land, wo die Natur alles ist. Herr Millin ist eine wahre Klatschbase von Gelehrsamkeit; er sieht nur Einzelheiten und sein Geist besitzt keine Spur von der Einbildungskraft, die notwendig ist, um die Gesamtheit der Dinge zu umspannen. Er reist, um Bücher zu finden oder welche zu machen, nie, um das, was er sieht, zu genießen." Das alles klingt ganz nach Stendhal: der Hohn auf den „Pedanten", der zu einem gelehrten Zweck reist und nicht zu genießen weiß! Aber Custine sieht wenigstens ein, daß er ebenso einseitig ist, wie dieser trockene Schleicher: „Ich hüte mich vor der Wissenschaft wie er vor der Begeisterung und wir sind jeder in seiner Art gleich lächerlich." Und wenn Millin aus Kalabrien nur etliche Gelehrsamkeit mitbrachte, so Custine nur einige moralische Beobachtungen von Wert; die „Gesamtheit der Dinge" ist er uns ebenso schuldig geblieben; denn sie bringt nur der zu Papier, in dem Wissenschaft und Phantasie sich vereinen, statt sich zu Gegensätzen auszuwachsen.

Auch diese moralischen Beobachtungen atmen durchaus Stendhalschen Geist. Ein antisozialer Charakter findet hier wie dort Wahlverwandte in Italien. „Nur der ist glücklich," sagt er mit einem Kalabresen, der ihn begleitet, „der keinem zu gebieten und keinem zu gehorchen hat." Der gesellschaftliche Urzustand erscheint auch diesem Jünger Rousseaus als Vorzug vor der Zivilisation. „Schon allein die Lebensfreude hat den Völkern Italiens, die man noch antik nennen kann, eine Originalität gewährt, die die künstlichen Gewohnheiten unserer modernen Gesellschaften unterdrückt haben." Das kommt sehr nahe an Stendhals Standpunkt: „Die Eitelkeit und die sog. Höflichkeit haben im Norden alle starken Leidenschaften geächtet und unterdrückt; man findet sie nur noch auf dem Lande." Auch für Custine ist der Süd-

italiener ein „Erstgeborener der Natur". „Die italienischen Geister," sagt er, „sind wie ein reiches, aber verlassenes Bergwerk, das Schätze enthält, aber nichts hervorbringt." Die Schuld daran tragen bei beiden die Regierungen. „Man nimmt die Ignoranz dieses Volkes für Dummheit und seine Ohnmacht für Feigheit. Doch die Völker sind für ihre Erziehung so wenig verantwortlich wie die Individuen. Die Ursache der meisten Vorurteile über ein Volk ist die, daß man es mit seiner Regierung verwechselt." Aber ein Volk hat schließlich nur die Regierung, die es verdient und die seinem Wesen entspricht. Ein halb wildes Volk kann mit einer hochstrebenden Regierungsform nichts anfangen oder treibt Unfug damit, das zeigen nur zu deutlich die Zustände im heutigen Kalabrien und Sizilien unter parlamentarischer Verfassung. Ein Napoleon oder Friedrich der Große täte diesem Lande als Zuchtmeister not, nicht aber die Freiheit, die für politisch reife Völker bestimmt ist. Nach Custines Annahme müßte dieses Volk ja heute bei besserer Regierung Hervorragendes leisten; man hat aber bisher nur das Gegenteil gesehen.

Übrigens erkennt Custine an einer anderen Stelle den wahren Grund dieser politisch-moralischen Unreife richtig: „Das sogenannte kalabrische Volk," sagt er, „ist ein Konglomerat aus so vielen verschiedenen Völkern, daß das von ihm bewohnte Land einem Mosaik gleicht; so auffällig ist der Unterschied der Rassen, Trachten, Sprachen und Gewohnheiten. Es gibt in Kalabrien ebensoviel Völker wie Städte. Die Bewohner der Küste sind anders als die des Binnenlandes, die Albanesen anders als die Italiener, die Leute aus den Bergen anders als die Bewohner der Ebene; kurz, weder in den Sitten noch in den Meinungen dieses Volkes herrscht Einigkeit! In einem Staate, der aus so vielen Völkerbrocken besteht, fallen die Individuen in eine Zusammenhanglosigkeit der Begriffe, die der politischen Anarchie gleich ist. Man ahnt nicht, welches der Lieblingsschwur der Kalabresen ist; er illustriert ihre Denkweise. Im wildesten Zornesausbruch rufen sie: „Santa Diavolo e Gesu maledetto!" (Heiliger Teufel und verfl. . . . Jesus!) So spielt dieses erzkatholische Volk mit seinem Glauben, sogar in Worten! In Italien lernt man, daß die Inkonsequenz nicht immer der Weg zum Wahnsinn ist, vielmehr, daß sie zur Gleichgültigkeit führt, welche der Mißbrauch der Vernunft ist." Wie kann man aber von solch einem Volk etwas anderes erwarten als wildwachsenden Individualismus? In der Tat zieht auch Custine diese Schlußfolgerung: „Die Gleichgültigkeit gegen den Eindruck, den man hervorruft, verleiht, wenn sie mit einer Art natürlicher

Grazie in Geist und Manieren gepaart ist, eine Vornehmheit im Ausdruck, die alle Rangunterschiede verwischt. Niemand besitzt in gleichem Maße, wie das Volk in Italien, jene angeborene Würde, die zur Freiheit des Geistes und zum Mangel an Eigenliebe gehört. Wenn man keinerlei Prätensionen hat, so kann man wohl etwas Lächerliches im Gesicht, in Ideen, Benehmen und Tracht haben, aber man kann nie lächerlich sein! In Frankreich haben die Leute aus dem Volke eine Unzahl von lächerlichen Zügen, namentlich seit die Revolution ihren Dünkel entwickelt und ihre Eitelkeit angestachelt hat, ohne ihre Ängstlichkeit zu beschwichtigen. In Italien findet man in den gleichen Volksklassen Muster von gutem Geschmack, Takt und Maß." — Das sind Verherrlichungen des natürlichen und würdevollen Italieners gegenüber dem „eitlen und lächerlichen" Franzosen, wie sie auch Stendhal geläufig waren. Diese Natürlichkeit schließt aber die größte Durchtriebenheit nicht aus. „Mein Urteil über die Italiener wechselt von Tag zu Tag," schreibt er. „Sie sind die betrügerischsten und zugleich die natürlichsten Menschen auf der Welt. Sie lügen, sobald ihr Vorteil es erheischt, aber so listig, daß man ihre Falschheit für Natürlichkeit hält. Im Laster bewahren sie sich eine reizvolle Einfalt; aber es graust einem doch, wenn man sieht, wie weit diese von der vorgetäuschten Unschuld entfernt ist. Sie machen sich das Leben leicht, indem sie das, was wir die gesellschaftlichen Pflichten nennen, auf ein Minimum reduzieren; und die Zeit, die sie dadurch erübrigen, verwerten sie für ihre Leidenschaften oder ihre Trägheit. Die Italiener besitzen Ehrgeiz, doch wenig Eigenliebe; in den kleinen Umständen des Lebens sind sie größer als wir." Man könnte für alles dies ebenso viele gleichlautende Aussprüche Stendhals beibringen. Die Trägheit, die Mißachtung aller Konventionen, die geringe Eitelkeit, die schrankenlose individuelle Leidenschaft — all das gehört ja zum Stendhalschen Idealbild des „energischen" Italieners auf der düstren Folie nordischer „Eitelkeit" und pflichttreuer „Schüchternheit".

Von den Beschwerden der Reise in diesen unwirtlichen Landstrichen zur glühenden Sommerszeit erschöpft und reisemüde, findet Custine schließlich in dem kalabrischen Bauern — echt rousseauisch — alles, was ihm selbst fehlt und was er sich ersehnt. „Die Naturschönheiten sagen mir nichts; ich bin in einem Stadium der Gleichgültigkeit angelangt; die Begeisterung läßt mich im Stich; das innere Leben stockt und ich fühle mich von der Zeit beiseite geworfen wie eine schadhafte Maschine. Meine imaginären Freuden, meine künstliche Regsamkeit verlassen mich,

und die natürliche Apathie gewinnt die Oberhand! Die Neugier ist ein schlechter Anreiz zum Handeln, sie steht in fortwährendem Mißverhältnis zu dem, was sie sucht. Die Illusion ist ihr Stachel, die Enttäuschung ihre Nahrung! Was der Mensch zur Lebensführung bedarf, das sind nicht die künstlichen Freuden eines überkultivierten Geistes, sondern die einfachen Neigungen und die bestimmten Pflichten. Ach! wie sehr ist der Bürger und Bauer dem müßigen Kosmopoliten überlegen! Der unwissende, grobe, aber gewissenhafte Mensch, den Heimatliebe und Familie an Gegenden ohne Reiz, ohne historisches Interesse, an flache, wilde, ungesunde Landstriche ketten, ein solcher Mensch beschämt den Reisenden, der diese Gegenden durchstreift, wo der Bauer liebt, lebt, arbeitet und stirbt, kurz alle Lasten des Daseins trägt. Mein Gott, gib mir das Schicksal des Bauern und erspare mir das des gelangweilten Neugierigen!“ Aber dieser fromme Wunsch bleibt resultatlos; der Willenskranke handelt nicht nach seiner besseren Einsicht. „Diese Leidenschaft, ziellos umherzustreifen, läßt — wie jede Leidenschaft — nur den in Frieden, der sie bekämpft. Ich war bisher stets der Spielball meines Herzens. Der Eindruck des Augenblicks ersetzte mir Erinnerung und Zukunft. Ich begeistere mich leicht, doch mehr für den Schmerz als für die Freude: daher mein Hang zur Menschenscheu und die Wollust der Tränen, die in der ersten Jugend eine entschuldbare Manie sein kann, in reifem Alter jedoch raffinierter Egoismus wäre. Ein Mensch, der so sein Leben in Schwermut verträumt, hätte alle Prätensionen der Tüchtigen, ohne einen ihrer Vorzüge: er wäre starr wie die Tugend, schwach wie das Laster und unglücklich wie der Hochmut.“

Custine ist diesen traurigen Weg des „raffinierten Egoismus“ gegangen, den er so deutlich vor Augen sah. Er redet einmal von einer „moralischen Hölle, wo die Schuldigen alle Folgen ihrer Missetaten fühlen, ohne sie bereuen zu können.“ Auch er gehört zu diesen Satanskindern aus Schwäche, diesen unheilbaren Weltschmerzkranken, die einen großen Aufwand von Geist und Talenten ruhmlos vertun. Und just seine gelegentlichen Talentproben machen diese Vergeudung um so schmerzlicher fühlbar. Man möchte diese Reise nicht nur als trauriges document humain lesen und streicht sich so gern eine kluge völkerpsychologische Beobachtung, einen Aperçu von künstlerischem Feingefühl an; so wenn er sagt: „In Italien gehören die Berge gleichsam zur Architektur.“ Und umgekehrt: „Überall findet man Architektur, und überall erhöht sie die Wirkung der Natur.“ Aber leider finden wir bei

Custine fast nur „die Prätensionen der Tüchtigen und nicht ihre Verdienste.“ Wir finden einen frühreifen, frühblasierten Menschen (er schrieb diese Reise mit neunzehn Jahren), der in narzißhafter Selbstbespiegelung und Selbstzergliederung ein unfruchtbares und ungesundes Vergnügen findet, ohne sich zu einer befreienden Tat aufzuraffen. Einen Menschen von unheimlicher Klarheit über sich selbst, der imstande ist, seine seelischen Wirrungen mit spielender Leichtigkeit in knappe, klare Worte zu fassen, einen Doppelgänger, Benjamin Constants, der ja zur selben Zeit seinen „Adolphe“ schrieb. Aber während Constant sich aus diesem Lebensbankrott mannhaft herausarbeitete und auf einem ganz anderen Gebiete, dem der Politik, Gutes, ja Großes leistete, während auch der seelenverwandte Stendhal, durch Not uud eigene Schaffenslust gedrängt, seine Anlagen nutzbringend machte, blieb Custine zeitlebens das, was er in diesen Reisebriefen ist: ein lehrreiches Opfer der romantischen Krankheit.

Dr. Fritz Wertheimer: Chinafahrt.

II. Universitätseröffnung und Fortschritt.

Gestern wohnte ich der Wiedereröffnung der Pekinger Universität bei. Es war eine kleine Feier, so charakteristisch für das junge China, daß ich sie vielleicht hier ganz einfach beschreiben darf. Durch die große breite Hatamönnstraße fuhren wir in der drückenden Mittagsschwüle hinaus, wandten uns dann der Mitte der Stadt zu, an den Mauern der verbotenen Stadt ging es vorbei und ringsherum um den Kohlenhügel, der zwar der Sage nach angeblich aus Kohlen besteht, die hier für den Fall einer Belagerung Pekings aufgestapelt liegen sollen, der aber in Wirklichkeit aus der Erde zusammengesetzt ist, die man beim Ausheben der Seen zu den kaiserlichen Palästen zur Seite aufschichtete. Bald sind wir vor dem Eingange der Dáchüetáng (ich schreibe es, wie man es ausspricht), der neuen Universität, die heute schon eine alte Universität ist. Denn draußen nördlich von der Mauer der Tartarenstadt erheben sich jetzt schon vier große moderne Schulgebäude in europäischem Stile, die in wenigen Jahren nach Vollendung ihrer Inneneinrichtung die kaiserliche

Universität beherbergen werden. Dort draußen wird man auch ganz europäisch eingerichtet sein und wohnen. Hier lebt man vorderhand noch in einem der prächtigen alten chinesischen Gehöfte mit den unendlich vielen Höfen und Vorhöfen, den schönen alten Bäumen dazwischen, die Schatten und Kühlung spenden, und den weit gebauten Hallen, die zwar in ihrer Architektur so einfach, aber doch mit so imposanter Raumverschwendung gebaut sind, daß sie einem bald diese chinesische „Architektur des Grundrisses" vertraut machen. Ein paar chinesische Lehrer empfangen uns am Eingange mit freundlichem Lächeln, mit viel Würde und Liebenswürdigkeit. Sie sind natürlich schon ohne Zopf und im europäischen Gewande, aber sie sehen eigentlich gar nicht schlecht aus, wenn sie auch noch ein wenig ungelenk und fremd sich benehmen. Ein großer Hof ist für die Feier hergerichtet worden. Auf langen Bambusstangen erhebt sich ein Gerüst, und dichte Strohmatten überdecken es, um der Sonne den Zutritt zu wehren. Zwei gekreuzte Flaggen mit den 5 Streifen zieren den Eingang, und drinnen ziehen sich bunte Wimpel mit den Farben aller Nationen unter den Matten hin. Eine hohe weite Halle ist so mit wenigen Mitteln errichtet worden, Stühle und Bänke hat man aufgestellt, eine Empore für die Ehrengäste ist mit reichem Blumen- und Fahnenschmuck umgeben.

Hinten sitzt in ihren weißen, kleidsamen Uniformen die berühmte Kapelle Sir Robert Harts, des verstorbenen Seezollinspektors, dem China so Außerordentliches zu verdanken hat und dessen einziges Vergnügen es war, sich diese eigene Musikkapelle zu halten und einzuüben. Jetzt nach seinem Tode wird sie von seinem Schwager Sir Robert Bredon weitergeführt, der ja auch ursprünglich der Nachfolger Sir Harts sein sollte, aber durch englische Intrigen von diesem Posten ferngehalten wurde und jetzt eine Art Beraterstelle bei den Chinesen inne hat, ohne ihr besonderer Beamter zu sein. Dann kommen die Studenten, alle noch in ihren chinesischen Kleidungen, aber mit abgeschnittenen Zöpfen. Manchmal zwingt schon pfundweis aufgeschmierte Pomade das widerspenstige und viele Jahrhunderte lang abrasierte Haar des Vorderkopfes zu einem Scheitel, zumeist aber ist noch deutlich der Absatz zu erkennen, wo das nach hinten gekämmte und zum Scheitel geflochtene Haar aufhörte und die kahle peinlich rasierte vordere Hälfte des Schädels begann. Jetzt sieht der Übergang aus, als ob ein tiefer Schmiß da auf dem Kopf sitze, über den kein Gras mehr wächst, und manchmal fährt noch nervös eine Hand über den Kopf, die noch an eine andere Haartracht gewöhnt ist und jetzt kurze, struppige Borsten findet, wo einst-

mals die nakte Kopfhaut war. Etwa 200 von den 300 früheren Studenten haben sich eingefunden. Die meisten, die noch ausgeblieben sind, stammen aus dem Süden. Für sie lohnt es sich eigentlich jetzt nicht mehr, herzukommen, wo doch in vier Wochen die großen Ferien beginnen sollen. Ein großer Teil traut aber auch wohl der Ankündigung von der Wiedereröffnung der während der Revolution geschlossenen Universität noch nicht und wird erst kommen, wenn die Zeitungen wirklich über den Eröffnungsakt berichtet haben. Vor den Schülern sitzt der Lehrkörper der Hochschule, bestehend aus etwa 20 chinesischen Herren, die hier zumeist noch ihre alte würdige Tracht tragen, und aus etwa ebensoviel Europäern und Amerikanern, die hier die Studenten mit den Errungenschaften westlicher Technik und Kultur bekannt machen wollen.

Die Feier beginnt. Die Klänge der Eröffnungsmusik sind verrauscht, und der Rektor der Hochschule, Dr. Yen Fuh, wendet sich in eindringlichen Worten an seine Schüler. Er hat vier Jahre lang in Deutschland studiert und viele Jahre auch in England, dessen Sprache er fließend beherrscht. Er hat europäische Klassiker und Philosophen ins Chinesische übersetzt und eine Geschichte der Philosophie seines eigenen Landes geschrieben. Sein Gesicht ist das eines Gelehrten der Studierstube, hinter den scharfen Brillengläsern schauen ein paar kluge, gutmütige Augen hervor, und eine ehrliche Liebe zum Berufe und zur Wissenschaft spricht aus seinen Worten, als er der Regierung dankt, daß sie so rasch nach Beendigung der politischen Unruhen zur ersten Aufgabe des Staates, der kulturellen Erziehung seiner Jugend, zurückkehre. Auch der Unterrichtsminister, Tsai-Yuan-Pei, der ihm als Redner folgt, berührt diesen Punkt und meint, es müsse wohl einen besonderen Eindruck auf alle Nationen machen, daß die junge Republik sich gerade dieser Schulaufgaben zuerst erinnere. Er läßt durchblicken, daß die rasche Wiedereröffnung der Universität sogar den kleinen politischen Nebenzweck habe, dies den Nationen des Westens recht klar zu machen; aber auch er war lange Jahre im Auslande, speziell in Deutschland, und er weiß, was China nottut, er macht eindringlich den Professoren und Schülern die Notwendigkeit harter Arbeit klar, und aus seinem hageren, schmalen Gesichte, dem der dürftige, spitzzulaufende Bart etwas Trauriges, Kümmerliches gibt, leuchtet es ordentlich auf, als er besonders wichtigen Aufgaben seines Ressorts gedenkt, das dem Staate die künftigen Leiter und Führer heranzuziehen bestimmt sei. Sir Bredon gibt dann in kurzen Worten die besten Wünsche der Ehrengäste kund und spricht mit der väterlichen Weisheit eines, der fast 40 Jahre

seines Lebens im fernen Osten zugebracht, der dieses Volk schätzen und lieben gelernt hat, der aber nicht ohne Befürchtungen in seine Zukunft schaut und gerade deshalb seiner Jugend das strenge Maßhalten und Selbstbescheiden, das Lernen und Eifrigsein mit großer innerer Wärme klarmachen kann. Ein Musikstück leitet zum zweiten Teile der Feier über, in dem drei Vertreter der ausländischen Professoren, ein Engländer, ein Franzose und ein Deutscher, aus ihren speziellen Arbeitsgebieten heraus, die philosophisch-historischen, die juristischen und die technischen Aufgaben der jungen Republik China in akademischen Reden erörtern, freundlich begrüßt und bedankt von dem Beifall ihrer Schüler, die anscheinend den Ansprachen in den drei fremden Sprachen mit Interesse folgen. Dann aber kommt im letzten Redner der eigentliche Kern der Feier. Direktor Moses Chin, der Leiter der Universitätsvorbereitungsanstalt und als solcher Prorektor der Hochschule, ist in der Fukienprovinz geboren. Das ganze lebhafte Temperament des Südländers lebt in ihm, die ganze heiße Glut, die den raschen Süden so sehr vom ruhigen, bedächtigeren Norden scheidet. Sieben Jahre hat er in Deutschland in Leipzig und Berlin studiert, er ist Doktor der Berliner philosophischen Fakultät. In fließendem Englisch beginnt er, in akzentfreiem Deutsch fährt er fort, und in raschem Chinesisch endigt er seine Ansprache. In allen drei Sprachen schleudert er seinen Schülern die dringende Mahnung zu: „Ihr müßt arbeiten, arbeiten und nichts als arbeiten. Seht die Lage unseres Landes, dem die Ausländer nur bei strenger Kontrolle Geld geben. Seht die Bettler auf den Straßen, die Diebe in den Gassen, die Armen und Kranken im Schmutze. Ihr seid die künftigen Führer, Ihr die kommenden Männer. Erzieht euch in Mäßigkeit und Strenge gegen euch selbst, lernt, was heute zum Bestehen im Konkurrenzkampfe nötig ist, zu wissen, aber vor allem arbeitet! Arbeitet an euch und arbeitet für andere, für euer Vaterland!" Die Worte sprudeln nur so aus seinem Munde, die Gesten werden lebhaft. Die Hälse der Schüler recken sich, und man glaubt deutlich zu spüren, wie ein Funken des Geistes vom Redner auf seine Hörer überspringt. Brausender Beifall bricht los, als er geendet, und Schüler und Lehrer drücken ihm die Hand, als man sich jetzt nach Schluß der Feier in das Gebäude zurückzieht, um beim Klange der Weisen der Musik noch einige Erfrischungen zu nehmen.

Das war die Wiedereröffnungsfeier der Pekinger Universität, die eine neue Ära chinesischer Schultätigkeit einleiten soll, die gleichsam ein äußeres Zeichen des guten Willens darstellen sollte, von dem das junge China beseelt ist. Man weiß, daß man im

chinesischen Volke nur mit langsam einsetzenden Reformen etwas wird erreichen können. Erst für vier, dann für sechs und später für acht Jahre soll der allgemeine Schulzwang eingeführt werden. Langsam will man auch mehr ausländische Lehrer anstellen und der Reichsuniversität in Peking weitere Universitäten in Canton, in Nanking und in Wutchang zur Seite stellen. Fachschulen sollen ähnlich unseren technischen Hochschulen die Ausbildung in den praktischen Fächern ermöglichen, der Zugang zu ihnen, wie zu den Universitäten, soll nur mit dem Zeugnis der neuen Mittelschule möglich sein, die über den einfachen und den höheren Elementarschulen eingerichtet werden sollen.

Es ist kein schlechtes Zeichen, daß im jungen China die Schulfragen eine so große Rolle spielen, wenn es auch vom Ausländer gewiß nicht überschätzt werden darf, was sich hier jetzt durchs ganze Land zeigt. Die Chinesen haben sehr rasch etwas gelernt, was ihnen wohl beim Studium in Japan aufgefallen ist: das, was man im schrecklichen Pidgin-Englisch das „Showpitchen" nennt. Das bedeutet eine Art äußerliche Aufmachung nur für das Auge des Fremden, ohne innere, tiefere Begründung und Fundamentierung, eine Art Luftschloß, das man dem doch nur aufs Äußerliche sehenden oberflächlichen Fremden vorgaukelt, um ihn für sich geneigt zu machen. Die Japaner haben mit solchen Methoden ganz gute Geschäfte gemacht, und ein gut Teil der ausgezeichneten Japanstimmung, die allüberall für das Land des Mikado herrscht, ist solch kleinen Äußerlichkeiten zuzuschreiben, den aufmerksamen Boys, die einen auf der Eisenbahn stationsweise ausbürsten und reinmachen, den europäisch geleiteten Hotels, die saubere Badeeinrichtungen bieten, und ähnlichen Dingen mehr. Die Methode ist selten sehr kostspielig und rentiert sich glänzend. Mit ihr haben aber die jungen Chinesen noch aus Amerika etwas mitgebracht, was trefflich dazu paßt: die Herrschaft einer Phrase, die gut klingt, viel Worte hat, den Sprecher und seinen Hörer berauscht. Die beiden fremden Errungenschaften wirken im jungen China jetzt zusammen. Es ist nicht zu bestreiten, daß zur Regierung jetzt eine ganze Reihe tüchtiger Leute gekommen sind, mit ganz ausreichender und guter europäischer und amerikanischer Bildung. Es ist nicht zu übersehen, daß in sehr vielen von ihnen viel guter Wille lebt, eine ganze Menge Einsicht und Selbsterkenntnis, Arbeitskraft und Arbeitsmut. Aber im ganzen scheint, daß die meisten doch von dem Klange ihrer eigenen Worte etwas benommen sind, daß sie sich selbst eine Begeisterung einreden und einen Stand der Dinge in China vortäuschen, wie er in Wirklichkeit nicht existiert. Es ist vielleicht unrecht, gerade die Universitäts-

feier zum Ausgangspunkt dieser Betrachtungen zu machen und solche Bemerkungen an sie anzuschließen. Denn an der Universität gibt es vielleicht noch am meisten Männer mit Selbsterkenntnis und Selbstbeschränkung. Sie wissen aber zu unterscheiden zwischen dem wahren Stand der Dinge und den Worten, die man nach außen spricht, um Begeisterung zu erzeugen. Das wissen sehr viel andere hier nicht, und sie sehen gerade in dieser Universitätseröffnung schon die Besiegelung der Tatsache, daß in China alles wieder ruhig seinen gewohnten Gang gehe, daß die neue Regierungsmaschine ausgezeichnet arbeite, daß man sorglos der Zukunft entgegengehen könne. Im allgemeinen kann man dem Chinesen etwas mehr Gründlichkeit nachrühmen, als dem Japaner. Er ist im Innern viel konservativer, entschließt sich schwerer zu Neuerungen und Fortschritten, und frägt vorher mehr und kritisiert mehr, ehe er sie annimmt. Nimmt er sie aber an, dann sitzen sie wohl auch tiefer als im Japaner und gehen mehr ins Volksleben ein. Diese allgemeine Überzeugung vom Unterschied der beiden Völker konnte aber in den letzten Monaten erschüttert werden durch die Plötzlichkeit, mit der alles ging und durch die seltsame Übereinstimmung mit Japan, in der man das gute Alte unbedenklich dem gutaussehenden, aber innerlich nicht verstandenen Neuen opferte. Nicht, daß die Zöpfe gefallen sind, soll hier kritisiert werden. Sie waren schließlich, ganz abgesehen von der alten Überlieferung, volkswirtschaftlich gesprochen, eine recht teure Sache. Sie erfordern selbst beim kleinen Manne große Reinlichkeit, das Rasieren der vorderen Schädelhälfte kostet immer ein paar Käsch, wer ein bißchen etwas auf sich hielt, mußte es recht oft vornehmen lassen, und trotzdem war besonders zur Sommerszeit der Zopf stets eine Angelegenheit, die in diametralem Gegensatz zum Begriffe Sauberkeit stand. Wenn er jetzt im Süden vollkommen gefallen zu sein scheint, und auch im Norden immer mehr weicht, so scheint uns das zunächst seltsam, weil wir den Begriff der großen chinesischen Würde ein wenig mit diesem Zopfe verbunden haben, aber wir müssen uns eben daran gewöhnen und können vernunftgemäß nichts dagegen sagen. Ganz anders aber steht es mit der chinesischen Kleidung, die man jetzt so überstürzt abschaffen will, und die für den Osten viel praktischer und besser ist, als unsere europäische, ganz ähnlich, wie ja auch die Kimonokleidung des Japaners weit angenehmer für das Klima ist, als die eng anliegende europäische Gewandung. Und ganz anders steht es auch mit den zahlreichen anderen chinesischen Sitten und Gebräuchen, die man jetzt für veraltet erklärt und abschafft, ohne zu erwägen, daß sie im Volke doch sehr tief eingewurzelt sind und

daß man vielleicht nicht ungestraft auf die Dauer an ihnen rüttelt. Es wird keine leichte Aufgabe für den künftigen Geschichtsschreiber sein, einmal nachzuspüren, wie die Republik China geistig vorbereitet wurde, oder besser gesagt, wie sie eine Arbeit einer kleinen Oligarchie war, während das Volk absolut teilnahmslos sie mitmachte. Hoffen wir und wünschen wir diesem jetzt schwer geprüften Lande, das uns mit seinen Bewohnern im Grunde doch so sehr sympathisch sein kann, daß es nicht Aufgabe künftiger Geschichtsschreiber sein möge, auch der Frage nachzugehen, wie die jungrepublikanischen Führer doch auf die Dauer ihre Führung wieder verloren, weil sie im Rausch der eigenen Worte die wirkliche Meinung des Volkes nicht verstanden und erforschten, und weil das Volk dann anderen Agitatoren zulief, die aus den Fehlern der heutigen Leiter Kapital schlugen. Arbeiten, arbeiten, arbeiten, das Wort, das der Prorektor seinen Studenten zurief, gilt auch für die Führer und Lehrer. Die Republik ist gegründet, jetzt erst will sie verankert werden!

Arnold Zweig: Das dreizehnte Blatt.

Glaube nur, kleine Claudia, daß man dich nicht hinauswerfen wird mit deinem hübschen Kissen," sagte mein „Verlobter" und lächelte über meine zögernd hervorgebrachten Besorgnisse. „Wir sind Claus Manth angenehm, wir beiden." „Hast du mit ihm telephoniert," fragte ich aber mißtrauend, und stieg nicht eher in unser blaues Automobil, diesen beräderten Briefkasten, bis Walter mir eine feierliche ernste Versicherung darüber abgegeben hatte. Ich war recht gut gelaunt, offenbar, aber unterhalb meiner Heiterkeit zitterte ganz leise und erregend diese Unsicherheit: war es nicht doch ein bißchen bürgerlich, dem Künstler, der mich gemalt hatte, etwas Selbstgefertigtes zum Geburtstag zu schenken, mit ausdrücklichem Besuche? Nun geschah das zwar nicht naiv, sondern wohlüberlegt, und war darum wieder möglich, außerdem pflege ich sehr die Sitte, die einen anständig entfernten Umgang mit angenehmen Menschen gestattet, und schließlich scheint es mir nötig, meinen allzu männlichen Intellekt durch eine gewisse unvernünftige Mädchenhaftigkeit wieder gutzumachen; aber ging das nicht allzu weit? Ich hatte Bedenken.

Nun, dann saß ich trotzdem ziemlich ruhig neben ihm und fand den Weg wundervoll: eine breite und ebene Straße führte uns eilig zu dem kleinen See, an dem der Maler inmitten schöner Villen sein einsiedlerisches Häuschen gemietet hatte. Über den bepelzten Rücken des Chauffeurs hinweg und durch eine dicke Glaswand fand mein Blick den Wald, diese hohen Buchen, deren Stämme grünlich wie alte Bronze und in einem klaren Rhythmus emporstiegen zu ihrem Dach aus kupferfarbenen und goldenen Blattmassen. Die Sonne ließ es leuchten, die überströmende Sonne unserer Herbstnachmittage, und die Lücken der Wipfel faßten überall Stücke des Himmels ein, wie zersplitterte Teile eines Edelsteins von unaussprechlich tiefem und feurigem Blau. Erstaunlich, wie glücklich die Gegenwart solcher Natur machen kann, wenn man sich nicht mehr zu sehnen braucht, wenn man einen Menschen gefunden hat, mit dem man versuchen will auf lange auszuhalten, wenn dieser Mensch neben einem sitzt. Und dabei kann man eine ganz gefaßte Miene bewahren. Ich atmete mit Übermut die Luft dieses Tages, diese Waldluft mit den strengen Gerüchen und wilden Düften verwesender Blätter; über die niedergelassenen Scheiben hinweg drang sie im Fluge zu mir. Zu beiden Seiten des Fahrzeugs aber teilte sich der Wald und wich in strömender Schnelle wie ein Fluß zurück, dem ein scharfer Bug entgegenstrebt. Dann und wann gab unsere Huppe ein tiefes und singendes Signal aus ihrem metallenen Munde, und das zarte Schwirren des Wagens war wie die Stille selbst, ununterbrochen und gegenwärtig. . . . Man ist doch sehr undankbar: kaum genießt man, so ist man glücklich, und kaum lebt man in diesem Glück, so wird das Genossene sanft in den Hintergrund gedrängt und über anderen Seelendingen vergessen, bis es sich durch nachdrückliche Veränderung wieder meldet. Gegen solche innere Willkür bin ich machtlos, schäme mich ihrer nicht einmal. Und so stand plötzlich vor meinem inneren Gesicht die schlanke Göttin Aphrodite mit segnend geweiteten Armen über einem Kranze von Menschen schwebend, die sich nackt lieben.

Da war es, das dreizehnte Blatt aus Klaus Manths unvergänglich radiertem Zyklus „Der Künstler und das Leben“, das letzte, das schönste jener Folge von Blättern, die den Namen des bisher Unbekannten mit einem Schlage zu denen reihte, die das Höchste versprechen; und zu der Alexander Sirmisch dreizehn Sonette geschrieben hatte, vollkommene Gedichte und das Reifste, was diesem empfindlichsten und kunstvollen Lyriker bis dahin gelungen war. Als ich neunzehn Jahre alt wurde, hatte mir meine Mutter jene Mappe gebracht: eine Aufrüttelung — und von diesem Geburts-

tage an war Klaus Manth jemand, der mir immer blieb, wenn mich auch Augenblicke und Abenteuer oft weithin entführen mochten; und als man ihn eines Tages in unser Haus brachte, spannte mich die Erregung Stunden vorher bis zu jenem Druck auf dem Herzen, der immer da ist, wenn ich ein Ereignis bestehen soll. Ich weiß nicht mehr, wie ich ihn mir damals vorstellte, denn sein vertrautes Aussehen hat die Erinnerung längst aufgesogen — streng und ungeheuerlich irgendwie. . . Und dann lachte es in mir enttäuscht, erlösend und spöttisch, schärfer als jetzt im Darandenken, da ein kleiner blonder und mit Sommersprossen bedeckter Mann sich vor uns verbeugte und sehen ließ, daß nicht nur seine Stirn vor Kahlheit hoch war, sondern daß er auch auf dem Scheitel wenig Haar hatte. Trotzdem blieb sein Werk, was es mir bedeutet hatte, und ich sah so oft ich wollte und ebenso jetzt die leidenschaftlichen Umrisse seiner nackten Menschen und den tiefbraunen und lichtgoldenen Sammet der Radierungen; und hörte auf zu lächeln.

Walter hatte mich wohl an seinen Gläsern vorbei mit einem seitlichen Blick beobachtet, erheiterte sich über mich und forderte eine Beichte. Ich erzählte, denn ich bin glücklich, daß ihm auch das geringste an mir nicht entgeht, und wir sprachen bald von der anderen frühen Leistung Klaus Manths, jenem vortrefflichen Bildnis seines großen Lehrers, des Professors von Nottebohm. Es war ein strenges und zärtliches Greisenbild in silbernem Grau, lichtem Grün und Schwarz, das in Zeichnung und Haltung einem alten Meister glich, ohne im mindesten zu altertümeln, und das sogleich verkauft wurde. Von den Bildern kamen wir alsbald zu den Menschen, und nichts war daran wunderlich, war doch der alte Mann vor wenigen Monaten gestorben, und wußten wir doch, daß er nie erfahren oder erraten konnte, warum sein Schüler Manth, auf offenbar unhöfliche Art, ihn nicht mehr aufgesucht hatte, nachdem das Bild vollendet war, niemals ihn auch nur gesprochen hatte, ja ihm ganz augenscheinlich aus dem Wege gegangen war, wo immer die beiden sich hätten treffen können. Auch wir wußten nichts darüber, kein Mensch, ja nicht einmal eine Zeitung. Und wir plauderten noch an diesen Dingen, denn dafür bin ich eine Frau, das Menschliche ist mir nun einmal von einer gewissen Entfernung aus lieb zu erörtern, wenn ich ja auch zugeben muß, daß diese Neigung, minder vergeistigt, einfach Klatsch heißt — als sich plötzlich vorn im Walde ein heller Riß zeigte, sich erweiterte, aufklaffte und den unendlichen Himmel, den purpurnen und schwarzgrünen Kranz der Wälder und den See darbot, tiefblau, langgestreckt und von einem leichten Winde wellig

erregt. Der Wagen schlüpfte, während mir das Herz vor Lust schlug, entlang den See, ein wenig abwärts, glitt in eine Straße hinein und hielt vor einem hellen Hause mit vielgestaltigem, herabgezogenen Dach, das scharlachen leuchtete und mit seinem roten Feuer unvergeßlich vor dem blauen Glanz beider, des Himmels und des Sees, sich erhob. Es war im Oktober, gegen halb fünf, als wir die gelben Steinstufen emporstiegen; man hatte uns erwartet, die Tür öffnete sich ohne Laut, und oben, auf dem Absatz der kurzen dunklen Treppe, stand Klaus Manth.

Er hielt uns die winzigen Hände entgegen mit der lockeren Haltung der dünnen und kurzen Finger, die ihm eigen war, und lächelte ein bißchen, aus freundlichen Gefühlen oder weil ich unter dem Arm eifrig mein großes Paket hielt, das Kissen, das mir Walter nicht hatte nehmen dürfen. Er war sorgfältig gekleidet und ich hatte ihn gern darum; ich werde nie aufhören auch an Herren die Kleidung auf Kultur hin spottsüchtig abzuschätzen. Sieh, sieh, dachte ich im Hinaufsteigen, man putzt sich auch hier, wenn man zufällig Geburtstag hat, und stiehlt seiner Arbeit einen ganzen Tag! Das ist ein wenig lächerlich und sehr angenehm; denn sein Anzug gab sich leicht feierlich: die kleine und magere Gestalt war in ein weitgeschweiftes und langes schwarzes Jackett gehüllt, aus der gleichfalls schwarzen Weste erhob sich ein taubenblauer Schlips, von einer Perle gehalten, und über den halbhohen doppelten Kragen hin blickte mit ernsten grauen Augen sein gerötetes Gesicht, gelb betupft von Sommersprossen. Er begrüßte uns mit der leisen tiefen Stimme, die seine kleinen Lippen wenig bewegt, wir hängten unsere Überkleider ab, und nachdem ich mich am Spiegel davon überzeugt hatte, daß mein helles, lilafarbenes Kleid, dessen Sammet grau schimmerte, nicht übel zu meinem leider gelblichen Halse und ganz schwarzen Haaren passe — um wie viel reine Freude bringt sich, wer nicht eitel ist —, ließen wir uns, Walter und ich, in den braunen Sesseln eines ernsthaften Zimmers nieder, das ganz von einem weiten bräunlichen Teppich gefärbt wurde. Man hatte geheizt, Walters Glas lief an, bedeckte sich mit einem undurchsichtigen feuchten Hauch und machte ihn blind und seine Bewegung unsicher — und den innigen Übermut, mit dem ich ihm beim Abwischen zusah, dieser Augenblick eines kurzen, heißen Glücks, würde er ihn verstehen? Wußte er, daß wir Mädchen, die wir unseren Gatten unbedingt überlegen sein wollen, geistig und seelisch überlegen und verläßlich, solche kleine Schwächen und Unvollkommenheiten zärtlich an ihnen lieben, weil wir sie daran ein bißchen beugen können und unsere schwatzhaften Zungen daran neckend wetzen? Unterdessen packte Manth,

vor Geniertheit ein wenig ungeschickt und gewisserweise mit froher Neugierde mein Kissen aus, das ich für diesen Raum gedacht und entworfen hatte; auf leuchtend brauner Rohseide rundete sich, gebildet aus phantastisch reichem Ornamentwerk zarter Kurven, ein stahlblauer Kranz, rhythmisch gegliedert, auf ein Zentrum bezogen und in Kurbelstickerei ausgeführt. Es war ein ziemlich gelungener Entwurf, gewissenhaft durchgearbeitet, unverworren und logisch bei allem Reichtum und von einer sorgfältigen Stickerin ausgeführt. Gefiel es ihm? Ja, schien es; er dankte lebhaft und sah fast gerührt aus; aber er hielt das Kissen auf den flachen Händen, wie Männer kleine Kinder halten oder sonst etwas, womit sie durchaus nichts anzufangen wissen, und ich fühlte augenblicklich Mitleid mit dem hübschen Ding, als könnte es merken, wie unangebracht es sich hier befand. Die schön gebundenen Bände von Tainer, Origines de la France contemporaine, die Walter — „was kann ein Gelehrter Besseres geben als Wissen in Anmut?“ — ihm reichte, entsprachen ihm weit besser; der Beschenkte gestand, sich wie ein Kind vorzukommen, das man gern hat.

Darauf fragte er mich, sehr unsicher und sehr niedlich, ob ich wohl die Teebereitung übernähme. Ich tat es natürlich. Von einer Frau, die ernsthaft Plato liest, verlangen die Männer häusliche Tugend und Grazie, und mit Recht; dafür verzeihen sie einem alle Klugheit; aber eine Studentin, die nicht Eier sieden kann — ich habe solche Bekanntschaften —, ist ganz umsonst gescheit. Während ich mit der Teebüchse und dem elektrischen Kocher hantierte, meinte ich belustigt zu mir: wenn du nicht so faul wärest, Mensch! Du müßtest lebhaft, teilnehmend, heiter sein, das kleine Mädchen machen, dich hierhin und dorthin drehen, miaulen, kokett sein, Blicke, Mienen, Launen haben. Das kitzelt die Männer und wärmt ihnen das Herz, das wollen sie, dann sind sie glücklich, und du giltst, vorausgesetzt, daß du nicht in Albernheit verfällst. Redest du sachlich, so messen sie dich mit männlichen Maßen und achten dich bestenfalls einem halbwegs gescheiten Jungen gleich. Hier merkte ich mir plötzlich den Fehler meiner Unaufmerksamkeit an und beeilte mich, zuzuhören. Ich staunte — aber staunen ist schwach gesagt. Die beiden sprachen vom Kunstgewerbe, welches uns in neuerer Zeit mit schönen Dingen überschüttete. War es eigentlich verwunderlich, daß ein Pfleger so strenger und abweisender Kunst wie Klaus Manth mit gelassenen und ironischen Worten von diesen „Künstlern“ der Töpfe und Oberflächen sprach, die die ernsthaften Flächen des Lebens mit ihren Schnörkeln verkleinerten? Daß er sie allen Geistes bar fand, und das Wort

„Kunst“ auf sie nur ironisch anwandte? Offenbar nicht; und doch hatte ich das gerade jetzt nicht für möglich gehalten. Es war kindisch, zugegeben, und ich wußte, er sprach von den berufsmäßigen Verfertigern, aber es tat mir weh, es erbitterte mich, es schien mir unhöflich zu sein und taktlos, da ich doch nun einmal mein bißchen Geschmack und Formfreude daran wendete. . . . . Ich hielt natürlich an mich; auch fand ich, er müsse irgendwie gereizt sein — und plötzlich sagte ihm Walter, daß seine Reden schärfer und unruhiger klängen als sonst, und worüber er erregt sei? Ich stimmte vorsichtig zu.

Er, der mit kleinen Schritten auf und abgegangen war, blieb brüsk stehen und rief: „Erregt! Aber ich habe heute fünfunddreißig Jahre, und überdachte mein Leben, das nun halb vergangen ist. Ja, ich bin erregt, denn die Jahre, die hinter mir liegen, waren die Zeit, in der die andern leben, unvernünftig sind, glücklich sind! Und was hatte ich von ihnen?“

Ich beugte mich über das kochende Wasser, entzog dem blanken Topf den elektrischen Strom und goß einen dampfenden Strahl auf die schwärzlichen Teeblätter, scheinbar vertieft ins Zuschauen, wie sie sich sogleich erweichend aufrollten, zur Essenz. Ich hüllte mich in diese Abwesenheit wie in ein verborgenes Tuch, zog mich zurück in mich und lehnte es ab, ihm zu folgen. Habe ich eine seelische Witterung? Ich fühlte mit Verwirrung, hier verbirgt sich etwas Verbotenes, bricht gar schon hervor . . . Indessen sagte Walter mit warmem Ton, der mir zu Herzen ging: „Und die Jahre, die kommen? Lieber Manth, welch ein Leben wartet Ihrer noch!“

Liebling! dachte ich . . . Und erschrak, wie der andere fast zornig entgegnete: „Leben? Kunst Doktor. Kunst, und darüber wollen wir nicht reden. Arbeit und neunzig verschiedene Qualen und Quälereien und wieder Arbeit. Davon wollen wir lieber schweigen. Dergleichen vorbringen und aus solchen Dingen Sätze machen dürfen nur Literaten, ich meine Dichter. Unser Freund Sirmisch hat es ja für uns getan. Die Zukunft, Lieber, wollen wir aus der Rede lassen — zumal mich, Sie sehen ja, das Vergangene nicht freigibt“ . . . Er sprach nicht viel lauter als gewöhnlich, aber jedes Wort schien mit Kraft zum Hervorbrechen gesättigt zu sein und sie zu gebrauchen. Auf die Gefahr hin albern zu erscheinen, mischte ich mich ein. Man mußte ohne Pause ins Leichte überlenken, ihn mißverstehen — dann wird er dich für eine Pute halten und schweigen. Ich benutzte natürlich das Gespräch im Auto; und in bewunderndem Tone: „Ach, ja, Ihre Vergangenheit! Ich glaube wohl, daß die bei Ihnen bleibt!

Haben wir nicht vorhin erst an Ihre Anfänge gedacht — wie, Walter? an Nottebohms Bild und an Ihre, sagen wir, nicht unbeträchtlichen Radierungen vom Leben? Wenn ich von Musik absehe — Gemaltes oder Gezeichnetes gab mir noch nie so viel Genuß.“ Walter stimmte eifrig bei. Half es? — Wenn ich das Folgende hätte ahnen können, ich hätte um keinen Preis oder Schatz von diesen Blättern gesprochen. Manth tat drei, vier hastige Schritte auf mich zu und sprach so dicht an mir, daß ich mich ein wenig rückwärts beugte — ich mochte ihn nicht so nahe haben:

„Also noch nicht vergessen. Acht Jahre Arbeit liegen zwischen damals und heute, acht fleißige Jahre. Und noch ist nichts vergessen, nicht das Bild und nicht die Mappe.“ Walters Augen begegneten meinen; es erklang in uns beiden die gleiche staunende Frage. Die Hand unseres Wirtes glitt über die Stirne bis zur Schläfe, als verjage sie ein Insekt. „Ich habe nichts getan als gearbeitet. Ich habe ein Leben geführt, das nur die Kunst wollte, streng, keusch, ausschließlich, und bin vorwärts gekommen. Habe meine Form in die Welt hineingesehen und gebildet nur in ihr. Sagen sie nicht, daß die Schönheit meiner Werke stets unzugänglicher wird, ihre düstere Herbheit den Bequemen immer fremdartiger, ihr strenger Umriß erdrückend? Aber sie beschimpfen mich ja darum. Und nichts ist stark und groß genug, um das Erinnern meiner Schmach, die Denkmale meiner Schande zu vertilgen: jene Mappe, dieses Bild.“ — Ich riet mir: jetzt stehst du auf und fährst heim. Aber das ging ja nicht . . . Ich hatte nun sitzen zu bleiben und diese Stunde über mich kommen zu lassen — eine dieser beschämenden Stunden voller Pein und Widrigkeit, die allzutief und schonungslos in einen Menschen hineinleiten. Das Menschliche ehrfürchtig lieben und vor Offenbarungen schaudern — kann man denn das? Was würde der Mann aufhüllen, der dort so leise und leidenschaftlich redete? Ich hatte Angst. Von Walter kam mir keine Hilfe; er rührte Zucker in seinen Tee und sah nicht auf, ich wußte nicht, was in ihm geschah, ob er erschüttert war oder verlegen. Aber Manth wandte sich gegen mich: „Und diese Mappe, Claudia Eggeling, die Sie so sehr lieben: kennen Sie sie denn?“ Distanz! gebot es in mir: „Ich denke wohl, Herr Manth, daß ich sie kenne.“ Schweigen war geboten, es ziemte sich, ich wollte es — aber was geschah? Wider meinen Willen redete ich weiter! Ich errötete vor Beschämung, die meinen Stolz ätzend zerfraß — aber ich sagte trotzdem jene Bilder bei ihren Inhalten her wie ein Schulkind: das Kind, umgeben von den wunderbaren Geschöpfen seiner spielenden

Phantasie, den erschreckenden Blumen, Menschen aus einem Holze und Äpfel, die die Gesichter von Widdern hatten; den Knaben, der die formerfüllte Welt durch das quadratische Gitter seiner Schulung begreifen soll; den Knaben, der Jüngling wird, vom Sturm seiner Sehnsucht zu den Wurzeln uralter Bäume hingeschleudert, die er mit Tränen netzt. Und dann die ungeheure Verwunderung dessen, der zu *sehen* beginnt und auf den die Landschaft einstürmt, als wären seine Augen Strudel, alles in sich zu reißen; und dann die Berührung des Mädchens . . . Hier unterbrach er mich und sagte hastig, geschäftlich und scharf: „Und dann das Nachbilden, und die Versuchung durch die ehemaligen Formen in Gestalt von Frauen, die heilige Embleme, Tiere und Geräte darbieten, und die Empörung der Leidenschaft, und die Qual des Erlebens, und das unzugängliche Dasein: Menschen, die ihre Gesichter an einer Glaswand flachdrücken, hinter der die Welt beginnt, Menschen, die einander durch Tücher zu küssen suchen; und die Entblößung des Innersten, dargestellt durch das Symbol der Gebärerin, umgeben von Männern, und die Grausamkeit gegen die Nächsten und gegen den eigenen Leib, und . . .“ Aber das letzte Bild, das dreizehnte Blatt, vermochte ich nicht von dieser gehässigen Stimme aussprechen zu lassen, sondern rief begeistert: „Und am Ende dennoch Aphrodite, die Erhabene, mit segnend geweiteten Händen und mit den Augen lächelnd über einem Kranze von Menschen schwebend, die sich nackt lieben!“ — „Ja,“ sagte er, „ja; Aphrodite. Kommen Sie mit, kommen Sie, ich zeige sie Ihnen . . .“ und indem er Walter bei der Hand nahm, der über meine Lage vorhin still gelacht hatte — vor Verlegenheit wurdest du rot, scherzte er später einmal — zog er ihn zur Schwelle, und so unwiderstehlich waren Wort und Geste, daß wir ihm folgten, der eilig voranfuhr, durch viele Türen und mehrere Zimmer, eine schraubenförmige Eisentreppe hinauf — was wird denn? er ist doch nicht etwa toll? — und einen kurzen, geweißten Gang entlang. Da standen wir, in einem hohen, langen und kahlen Raume, mit hellen Wänden und einem ungeheuren Fenster nach dem See, an der Arbeitsstätte, im Atelier. „Kommen Sie,“ sagte er, „kommen Sie,“ und schob ein schräges Pult ans Fenster, lief, indessen wir, fassungslos, verwirrt und zerquält von Spannung, um uns irgendwie abzulenken, ohne Freude auf den unbeschreiblich zerfließenden Himmel und farbentaumelnden See blickten, deren Bläue, Röte von goldenen und errötenden Wolken und ihrem Widerschein verklärt wurde, kam mit der Mappe zurück und legte sie aufgeschlagen auf die schwarz gebeizte Fläche. Noch vom Fenster her erfaßte ich die Verschlingung der heroi-

schen und strengen Gestalten, deren herbe Linien und düstere Gewalt die Sinnlichkeit des Werkes heiligen, und darüber, als Herz der Ordnung und Betrachtung, den selig schwebenden Leib der Göttin. Es ist herrlich, aber warum zeigt er uns das jetzt und so . . . außer sich? Das dachte ich, beugte mich näher und erkannte: das war Christus. Nicht Aphrodite, Christus. Nicht der lächelnde Segen einer Göttin, sondern die den Augen dargebotenen Wundmale der Hände, in der Art des Kreuzes ausgebreitet; die Stirn ohne die furchtbare Krone, aber bedeckt mit den Löchern und Gruben, die die Dornen hinterlassen. In seinen Augen las ich einen entsetzlichen Ernst. Sein Leib leuchtete von heiligem Lichte. Er war noch jung; er war Gottes Sohn.

„Es ist der Gekreuzigte," sagte Klaus Manth mit einer Stimme, die uns beide aufschauen ließ: aus ihr und aus seinen Augen dröhnte ein ähnlich erzenes Urteil, wie aus den Augen des Gottes. Dann wandte er sich ab, trat an die Scheiben und schlug zwei prasselnde Wirbel mit den Fingerspitzen. Darauf war alles eine geraume Weile still, wie die Stille nach einem äußersten Tumult, der um uns losgebrochen und jäh verstummt sei und nur noch in mir weiter tobe: durcheinander taumelten wie nach rasender Drehung Erschütterung und Schreck, die Überraschung und die Gewalt des vertauschten Werks und das nachträgliche Wahrnehmen vermummter Tragik, als hörte einer, das beschneite Feld, das er eben überschritten, sei der gefrorene See. Walter und ich sahen starr auf das Blatt; er flüsterte endlich: „Das gibt dem Werk einen neuen Sinn." „Einen schweren, ganz anderen Sinn," sagte ich, heftig atmend. Was war unterhalb des Tausches vorgegangen: Bekehrung? unmöglich. Lüge? Hohn? Wir schwiegen wieder, da sagte der am Fenster: „Ich erzähle." Ich wußte noch nicht, ob die Begierde in mir stärker war oder eine erbebende Furcht, da begann er schon, stehend, während ich auf einem Schemel hockte, das Gesicht dem rosigen Himmel zugekehrt und Walter hinter mir an das Pult gelehnt empfand:

„Ich wuchs in bequemen Verhältnissen auf, irgendwo am Harze, in einer alten Bischofstadt. Als ich vierzehn alt war, legte man in einem Berliner Vorort eine Straße anders, als vorher wahrscheinlich gewesen; das hatte zur Folge, daß wir in eine andere Stadt ziehen mußten, nach Schlesien, denn mein Vater hatte alles Geld verloren. Dafür haßte ich ihn von Herzen, und dabei blieb's zwischen uns, denn er liebte niemanden außer sich selbst. Mein Talent fiel in der Schule auf; man ließ mich das „Einjährige" machen und schickte mich auf die Kunstschule nach Breslau. Provinz, Sie verstehen. Nach drei Jahren war ich ein

fanatisches Kunstwesen und weigerte mich, Zeichenlehrer zu werden. Man entzog mir allen Zuschuß, strich mich sozusagen aus und ließ mich auf meinen Weg. Ich begann zu arbeiten, zu lernen, und in Berlin, Paris und wieder in Berlin, zu hungern. Man versteht das in den Mansarden von Friedenau und Charlottenburg ebensogut wie auf Montmartre; man stiehlt hier wie dort Früchte, borgt Heringe und Tabak, übernachtet wohl auch in Wäldern und öffentlichen Gärten, macht alle Arbeit, die man bekommt und legt auf alles das keinerlei Akzente. Man hat Kameraden und teilt mit ihnen das wenige Geld und den großen Enthusiasmus. All das ist nichts; schlimm hat man es nur als Maler, wenn man weder Farben noch Leinwand kaufen kann, und das war oft, denn das Handwerk ist teuer. Der Musiker findet überall ein Klavier, nicht wahr. Der Literat bekommt Tinte in seinem Kaffeehaus — unsereiner aber ist übel dran. Nun, in solchen Tagen entdeckt man den Tonwert grauen Packpapiers und den Reichtum der Nuancen von Schreibtinte. Gleichviel, ich arbeitete. Und wenn ich von der billigen Graphik für einen Verlag oder von Malstunden bei Bürgerfrauen kam, entwarf und bekämpfte ich die Erscheinungen, die sich zu Kompositionen und einer bedeutungsvollen Blätterfolge fügen sollten: ich heftete die ersten Zeichnungen, die den Künstler gegen das Leben stellten, an meine kahlen Wände."

Der Erzähler schwieg und ich hob die Augen zu ihm auf: er stand vor dem hellgrünen Nordhimmel des Fensterbogens als ein schwarz gefüllter Umriß, nichts war von seinem Gesicht zu sehen; es war schnell dämmrig geworden. Nun, meine Miene war geübt, ein still horchendes Mädchen darzustellen — und wenn das dämmernde Licht auch mein Gesicht herausholte aus dem Dunkel, er würde dennoch nicht gespiegelt finden, was ich bei dieser Erzählung fühlte: Langeweile und Widerwillen, tiefen Widerwillen! . . . und ich atmete spöttisch aus. Entblößen Sie sich nur, mein Herr, dachte ich, mich für meine Person entdecken Sie nicht . . . Vielleicht legen Sie uns auch noch dar, wie Sie sich mit Frauen verhielten? — Er sprach weiter:

„Klagte ich? Ich hatte anderes zu erledigen. Die Leiden des Hungers und der Entbehrungen, der schlechten Kleidung und aller Mangel an den Erleichterungen, die man heute für den arbeitenden Geist geschaffen hat, damit sein Körper in Verfeinerung und Behagen ruhen und sich stärken könne, all das und selbst die häßlichen und niedrigen Gefühle, die mir der Anblick des Reichtums und Überflusses manchmal eingab und für die ich mich mit Reue und Qual strafte — alles das war nichts Allzu-

schweres. Ich hatte noch die Kunst, der ich diente, den Weg, an den ich glaubte, und das stachelnde Wissen um meine Unfertigkeit. Aber ich — und nicht wahr, man ist so, manchmal bedauert man das — ich war nie nur Träger einer Leitung gewesen, die vom Ding zum Auge und durch die Hand zum Pinsel führte; ich dachte, ich fühlte, ich stritt und litt. Unsereinem ist nicht gegeben, die Auswahl dessen, was von den Dingen in Umrissen und Farben auf die weiße Fläche kommen darf, dem Unbewußten zu lassen. Es scheint da drei Stufen zu geben, soviel ich sehe; oben die Inspirierten, denen alles ohne Geist gelingt, wie man von Rafael sagt — ich habe Bedenken dagegen, ich glaube nicht daran, in Klammern —, in der Mitte quält sich unsereins und unten pinselt das fröhliche Handwerk. Nun, meine Stelle war mir gegeben: ich wählte, und nach den Gesetzen meines Geistes formte ich um, wog ab, ordnete an. Solche Gesetze bleiben unverändert, wo auch immer man anbeten mag, mich führten sie auf einem Passionswege, vorwärts auf einer Straße der Leiden, und dies sind seine Stationen: mit zweiundzwanzig Cezanne — Van Gogh, mit vierundzwanzig Gauguin, mit achtundzwanzig: Signorelli, Puvis, Feuerbach, Marées — natürlich nur dem Standpunkt nach, nicht etwa kopierend — wo man anlangt, gestoßen von der Sehnsucht nach dem großen und adligen Ausdruck eigner Gefühle, eigner Welt: in einem Reich, in dem jede Absicht zum weiten Rhythmus wird, zur herben und starken Schönheit, zur sachlichsten Form. Ich fand meinen Ausdruck und meinen Stil, und sah, auch das Streben der Zeit war Sammlung, Formung, Festigung. Von diesem ganzen Wege aber, von der steten Qual dieser sechs Jahre gaben die Zeichnungen zu meinem Zyklus Zeugnis, die immer und immer wieder umgeschmolzen wurden, wenn ich so sagen darf. Von manchem Blatt habe ich fünf, sechs fertige Entwürfe" — wie eitel seine Stimme klang, eitel auf Fleiß und Mühe! — „Da starb plötzlich und zu rechter Zeit mein Vater, ohne Vorbereitung und ohne daß er mich hatte „enterben" können, und meine Mutter gab mir von dem wenigen, was da war, eine kleine monatliche Unterstützung. Einiges verdiente ich mit Arbeit, die ich nicht signierte, und so richtete ich mich auf ein sicheres und einfaches Leben ein; zuerst aber kaufte ich Kupferplatten, Firnis, Säure und Nadeln und begann, meine Zeichnungen in der letzten sinnvollen, ganz durchdachten Form zu radieren; denn daß es Radierungen sein würden, war mir von Anfang an Gewißheit geworden. Als ich die dreizehnte Platte aus der Säure hob, erkannte ich, daß die beiden ersten mißlungen waren. Ich wiederholte sie, nahm dann eines Tages das Ganze und trug es zu Nottebohm, meinem ehe-

maligen Lehrer, der mich gern zu sehen schien und den ich seiner noblen Seele wegen sehr verehrte. Er freute sich meines Erscheinens, besah die Platten, wurde ernst, betrachtete mich und erbot sich, mir zum Druck zu verhelfen — denn die Presse und dergleichen konnte ich mir nicht kaufen. Das war die Absicht meines Besuches gewesen. Ich war sehr glücklich; und ich druckte in seinem Atelier und hielt eines Tages die ersten Bilder in den zitternden Fingern. Ich sah: da hatte ich etwas gemacht."

Gemacht, sagte er, und ein ungenierter Stolz verbarg sich in dem gesucht schlichten Worte. Es wirkte auf mich so überaus peinlich, daß ich völlig vergaß, wovon es gesagt war, von meinen liebsten Blättern. Ich richtete mich ein wenig empor und sandte durch die dunkelnde Luft einen dringlichen Blick empor zu Walters Gesicht. Aber er nahm meine Hand, drückte sie sanft und ich verstand, was er sagen wollte: Ruhig, Liebling, es vergeht schon. Der Maler verschwand vom Fenster, wich mit unhörbaren Schritten seitwärts ins Dunkle der Wand, ließ sich in irgendeinen Stuhl nieder und begann unsichtbar, mit seiner leisen Stimme:

„Eines Tages auch, bald nachher, erhielt ich einen Brief des großen Kunstverlegers Dr. Venediger: er habe von autoritativer Seite reiches Lob über eine meiner Reihe Radierungen gehört und er werde sich freuen, sie einmal zu sehen. Er erwarte mich, und so fort. Ich lege sie ihm vor, er ist entzückt. Aus seinen Worten ging hervor, daß er wirklich verstand, was er lobte: auf Ahs und Ohs wäre ich nicht hereingefallen; druntendurch kann man immer denken: hol' den Kerl der Deubel. Rhythmus und Bändigung der Gestalten, Verteilung und Abstufung des Dunkels und jeder Helligkeit, die gegliederte Fläche und die strenge Anordnung — es gab keinen künstlerischen Wert, den er nicht gespürt hätte, und jedes Blatt vertiefte sein Erstaunen. Er machte förmlich in Begeisterung. Nun, nicht wahr, man ist jung und unverwöhnt — ich genoß diese Augenblicke; sie waren süß für manches bittre Jahr. Wenn er alle gesehen hat, wird er auch den Sinn verstehen, dachte ich und reichte ihm das dreizehnte Blatt. Er betrachtete es, lange, schweigend, dann fragte er, ob ich das zwölf oder zwanzig Menschen sehen lassen wolle oder jedermann? Ich wunderte mich und meinte, jedermann, der mich fühle; und sogleich entgegnete er, dann sei dieses Bild unmöglich, „es ist herrlich, es ist vielleicht das schönste; aber es ist Blasphemie." Und während in mir ein ungeheures Staunen erstarrte, fuhr er fort, mir einen ganz großen Erfolg zu versprechen, wenn ich mich entschließen könnte, es umzuarbeiten; wenn ich den Heiland durch irgendeine Figur ersetzte. Dann begann ich zu sprechen" — er lachte ein bißchen — „empört

und begeistert. Aber das ist ja fromm! schrie ich. Ich legte ihm den Inhalt des Blattes dar, das Sinnbild alles Leidens als das Zeichen des wissenden Künstlers über denen, die da blind gehen und nehmen, die den Trieben folgen, über dem Leben; ich sprach von dem Gedanken des ganzen Werks, der in diesem Bilde zusammengefaßt und verstärkt war — er verstand nichts davon. Er sah nur Radierungen eines neuen und strengen Stils, und bot mir für das ganze Werk von vornherein dreitausend Mark; doch sei ein Entschluß auf der Stelle keinesfalls vonnöten.

Als ich die Treppe hinabging, war ich ganz in Aufruhr und Hitze; als ich in meiner Werkstatt war, konnte ich schon ruhig sagen: Der Mann meint es ganz gut und hat ja für sich ganz recht — nur nicht für mich; und ich hielt die Angelegenheit für erledigt, begraben, abgelehnt. Aber, sehen Sie, in der Schlaflosigkeit einer ganzen langen und heißen Sommernacht, während die Sterne an meinem offenen Fenster vorüberzogen, erlitt ich die erste und vollkommenste Niederlage meines Lebens. Gegen wen? gegen das Geld. Freilich gut verkleidet, aber schließlich doch erkennbar kam es, in allen Formen, mit allen Waffen: bessere Daseinsarten zeigten sich, Ruhm für mich und höhere Ehre der Kunst dieser Zeit, eine Bereicherung des Lebens, eine Vermehrung des Erhobenseins vieler Seelen und die Möglichkeit zukünftiger Werke, stärker, fruchtbarer, inbrünstiger, weil ohne Ablenkung und Darben hervorgebracht, denn nicht wahr, es ist ein infamer Unsinn erfunden, um die Teilnahmlosigkeit der Bürger zu beschönigen, daß Entbehrung dem Künstler beim Schaffen helfe. Was war dafür zu opfern? Eine Gestalt, nicht einmal eine Komposition; denn irgendeine andere konnte dort die Hände ausbreiten mit ebensogroßen Augen und einem gleichleuchtenden Körper, ein Knabe oder ein Weib, Eros oder Aphrodite; nur eine Chimäre war zu opfern, nichts, das man sah, ein Sinn — eine Wahrheit: die Wahrheit von zehn Jahren, die Erkenntnis einer ganzen der Kunst dargebrachten Jugend. Bis zu diesem Augenblick war mir das Geld nichts gewesen, ein Mittel, das man benutzt, um zu leben, etwas, ohne das es ein wenig schwerer, aber schließlich dennoch abgeht. Ich hatte es nicht verachtet, denn ich hatte es nie bemerkt. Nun kam es und warf mich um, meine ganze Existenz; und als ich am Morgen mich anschickte, ein wenig zu schlafen, sagte ich mir mit Bitterkeit, daß der Arme keine Seele haben dürfe und daß Vornehmheit ohne Geld eine Art verbrecherischer Lächerlichkeit bedeute.

Ich wiederholte unterdessen fortwährend und haßvoll im Hören diese Worte: „Redner, schamloser, geschminkter Redner, der sich

ausstellt!“ Ich verlor innen meine Manieren, ich sank selbst angesichts dieser Niedrigkeit. . .

Als ich gegen Mittag erwachte, war ich ein wenig ruhiger und eilte zu Nottebohm, um meinen Lehrer, den alten Erfahrenen, der so sehr Künstler war, richten zu machen. Ich hoffte in meinem Herzen, daß er mich strafen würde und suchte auf dem Wege die Worte vorweg zu kosten, mit denen er meinen Verrat züchtigen sollte. Aber er, der vornehme Mensch, der empfindliche und verletzliche Geist, der diskrete Künstler, dessen zarte Landschaften in ihren lichten und verschleierten Farben, ihrem gedämpften Grün, lichtem Himmel und vielem hellen Grau und Blaßgelb mir immer als ein rechtes Abbild seiner Seele wert gewesen waren: auch er hatte den Gottessohn als „ein wenig unangebracht empfunden, er war erstaunt, daß ich schwanken konnte, lobte sehr den Einfall, Aphrodite über den Liebenden zu lassen — und als ich wieder in meinem Raume stand, vor meinen Skizzen und Fragmenten, da rückte ich den Tisch ans Fenster, stellte die alte geätzte und mit Schwärze beriebene Kupfertafel des dreizehnten Blattes schräg vor mich hin und begann eine neue glänzende Platte mit Linien zu bedecken, kalt vor Aufmerksamkeit und mit totem Innern. Ich verbesserte zwei vorher verzeichnete Hände, und an dem Platz des Erleidenden in der Mitte des Bildes lächelte Aphrodite mit segnenden Armen, Ihre Aphrodite, Claudia.

Was nun noch? Ich malte Nottebohms Bildnis — ich war ihm doch zu Danke verpflichtet, nicht wahr — zärtlich wie einen Abschied — langsam, eindringlich, verklärend, schwer scheidend. Es sollte ihm gehören, aber Sie wissen, daß er's schließlich nicht annahm — es sei zu gut geworden und ich sollte es verkaufen — und sich mit den Studien dafür begnügte.

Hätte ich damals eine Reihe Karikaturen von ihm niedergeschrieben, verzerrte Blätter, die meine Enttäuschung und Qual, meine Reue und meinen Haß gegen ihn und mich aufgenommen und meiner Seele entrissen hätten, so wäre er mir später vielleicht erhalten geblieben. Aber ich zwang mich zur Verehrung, zur kurzen Täuschung einer verstorbenen Liebe, das Bild ward fertig und ich hörte auf, an ihn zu denken, erst gewaltsam, dann vermöge der Gewöhnung ohne Mühe. Ich setzte die Kunst auch an diesen Ort meiner Seele und diente ihr streng, keusch und ausschließlich. Judas war ich, der am Leben geblieben zehnmal glühender eiferte als Paulus, der den Herrn nur bekämpft, nie verraten hatte.“

Er seufzte und blieb stumm; ich aber stand sofort auf — ein Erlöstsein ohne Grenze zwang mich zu diesem wenig höflichen

Ungestüm. Er war endlich, endlich zu Ende! Ich trat ans Fenster und sah den See grau und schlüpfrig wie einen Brei unter mir, umgeben von schwarzen Wänden, die man als Wälder erriet; ein Motorboot durchzog ihn, lautlos und ohne Licht, anzusehen wie ein Sarg. Ich war von vielen Empfindungen quälend erregt, ich fühlte zornig, das alles hätte nicht geschehen dürfen. Was hatte dieser Tag gegeben? Ich war genötigt worden, hassenswert tiefe Blicke in einen Menschen zu tun, den ich verehrt hatte, und ein großes Kunstwerk war mir auf immer zerstört worden. Denn stets würden, das war schon jetzt gewiß, die drohenden Augen des leidenden Gottes Aphrodites lächelndes Antlitz durchlöchern und seine Wunden würden auf ihren Händen bluten. Ich war um etwas sehr Geliebtes ärmer.

Plötzlich sagte Klaus Manth mit ganz veränderter und beherrschter Stimme: „Gehen wir hinunter? Bleiben Sie bitte für den Abend bei mir, ich muß mich doch ein wenig heiterer zeigen an meinem Geburtstage. Schließen Sie die Augen, ich mache Licht.“ Die Helligkeit schlug an unsere geschlossenen Lider, dann öffneten wir sie und folgten geblendet unserem Wirt. Plötzlich erschrak ich, ohne zunächst zu wissen worüber. Es war mir, als tauche plötzlich ein vertrautes Gesicht vor meinen schmerzenden Augen auf: Oscar Reisach. Ich zitterte. Aber er war ja tot! Und dann begriff ich — man brauchte wirklich Zeit, sich an das Licht zu gewöhnen — vor mir hing, rahmenlos an die Wand genagelt, eine Kohleskizze über das bäurisch bedeutende Gesicht des Musikers. Ich hielt Walter zurück, indem ich selbst stehen blieb: der Kopf brannte vor Lebendigkeit und war dennoch ein einfacher Umriß und einige wesentliche Linien. Die trotzig geworfenen Lippen waren nahe am Reden und die Augen, schwarze, unbestimmte Schattenflecke, glühten mich an. . . Ich stand und schaute. Ein Mensch hat so viel Kunst in sich, dachte ich dann bitter, und bleibt dennoch ein Krüppel und Fragmentarier. Manth drehte sich um, sah, wo wir standen und kommentierte mit gleichgültiger Stimme:

„Die erste Studie zu dem Porträt — — Sie wissen. Trauriges Ende, ja. Ich darf also das Abendbrot bestellen, nicht wahr?“ Ich machte Einwände, aber Walter sah mich bittend an, und so gab ich nach und ging mit ihm, um meine Mutter zu benachrichtigen. Als wir allein vor dem blanken und schwarzen Apparat standen, sagte er, ehe ich den Hörer nahm:

„Der arme Mensch. . Was er gelitten hat —“

„Ja,“ antwortete ich, „was mag er gelitten haben“ . . . Aber ich dachte an Reisach dabei, nicht an den kleinen Maler.

„Und all das um Gebilde, die uns ergötzen."

Ich sah ihn an: Lieber, Liebster, ich sage dir oft die Wahrheit, aber nicht immer, nicht über alles. . . Und ich liebe dich dennoch. . . Aber schweigen wir von Reisach — es wäre töricht, nicht? Glücklicherweise bereute ich meine Abwesenheit, ehe er sie bemerken konnte. Er war eigentlich sehr durchtränkt von dem Erlebnis dieser Stunde. Ich wußte nicht mehr, was er eben gesagt hatte.

„Du bist ziemlich damit beschäftigt?" fragte ich daher.

„Wie du. Ich sah es an deinem Aufspringen und fühlte es im Drucke deiner Hand vorhin." Offenbar hatte er mich ein bißchen mißdeutet. . Aber was besagte das? Man brauchte den Irrtum nicht zu berichtigen. Es hätte ihm wehe getan. Aber ganz schweigen konnte ich dennoch nicht. Ich fragte zaghaft, mädchenhaft:

„Wäre aber alles das nicht besser verschwiegen geblieben?"

„Verschwiegen? Das erschütternde Bekenntnis eines solchen Menschen?"

„Ja," sagte ich einfach. „Mein Lieblingswerk ist mir dadurch fern gerückt und neu, fremd geworden. Ich werde einen Monat brauchen, mich wieder daran zu gewöhnen, daran und an den Schöpfer auch." Aber daß ich mich schämte für den Mann, der mir jetzt gelassen und nun gewissermaßen nackt beim Essen im hellen Lichte gegenüber sitzen wollte, das mochte ich nicht sagen.

„Bist du nicht ein bißchen ungerecht, kleine Claudia?" fragte er sogleich in zärtlichem Vorwurf; ich aber, ohne jede Pause: „Du, Walter, bist lasterhaft gerecht —" und ich schloß mutwillig: „Ich behellige auch niemanden mit Innenleben — nicht einmal dich."

Er legte lächelnd seine Hand auf die meine: „Dafür ist er ein Künstler und wir simple Bürgersleute, die bei der Kunst zu Gaste gehn."

„Um so schlimmer," gab ich zurück, „so soll er sich mit dem begnügen, was seine Werke gesteh'n; das ist immer noch genug."

„Im Grunde fühlst du, glaube ich, was ich hier fühle. Sind wir einig, du?" Ich nahm den Hörer auf und log: „Vielleicht."

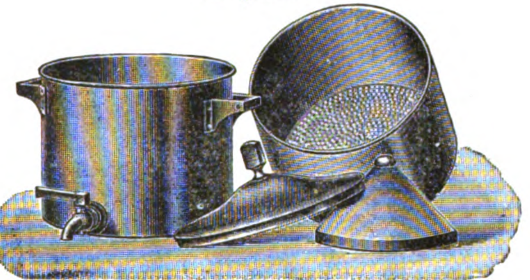
D. R. P. 211 214.

Mokka = Kocher

liefert

D. R. P. 211 214

Ohne Kaffeebeutel
Ohne Filtrierpapier
Ohne künſtlichen Druck



Reſtaurations- und Küchentopf. — Modell B.

Ein Getränk in unerreichter Feinheit, hocharomatiſch, kräftig und klar

Die patentierte Konſtruktion gewährleiſtet die denkbar beſte und weitgehendſte Auslaugung des Kaffees, ein Nutzwert, der die laufenden Ausgaben für Kaffee ganz weſentlich reduziert, was

in Anbetracht der geſtiegenen Kaffeepreiſe

ein lebhafter Wunſch aller Kaffeeverbraucher iſt.

Die Handhabung des Apparates iſt die denkbar einfachſte; ein Jeder iſt damit ſofort vertraut.

Wir liefern die Kaffeekocher in zwei Ausführungsarten und zwar als Reſtaurations- und Küchentöpfe unter der Bezeichnung Modell B und als Salontöpfe für Familiengebrauch unter der Bezeichnung Modell A.

Preiſe der Reſtaurations- und Küchentöpfe:

Modell B Nr.	1½	2	2½	3	4	5	7
Inhalt Liter	1½	2	2½	3	4	5	7
[illegible] M.	30.—	33.—	37.—	39.—	44.—	49.—	60.—

Alexander Ular: Soziale Verschwendung.

Nietzsche sagt, der Verbrecher ist der starke Mensch unter schlechten Verhältnissen. Nationalliberale und Fortschrittsparteiler stoßen sich natürlich daran (von anderen gar nicht zu reden); denn sie sind schwache Menschen unter guten Verhältnissen. Trotzdem hat Nietzsche im Prinzip und ungeachtet alles Lombrosianismus und sonstiger Jüdelei recht. Und selten ist sein Gedanke so auffallend bestätigt worden wie in der seltsamen Tragödie jener französischen Räuberbande, deren Häuptlinge vor einigen Wochen unter Aufgebot Hunderter von Soldaten in ihren Landhäusern mit Dynamit vertilgt wurden.

Es liegt mir fern die Missetaten dieser Leute, die ja auch wohl in Deutschland genügend breitgetreten worden sind, zu erzählen, oder gar sie zu loben (welch letzteres mich ohne weiteres verhaftungsfähig machen würde). Aber ich möchte ganz oberflächlich ihren Fall psychologisch sezieren, wie die Gerichtsärzte ihre mit Flintenkugeln gespickten Überbleibsel obduziert haben. Die Herren Anatomen waren nämlich entzückt von der prachtvollen physiologischen Struktur der „tragischen Automobilisten". Sie fanden ihren Körper wundervoll athletenhaft gebaut und konstatierten zu ihrer Betrübnis und ihrem Entsetzen eine Regelmäßigkeit, eine „Normalität" und einen Reichtum der Gehirnstruktur, der es ihnen unbegreiflich erscheinen ließ, wie solche Leute zu ungeheuerlichen Verbrechern werden konnten. Denn Verbrechertum ist ja bekanntlich nichts als physiologische Dekadenz, zum mindesten für die meisten Leute, die aus einem oder dem anderen Grunde zu Verbrechen unfähig sind.

Zwar wurde letztere Theorie, so tröstlich sie sein mag, schon oft wegbeobachtet, unter anderm vor fast neunzehn Jahren, als meine Frau an der anthropologischen Hochschule zu Paris den eben abguillotinierten Kopf des Anarchisten Vaillant zu präparieren hatte, der bekanntlich eine Bombe mitten in die korrupte Deputiertenkammer geworfen hatte. Dieser Vaillant hatte nämlich ein so wundervoll ausgebildetes Gehirn, daß es, diejenigen Turgenjeffs und Beethovens in den Schatten stellend, gleich hinter das schönste bekannte, das des unerreichten Mathematikers Gauß zu stellen war. So prachtvolle Präparate scheinen die Herren Räuber Bonnot und Garnier allerdings jetzt nicht geliefert zu haben, aber von irgendwelcher anatomisch festzustellenden Degenereszenz war jedenfalls nichts zu finden. Und das ist sehr traurig, vor allem für die moderne Gesellschaft. Nietzsche jedoch würde sich wohl die Hände im Grabe reiben, wenn er davon hörte.

Die ungeheuren Temperamente dieser Herren Mörder nämlich treten sattsam in ihren hinterlassenen Schriften literarisch für jene hervor, die sie nicht schon in ihren ungeheuerlichen Taten entdeckt hatten. Vor einem Monat schon kamen die Aufzeichnungen Bonnots ans Licht. Jetzt kennen wir auch, dank der intelligenten Indiskretion eines Untersuchungsrichters, die Gedanken des letzten dynamitierten Verbrechers Garnier.

Bonnot, der „gespenstische Automobilist", wie er in den Zeitungen hieß, hatte seine Memoiren kurz vor seinem Tode begonnen und er hat sie während der homerischen Belagerung seines Hauses, inmitten Tausender von Flintenschüssen und diverser Dynamitexplosionen, schon aus vielen Wunden blutend, mit Bleistift nicht einmal zu Ende gekritzelt. Garnier hat auch die seinen nicht beendigt; auch er wurde von den polizistischen Bombenwerfern in seiner literarischen Tätigkeit unterbrochen. Aber die allgemeinen Betrachtungen dieser Monumentalverbrecher sind in den Dokumenten erhalten, und so kennen wir in ihren großen Linien die Psychologie dieser „starken Menschen unter schlechten Verhältnissen".

Bonnot schreibt, während die Kugeln um ihn sausen und die Mauer seiner Behausung gesprengt wird, ungefähr: „Durch meinen Kampf gegen diese korrupte Gesellschaft, den ich bewußt aufgenommen, bin ich weltbekannt; ich habe mein individuelles Recht gegen die Gesellschaft vertreten bis auf den Tod; ich wußte, daß das Unternehmen aussichtslos war . . ."

So tritt hier neben dem Haß gegen eine ungerechte Gesellschaft, die die Entfaltung seiner individuellen Kraft unterband, das Gefallen an herostratischem Ruhme hervor.

Und sein Kumpan Garnier schrieb kurz darauf ungefähr folgendes: „Es war mir unmöglich einzusehen, mit welchem Recht andere dies oder jenes besitzen und ich ohne Schuld von allem ausgeschlossen sein sollte; so nahm ich den Kampf gegen diese mitleidlose und grausame Gesellschaft mit vollem Bewußtsein auf; ich wußte, daß das Kampfarsenal, das mir zu Gebote stand, verschwindend ist im Vergleich zu dem, das die Gesellschaft mir gegenüber in Anspruch nehmen kann; mein Kampf war aussichtslos auf die Dauer; aber es war wenigstens Kampf; ich gehe sicher in ihm zu Grunde, aber ich habe mich durchgesetzt nach Maßgabe meiner Kraft."

Ja, du lieber Gott, so haben Totila und Teja vor ihrem Untergange, dem Untergange zweier ungeheurer Räuberhäuptlinge, auch gedacht, als sie irgendwo in Süditalien samt ihren Goten niedergemacht wurden. Und an und für sich, rein psychologisch

— ich will gar nicht Verbrecher verteidigen, sondern nur studieren — ist das sehr schön. (Wilhelm Tell begeht ja auch einen Meuchelmord und wird Sekundanern als Beispiel hingestellt, außer in Rußland natürlich, wo Schiller verboten ist.)

Das Kriterium des „starken Menschen unter schlechten Verhältnissen" kann den Mördern Bonnot und Garnier schließlich ebensowenig abgesprochen werden wie etwa Herrn York von Wartenburg, der unweigerlich in seinem Vertrage zu Tauroggen einen verbrecherischen Verrat an Napoleon beging, der ihm im Falle des Mißlingens den Kopf gekostet hätte, aber, da er gelang, ein Ruhmestitel wurde, oder wie Herr Dr. Martin Luther, der zweifellos lebendig verbrannt worden wäre, wenn sein revolutionäres Verbrechen nicht Hunderttausende neuer Verbrecher um ihn geschart hätte. Eine „Untat", eine Tat gegen das Herrschende, wird nämlich nur dann Verbrechen, wenn sie isoliert, individuell bleibt; sie wird hingegen in den Augen der Epigonen zum Heroismus, wenn sie von großen Volksmassen als gerecht empfunden wird, oder wenn wenigstens große Massen ihren Urhebern die Qualität ungeheurer Willenskraft und ungewöhnlicher Todesverachtung zuschreiben.

Dies nun ist höchstwahrscheinlich in intellektuellen Kreisen den Mördern Bonnot und Garnier gegenüber der Fall. Allerdings mit Unrecht. Denn diese Verbrecher waren gar nicht das, als was sie sich ausgaben: reine Anarchisten. Ich kenne zu gut die anarchistischen Kreise, um nicht zu wissen, daß diese Verbrecher nichts anderes suchten als individuell, d. h. innerhalb der bestehenden Gesellschaftsordnung, auf irgendwelche Art reich zu werden; während das Wesentliche am Anarchismus gerade der bewußte Wille ist, diese Gesellschaftsordnung zu zerstören und eine neue zu schaffen, in der jeder gleich reich oder gleich arm ist. Deshalb waren die Mörder Bonnot und Garnier nicht Anarchisten sondern Verbrecher; denn sie handelten in Hinsicht auf Individuelles, auf persönlichen Vorteil und nicht in Hinsicht auf soziale Umwälzung im Sinne der „Propaganda durch die Tat", wie Vaillant mit seinem symbolischen Akt des Bombenwerfens in einem Parlament.

Aber gerade hierin liegt auch das „Verbrechen" der modernen Gesellschaft, das das Verbrechen der Räuber gezeugt hat, wie zugleich das Unglück der Verbrecher, denen ihre soziale Lage — die schlechten Verhältnisse, wie Nietzsche sagen würde — andere Wege zu ihrem Ziele versperrte.

Diese Leute wollten ja gar keine soziale Besserung, sondern nur eine individuelle. Sie hatten zweifellos eine immense Energie, ein ungeheures Temperament; sie hatten dynamisch einen außer-

ordentlichen, leider der Gesellschaft verloren gegangenen Wert. Man denke sich diese „Desperados“ in anderen zeitlichen, lokalen oder wirtschaftlichen Verhältnissen. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß sie im zwölften Jahrhundert Raubritter und mithin in ihrer Nachkommenschaft reichsunmittelbare Fürsten, wenn nicht gar Kurfürsten oder Könige geworden wären. Vor einem halben Jahrhundert in Amerika wären sie Goldfürsten geworden, und noch vor zwanzig Jahren in Alaska wüste Millionäre. In Zentralafrika hätten sie wie Tippu riesige Sklavenstaaten gegründet und zur Epoche Dschinghis-Khaghans hätten sie russische Zaren werden können.

Und in unserer Gesellschaft? Hier brauchten sie gar nicht lumpige Verbrecher zu werden, und im Grunde hätten sie auch hier jene soziale Lage realisieren können, die ihnen vor Augen schwebte. Es gibt ganz identische Temperamente, die nicht den Rahmen der Gesellschaft mit Revolverkugeln zerschmettert, sondern ihn prokrustesartig gedehnt haben und die Hochachtung aller Spießbürger genießen. Rockefeller, Gould, Weyerhäuser, Stanley, Brazza und sogar Stinnes sind jenen Mördern psychologisch aufs innigste verwandt. Und das ist ihr Ruhm. Bloß waren ihre Möglichkeiten innerhalb der Gesellschaft von Anbeginn andere; und das hat sie gerettet.

Der Mörder Bonnot hat vielleicht fünfzigtausend Franks erräubert und ist dabei zu Grunde gegangen. Wieviel aber hätte er mit weit weniger Mühe gewonnen als ganz gewöhnlicher honnetter Automobilist? Denn er war sicherlich der phänomenalste, den man je gesehen. Sein Kunststück, mit wirklich gespenstischer Sicherheit auf sechs Meter breiter Straße in Achtzigkilometergeschwindigkeit zu wenden, um den verfolgenden Polizeiwagen zu überrennen, macht ihm so leicht keiner nach, und seine wahnsinnigen, mit schauerlicher Sicherheit vollführten Rasereien durch enge, steile, winklige Gassen in Paris sind zur Legende geworden. Dieser Mann hätte als Rennfahrer Hunderttausende verdient. Aber er wußte es nicht. Und das ist das Furchtbare, das Typische, das Verbrechen der Gesellschaft.

Der Mann hatte keine Gelegenheit, seine Fähigkeiten zu verwerten. Er fand nicht seinen Platz in der bestehenden Gesellschaft. Dank oder vielmehr Schuld seines kümmerlichen Ursprungs war in einer fest organisierten Gesellschaft kein Platz für seine dynamischen Werte, weil man in einer solchen derartige Werte in den unteren Klassen für nichtexistierend hält. Hätte der Mann ein Gymnasium besucht oder wäre er im Inneren Australiens aufgewachsen, so wäre er wahrscheinlich ein Trustgründer, wenn nicht

ein Heerführer geworden. Ihm fehlte bloß das praktische Wissen und das Geld. Und dies ist die Schuld der Gesellschaft. Und auch ihr Schaden. Denn es ist eine grauenhafte Verschwendung der nur zu seltenen individuellen Energie, wenn derartige Temperamente von der Gesellschaft mit Dynamitbomben zerstört werden müssen, wo sie unter besseren Verhältnissen der Gesellschaft hätten dienstbar gemacht werden können.

Wie das möglich gewesen wäre? Ja, das weiß ich nicht oder vielmehr will ich nicht wissen. Denn ich gehöre zu dieser Gesellschaft und bin ein gewöhnlicher Spießbürger; ich bin sogar Anhänger des sozialen Mordes und jauchze über jeden geköpften „Antisozialen“ — selbst, wenn er auf Thronen sitzt, wievielmehr also, wenn er bloß auf gestohlenen Automobilen einherfährt.

Innen und Außen.

Wer nur eine Seele besitzt, hat Charakter. Wer viele Seelen besitzt, hat Kultur.

* * *

Das Renommieren mit der Seele soll oft nur einen fundamentalen Mangel an Sinnlichkeit verbergen.

* * *

Jeder eigene Gedanke von uns wird sofort anderen zu einem Baum, an dem sie ihre noch feuchte Wäsche zum Trocknen aufhängen.

* * *

Mystik ist Anbetung der Seele aus Sinnlichkeit.

* * *

Den Denker verbinden mit dem Schreiber die technischen Hilfsmittel. Wie viele Irrtümer resultieren aus dieser Gemeinsamkeit.

Lothar Brieger-Wasservogel.

Catherina Godwin: Die Liebe als Bild.

In 15 Jahren wirst du wohl ein Herr sein, der dem, den ich heute liebe, wenig ähnelt. Vielleicht wäre mein Leben ganz andere Bahnen gegangen, wenn die Natur dich 15 Jahre früher geschaffen hätte und du mir nicht als der degenerierte, scharfgeschnittene Rassemensch begegnet wärest, sondern als der, der du dann womöglich sein wirst, bei dem Degeneration und Rasse schon ein wenig in der Korpulenz verschwimmen und der Finger etwas rundlich nun auch den Ehering trägt.

An diesem wäre ich jedenfalls achtlos vorbeigegangen, nicht ahnend, daß er selbst noch vor 15 Jahren jener war, den ich also lieben konnte.

Wer weiß, wodurch die Gefühle eines Menschen gezwungen und gehalten werden.

Und da ich dir sage: Ich liebe dich — so appelliere ich an den Mann, der du jetzt bist. Und da ich dir sage: Ich liebe dich immer, so appelliere ich wieder an den Mann, der du heute bist. Der, der du heute bist, den liebe ich ewig; ewig werde ich in meinem Erinnern die Liebe an ihn wiederfinden.

Aber jener, der du morgen und übermorgen sein wirst? Kenne ich ihn? Was weiß ich von ihm? Wie kann ich sagen, den werde ich lieben?

Nein, diesen werde ich kaum lieben. Ich liebe heute deine Gegenwart und später die Vergangenheit deiner heutigen Gegenwart, aber wie sollte ich deine ständige Gegenwart und die ganze Skala der Verwandlungsmöglichkeiten deines Ichs wechselnd lieben? Es mag sein, daß es Menschen gibt, die Talent und Kraft haben, den ganzen Wechsel eines Menschen mit durchzuleben und durchzulieben. Ich hätte sie kaum.

Man kann so seine Eltern, seine Kinder, seine Freunde dauernd lieben, aber den Geliebten?

Ich kann es nicht begreifen, daß zwei Liebende nun ihr ganzes Leben beieinander sitzen und gegenseitig dem Sterben zuschauen an dem, den sie lieben.

Vor allem einmal die Frage: Wer bin ich? Irgendwo an einem Punkte muß man sich doch festhalten.

Wissen, für diese lebe ich, dieser strebe ich zu; hier werde ich — hier bin ich — und hier vergleiche ich wieder. Der Regierungsrat ist ja auch mit dem Säugling identisch. Und wenn eine Frau sagt: Ich liebe ihn, so fällt ihr doch nur eine bestimmte Lebensperiode dieses Mannes ein, auf die sie ihre Liebe konzentriert.

Wir erleben an uns selbst Zeitalter und Epochen, wir leben immer ein wanderndes, immer den Werdegang eines Wesens, das wir im Morgen sind. Aber wir steigern uns nicht unbedingt in ständigem Fortschritt und altern, und wenn der Regierungsrat endlich zum gedächtnisschwachen Krüppel wird, so wäre er also der Werdegang dieses Krüppels gewesen? Das alles ist nicht möglich.

Ich lebe noch meinem Morgen, keinesfalls meinem Übermorgen, weil ich meine Neigung zu mir auf eine bestimmte Epoche konzentriere. Die ich vorher war, war das Werden dieser Frau, die ich nachher bin, ist das Gewesensein dieser Frau.

Und da ich sage: Ich liebe, so nehme ich aus dem Leben dieses Menschen eine Individualitätsepoche und liebe ihn von da — zu dort, immer.

Vorher kannte ich ihn nicht und das Nachher ist vielleicht mit jener Epoche nicht mehr identisch.

Ist der Mensch 1880 geboren und stirbt er 1940, so liebe ich den, der z. B. von 1910 bis 1915 war, ewig; der er vorher war und der er nachher ist, aber nicht inklusive.

In dieser Spanne Zeit steht mein Gefühlsbild unumwunden fest und der Prozeß meiner Liebe lebt hier dauernd historisch in mir.

Es ist so verständlich, daß ein Stubenmädchen ihren Schatz aufgibt, da er die Uniform auszieht; sie ist dem in der Uniform treu, wenn sie jenem, der in Zivil davongeht, den Rücken wendet.

Ich muß auch ein Bild lieben, etwas Bestimmbares, kein wanderndes, nicht die Liebe des Wechsels.

Ich begreife vollkommen, daß man sich absolut in eine Skulptur oder in ein Porträt verliebt. Das Bild hat die Möglichkeit, einen bestimmten Moment konzentriert festzuhalten, in dem alle angesammelten Gefühle sich häufen können.

Die Neigung zur Liebe als Bild ist viel verbreiteter, als wir glauben. Wieviele verlieben sich spontan in einen Menschen, den sie in bestimmter Pose, in bestimmter Beleuchtung sehen und bei näherem Kennen sind sie durchaus enttäuscht; sie haben nur die Möglichkeit, diesen Menschen in einigen Bildarten zu lieben, doch nicht in all den hundert Variationsmöglichkeiten des täglichen Lebens.

Viele sehen hier und dort Menschen, die nur vorübergehen und flüchtig ihnen entgleiten. Sie tragen ewig die Begierde nach diesen flüchtenden Menschen, deren Silhouetten unklar auftauchen und verschwinden. Sie haben nur die Fähigkeit, ihr Fühlen an ein Momentanbild zu knüpfen.

Es ist eine selbstverständliche und rein artistische Hemmung; das Auge hängt an einem Fixierten, verliebt sich in ein Einzurahmendes für die Phantasie; es ist mehr das stereotype Begehren.

Es ist Liebe als Gefühlsbild und nicht die Liebe als Gefühlskinematograph.

Man könnte die Welt einstürzen. Ich müßte dich ewig lieben, aber würde ich dich lieben, wenn du für immer einen Vollbart trägst?

Man fragt sich nicht solche Dinge, man findet sie lächerlich, obwohl sie sehr wesentlich sind. Solche Dinge sind bestimmend, lebensleitend eventuell für den Menschen.

Es kommt natürlich auf das Genre der Liebe an. Das Genre meiner Neigung ist voller Artistischem und meine Gefühle sind nur ein bizarrer Rahmen, um ein bestimmtes Bild, darin ich dich in einem fixierten Zeitraum deines Lebens, in einer bestimmten Silhouette deines Äußeren über alle Sphären und Zeiten ewig liebe.

Falls du in 15 Jahren, ein neuer an Leib und Seele, zu mir kämst, und würdest scherzend sagen: Nun, wie ist es, gnädige Frau, lieben Sie mich noch? Sie sagten doch damals, Sie würden mich ewig lieben, so müßte ich dir antworten:

Warum, mein Herr, tasten Sie an Gefühle, die ich einem anderen für die Ewigkeit gab, der sie auch für immer hat.

Noch habe ich jenen, noch liebe ich jenen, aber sie haben ihn an sich verloren, den ich nie verlieren kann.

— Gehen Sie, appellieren Sie nicht an ein Erinnern, damit Sie mir nicht durch Ihre Gegenwart jenes lebende Bild verwischen. Und nun bitte, nehmen Sie Platz, mein Herr, denn ich habe ja auch die, die ich einst war, an mir verloren, und wie gefiel Ihnen heute das Konzert? —

Die meisten Menschen, wenn sie in einem Zuge fahren, wissen, daß sie vorwärts fahren, sie schauen in die neue Landschaft und einem Ziel entgegen. Ich sehe nur die Schienen, die zurückspringen, ich sehe den Boden, der unter mir rückwärts flüchtet, ich sehe die Landschaft, die sich windend mir entflieht, ich sehe Bäume und Häuser, die hastend rückwärts von dannen jagen.

Ich fühle in outrierter Bewußtseinssteigerung, wie alles Nehmen und Schreiten in das Zukünftige ein Geben und Entfernen des Gegenwärtigen ist.

Ich bin wegen des ständigen Wandels nicht für das Leben geschaffen; ich bin zu treu, dem Augenblick zu treu, meinen Gefühlen des Heute; ich gebe alles deiner Gegenwart. Wäre es nicht

Untreue, ich würde die anderen deiner Selbstzukunft ebenso lieben. Denn du wirst dich mit Sicherheit wandeln. Alles an dir ist unklar und unbestimmt.

Ist es nicht zu begreiflich, daß wir aufhören zu lieben? Wer findet im Einst den Weg ganz zu sich selbst zurück? Wer kann mit Bestimmtheit sagen, was er in Eigenmetamorphose später denkt und empfindet?

Kann ich wissen, ob ich nicht einst diese Liebe aus meinem Erinnern wie eine verblaßte Photographie aus meiner Schatulle nehme und sage: O, wie merkwürdig, wie konnte man so was nur tragen! Gott, wie komisch und damals fand man es schick und schön.

Was weiß ich, wie die Gefühlsmode an mir wechselt.

Im Moment hat dies Erleben die Wichtigkeit, die alle Dinge durch den Augenblick erhalten, aber die Augenblicke werden gehen und in der Erinnerung sich drängen, und ich glaube annehmen zu können, daß ich einmal an einem Punkte anlange, wo ich über das ganze Liebeserleben hinschaue und das leicht verzeihliche Lächeln finde, bei dem ein jeder einst ein Ignorant seines gelebten Augenblicks wird.

Und das monumentale Gefühl der Gegenwart werde ich in niedlicher Proportion wenden und beschauen können, ohne daß dieses kleine Ding in seinen minimalen rudimentären Konturen noch vermag, einen Schatten in die Größe des gegenwärtigen Augenblicks zu werfen, der bestimmt ist, auch einst seine Dimensionen zu verkleinern und zu verkleinern.

Ich spekuliere so, wohl möglich, jedoch, daß ich solches Gefühl nie in die wahre Distanz zu bringen vermag.

Ich mache Gebrauch von einer häßlichen Institution, die eine Verleugnung und ein Fremdwerden am Eigenen der Gefühle produziert, wo der Mensch in nachlässiger Geste etwas ewig Lebendes tötet und also im Erinnern sich selbst tötet, da er die Dimensionen vergangener Augenblicke leugnet und wegwerfend sagt: Ja, damals —

Wir haben keinen sicheren Standpunkt, von welchem aus wir eine Vergangenheit verachten oder reduzieren dürften, da der Moment des gegenwärtigen Standpunktes uns schon unter den Füßen zerrinnt. Alles bleibt, nur wir bleiben nicht.

Ich rechne in meinen Reflektionen nicht mit der Frau, die ich bin, denn diese Frau liebt dich und muß dich immer lieben, ich spekuliere für die Frau, die ich sein werde, und diese ist mir selbst eine Fremde, und ich bin ein Unwissender ihrer Beziehung zu dir. Da sie sich wiederfindet bei dem Gedanken an dich, müßte

sie auch ihre Gefühle wieder zurückfinden; aber es scheint mir, daß man sich selbst im Wechsel der Momente nicht mehr zurückerinnernd begreift und darum auch seine Gefühle nicht mehr begreift. Könnte man ganz zu sich zurückkehren, so müßten auch erinnernd alle Gefühle zurückkehren. Wir müßten durch das Vollverständnis derer, die wir einmal waren, auch in den Vollbesitz unserer einstigen Gefühle zurückgelangen. Aber das können wir kaum; wir holen nur Szenen hervor, wo wir uns wandeln und fühlen, sehen, aber wir fühlen nicht mehr. Wir leben Tod um Tod in jeder Sekunde an uns selbst und wissen es nicht. Wir können nur objektiv nacherleben, was wir einst subjektiv erlebten. Wir können nur von dem Momentanstandpunkt die Dinge sehen und von da Kritik des Vergangenen üben. Aber wir haben nie einen festen Standpunkt, wir haben nur einen Kaleidoskopstandpunkt. Und von diesem aus können wir gewisse Figuren einhalten, mit ziemlicher Sicherheit auf Ornamente rechnen, und in dieser Ornamentik denke ich etwa Resultate zu erhalten, die in ihrer Verschiebung ein Bild ergeben, wo eine Dame mit diesem leicht verzeihlichen Lächeln wegwerfend sagt: Ja, damals —

Und ich lebe doch für diese Dame, und wenn ich auch heute keine Sympathie für sie fühle, so wird die Tradition an mir selbst diese Liebe wohl selbstverständlich mit zu ihr hinüberschleifen.

Ich liebe dich und liebe mich. Die Dame meines Ich-Futurs kenne ich nicht und liebe ich nicht. Es soll dich trösten.

Es liegt also auch kein Grund vor, daß ich den Herrn, der du im Futurum bist, liebe, und es liegt kein Grund vor, daß die Dame des Futurums dich den Mann, der du heute bist, in ihrer Erinnerung lieben müßte.

Ich werde dich ewig lieben.

S. D. Gallwitz:
Gegenwärtiges und Zukünftiges bei Dalcroze.

In Hellerau ist es wieder still geworden; die Festspiele der Bildungsanstalt Jacques Dalcroze sind vorüber. — Das Plateau oberhalb der Gartenstadt, auf welchem der einfach und schön gegliederte Baukomplex der Häuser und Häuschen, der Arkadengänge und Licht- und Lufthöfe einen splendid sich streckenden Platz umgibt, der wiederum seine Bekrönung in dem monumentalen Institutsgebäude Tessenows hat, ist ein Ziel von Tausenden von Besuchern des In- und Auslandes gewesen, die dort sich etwas holen wollten. Diese Fluten der Menschen sind wieder zurückgeströmt zu ihren eigenen Kreisen; die Zukunft erst kann davon sagen, was sie an Werten und Anregungen aus den Vorführungen mit fortgenommen haben.

* * *

Die Eindrücke für das Auge waren so vielgestaltig und stark, daß man zunächst wie bei einem Fest reinen Schauens sich fühlte. Vieles kam zusammen. Die Neuartigkeit des Milieus nahm gefangen. Ein Saal, der auf jedes Ornament, auf jede Gliederung der Wände verzichtet; der nur in der Reinheit seiner Proportionen spricht und seine Steigerung zum Festlich-Feierlichen und — soweit es den eigentlichen Schauplatz betrifft — zum Bild der Szene einer künstlerischen Verwendung der Horizontale und Vertikale entnimmt. Man möchte ihn eine Raum gewordene Vergeistigung der Einfachheit nennen. Keine Welt der Illusionen und Sensationen tut sich auf in diesem Raum; keine Wunder der Beleuchtungseffekte verrichten ihre Zauber. Ein sachliches Licht, nicht kühl, nicht warm, aber von wunderbar lebensvoller Körperlichkeit geht von den gleichmäßigen Durchstrahlungen der Wände und der Decke aus und wächst und sinkt wieder zurück in unauffälliger Dynamik. Die Szene, wenn wir einmal diesen Begriff für das ganz untheatralische Bild eines nicht erhöhten und mit dem Zuschauerraum eine Einheit bildenden Platzes beibehalten wollen, füllten Hunderte von wohlgebauten Gestalten: Männer, Frauen, Jünglinge, junge Mädchen und Kinder auf allen Altersstufen. Wenn sie ihre Bewegungen ausbreiteten, war es wie ein stiller Triumphgesang auf eine vergessene Wahrheit: daß der Mensch die Krone der Schöpfung ist.

* * *

Diese starken Eindrücke vermochten verhängnisvoll zu werden; eine Gefahr war da, daß man ausschließlich von ihnen festgehalten wurde. Man sagt es nicht umsonst unserer Zeit nach, daß sie den Sinneseindrücken durch das Auge vor allem anderen zugänglich ist. Was aber das Auge von der rhythmischen Gymnastik aufzufassen vermag, ist nicht ihr Endzweck, sondern nur ein Weg, und dieser Weg führt zur Musik. Der Rhythmus soll zu einem körperlichen Erlebnis gemacht werden — das ist das vornehmste Prinzip der Methode Dalcrozes. Er folgert: nur was wir an und in uns selbst erlebten, wird uns in Wahrheit ein Besitz.

* * *

Es könnte hier etwa eingewendet werden, daß die Beziehungen zwischen Rhythmus und Körper längst bei uns bestehen; in den gymnastischen Übungen des Turnens. Was aber auch zum Lobe dieser Muskel- und Körperdressur angeführt werden kann — einen Weg zum Musikalischen hin führt sie nicht. In den wenigen starren Rhythmen, in dem Fortissimo der Kraftentwicklung, das dabei einzig in Frage kommt, liegt etwas Schematisches, Einengendes, das zu dem körperlichen und geistigen Bewegungsfluß der rhythmischen Gymnastik ungefähr in demselben Verhältnis steht wie der Zapfenstreich oder der Torgauer Marsch zu einem Chopinschen Präludium.

* * *

Man war zu einem Schulfest nach Hellerau geladen worden. Dieser gleichsam inoffizielle Charakter wurde streng gewahrt: alle pädagogisch Interessierten fanden noch außer den Vorführungen Gelegenheit, in öffentlichen Unterrichtsstunden dem Begriff der Methode möglichst nahe zu kommen. Die Erziehung durch die rhythmische Gymnastik geht nach zwei Seiten: das Muskel- und Nervensystem muß so ausgebildet werden, daß es zu schneller Ausführung jeder Bewegung fähig ist, und das Ohr muß, da die Musik es ist, die diese Bewegungen vorschreibt, zu möglichster musikalischer Aufnahmefähigkeit gesteigert und verfeinert werden. Die Methode gliedert sich in drei Abteilungen: in die rhythmische Gymnastik im engeren Sinne, in die Gehörsbildung, in die musikalische Plastik und Improvisation. Im Unterricht greifen diese drei Elemente beständig das eine in das andere über. Begonnen wird mit Übungen für metrische Einteilung und Betonung. An Schritten, deren jeder einzelne den Einheitswert einer Viertelnote darstellt, lernt der Schüler die verschiedenen Takte und Taktarten kennen und markiert den Rhythmus durch ein stärkeres Aufsetzen des Fußes und bei den korrespondierenden Bewegungen der Arme durch Straffen der Muskeln. Diese elementaren Formen werden bis zu mechanischer Sicherheit geübt. Eine ganze Reihe von Bewegungsbildern werden in das Bewußtsein förmlich eingeätzt. Aber nur scheinbar liegt etwas Automatisches in dieser absoluten Sicherheit der Ausführung durch den Schüler; ein stärkstes Bewußtsein des Rhythmus muß ihn andererseits erfüllen als Vorbedingung zu den sich anschließenden Studien. Eine weitere Stufe ist es, daß der Schüler lernt, einzelne Teile dieser Bewegungsbilder zu größeren Taktgruppen zusammenzustellen oder sie auszuwechseln und — je nachdem die Musik ihm vorschreibt — in kleinere Einheiten zu zerlegen und wieder zusammenzuschließen. Die Gymnastik des Körpers bringt das Bewußtsein dieses Neubildens zum Ausdruck. Die Unterrichtsstunden brachten Übungen in der Ausführung entgegengesetzter Rhythmen und Takte, scharfe Kontrastierungen zwischen den Armen und den Schritten, die zu schwierigsten Gegenbewegungen und Synkopen gesteigert wurden. Schüler, auch solche des ersten Jahrganges, waren imstande, einen Rhythmus in unverrückbarer Sicherheit festzuhalten, während die Musik in einen anderen Rhythmus überging, dem sie erst auf ein bestimmtes Zeichen folgten. Diese beispiellos schnellen und tiefgehenden Erfolge der Methode sind nur möglich, weil mit der rhythmisch-gymnastischen Ausbildung eine sehr starke Disziplinierung des Willens Hand in Hand geht. Die Dalcrozeschüler werden in Wahrheit zu Souveränen ihres Körpers und seiner ungezwungenen Bewegungsmöglichkeiten erzogen. Schlag auf Schlag folgen sich bei den Übungen und Vorführungen die Befehle durch

die Musik oder das Wort und die Realisierungen derselben durch Bewegungen des Körpers. Der Zweck dieser Tempos ist, daß das Nervenzentrum jedem Anstoß von außen her nach allen Richtungen hin unmittelbar zu folgen vermöge.

* * *

Alle, die als Gestalter und Interpreten des Musikalischen, soweit sie es nur mit sich selbst zu tun hatten, Erfahrungen sammeln konnten, — sei es in der Instrumentalmusik oder im Gesang, oder auch in der gesteigerten Sprache der Rezitation, wissen von den verhängnisvollen Hemmungen, die daraus resultieren, daß Gedanke und Tat, daß Absicht und Ausführung verschiedenes Zeittempo haben. Immer ist dabei ein Rest von Ungefügesein im Spiel: die Finger, der Stimmapparat, die Zunge usw. sind nicht imstande, den schnellen und feinen Befehlen des Gehirnes unverzüglich zu folgen. Die rhythmische Gymnastik geht nun nicht auf die Ausbildung einzelner Organe oder Glieder aus; sie ist kein Spezialstudium, sondern hat es mit dem ganzen Menschen, mit seinen gestaltenden, künstlerischen Möglichkeiten zu tun. Ihre Ziele sind nicht größere Beherrschung einzelner musikalischer Fächer und Gebiete, sondern das Musikalischsein (woran der Körper nicht weniger Teil hat als der Intellekt). Es ist nun gar nicht anders möglich, als daß diese Methode, die den Geist der Schwere vertreibt, auch die aus dieser Schwere hervorgehenden Hemmungen beseitigen kann.

* * *

Nicht weniger umfassend als der Sinn für die Eurhythmie wird das Verständnis und die Befähigung zur Dynamik entwickelt. Auf der Straffung der Muskeln, wodurch bei den grundlegenden Übungen die schweren Taktteile hervorgehoben werden, baut sich ein ganzes System von dynamischen Werten und Abstufungen der Körperbewegung auf, die alles der Musik innewohnende Malerische zeichnen. Das rein Gefühlmäßige schaltet dabei zunächst aus und damit befreit die rhythmische Gymnastik die Auffassung der Tonkunst von einem Wust von leeren Effekten, von Verlogenheit, von im innersten Grunde unmusikalischen Machenschaften. Bei Dalcroze beginnt man von unten auf zu bauen; das Einfachste, das Natürlichste macht den Anfang: die Freude an geregelter Bewegung. Und die Freude lernt leicht. Schon die jungen Kinder unter den Schülern, auch wenn sie noch im ersten Jahr des Lernens standen, zeigten ein Durchdrungensein von musikalischen Begriffen und Vorstellungen, eine Sicherheit des Ton- und Skalenbewußtseins, daß man herausfühlte: sie bewegten sich auf diesem Gebiet nicht wie in einem Wissens- und Lehrfach, sondern wie in ihrem Element, wo Betätigung Leben ist.

* * *

Man las auf dem Programm und war zunächst ein wenig erschrocken: Präludium und Fuge von Bach. Der Gedanke war unangenehm, daß man diesem Großen etwa auf den landläufigen Wegen getanzter Musik begegnen sollte. Aber diese Bachwiedergabe war etwas ganz Neuartiges. Keine Stimmungsentfaltung, eine nüchterne Sache beinahe, aber von unbeschreiblicher Größe und Eindringlichkeit der Wirkung. Die Stimmen der Fuge lebendig geworden, verkörpert durch schreitende Menschen. Wie die Reihen eine nach der andern in ruhigem Kanon in Bewegung sich setzten, sich

durcheinander schlangen, sich verfolgten, abstießen und wieder vereinigten ... eine Wirkung von überwältigender Kraft. Man schaute, aber das Schauen wurde zum zehnfach verstärkten Hören. . . Von gleicher Art war die Aufführung eines Mendelssohnschen Präludiums mit Fuge, die in einem Choral („Ein feste Burg ist unser Gott") gipfelte. Der Cantus firmus wurde solfeggierend und unisono vom Chor gesungen. Das Gewinde der instrumentalen Figurationen verkörperten Kinder, die in rhythmischen reigenähnlichen Läufen, von den Seiten herkommend und mit dem letzten Ton wieder verschwindend, den festen Bau der Komposition umspielten. . . Diese Wiedergaben waren ein sinnfälliges Offenbarwerden des latenten dramatischen Lebens der absoluten Musik. Die Stimmen, die instrumentalen Gruppen wurden dabei zu Individualitäten und Körperschaften, deren gesetzmäßige Beziehungen untereinander alle die Anziehungen, Abstoßungen und Komplikationen, eben das Wesen der Tonkunst ausmachen. Wo hier Handlung empfunden wurde, da war das ein Ergebnis des Mitempfindens und Mitarbeitens der Hörer, das nach Auslegung drängte; nicht eine Absicht der Darstellung. Denn die rhythmische Gymnastik stellte mit diesen Übungen nur Musikalisches und nicht Handlung heraus; der plastische Ausdruck der Bewegungen trat dabei als folgerichtige Nebenerscheinung auf.

* * *

Nur eine Entwicklungsstufe ist es, die von dieser Art der Verkörperung der absoluten Musik zur Pantomime, wie wir sie in Hellerau sahen, hinführt. Nur ein stärkeres Betonen des Dynamischen, ein Variieren des Rhythmus in der Körperbewegung, und von außen dazu kommend eine Art von musikalisch szenischer Regie, die Gruppen und Einzelstimmen je nachdem gliedert oder zusammenschließt im Hinblick auf das Bildmäßige — und die pantomimische Handlung und Darstellung ist fertig. Fehlt nur noch der in Worte gefügte Sinn und der Name. Das Beste, was die Hellerauer Vorführungen von dieser Gattung brachten: eine Szene, die „Hinauf" betitelt war, eine andere: „Rachegeister" und die dramatisch plastische Ausgestaltung eines Notturnos von Rachmaninoff war von Grund aus von dem verschieden, was als neubelebter, pantomimischer Tanz im letzten Jahrzehnt unter uns lebendig geworden ist. Verschiedene Voraussetzungen, verschiedene Wirkungen. Bei den Darstellungen der modernen Tanzdichtungen war das Verhältnis zwischen Musik und Plastik immer nur ein sehr lockeres, oftmals willkürliches. Der Stimmungsgehalt des Tonstückes wurde von der Tänzerin individuell umgewertet; die Musik gab ihr Anregungen, nicht aber gab sie der Musik plastischen Ausdruck. In der rhythmischen Gymnastik wird zunächst alles, was subjektive Stimmung heißt, ausgeschaltet. Die Darstellenden stehen auf dem Boden eines unverrückbar festen Schemas: auf dem der Eurhythmie und Dynamik, wo es nichts zu deuteln gibt. Sofern aber dieser Standplatz nicht verlassen wird, ist in der Gestaltung jeder Grad von Ausdruck in der Körperbewegung zulässig. Diese Basis grade (die der Schüler in den Übungen als etwas mit ihm Verwachsendes empfängt) ist es, die auch dem individuellsten Ausdruck immer die rechte Linie und Form, den Stil bewahrt. Man sah einige pantomimische Studien zweimal, dreimal. Die große Kontur des Bildes blieb dieselbe; in den Einzelheiten kamen immer wieder andere und als Improvisationen wirkende Auffassungen und Konstellationen zum Ausdruck.

* * *

Den starken Eindrücken gegenüber, die man empfing, war es schwer, sich immer darüber klar zu bleiben, daß uns die Bildungsanstalt Dalcroze nichts Abgeschlossenes bieten wollte, so sehr überwog das künstlerisch Reife. Immerhin, es waren Schulvorführungen; und wer die Geschichte dieser Schule und ihres Kampfes mit äußern Schwierigkeiten kennt, versteht, daß manches jetzt an die Öffentlichkeit gerissen werden mußte, was eigentlich in der Stille des Unterrichts noch gesichtet und gefestigt werden sollte. Die zur Pantomime gesteigerten rhythmisch gymnastischen Einzelleistungen schnitten nicht gut ab. Hier fehlte es an Kraft, fortlaufend die vielen und verschiedenartigen Ausdrucksformen der Komposition zu beleben, zu steigern und fest zusammenzuschließen. Viel Talent trat hervor, sehr viel Temperament und Begeisterung und mancher originelle Anfang einer neuartigen Sprache der Gebärde. Daneben dann aber auch manche Reminiszenz an Gesehenes, die in keinem innerlichen Zusammenhang mit dem Wesen der rhythmischen Gymnastik stand.

* * *

Die Aufführung der Hadesszene aus dem zweiten Akt des Gluckschen Orpheus ist einstimmig als Höhepunkt aller Darbietungen bezeichnet worden. (Beiläufig: wem die Sache, nicht das augenblicklich für die Öffentlichkeit gerüstete Ergebnis der rhythmischen Gymnastik vor allem steht, der mußte aus den eigentlichen Unterrichtsstunden die stärksten Anregungen empfangen.) . . . Die Theater der Gegenwart wissen vieles zur Illusion und zu Effekt zu bringen; eine einfache Monumentalität des Stiles aber, wie sie Gluck eignet, ist ihnen bis dahin unerreichbar geblieben. Gluck wird deshalb veraltet genannt in den Bureau- und Direktionsräumen deutscher Theater und nur, wo eine Altistin „Liebling des Publikums“ ist, wagt man noch den Orpheus — um der schönen Gesangspartie und der effektvollen Rolle willen zu geben. Auf dem Hellerauer Schauplatz war das Milieu nicht das des Hades; aber die Unterweltsstimmung war da; und in einer Intensität, die weit über das hinaus ging, was wirkungsvolle Coulissen- und Beleuchtungsillusionen sinnfällig zu machen vermögen. Als das Dunkel über der Szene zu Dämmerung sich auflichtete, unterschied der Blick eine unruhig in sich zuckende und wirbelnde Masse: Leiber und Leiber und Leiber der Schatten, die in strengstem Zusammenhang aller Bewegungslinien mit der Musik wie ein ungeheurer Organismus vor uns auflebten. Seitlich von oben her, wo der vielgegliederte, eckige Treppenbau bis unter die Decke sich erhob, trat die Gestalt des Orpheus heraus. Erscheinung und Haltung, wie dem Werk eines frühitalienischen Meisters entnommen; in der Stimme die Fähigkeit, die unbeschreibliche Macht des Gesanges wahrhaft zu verkörpern. . . Und die Gewalt des Dramas, die Gluck in seine Musik bannte, breitete sich aus, fand ein Bild in den ziehenden, formenden Bewegungen der Massen: Erstaunen, Abwehr, wütender Widerstand, allmähliches Überwundenwerden, willenloses Zurückweichen, endlich eine ungeheure hoffnungslose Sehnsucht nach allem, was Leben heißt. Hier sprach eine musikdramatische Symbolik, der an Kraft des Ausdruckes nichts, was uns von Bühnen her gebracht wird, an die Seite zu stellen ist. Hier ist es in Wahrheit am Platz, von einem neuen Stil des Dramas zu sprechen.

* * *

Erstaunlich war die musikalische Ausarbeitung der Chöre im Orpheus. Über dem Gesang bei Dalcroze wäre ein eigenes Kapitel zu füllen. „Wir sind stimmlich nicht ausgebildet, wir singen nur, wie die Übungen es mit sich bringen," sprach sich einer der Mitwirkenden aus. Hier liegt ein kostbares Geheimnis, das mit der Zeit gehoben werden muß: die Wirkung auf den physischen Gesangsapparat, die von der Aufhebung aller körperlichen Hemmungen, den Bewegungsgesetzen des Rhythmus und der Dynamik gegenüber, ausgehen. Anfänge, Ausblicke nach allen Peripherien des Musikalischen hin.

* * *

Man hört sagen: Dieses Neue muß unsern Bühnen zugeführt werden. Schon geht eine Rede, Reinhardt, der Pfadfinder auf den Wegen künstlerischer Darstellungsformen, würde den Orpheus von Dalcroze nach Berlin übernehmen. Schlimm wäre das! Man würde damit der Kulturwelt ein Abbild, — aller Wahrscheinlichkeit nach nicht einmal ein vollkommenes Abbild, an Stelle der großen Sache selbst geben. Der höchste Wert und die höchste Bedeutung der ganz unvergleichlichen Orpheus-Wiedergabe bestand nicht in der Vollkommenheit der neuartigen ästhetischen Eindrücke (vielleicht würden diese, vorausgesetzt das gehörige Maß von Anstrengung, auch anderwärts zu erzielen sein), sondern eben in dem, was kein auf Industrie gestelltes Theater jemals wird geben können: in dieser Schar musikalisch intensiv durchgebildeter Menschen, die zu Darstellern nicht durch irgendwelche Anregungen und Hinblicke von außen her werden, — die nicht „spielen", während sie singen oder Pausen ihrer Partie füllen, sondern die die Kraft, welche die Musik in ihnen gewonnen hat, und nur diese umgestalten. Schrecklich, wenn wir etwa diesen Orpheus auch in den Zirkus einziehen sehen müßten! Wenn dieses Werk jetzt gelöst würde von Hellerau, so würden wir etwas an ihm haben, wie etwa das gold- und juwelengeschmückte Abbild der Nachtigall in dem Märchen Andersens. Sie sang durch einen kunstvollen Mechanismus in ihrer Kehle so schön, wie die echte, und funkelte und strahlte noch zudem. Der König aber, der die wirkliche Nachtigall gehört hatte, wurde traurig dabei.

* * *

Während man in den Pausen der Vorführungen auf dem wundervoll sich weitenden Platz vor dem Institut die empfangenen Eindrücke in sich nachklingen ließ und den Blick über die vornehm gestreckten Linien des zur Ebene verlaufenden Geländes schickte, tauchte es wie eine Vision vor einem auf. Das Bayreuth des Sommers 1876, — der Festspielhügel, auf welchem die Tat des Musikdramas, des nationalen Kunstwerkes, Wahrheit wurde, — das Wort seines Schöpfers, das er in die begeisterte Menge hinein sprach: „Sie haben gesehen, was wir können; wenn Sie jetzt wollen, so haben Sie eine deutsche Kunst." Es sollen nicht nähere Vergleiche zwischen dem Damals und dem Heute herangezogen werden, auf Schritt und Tritt würden sich dabei die Ungleichheiten hervortun. Aber das Eine besteht: es wurde uns und in weiterem Sinne unserm ganzen Volk etwas Großes mit dem gegeben, was jetzt auf dem Hellerauer Festspielhügel Gestalt gewonnen hat. Es wurden uns dort nach verschiedenen Richtungen hin Wege in die Zukunft unseres musikalischen Lebens aufgetan und Ausblicke zu neuen

Zielen und Möglichkeiten gegeben. . . Wir sehen einen Ausblick hin zur Kunst. Die aus dem Geist der Musik neu gewonnenen Ausdrucksformen werden mit der Folgerichtigkeit allen Geschehens ein neuartiges, musikalisch plastisches Kunstwerk anbahnen. Die fast unerträgliche Realistik der modernen Oper, die immer und ewig ein oberflächliches Schauspiel mit Musik gibt, wird eine Wiedergeburt erleben. Wie viele Möglichkeiten zu neuen Beziehungen und Vereinigungen zwischen Dramatischem und Musikalischem taten sich in den Vorführungen auf, wieviel latente Plastik der Tonkunst wurde offenbar! Wir sehen den Keim einer neuen Musikgattung sich ans Licht heben, eine Zwischenform zwischen Musikdrama und symphonischer Dichtung, bei welcher die absolute Musik nicht gezwungen ist, sich in den Bann von Handlung zu stellen. Wir sehen von der plastischen Seite der rhythmischen Gymnastik Klärungen in das Kunstwerk der Schaubühne übergehen. Es wird zu einer reinlichen Scheidung im Darstellungsstil von Werken kommen können, die heute nach gleichen Prinzipien herausgestellt werden, obwohl sie von grundverschiedener Art sind. Man wird dem Dichter geben, was des Dichters ist; eine Bühne, auf welcher das Wort die erste, die fast einzige Rolle spielt, wo alles, was Szene heißt, klug sich zurückhält, damit sie die Wirkungen des Wortkunstwerkes nicht grell übermale und vernichte. Und es wird sich daneben ein Drama der Szene, der Plastik des Körpers entwickeln, das des Wortes entraten kann, da die Gebärde des einzelnen und die Bewegung der Massen stark und formvoll zu reden vermögen. Es werden in Zukunft auch Dichter ohne Worte unter uns aufstehen, die in den Ausdrucksmöglichkeiten der entwickelten rhythmischen Gymnastik zu reden und zu gestalten vermögen, wie andere in der Sprache. . . Noch einen Weg sehen wir: den eines sehr vertieften und verstärkten Musikalischseins, nicht nur in der Kaste des Musikalischen, sondern im Volke. Denn nicht auf die Durchbildung einzelner sind die Elemente dieser Methode zugeschnitten: sie ist eine Sache für die Pädagogik; eine Möglichkeit zu wechselseitiger Höherentwicklung geistiger und körperlicher Fähigkeiten; Anfänge zu einem harmonischen Ausgleich in der Erziehung der Jugend.

* * *

Ehe uns in Hellerau dieses Neue gebracht wurde, ist es längst aus unserem Volk heraus gedacht und ersehnt worden. Am stärksten von allen modernen Denkern hat Friedrich Nietzsche die Not gefühlt, daß der deutschen Durchbildung und Kultur alle Musik fehle. Der Halbromane Jacques Dalcroze gab uns die erste Stufe der Verwirklichung solcher Ideale; er stellte die methodische Form fest mit jener im Formenfinden sicheren Hand, die ein Erbteil seiner Rasse ist. Aber deshalb ist Kunst und Sinn in Hellerau doch deutscher Art; von demselben Geist, der in Bayreuth weht. Ein und dieselbe Feindschaft hier wie dort gegen alle entwicklungsfremden Philister, derselbe Kampf gegen die Teilnahmlosigkeit des inneren Menschen. Vielerlei Gesichter mögen die Stimmungen gehabt haben, die von den verschiedenen Vorführungen ausgelöst wurden: das der Passivität war sicherlich nicht dabei.

Politische Rundschau.

Im Juliheft wurde hier ausgesprochen, daß es uns in der äußeren Politik schon lange so schlecht ginge, daß es uns nun bald besser gehen müsse. Das war nicht als logisches Axiom, sondern als der Ausdruck des Gedankens gedacht, daß in der internationalen Politik die wirklichen Mächte sich schließlich durchsetzen müssen und deshalb Deutschland wieder den Rang erreichen würde, der ihm gebührt.

Wann war die Welt mehr durch Verträge und Bündnisse festgelegt, als am Schluß des ersten Jahrzehnts des zwanzigsten Jahrhunderts!

Aber die treibende Kraft der Entwicklung bestimmt die Bahn und ein listenreiches Gewebe von Bündnissen zerreißt endlich doch.

Daß mit den Tagen von Baltischport eine gewisse Verschiebung in der Ausbalancierung der Mächte eingetreten ist, empfinden alle Nationen. Wir sind gegen die Ergebnisse solcher Monarchenbegegnungen nach trüben Erfahrungen reichlich skeptisch geworden.

Wir wissen auch allgemach, daß nicht alle Tage blendender Sonnenschein sein kann und wir nicht immer herrlichen Tagen entgegengeführt werden, sind auch als Nordländer einen ernsteren Himmel gewöhnt.

Wollten wir ein Bild ewig heiterer Zufriedenheit sehen, so brauchten wir als Herzstärkung nur nach unseren Regierenden zu sehen.

So war kürzlich wieder in den Blättern zu lesen, Kiderlen-Wächter, der fidele Schwab, habe seinen Geburtstag gefeiert und dazu von seiner „vorgeordneten Stelle", dem Herrn Reichskanzler, ein Telegramm erhalten, nachdem durch die Verhandlungen mit Rußland die kühnsten Erwartungen übertroffen worden seien. In diesen Zustand angenehmer Überraschungen kann sich schließlich ja jeder versetzen, der seine Forderungen möglichst niedrig einstellt: nimm di nix för, so sleit di nix fehl — sagt unser geliebtes Platt, gut und grob, wie immer.

Herr von Bethmann Hollweg hat schon einmal, nach den Potsdamer Tagen, den Ruhm seines Werkes verkündet, als er aber nachher das Instrument des beregten persischen Vertrages produzierte, störten die stets wiederkehrenden Paragrapheneingänge „Deutschland verzichtet".

Schlimmer aber war, daß in den Tagen der Marokkokrisis derselbe Reichskanzler die Gewähr für die Gegenleistung gegen diese merkwürdigen Verzichte, daß Rußland an keiner gegen uns gerichteten Mächtekombination sich beteiligte, n i c h t glaubte übernehmen zu können.

Da die Deutschen gewiß das Volk der Dichter und Denker, nach Bulwers Ausspruch aber das Volk der Dichter und K r i t i k e r sind, so wären sie nach allem, was sie erlebt, versucht, die Festtage von Baltischport mit den gleichzeitigen Besuchen der Generalstabschefs der russischen Armee und Marine in Parallele zu setzen und den Russen die Spatzenmoral zuzutrauen: für die Deutschen das Pläsier, doch für Frankreich sind die Pflichten.

So stehen die Aktien aber doch wohl nicht. Daß sich nun alles alles wenden müsse, Rußland eine vollständige und unvermittelte Abkehr von allen seinen früheren Verbindungen vornehmen würde, glaubt außerhalb der Sphäre des Lokalanzeigers gewiß niemand.

Immerhin war es bedeutungsvoll, daß sich Rußland seinen Ententebrüdern in dem Augenblick, wo sie zur Extratour mit Italien antraten, um die Schöne aus dem Dreibundsaal zu entführen, die Freiheit nahm, in aller Behaglichkeit und Breite sich mit Deutschland auszusprechen.

Aus dem wie immer anmaßlichen Gerede Greys im englischen Parlament spricht nur zu deutlich die Trauer über das verdorbene Konzept.

Die Franzosen erst aber fielen gänzlich aus der Rolle, wurden unverschämt gegen den Zaren und schimpften wie die Rohrspatzen auf den „teuren" Verbündeten.

Rußland hat seine autochthone Unabhängigkeit durch seine Haltung dokumentiert und deutlich genug erklärt, daß es seine Politik nach eigenem Willen und den eigenen Interessen zu machen gewillt ist.

Daß Rußland die Beziehungen zu England und Frankreich gepflegt hat, wird ihm kein vernünftiger Deutscher verübeln.

Wenn Frankreich wie eine verliebte Närrin ihm Milliarde auf Milliarde an den Hals wirft und England kein Schwur zu hoch ist, um seine heimtückische Konspiration mit Japan vergessen zu machen, müßte Rußland ja der größte Esel sein, wenn es diesen Sommernachtstraum nicht voll auskostete.

Rußland liebt nicht erst seit den Tagen Tolstois sich als Bauern dargestellt zu sehen, jetzt haben ihn die englisch-französischen Händler in die Mache genommen, aber es wäre nicht der erste Bauer, der bei solchem Geschäft dem Händlervolk selbst das Fell über die Ohren zöge.

Wir können uns nicht vorstellen, daß Rußland wirklich einen Angriff von Deutschland und Österreich fürchtete, daß es einen solchen für denkbar hielte.

Hier ist wirklich die Furcht der Vater des Gedankens gewesen.

Rußland sieht seine offene Westfront den an Bevölkerungszahl nach ihm selbst stärksten beiden Militärmächten des Kontinents gegenüber und fürchtet bei einem Krieg um sein reichstes Gouvernement Polen und argwöhnt, daß Rumänien um des einst besessenen Bassarabiens willen stiller Teilhaber des Dreibunds geworden ist.

Rußland ist deshalb als europäische Macht abnorm friedfertig und stellt sich England schon deshalb nicht zur Verfügung, weil dieses ihm wiederholt zu verstehen gegeben hat, daß die Dardanellendurchfahrt nichts für Rußland wäre.

Der englische Liebhaber hält solche materiellen Leistungen für unvereinbar mit der Hochspannung seiner Gefühle und begegnet sich hier mit Frankreich, das für die Subsistenz *aller* seiner Schuldner sorgen muß und deshalb im Osmanenreich Ruhe wünscht.

So hat die Dreierentente wohl große Defensivkraft, aber keine Aktionskraft.

Für Rußland hat sie so lange Wert, als dies mit einem Krieg gegen Österreich und Deutschland rechnet, der aber nach den Erfahrungen der bosnischen Krise sehr unwahrscheinlich ist, für Frankreich hört sie mit dem Augenblick auf etwas zu sein, wo dieses sich den Glauben suggeriert hat, es könne Deutschland angreifen und brauche sich nicht gegen Deutschland nur zu verteidigen, England aber, das seine Flotte gegen uns doch nicht riskieren mag, kann mit der Dreierentente nichts rechtes mehr anfangen, weil es Rußland und Frankreich nicht zum Anpacken kriegen kann.

In diesem Zustande eines *labilen* Gleichgewichts unter den Mächten bietet uns wieder einmal das Glück die Stirnlocke.

Unsere äußere Politik muß jetzt mit Rußland oder mit England zu einer *vollständigen* Verständigung kommen, Liebessabbelei nach beiden Seiten ist das Verkehrteste, was geschehen kann, der Entschluß, für die eine Macht und, so schwer es uns wird, gegen die andere sich zu entscheiden, muß endlich gefaßt werden.

Möge die sorgendurchfurchte Stirn unseres Reichskanzlers bald von der angeborenen Farbe der Entschließung leuchten.

Dann wollen wir ihm alles zu gute halten, sogar die anmaßlichen Waschzettel, die in der Norddeutschen Allgemeinen streng, gerecht und verkehrt über alle Fehler der deutschen Parteien und Politiker aburteilen:

„Vertraut eurem Magistrat,
Der fromm und liebend schützt den Staat
Durch huldreich, hochwohlwertes Walten;
Euch ziemt es, stets das Maul zu halten."

England ist augenblicklich auf neuen Handel ausgegangen.

Seit den glorreichen Tagen der Assiento- und Methuen-Verträge, durch welche die beiden Länder der iberischen Halbinsel seine historischen Vasallen geworden sind, sucht es weiter romanische Völker in Dienst und Pflicht zu nehmen. Mit Frankreich und Italien sollte ein langfristiges Engagement für das Mittelmeer abgeschlossen werden.

Frankreich und nicht minder natürlich unser sogenannter Verbündeter waren zu jedem Entgegenkommen bereit, nur die militärischen englischen Berater hatten Bedenken.

Diese sind sehr interessant.

Daß Frankreich und Italien nicht stark genug sein sollten, die mittelländische See — gegen wen eigentlich? — zu halten, kann kaum in Frage kommen, England muß also den beiden Brüdern nicht vollständig getraut haben und anscheinend befürchten, bei einem ernsthaften Engagement seiner Flotte, etwa in der Nordsee, und dementsprechender Schwächung seiner Seestreitkräfte den Suezkanal und die Straße von Gibraltar plötzlich unter französisch-italienischer Besetzung zu sehen.

England wird diese Dienstwilligkeit aber immerhin zu schätzen wissen und den beiden einen Vertrag geben, gleichzeitig aber Alexandria als Kriegshafen ausbauen — die Axt im Haus erspart den Zimmermann.

England kann durch Bündnisverträge die Besetzung und Neuschaffung überseeischer Stationen also nicht überflüssig machen, gleichzeitig aber Deutschland in der hoffnungslosen Minderheit halten, die für eine englische Kriegserklärung historische Voraussetzung ist, ist ausgeschlossen.

Hier zeigt sich, wie ausgezeichnet unsere Flotte für unsere internationale Position wirkt.

Weil wir so wenig über See zu decken haben, liegen wir mit unserer ganzen Kraft England in der Flanke, das auf die Dauer seine Position draußen nicht halten können wird, wenn es sich in ein systematisches Überbieten der deutschen Seestreitkräfte in der Nordsee hineinstürzt.

Mit der harten Tatsache einer unbeirrten und nachhaltigen Feindseligkeit Englands muß auf absehbare Zeit gerechnet werden und diese ist und bleibt der Drehpunkt unserer auswärtigen Politik.

Auch hier gilt es nicht Sentimentalitäten auszutauschen, wenn auch gerade wir Hanseaten es bedauern werden, daß zwischen uns und unseren Vettern über See Feindschaft gesetzt ist.

Die Schwierigkeiten einer deutsch-englischen Verständigung liegen auch nicht in der Unmöglichkeit, natürliche Gegensätze zu überbrücken, sondern in einem ideellen Moment.

Ein Bundesgenosse muß die Fähigkeit besitzen, sich für den anderen einzusetzen, und diese fehlt England gänzlich, weil es niemanden als gleichberechtigt neben sich anzuerkennen vermag.

Dieser unleidliche Erziehungsfehler macht wie in der Gesellschaft auch in der Politik jeden Verkehr auf die Dauer unmöglich, diese selbst-

süchtige Unmoral ist dem Deutschtum gegenüber um so verletzender, weil er den Mangel jeden Verständnisses für die gemeinsame germanische Mission verrät.

Wie England die Interessen der weißen Rasse an Japan verraten hat, so ist es zu gleichem Handel gegenüber den Blutsverwandten bereit, mögen diese nun Holländer oder Deutsche heißen, dicker als Blut ist die englische Selbstsucht.

Die größte Gefahr ist ein unzuverlässiger Bundesgenosse und deshalb muß uns auch eine saubere Scheidung von Italien erwünscht sein.

Dieses psychologische Rätsel zu raten überlassen wir hinfort gern den Engländern, die vielleicht durch ihre eigene Naturanlage besser disponiert sind, es zu lösen.

Druck erzeugt Gegendruck: Kräfteverschiebung. Solange Italien eine selbständige Figur im Mittelländischen Meer machte, konnte Rußland es so hoch einschätzen, daß es sich ihm näherte, fällt es in Englands Arm, so rückt Rußland ab.

Goltz hat diesen Gedanken kürzlich etwas unvermittelt ausgesprochen, als er gegenüber italienischen Presseangriffen bemerkte — übrigens wünsche er eine Verständigung der drei Kaisermächte.

Dieser Verständigung scheinen wir uns in der Tat zu nähern, sie ist vereinbar mit den von Rußland abgeschlossenen Allianzen und Verträgen, weil diese bekanntermaßen auf der Versicherung gegen deutsch-österreichische Angriffe beruhen, die dann illusorisch wären. Die drei Kaisermächte haben als Mächtegruppierung vor hundert Jahren das napoleonische Joch gebrochen, dann aber vergaßen sie nach dem unvergleichlichen Bilde Friedrich Lists über dem Fell des toten Löwen den englischen Leoparden in ihrer Mitte.

Dieser Fehler wäre zu reparieren. Es wäre ein Kontinentalblock der in ihren Verbindungen über See verkürzten und daher von England je nach der Stärke ihres Überseeinteresses beargwöhnten und gefürchteten Mächte.

Auch wirtschaftspolitisch wäre diese Vereinigung gut fundamentiert und könnte der deutschen Industrie die Entschädigung für die Absperrung vom großbrittischen Wirtschaftsgebiet geben, die Carl Peters so sehr fürchtet.

In der inneren deutschen Politik vollziehen sich in aller Ruhe die durch das Anwachsen der Sozialdemokratie und die Schwächung der konservativen Partei und der ihr verwandten Gruppen bedingten Veränderungen.

Die Hoffnung auf dramatische Konflikte wird dabei nicht auf ihre Rechnung kommen.

Das Zentrum wird der rein ultramontanen Außenseiter Herr werden und die zweckdienlichen Beziehungen zu den Konservativen nicht abbrechen.

Der „Windprotest“ der Konservativen gegen den „Caesareopapismus“ in der Kreuzzeitung, die vor wenigen Monden noch schrieb, kein ernsthafter moderner Mensch nehme die Ansprüche der Kurie noch ernst, wird seinen Wert nur in sich selber haben und das Zentrum wird das Gegenseitigkeitsverhältnis weiter halten, daß die Konservativen reden, das Zentrum aber tun kann, was ihnen beliebt.

Die Konservativen dienen ihm als Widerlager für die zur Mehrheitsbildung notwendige Frontverlängerung, die jedoch ohne Hinzutritt der nationalliberalen Partei nicht mehr gebildet werden kann.

Der Versuch, den zur Mehrheit notwendigen Teil von den Nationalliberalen abzusprengen, kann heute schon als gescheitert gelten.

Der „altliberale“ Vorstoß im nationalliberalen Lager ist mißglückt. Es war eine große Ungeschicklichkeit, die Bezeichnung „altnationalliberal“ aus Dietrich Hahns Sprachschatz oder gar Schatzkämmerlein des guten Rats zu entleihen und unmittelbar nach dem in Einmütigkeit verlaufenen Parteitag abends in der Stille mit der Konvertikelbildung zu beginnen.

Daß gerade der Parteivorstand von Hannover dem „Bennigsenbund“ die einmütige Absage erklärte, ist für die Betroffenen schmerzlich.

In Württemberg hat zwischen Liberalen aller Schattierungen eine allgemeine Verständigung für die Landtagswahl stattgefunden und in Preußen scheint ein ähnlicher Vertrag angebahnt zu werden.

Die an sich große Bedeutung solcher Abkommen, die ja auch bei der Reichstagswahl getroffen, wenn auch nicht immer sauber gehalten wurden, darf vor der Hand noch nicht überschätzt werden.

In der Fortschrittspartei in ihrer Gesamtheit wird kaum die Neigung bestehen, die von der Weserzeitung gekennzeichnete Plattform einer „grundlegenden Wandlung der Verständigung zwischen Zentrum, Nationalliberalen und den Fortschrittlern — als einer sicheren Konstellation, für den neuen Reichstag und freie Bahn für die großen gesetzgeberischen Aufgaben“ zu betreten.

Von dieser ungleichartigen Phalanx hängt allerdings so gut wie alles, besonders die sachgemäße Reform des preußischen Wahlrechtes ab.

Aber hüben und drüben fühlt man sich als Weltanschauungspartei, wie noch wieder in Mülheim der Abgeordnete Marx von einem Zusammengehen in Weltanschauungsfragen mit den Konservativen gesprochen hat.

In der Reichspolitik, die mit Schule und Kirche grundsätzlich nichts zu tun hat, kann man sich dabei nicht allzuviel denken, aber um so mehr in gehobener Stimmung empfinden, und Gefühl ist bekanntlich alles.

Der Antiklerikalismus, über den hier kein Urteil abgegeben werden soll, beherrscht als Leitmotiv alle liberalen Politiker Süddeutschlands, nur diesem aprioristischen Empfinden eines Gegensatzes zum Zentrum sind auch die süddeutschen jungliberalen Gegensätze gegen eine möglicherweise andere Politik und dementsprechend die Schwierigkeiten im nationalliberalen Lager zuzuschreiben.

Aber auch die weniger ungewöhnliche Verständigung zwischen Nationalliberalen und Fortschrittlern, von der ausgegangen wurde, hat ihre Schwierigkeiten.

Die sozialen Auffassungen beider Parteien sind insofern verschieden orientiert, als die Nationalliberalen die volkswirtschaftlichen Rücksichten auf die Industrie und Landwirtschaft, die Fortschrittler die Forderungen der Angestellten, der Konsumenten und das Interesse von Handel und Finanz in den Vordergrund stellen.

Darauf beruht auch der Gegensatz von Schutzzoll und Freihandel.

Diese Gegensätze bekommen freilich in der heutigen Zeit, wo Volkswirtschaft immer mehr als Erfahrungssache und nicht mehr als abstrakte Doktrin, noch weniger aber als moralisches Problem behandelt wird, etwas Geisterhaftes.

Alle Länder: England, Nordamerika, Rußland und Deutschland tun das ihrer Volkswirtschaft Nötige, das ist selbstverständlich.

So wäre es beleidigend für den wirtschaftlichen Scharfblick unserer Vorfahren, wenn wir etwa annehmen sollten, Bremen hätte in seiner Freihandelsära nicht justament das getan, was es nach seiner besonderen Lage für das Zuträglichste hielt.

Bremensis.



ANREGUNGEN UND AUSBLICKE.

Amerika in Ostasien.

Die Yankees sind seit einiger Zeit wieder einmal äußerst rührig. Schon lange geht ihr Bestreben dahin, sich in Ostasien ein wirtschaftliches Monopol zu schaffen und den Dollar dort zu Ehren zu bringen. Seit China Republik geworden ist, haben sie ihre Anstrengungen verdoppelt. Eine gute Handhabe boten die Geldschwierigkeiten, mit denen das junge Staatswesen seit seinem Bestehen zu kämpfen hat. Die auszunutzen, hat sich unter den Großmächten ein wahres Wettrennen entwickelt, denn in solchen Fällen gibt es immer etwas zu verdienen. Die Methode, geldbedürftigen Staaten aufzuhelfen und sich dafür wirtschaftliche Vorteile versprechen zu lassen, ist nicht neu. Engländer und Franzosen (welch letztere sich gern noch heute die „Bankiers der Welt" nennen hören) haben sie wohl am häufigsten geübt. Mit Deutschland zusammen wollten sie auch diesmal die finanziellen Bedürfnisse der jüngsten Republik befriedigen. Doch ganz in der Stille hatten die Dollarmänner schon vorgearbeitet. Mit der ihnen eigenen Geschicklichkeit hatten sie sich hinter die chinesische Regierung gesteckt und diese so von ihrer Unentbehrlichkeit überzeugt, daß man sie bei der Begebung der geplanten neuen Eisenbahnanleihen nicht mehr übergehen konnte.

An der großen Sechsmächteanleihe waren sie von vornherein beteiligt. Diese Anleihe im Betrage von 1200 Millionen Mark ist dazu bestimmt, die Reorganisation des neuen China durchzuführen. Daß bei einem derartigen Riesenbetrag nicht ein einziger Staat als Geldgeber in Betracht kommen kann, ist selbstverständlich. England, Frankreich, Deutschland, die schon die Bankiers des Kaiserreichs waren, schlossen sich deshalb mit Rußland, Japan und den Vereinigten Staaten zusammen, um den Chinesen gemeinsam das Darlehen zu gewähren. Wie schwer es war, diese sechs Staaten mit ihren ganz verschiedenen Interessen unter einen Hut zu bringen, kann man sich denken. Scheinbar ist jetzt zwar alle Rivalität unter ihnen begraben und die Jagd nach Sondervorteilen eingestellt. Doch die Amerikaner betreiben die Verhandlungen so nachlässig, daß man sich des Gedankens nicht erwehren kann, es sei ihnen mit dem Zustandekommen der großen Anleihe gar nicht recht ernst. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß sie auch hier ihre eigenen Wege gehen wollen. Wohin die führen, ist nicht schwer zu erraten. Ausschaltung der anderen Großmächte ist das ersehnte Ziel. Die Dollarmagnaten operieren auf dem Weltmarkt mit denselben Mitteln, die ihnen daheim im Yankeeland Erfolge gebracht haben. Dort unter dem Sternenbanner ist in weitestem Maße der Grundsatz in die Praxis umgesetzt worden, lästige Konkurrenz auf jedem Gebiet auszuschalten und Monopole zu begründen. Stahl, Kohle, Öl, Fleisch, Zucker, alles ist zu Trusts zusammengeschmolzen, die ihren Herren reiche Ernte bringen. Denen ist die Methode so lieb geworden, daß sie in China gern einen Amerikanertrust bilden würden, wenn sie nur mit Hilfe einer ostasiatischen Monroe-Doktrin alle fremden Mächte hinauswerfen könnten.

Sehr zustatten kommt ihnen bei ihrem wirtschaftlichen Eroberungszug im Reich der Mitte, daß die neuen Machthaber der Republik zum großen Teil lange Jahre in Amerika zugebracht und auf den dortigen Universitäten studiert haben. So ist es zu erklären, daß sich Jung-China amerikanischem Wesen verwandter fühlt, als den europäischen Mächten. Die Yankees aber sind viel zu gute Geschäftsleute, als daß sie derartige Sympathien nicht für ihre wirtschaftlichen Interessen ausnutzen sollten. Der Mißerfolg, den die Japaner kürzlich zu verzeichnen hatten, als sie sich in der chinesischen Montanindustrie eine Monopolstellung schaffen wollten, kann nicht Leute zurückschrecken, die schon andere Schlachten geschlagen haben. — Das einzige, was den Amerikanern gefährlich werden kann, ist der stets wachsende Chauvinismus

der jungchinesischen Patrioten, die, berauscht von ihren Revolutionserfolgen, leicht zu einer Überschätzung ihrer Kräfte geneigt sind und gern von einem finanziell und wirtschaftlich unabhängigen China träumen. — An dem harten Felsen der Tatsache, daß die Republick um jeden Preis Geld braucht, wenn sie ihre Aufgaben erfüllen will, werden wohl diese Träume bald zerschellen, sollten sie nicht von anderen Interessenten künstlich genährt werden. Wo aber Geld den Ausschlag gibt, marschierte bisher in fast allen Fällen Uncle Sam an der Spitze.

Hugo Kloß.

Zur Trinkgelderfrage.

In Duisburg und Düsseldorf tobt seit einigen Monaten ein Steuerkrieg zwischen Straßenbahnern und Fiskus. In beiden Städten hat die Steuerbehörde eine Besteuerung der Trinkgelder beschlossen, und zwar ist in Duisburg eine jährliche Trinkgeldereinnahme von 150 Mk., in Düsseldorf eine solche von 300 Mk. als fester Bestandteil des Einkommens bei der Veranlagung zugrunde gelegt worden. In beiden Städten haben die vereinigten Straßenbahnkapitäne dem Steuerfiskus den „Prozeßkrieg bis zum Äußersten", d. h. bis zum Oberverwaltungsgericht erklärt, mit der Begründung, ihre Trinkgelder seien keine Einnahmequelle im Sinne des preußischen Einkommensteuergesetzes, sondern nur gelegentliche „Geschenke". — Daß diese Trinkgelder zwar als Einzelleistungen in jedem Spezialfalle rein zivilrechtlich den Charakter der „Schenkung" tragen, aber in ihrer Totalität, als Gesamtsumme durchaus mit Recht als „Jahreseinkünfte aus gewinnbringender Beschäftigung" („aus" nicht direkt, aber indirekt, nicht prinzipaliter, aber akzidentiell) im steuerrechtlichen Sinne charakterisiert und demnach von der Steuerbehörde gemäß § 6,4 des Einkommensteuergesetzes behandelt wurden, kann hier nur unter kurzem aphoristischen Hinweis auf den entscheidenden juristischen Gesichtspunkt betont, nicht mit spezialisierten „Urteilsgründen" nachgewiesen werden. Nicht der steuerrechtlichen Seite des Straßenbahnschaffnertrinkgeldes, sondern der sozialpolitischen gilt unser „Ausblick", der zugleich ein „Rückblick" ist.

Das Straßenbahnschaffnertrinkgeld bezeichnet den Endpunkt einer Entwicklung, die von den prinzipiellen Bekämpfern der allgemeinen Trinkgeld-Unsitte seit Jahrzehnten vorausgesehen wurde! Es bedeutet einen Kulminationspunkt in der Geschichte des Trinkgeldes, der kaum noch übergipfelt werden kann, und vereinigt alle sozialpolitischen Entartungssymptome, die das Trinkgeld im allgemeinen zeigt, in geradezu typischer Erscheinungsform in sich wie in einem Paradigma.

Als vor mehr als einem Menschenalter Ihering als Rufer im Streit gegen die Unsitte des Trinkgeldes auftrat, die er als Musterbeispiel für seine Lehre von der Zwangskraft der Sitte wie der Unsitte in einer besonderen Schrift (einem Ausläufer seines „Zweck im Recht") behandelte, unterschied er drei Arten des Trinkgeldes, die ebensoviele Stufen der Unsitte bezeichnen sollten — das Gefälligkeitstrinkgeld für gewisse an sich „umsonst", aus Gefälligkeit erwiesene, aber doch effektive Dienstleistungen, das geschäftliche (besonders das des Geschäftspersonals), und das gesellige oder „Domestikentrinkgeld". Der ganze konzentrierte Zorn des großen Göttinger Juristen richtete sich gegen diese dritte Form der Unsitte („Wer Trinkgeld gibt, wird nicht wieder eingeladen!" — mit diesen in neckisch drohendem Tone gesprochenen Worten entließ er mich und eine Reihe jüngerer Tischgäste noch wenige Monate vor seinem Tode). Ihering kannte noch nicht die vierte und höchste (oder soll ich sagen: tiefste?) Stufe des Trinkgeldes — das Schleuder- oder Verschwendungstrinkgeld, welches ohne die geringste Gegenleistung gespendet wird und lediglich in der Eitelkeit wurzelt, in dem Drange, den reichen Mann, den vornehmen Herrn zu markieren, der mit einem Fünfpfennigstück „nicht zu rechnen braucht", — man könnte diese vierte Stufe auch als Eitelkeitstrinkgeld (vom Standpunkt des Gebers aus gedacht, wie

das Gefälligkeitstrinkgeld vom Standpunkt des Empfängers) bezeichnen, wenn lediglich seine historische Wurzel, nicht auch die heutige Psychologie dieser erstaunlichsten aller Trinkgelder-Unsitten erklärt werden sollte. Der erste Spender des Straßenbahntrinkgeldes (oder war es nicht vielleicht eine Spenderin?) ließ sich von geldaristokratischer Eitelkeit zu dieser epochemachenden Tat bestimmen und zwar in doppelter Richtung: dem Schaffner gegenüber und dem „mitreisenden" Publikum gegenüber. Vielleicht war der urgeschichtlich erste Fall der des vornehmen jungen Herrleins (oder Fräuleins?) das bei der Lösung eines Fahrscheins für 15 Pfennig zwei Zehnpfennigstücke hingab und es nicht ertragen konnte, sowohl vom Schaffner als auch vom beobachtenden Publikum als der kleinliche Rechner oder arme Mann eingeschätzt zu werden, der nicht auf die Herausgabe von 5 Pfennig verzichten wolle oder könne. An diese erste Form des vornehmen Verzichtes auf Bagatellforderungen (mit den gnädigen Worten: „schon gut!"), die echte Frucht einer Zeit und Generation, die den Wert des Geldes ganz anders bemißt, als unsere Väter gemäß ihrem „altmodischen" Sprichwort: „Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert!" schloß sich dann rasch die zweite Form des noch vornehmeren und auf den Schaffner sowie besonders die sämtlichen Mitreisenden noch „imponierender" wirkenden positiven Geldgeschenks an den Wagenkapitän — weder Wagenkapitän noch Passagiere konnten dann noch zweifeln, welch vornehmen Fahrgast sie die Ehre hatten im Wagen zu haben! — Nachdem die Eitelkeit der Unsitte die Bahn gebrochen, kamen ihrer Weiterentwicklung (wie bei allen Unsitten) zwei andere menschliche Schwächen zu gute: der Nachahmungsdrang („mimicry") der Gedankenlosen und die Schwäche (oder darf ich sagen: Feigheit?) derer, die zwar genug kritische Denkkraft besaßen, die Unsitte als solche zu erkennen, aber nicht den Mut, ihrer Autorität den Gehorsam zu verweigern! Wohl uns, daß bis heute die „Zwangskraft" dieser Trinkgeld-Unsitte noch eine sehr schwache ist! Würden alle Fahrgäste Straßenbahntrinkgeld zahlen, so würde die demoralisierende, sozialpolitisch verderbliche Wirkung dieses Schleudertrinkgeldes eine geradezu verwüstende werden — der Schaffner würde viele hundert Mark monatlich als Tribut beziehen, während knapp bemittelten Fahrgästen, die täglich mehrere mal trinkgeldpflichtig sind, dem Moloch „Unsitte" monatlich einige Prozent ihres kargen Einkommens opfern müssen! Denn bei keiner Form des Trinkgeldes hat sich so wie beim Straßenbahntrinkgeld neben der völligen inneren Prinziplosigkeit (es ist das Trinkgeld des Kassierers dem Schuldner gegenüber!) das quantitative Mißverhältnis zwischen dem Schuldbetrag und dem als Trinkgeld gespendeten Zuschlagsbetrag bis zur Monstrosität gesteigert! Da es auch schon bei Zehnpfennig-Billets üblich ist, steigt es bis — 50 %!

Daß ein derartiges Schleuder- oder Verschwendungstrinkgeld symptomatisch auf eine bedenkliche Abnahme der höchsten wirtschaftlichen Tugend, der Mutter aller anderen wirtschaftlichen Tugenden: der Sparsamkeit, hinweist, wird kein Volkspädagoge oder Sozialethiker bestreiten. Und darum ist für den Sozialpolitiker nicht die Frage Gegenstand seiner Sorge, ob das Straßenbahntrinkgeld besteuert werden darf, sondern die Frage, wie es abgeschafft werden kann!

Die Abschaffung des Straßenbahntrinkgeldes, durch welches das deutsche Volk an einem kleinen, aber charakteristischen Symptom (auch die hektischen Flecken bei Lungenkranken im ersten Stadium sind klein, aber charakteristisch!) offenbart, daß es ein Volk von großmannssüchtigen Verschwendern zu werden droht, ist noch möglich! Und noch genügen zwei einfache Mittel! Das Publikum muß — Anti-Trinkgeldvereine gründen? nein! — aber in zwanglosen vereinsähnlichen Formen dem Straßenbahn-Trinkgeld organisierten Widerstand entgegensetzen. Und wenn (zumal in den Großstädten, wo ein derartiger zwangloser und doch wirkungsvoller Zusammenschluß schwer

möglich ist), dieses erste Mittel als zu schwach sich erweist, das Unkraut abzutöten, so müssen die Straßenbahngesellschaften bezw. -Unternehmer (in Köln z. B. die Stadtverwaltung selbst) das Unkraut gewaltsam ausrotten, indem sie die Annahme von Trinkgeldern den Straßenbahnschaffnern verbieten und dieses Verbot durch Anschlag in den Wagen publizieren!

Liebig hat einmal gesagt, die Kulturstufe eines Volkes lasse sich aus dem Quantum Seife, das es jährlich verbrauche, erkennen. Und ähnlich läßt sich aus dem Quantum an — Trinkgeldern, welches ein Volk verbraucht (von den eigenartigen „Trinkgeldern" der Russen und Türken bis zum Schleudertrinkgeld auf deutschen Straßenbahnen), seine wirtschafts- und sozialethische Kulturstufe erkennen — nur leider in umgekehrter Richtung! Möge man endlich in Deutschland sich bewußt werden, daß das Geld ebensowenig wie es „auf der Straße gefunden" wird, auf der Straßenbahn fortgeworfen werden darf!

Moritz de Jonge.

Schluß des redaktionellen Teils!

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.
Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto) an die Redaktion Bremen, Am Wall 163. Tel. 6945.
Sprechstunden der Redaktion: Dienstag und Freitag von 1—2 Uhr.
Verlag: Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft in Bremen.
Druck: H. M. Hauschild, Hofbuchdruckerei, Bremen.

Unaufgeklärte Automobilunfälle.

Vor einigen Jahren kam ich mit einem Motorzweirade auf grader, trockner, unbelebter, vorzüglicher Chaussee, ohne das mindeste Hindernis, ohne den geringsten Maschinendefekt, noch dazu in mäßigem Tempo, zu einem Sturze, der mich ein paar halbe Zahnkronen und etliche Stücke der Gesichtsepidermis kostete. Der Fall geschah so blitzartig, daß von einem Schutze des Gesichts durch Armausstrecken gar nicht mehr die Rede war, ich möchte sagen noch schneller als auf schlüpfrigem Pflaster, weil man hier in der latenten Erwartung eines möglichen Sturzes fährt.

Auf solche Unfälle kann man nun das Wort von Franz Moor: Träume kommen aus dem Bauche, dahin variieren: viele Automobilunglücksfälle kommen aus dem Magen des Lenkers! Sie sind gastrisch-nervöser Natur!

Schon beim Radfahren haben früher die schriftstellernden Ärzte, namentlich der damals sehr bekannte, früh verstorbene Dr. Fressel, spezifische Erscheinungen wahrgenommen, ohne sie aber immer richtig auszulegen. Fressel hat z. B. in der bei Radfahrern bisweilen auftretenden angina pectoris oder — viel bezeichnender — Präkordialangst eine besondere Radlerkrankheit erblickt, jedoch ebenso mit Unrecht, als wollte man die Platzfurcht eine solche nennen. Richtig ist nur, daß Personen, die an Herzneurose leiden — deren Ausflüsse ja sowohl die Platzfurcht als auch die Präkordialangst sind — sich auf dem Rade natürlich noch viel hilfloser vorkommen als auf dem festen Boden, sobald ein solcher Anfall eintritt, sei er nun durch Nervenschwäche, oft in Verbindung mit Magenverstimmung, oder durch Autosuggestion hervorgerufen. Viel seltener mag Fressels Annahme zutreffen, daß durch das Radfahren erst der Grund zu solchen Krankheitserscheinungen gelegt wird, nämlich nur in den Fällen, wo durch unvernünftige Überanstrengung des Körpers und besonders des Herzens eine Veränderung des letzteren (namentlich Erweiterung) herbeigeführt wurde.

Solche Nervenanfälle führen beim Radfahren selten zu einem Sturze, weil hier Lenkung und Antrieb unter unmittelbarer Kontrolle des Fahrers stehen, beim Motorrad- und Motorwagenfahren aber nur die erstere, der zweite erst mittelbar. Der Nervenschwache findet nicht Zeit, sich das Tempo und, wenn nötig, das Anhalten anzupassen; die sich bewegenden Beine

des Radlers reagieren viel schneller, sie bremsen beim Eintritt des Nervenkollapses ganz von selbst. Das geringe Eigengewicht und die viel geringere Geschwindigkeit des Rades verringern noch außerdem die Gefahr.

Daß eine plötzliche Nervenstörung vollauf genügt, um unter Umständen eine furchtbare Katastrophe herbeizuführen, ist nicht schwer zu beweisen, namentlich wenn es sich um die vorerwähnte Präkordialangst handelt. Denn mit ihr ist das Gefühl verbunden, als müßte das Herz stillstehen und als könnte nur eine starke körperliche Bewegung es wieder in Gang bringen. Wer liegend von einem solchen Anfalle überrascht wird, dreht sich daher, oft einen Angstschrei ausstoßend, um sich selbst; die Hände greifen dabei weit umher, wie es ja bekanntlich auch bei Leuten der Fall ist, die von einer Kugel ins Herz getroffen werden. Es ist klar, daß ein solcher Anfall von Herzangst, wenn er den Lenker eines halbwegs schnell fahrenden Wagens trifft, mit Sicherheit einen Sturz zur Folge haben muß; es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß eine so krasse krampfartige Erscheinung eintritt; denn wer an Präkordialangst oder Platzfurcht leidet, ist a priori ungeeignet für die Lenkung eines Autos und wird sich glücklicherweise wohl meist ebenso unfähig dazu fühlen, wie etwa ein Schwindsüchtiger zum Bergauffahren mit dem Zweirade.

Zwischen Autofahren und Autofahren ist aber ein großer Unterschied. Wer ein Zwergwägelchen von 35 km Stundentempo sicher steuert, der braucht deshalb noch keinen Rennwagen von 200 km oder auch nur ein Tourenfahrzeug von 70—80 km steuern zu können, so wenig wie etwa ein Besteiger des Rigi ohne weiteres das Matterhorn ersteigen kann.

Ein gesunder Mensch wird seine Nerven binnen kurzem den höhern Anforderungen anpassen können; aber in unserer neurasthenischen Zeit sind eben die meisten Leute nicht so gesund, wie es jeder tüchtige Chauffeur sein muß. Die große Mehrzahl unserer Besitzer großer Wagen wäre gar nicht imstande, die Arbeit des Lenkers dauernd oder auch nur vorübergehend zu ersetzen; und in vielen Fällen hat es sich bitter gerächt, wenn der Herr seinem Chauffeur das Steuer aus der Hand nahm. Es ist daher kein so unberechtigtes Verlangen, wenn vielfach eine gründliche körperliche Untersuchung jedes Fahrschein-Bewerbers gefordert wird, eine Untersuchung, die sich nicht bloß auf die Augen, sondern auch auf Herz und Nerven erstrecken soll, die freilich aber ohne längere Beobachtung meist unzulänglich wäre.

Inwieweit auch kerngesunde Menschen gastrischen Einflüssen derart unterliegen können, daß sie nicht mehr die Herrschaft über ihre Nerven behaupten, ist schwer zu entscheiden, wenn man von hochgradigem Mißbrauch alkoholischer Getränke absieht.

Ich möchte gleich hier, wenigstens von meinem eigenen Standpunkte aus, der unbedingten Verdammung des Alkohols entgegentreten, und zwar gerade in denjenigen Fällen, wo es sich um mehr oder minder erhebliche nervöse Angstzustände handelt, und wo das »Oberbewußtsein« eine Hemmung bildet für diejenigen Tätigkeiten, die sich im »Unterbewußtsein« leicht und automatisch abspielen sollen. Der Schwimmer, der schwimmen kann, gibt sich keine Rechenschaft mehr über die Reihenfolge und Korrektheit der Tempi, ebensowenig der Radler über die Kunst, das Gleichgewicht zu halten. Nur der Lernende macht die nötigen Bewegungen mit bewußter Korrektheit und — mit entsprechendem Mißerfolge. Es sei auf ein in die Augen springendes Beispiel hierbei hingewiesen. Viele gute Radfahrer haben eine heilige Scheu vor schlüpfrigem Pflaster, sie steigen davor ab, während andere, die nicht besser fahren, die aber gesündere Nerven oder, was dasselbe ist, mehr Selbstvertrauen haben, ruhig und sicher darüber hingleiten.

In solchem Falle stellt ein oder ein paar Glas Bier bei dem minder selbstsichern Fahrer das Vertrauen derart her, daß er mit Grazie über die schlüpfrigsten Katzenköpfe dahinflitzt, ohne deshalb im eigentlichen Sinne berauscht zu sein. Nur die im vorliegenden Falle schädliche Kontrolle des Gehirns, die eine lästige Hemmung bildet, wird ausgeschaltet, die Kontrolle über die Vermeidung von Zusammenstößen usw. bleibt in diesem Stadium noch bestehen. Ich weiß wohl, daß die Abstinenzler, namentlich unter den Ärzten, vielleicht nicht die Richtigkeit (denn die ist unwiderlegbar), wohl aber die Zulässigkeit meiner bedingten Alkoholverteidigung angreifen würden; solange wir aber in der Zigarre und im Alkohol ein Mittel physischer und psychischer Entspannung in dem ungeheuren Umfange im Volkshaushalt benutzen, wie es einmal der Fall ist, muß man sich mit der Tatsache abfinden. Ich bin daher auch überzeugt, daß ein nervöser Radrennfahrer, der vor dem Rennen ein Glas Sekt trinkt, eine geringere Gefahr für sich und für die Mitbewerber bildet, als wenn er völlig nüchtern seinen Nerven die Herrschaft ließe.

Zwischen Gebrauch und Mißbrauch ist natürlich ein Unterschied; und ersterer wird weder auf der Lokomotive

noch auf dem Führersitz eines kaiserlichen Wagens zu verwerfen sein, solange er nicht ausartet.

Für viel bedenklicher halte ich den Gebrauch eines anderen Reizmittels, das im Gegensatz zu mäßigem Alkoholgenuß die Eigenschaft hat, Herz und Nerven aufzupeitschen. Es ist dies der Kaffee und in etwas geringerem Maße der Tee.

Beiden Getränken ist gemeinsam ein alkalisches Gift, das dort Koffeïn, hier Teeïn heißt, das aber nach Art und Wirkung ziemlich dasselbe ist. Im Bliemchenkaffee oder gar in den Malzsurrogaten, wie sie in weiten Volksschichten getrunken werden, ist ja das Gift nur in sehr geringer Dosis, im Malz natürlich gar nicht enthalten; aber die Hotels, in denen der Autler einkehrt, kredenzen keinen Bliemchenkaffee, sondern etwa »ein Lot auf die Tasse«. Das sind 17 Gramm; da nun im Kaffee mehr als 1 % reinen Koffeïns enthalten ist, so nimmt der Trinker etwa 0,2 Gramm des Giftes zu sich. Nun ist aber 0,5 Gramm die Maximaldosis, die der Arzt verschreiben darf! Empfindliche Personen reagieren aber schon — durch Angstgefühl, kalten Schweiß, Zittern usw. — auf noch geringere Dosen als 0,2 Gramm! Kommt nun noch hinzu, daß der Kaffee mit einem sehr guten Frühstück zusammenfällt oder sich an ein gutes Mittagessen anschließt, so erfüllt er noch eine zweite seiner schädlichen Wirkungen: er verzögert und erschwert die Verdauung. Von der großen chronischen Schädlichkeit des Kaffees, zumal starken Kaffees, die zweifellos gewaltigen Einfluß auf die Sterblichkeit der gutsituierten Kreise (Herz- und Magenleiden, Gicht) hat, soll nicht weiter gesprochen werden, da uns hier nur die akute Gefahr berührt, und zwar als Unfallursache, denn daß sich jemand auf einem Sitze an Kaffee zu Tode trinkt, wird wohl kaum vorkommen.

Der Leser, der mir von den Eingangszeilen bis hierher aufmerksam gefolgt ist, wird vielleicht den Zusammenhang noch nicht ganz überblickt haben; — nun wohl: über eine Tasse starken Kaffees sozusagen bin ich damals gestürzt! Das starke Nervengift hatte entweder eine Herzbeängstigung oder eine anderweitige Nervenablenkung mit unwillkürlich reflektierender Muskelzuckung zur Folge; die weitere Folge war ein »Verreißen« der Steuerung, das ich auf dem Drei- oder Vierrade vielleicht noch hätte gutmachen können, das aber hier zum Sturze führte und das immer und bei jedem Fahrzeuge zum Sturze führen mußte, sobald das Tempo auch nur etwa 40 bis 50 km betrug.

Wohl jeder Autler hat schon einen »entgleisten« Wagen seitab von der Chaussee im Graben oder im Acker liegen sehen; ich habe diesen traurigen Anblick schon mehrfach gehabt, und das eine Mal war der Chauffeur — sein Herr hatte gesteuert — sofort tot geblieben. Wie oft bei diesen zahlreichen Katastrophen mag nicht der Alkohol oder das sinnlose Rasen die Schuld tragen, sondern der überladene Magen oder der unvernünftige Kaffeegenuß.

Es ist nun obendrein eine Ironie des Schicksals, daß der schädliche Reiz des Kaffees, der eine Folge des Koffeïns ist, keineswegs zusammenhängt mit seinem Aussehen und Wohlgeschmack, denn Koffeïn ist ein weißes, nahezu geruch- und geschmackloses Alkaloid. Deshalb haben auch die Ärzte längst die Entgiftung des Kaffees im Interesse der Kulturmenschheit (wenigstens der abendländischen; denn der phlegmatische Türke und Orientale verträgt das Vielfache) gefordert, und ein Stabsarzt hatte bereits ein Verfahren dazu gefunden, das sich aber nicht bewährte, weil er dem Kaffee durch die Pulverisierung der rohen Bohne samt dem Gifte auch das Aroma entzog. Erst seit es der Bremer Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft gelungen ist, die rohe Bohne ohne ihre Zerkleinerung »aufzuschließen« und ihr das Gift mittels flüchtiger Lösungsmittel zu entziehen, ist der so vorbereitete Kaffee wieder ein für die Nerven unschädliches Genußmittel geworden.

Die Leiter der automobilistischen,*) der alpinen und anderer Verbände würden sich ein Verdienst erwerben, wenn sie die hier gegebene Anregung, die ja jeder Arzt auf ihre Richtigkeit prüfen kann, ihren Klubmitgliedern zur Beherzigung empfehlen, und wenn sie auch den Wirten der Hotels, Einkehrstellen usw. nahelegen würden, daß sie neben dem üblichen giftigen Kaffeegetränk auch das giftfreie, den koffeïnfreien »Kaffehag« führen. Für das Wohlbefinden der Autler würde das ein großer Gewinn sein, vielleicht auch — wie ich wenigstens auf Grund der üblichen langjährigen chronischen Kaffee- und Teevergiftungen überzeugt bin — für die Statistik derjenigen Unglücksfälle, deren Ursachen »in Dunkel« gehüllt sind.

(Deutsche Rad- und Kraftfahrer-Zeitung.)

---

*) In diesem Zusammenhang ist es beachtenswert, daß auf der im Juli vom K. A. C. und A. D. A. C. veranstalteten »Leichten Wagenfahrt« zwischen Berlin, Stettin, Posen, Breslau, Dresden nur koffeïnfreier »Kaffeehag« getrunken wurde; der Kaffee wurde in Thermos-Flaschen mitgeführt und an jedem Start nachgefüllt.

Für die Reise.

Wer das Reisen als Genuß und nicht als Strapaze empfinden will, muß ruhige Nerven haben. Die kleinen Widerwärtigkeiten, die jede Reise mit sich bringt, ertragen sich leichter, wenn man sie mit philosphischer Gelassenheit betrachtet. Ruhige Nerven haben aber wenige und wer sie beim Beginn der Reise hat, ist nach zehn Stunden so nervös, daß er erst am folgenden Tage das volle Gleichgewicht wiederfindet. Woher kommt das? Man hat doch zu Haus oft viel mehr Aufregung als auf einer langen Eisenbahnfahrt, wo man ruhig in seiner Ecke sitzt, nach Belieben liest, aus dem Fenster sieht, sich oft mit seinen Mitreisenden unterhält, im Speisewagen seine Tasse Kaffe trinkt und sich auch manchmal sterblich langweilt. Woher also die Nervosität? Sie hat zwei Ursachen: erstens die Erschütterung des Fahrens und zweitens die Tasse Kaffee. Es ist jedem Arzt bekannt, daß das Herz und das Nervensystem gegen dauernde Erschütterungen des Körpers empfindlich sind. Ähnliche Erscheinungen bewirkt auch der Genuß starken Kaffees oder Tees, und zwar ist das darin enthaltene Herz- und Nervengift das Koffeïn, welches sie verursacht. Am stärksten macht sich dieser unangenehme Zustand geltend, wenn die Vibration und das Koffeïn vereint das Herz und die Nerven attackieren. Man sollte nun auf Reisen den Genuß von Koffeïn, sei es im Kaffee oder Tee, möglichst vermeiden. Man kann das jetzt, ohne auf die Annehmlichkeiten einer Tasse Kaffee verzichten zu müssen. Der koffeïnfreie „Kaffeehag", der selbst in der kleinsten Stadt zu haben ist und den deshalb jedes Hotel sofort beschaffen kann, wenn man darauf besteht, übt, wie durch zahlreiche klinische Versuche absolut einwandsfrei festgestellt ist, keinerlei physiologische Wirkung auf Herz, Nervensystem oder sonstige Organe aus. Er verursacht keine Schlaflosigkeit und keine sonstigen unangenehmen Erscheinungen, ist aber im Geschmack und Aroma von anderem Kaffee nicht zu unterscheiden.

Drahtlose Telegraphie im Nordseebäder-Dienst.

Von den im Nordseebäder-Dienst beschäftigten Dampfern des Norddeutschen Lloyd Bremen ist der Dampfer „Seeadler" schon seit längerer Zeit mit einer Einrichtung für drahtlose Telegraphie versehen. Nunmehr sollen auch die Dampfer „Najade" und „Nixe", welche in den Sommermonaten den Verkehr zwischen Bremerhaven-Helgoland und Norderney aufrecht erhalten, ebenfalls mit drahtloser Telegraphie ausgerüstet werden. Durch die Einrichtung einer Station für drahtlose Telegraphie wird nicht nur die Sicherheit des Schiffes erhöht, sondern es wird den Passagieren auch gleichzeitig die gewiß vielfach erwünschte Gelegenheit gegeben, zu jeder Zeit von See aus Nachrichten oder telegraphische Grüße in die Heimat zu senden.

Eine gute Bezugsquelle für Fahrräder und deren Zubehörteile, Nähmaschinen, Automobilmaterial, Sportartikel, Waffen, Jagdartikel und Munition, Uhren, Gold- und Silberwaren, Musikwaren, Astephon-Sprechmaschinen und Schallplatten, photographische Artikel, Spielwaren usw. ist die Firma August Stukenbrok, Einbeck. Wir verweisen auf den dieser Nummer beigefügten Prospekt und empfehlen jedem Interessenten, sich den angebotenen reich-illustrierten Katalog kommen zu lassen.

FREMDEN-FÜHRER

Bad Salzschlirf

Hotels und Kurhäuser

Kurhaus und Badehotel
Central-Hotel
Hotel Iller
Hotel Royal
Hotel Wüsthofen

Hotel Bellevue
Eldorado
Park-Hotel
Hotel Terminus

Pensionen

Pension Böddeker
Villa Dilger
Villa Henkelmann
Villa Hubertus
Pension C. Lerch
Villa Margarethe
Villa Paradies
Pension Ferd. Post
Pension Völker
Pension Weihl

Villa Caecilie
Pension Caesar Gies
Pension Hohenzollern
Villa Kronprinz
Villa Linnenkohl
Villa Maria
Villa Rothstein
Villa Ullrich
Pension Haus Waldeck
Pension Winkler

Cafés und Restaurants

Café und Restaurant Blaues Wunder
Café Windsor

Restaurant Wilhelmshöhe

Bad Orb

Hotels und Kurhäuser

Kurhaus St. Elisabeth
Hotel Adler
Bade-Hotel
Bayrischer Hof
Frankfurter Hof

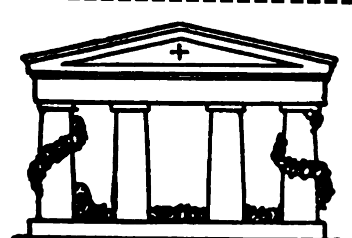
Kurhaus-Betriebsgesellschaft m. b. H.
Bahnhofshotel
Zum goldenen Engel
Zum goldenen Hirsch

Pensionen

Villa Anita
Villa Brunstein
Villa Friede
Villa Haberthal
Villa Iris
Park-Villa
Villa Saline
Villa Wilhelmsruhe
Heilstätte Küppelsmühle.

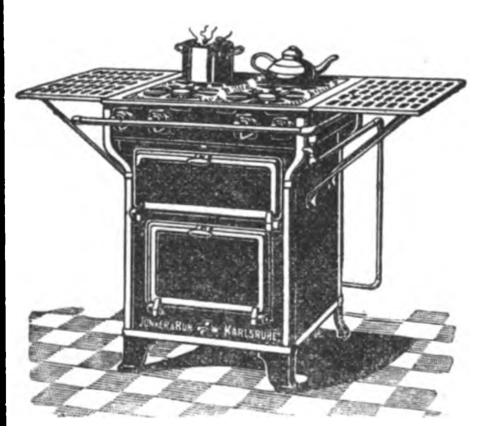
Villa Bismarck
Villa Aegir
Villa Germania
Villa Hortensia
Villa Margaretha
Villa Quisisana
Villa Spessart
Villa Victoria

In den oben genannten Etablissements wird der coffeïnfreie „KAFFEEHAG" verabreicht.






Wasserdichte Segeltuchfabrikate:
Gartenzelte
Schirme
Markisen
Wagenlaken
Flaggen
Otto Wendland, Bremen,
Langenstr. 115
Fernruf 1428.





Kaffee=Handels=Akt.Ges. Bremen



Die Güldenkammer

2·Jahrgang
Heft 12
September 1912

Verlag: Kaffeehag Bremen

INHALTS-VERZEICHNIS.

ANREGUNGEN UND AUSBLICKE.

BEZUGS-BEDINGUNGEN.

Durch sämtliche Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt vom Verlag:
jährlich Mk. 8.—, vierteljährlich Mk. 2.—, Einzelheft: Mk. 0.80.

Kommissions-Verlag: Franz Leuwer, Bremen, Obernstraße 14.

Die Güldenkammer

Herausgeber:

S. D. Gallwitz · G. F. Hartlaub · Hermann Smidt

Gerhard Hildebrand:

Weltwirtschaftliche Verschiebungen.

Europa ist bekanntlich von allen Erdteilen der am dichtesten besiedelte. Nicht zum wenigsten aus diesem Grunde ist es in den letzten 100 und namentlich in den letzten 50 Jahren das Quellgebiet eines ungeheuren Auswandererstroms geworden, der sich ununterbrochen in die Hauptländer Amerikas, nach Nord- und Südafrika, Australien und neuerdings auch Sibirien ergießt. Nicht alle Länder Europas sind stets gleichmäßig an der Speisung dieses Stroms beteiligt gewesen, und nicht alle Auswanderungsgebiete stets gleichmäßig von ihm überflutet worden. Aber im ganzen ist doch kein Volk Europas ohne starken Blutsabfluß geblieben, und wenn der deutsche Auswandererstrom seit 1894 fast völlig versiegt ist, so sind doch seitdem aus England, Süd- und Osteuropa jahraus, jahrein weitere Millionen von der Woge erfaßt und fortgetrieben worden.

Nichtsdestoweniger ergibt sich aus der Statistik die Tatsache, daß der Anteil Europas an der Bevölkerung der Erde in den letzten 20 Jahren keineswegs geringer geworden ist, daß er vielmehr in fast erstaunlichem Maße noch zugenommen hat. Es betrug nämlich nach den Jahrgängen 1892, 1902 und 1912 der Geographisch-Statistischen Tabellen von Hübner-Juraschek:

	Die gesamte Bevölkerung der Erde in Millionen	Die Bevölkerung Europas in Mill.	in % der Erdbevölkerung
um 1890	1484,28	359,46	24,2
„ 1900	1539,10	392,05	25,5
„ 1910	1679,46	447,30	26,6

Die Bevölkerung Europas ist also trotz aller Auswanderung nicht langsamer wie die Bevölkerung der Erde im ganzen gewachsen,

sondern schneller. Um 1890 wohnte auf europäischem Boden ein sehr knappes, um 1900 bereits ein gutes und um 1910 ein sehr reichliches Viertel der gesamten Menschheit.

An diesem übernormalen Wachstum sind West- und Osteuropa in gleichem Maße beteiligt. Aber die Ursachen sind verschieden. In der Westhälfte Europas hat zunächst einmal die auf modern wissenschaftlicher Grundlage erwachsene Agrartechnik eine gewaltige Steigerung der Bodenproduktivität ermöglicht, so daß ein nicht unbedeutender Teil des Bevölkerungszuwachses aus der eignen agrarwirtschaftlichen Kraft des heimischen Bodens ernährt werden konnte. Darüber hinaus vermochte der Industrialismus in Verbindung mit Weltverkehr und Welthandel neue Lebensmöglichkeiten für ungezählte Millionen von Westeuropäern zu schaffen. Es ist wahrscheinlich nicht zuviel behauptet, daß von den etwa 300 Millionen Bewohnern der Westhälfte Europas der dritte Teil nicht von der inneren agrarisch-industriellen Wechselwirtschaft Westeuropas, sondern vom Export-Industrialismus existiert: wobei wir in diesem Fall unter Export-Industrialismus den agrarisch-industriellen Wechselverkehr von westeuropäischen mit ost- und außereuropäischen Ländern verstehen, ob er sich nun direkt abspielt, oder ob er indirekt z. B. in der Weise ermöglicht wird, daß Deutschland Fabrikate an England verkauft und mit dem dafür erhaltenen Gelde russisches Getreide, amerikanische Baumwolle und brasilianischen Kaffee, Kautschuk oder Tabak ersteht; in allen solchen Dingen gibt es ja nur schematische Pauschaldarstellungen, wenn man nicht endlose Details durchhecheln will.

Neben der Steigerung der eignen agrarwirtschaftlichen Produktivität ist es also der Export-Industrialismus gewesen, der das übernormale Wachstum der westeuropäischen Bevölkerung ermöglicht hat. Und zwar der zu zweit genannte Faktor wahrscheinlich in noch höherem Grade wie der zuerst genannte, denn die industrielle Produktivität ist noch unvergleichlich viel stärker gewachsen wie die agrarische. Sie konnte aber nur unter der Voraussetzung im vollen Umfang ausgenutzt werden, daß dem westeuropäischen Industrialismus agrarische Ergänzungsländer in genügender Anzahl zur Verfügung standen, daß also die agrarische Produktivität anderer Länder sich im Maße der Bedürfnisse der westeuropäischen Industrieländer entwickelte, und daß zwischen den beiden Länderkategorien ein stets wachsender agrarisch-industrieller Wechselverkehr möglich wurde. Mit anderen Worten: Der Aufschwung des westeuropäischen Industrialismus ist vom Aufschwung des ost- und außereuropäischen Agrarismus abhängig gewesen, und ein ferneres Weiterwachsen des westeuropäischen Industrialismus ist

bei der immerhin relativ begrenzten Steigerungsfähigkeit der eignen Agrarproduktivität nur in dem Grade denkbar, in dem ihnen die Leistungsfähigkeit agrarischer Ergänzungsländer zur Verfügung steht.

Unter den agrarischen Ergänzungsländern Westeuropas sind drei verschiedene Gruppen zu unterscheiden. Die erste Gruppe ist die vorhandener Produktionsgebiete, die sich nur einfach aus eigner Kraft als solche weiterzuentwickeln hatten. Dazu gehört in erster Linie Osteuropa, und an vorderster Stelle natürlich Rußland. Die Bevölkerung des europäischen Rußland einschließlich Finnlands ist nach den Angaben der Hübnerschen Tabellen von 97,19 Millionen um 1890 auf 105,54 Millionen um 1900 und 133,88 Millionen anfangs 1910 gestiegen: man kann ruhig sagen, daß diese Zunahme zum größten Teil dem westeuropäischen Industrialismus verdankt wird. Denn wenn auch Rußland sehr bedeutsame Anfänge zu einer eignen Industrieentwicklung besitzt, so ist doch seine wirtschaftliche Entwicklung bisher in sehr viel höherem Maße von der Ausfuhr agrarischer Produkte als von der eignen agrarisch-industriellen Wechselwirtschaft abhängig gewesen. Das zeigt sich sehr deutlich an der Gestaltung seiner Ausfuhr, die von 1890—1900 infolge des amerikanischen Preisdrucks zurückgegangen ist, von 1900 bis 1910 aber eine dem Bevölkerungswachstum entsprechende Steigerung erfahren hat. Rußland und Finnland exportierten nämlich über die europäische Grenze und darunter nach Deutschland (nach der deutschen Einfuhrstatistik) in Millionen Mark:

	Russischer Gesamtexport über die europäische Grenze:	Deutschlands Einfuhr aus Rußland:
1890	2052,9 Mill. Mark.	541,9 Mill. Mark
1900	1647,5 „	729,5 „
1910	2973,4 „	1386,6 „

Als zweite Gruppe der agrarischen Ergänzungsländer für den westeuropäischen Industrialismus kommen die europäischen Siedelungskolonien in Amerika, Afrika und Australien in Frage. Die europäischen Auswanderer sind für Europa nicht verloren gewesen, im Gegenteil, ihre Tätigkeit jenseits der Meere hat es erst möglich gemacht, daß Millionen und Abermillionen westeuropäischer Landeskinder in der Heimat bleiben und im industriell-agrarischen Wechselverkehr mit den Siedelungskolonien ihr Brot verdienen, ihr Brot bezahlen konnten. Das stärkste Beispiel dafür bieten die Vereinigten Staaten von Nordamerika, deren Bevölkerungszahlen, Ausfuhr und Lieferungen an Deutschland (wieder nach der deutschen Einfuhrstatistik) zur Veranschaulichung herangezogen werden mögen:

	Bevölkerung in Millionen	Ausfuhr Mill. Mark	Deutsche Einfuhr Mill. Mark
1890	62,98	3553,2	405,6
1900	76,15	5103,0	1020,8
1910	92,09	7674,4	1187,6

Die dritte Gruppe von agrarischen Ergänzungsländern Westeuropas endlich bilden die zahlreichen überseeischen Länder, die zwar keiner europäischen Einwanderung bedürfen oder überhaupt zugänglich sind, die aber nicht aus eigner Kraft ihrer Bewohner den Anschluß an die internationale Verkehrswirtschaft finden können, sondern von Europa aus erst politisch, verkehrstechnisch, wirtschaftlich und kulturell erschlossen werden müssen. Das wichtigste Beispiel ist Britisch-Ostindien mit folgenden Hauptziffern:

	Bewohner Millionen	Durchschnitt	Ausfuhr Mill. Rupien	Engl. Einfuhr aus Indien Mill. £
1891	289,18	1889/1895	1112,96	1893: 26,23
1901	295,21	1896/1902	1211,89	1901: 27,39
1011	316,08	1910	2172,96	1911: 45,45

Auch hier ist ein Zusammenhang zwischen Bevölkerungsbewegung und Ausfuhr unverkennbar. Die besonderen Ursachen der Stagnation zwischen 1891 und 1901 (Hungersnot, Silberkrisis, internationaler Preisdruck durch die rapide anwachsende nordamerikanische Massenproduktion von Weizen, Mais, Baumwolle usw.) drückten auf die indische Bevölkerungsziffer und Produktion im ganzen ebenso wie auf die russische, und erst mit dem Nachlassen dieses Druckes im letzten Jahrzehnt infolge der nordamerikanischen Bodenerschöpfung, des immer stärker anschwellenden westeuropäischen Industrialismus und last not least der eignen nordamerikanischen Industrieentwicklung haben Rußland, Indien und zahlreiche andere agrarische Ergänzungsländer Westeuropas den an den gegebenen Zahlen verdeutlichten Aufschwung genommen. Dagegen ist der weitere Aufschwung der nordamerikanischen Wirtschaft während des letzten Jahrzehnts nur noch zum geringeren Teile seiner Rolle als agrarisches Ergänzungsland der westeuropäischen Industrieländer, zum größeren Teil seiner industriellen Eigenentwicklung zu danken. Darauf deutet schon die relative Stagnation der deutschen Einfuhr aus der Union hin, die aus den von uns wiedergegebenen Ziffern erkennbar ist. Noch deutlicher ist der Prozeß aus der Ausfuhrbewegung der Union nach ganz Europa hin zu ersehen, die wir für die entsprechenden Jahre hier zur Darstellung bringen (in Millionen Dollar):

Fiskaljahr	Gesamtausfuhr	davon nach Europa	in %
1890/91	872,27	704,80	79,73
1900/01	1460,46	1136,50	76,39
1910/11	2013,55	1308,28	64,97

Hier zeigt sich, daß in der Gesamtrichtung des nordamerikanischen Handels seit der Jahrhundertwende eine schnelle Verschiebung eintritt, mit der Tendenz der Vernachlässigung Europas zugunsten außereuropäischer Absatzgebiete. Aber nicht etwa deshalb, weil Europa im Laufe des letzten Jahrzehnts seine Aufnahmefähigkeit nicht mehr im entsprechenden Maße gesteigert hätte, sondern weil sich im Charakter der nordamerikanischen Ausfuhr selber eine Veränderung vollzieht: die Ausfuhr von Agrarprodukten und sonstigen Rohstoffen, für die Europa in erster Linie als Käufer in Frage kommt, tritt mehr und mehr zurück hinter der Ausfuhr von Fabrikaten nach anderen Agrarländern hin — im Austausch gegen Agrarprodukte, also in Verkäufer- und Käuferkonkurrenz mit Europas Industriestaaten. Die Union exportierte nämlich, in Millionen Dollar (beziehungsweise in Prozent der Gesamtausfuhr):

	1890/91	1900/01	1910/11
Nahrungsmittel, unverarbeitet...	106,16 (12,17)	246,39 (16,88)	103,40 (5,14)
Nahrungsmittel, verarbeitet.....	226,45 (25,96)	336,61 (23,05)	282,02 (14,01)
Rohstoffe	346,85 (39,77)	397,77 (27,24)	713,02 (35,41)
Halbfabrikate	47,96 (5,49)	148,01 (10,12)	309,15 (15,35)
Fabrikate	140,35 (16,09)	317,76 (21,76)	598,37 (29,72)

Diese Zahlen reden eine deutliche Sprache! Die Ausfuhr von Nahrungsmitteln ist von annähernd vier Zehnteln der nordamerikanischen Gesamtausfuhr in den Fiskaljahren 1890/91 und 1900/01 auf ein knappes Fünftel zurückgegangen, und die Ausfuhr von Halbfabrikaten und Fabrikaten ist von 21,58 % im Jahre 1890/91 auf 31,88 % im Jahre 1900/01 und auf 45,07 % im Jahre 1910/11 gestiegen. Gelingt es den Vereinigten Staaten im laufenden Jahrzehnt, einen immer größeren Teil ihrer Baumwolle und ihres Kupfers selber zu verarbeiten, statt sie im rohen Zustand exportieren zu müssen, dann kann es so weit kommen, daß in 10 Jahren zwei Drittel ihrer gesamten Ausfuhr in Halb- und Fertigfabrikaten besteht. Und daß es so weit kommen wird, ist heute aus den verschiedensten Gründen kaum noch zweifelhaft.

Die nordamerikanische Union verliert also mehr und mehr ihren Charakter als agrarisches Ergänzungsland Europas. Sie entwickelt einen selbständigen industriell-agrarischen Wechselverkehr, in erster Linie mit den anderen Ländern Amerikas, dann aber auch mit den Randländern des Stillen Ozeans, unter denen sich weiterhin auch Australien, Neuseeland und Japan, über kurz

oder lang wahrscheinlich auch China zu Ländern mit stark industrialistischen Tendenzen ausbilden. Unter diesen Umständen kann es nicht weiter Verwunderung erwecken, daß Europa langsam aber sicher aus seiner dominierenden Stellung im internationalen Handel hinauskomplimentiert wird — trotz seiner übernormalen Bevölkerungszunahme. Auch dieser Prozeß läßt sich aus den Zusammenstellungen der drei eingangs erwähnten Jahrgänge von Hübners Geographisch-Statistischen Tabellen veranschaulichen. Danach betrug nämlich der gesamte Spezialhandel in Aus- und Einfuhr:

	aller Länder der Erde Millionen Mark	aller Länder Europas Millionen Mark	Anteil Europas in % des Gesamthandels
1890	74 578,5	49 385,8	66,22
1900	90 685,2	59 379,5	65,48
1910	139 594,4	88 795,1	63,61

Diese Zahlen sind selbstverständlich nur mit großem Vorbehalt zu nehmen und können lediglich der Darstellung von Tendenzen dienen. Aber die Tendenzen sind unmißverständlich. In der ersten Periode hat der internationale Handel im ganzen um 20 %, in der zweiten um mehr als 50 % Wertzunahme erfahren. Darin prägt sich zunächst wieder der agrarische Preisdruck infolge der nordamerikanischen Massenproduktion bis zur Jahrhundertwende und die agrarische Teuerung infolge der nordamerikanischen Industrialisierung im vergangenen Jahrzehnt aus. Weiter ergibt sich eine Steigerung der europäischen Außenhandelswerte um 79,8 %, dagegen eine Steigerung der Außenhandelswerte aller übrigen Länder um 101,6 % in 20 Jahren. Aus dieser verschiedenen Wachstumsrate resultiert endlich die Herabdrückung des europäischen Anteils am Gesamthandel von 66,2 auf 63,6 %, eine Abnahme, die gering erscheinen mag, die sich aber bei Fortdauer der gleichen Tendenzen in ständig wachsenden Proportionen fortsetzen muß. Sie bedeutet kein bloßes Zahlenspiel, sondern die relative Dezentralisation der Wirtschaftsenergie über die verschiedenen Erdteile bei noch fortdauernder relativer Konzentration der Erdbevölkerung in Europa. Darin liegt ein Widerspruch, der auf die Dauer zu einer für Europa krisenhaften Lösung führen muß. Bei dem auf agrarische Ergänzungsländer angewiesenen industrialistischen Charakter Westeuropas liegt es auf der Hand, daß sich nicht in der bisherigen Weise seine Bevölkerung übernormal stark vermehren kann, während sein Außenhandel sich unverhältnismäßig schwach entwickelt.

Die Lösung kann auf vier Wegen erfolgen. Einmal dadurch, daß die europäische Agrarproduktion selber im Verhältnis zur

europäischen Bevölkerungszunahme gesteigert wird. Dies ist unwahrscheinlich, denn es setzt voraus, daß der russische Bauer in den kommenden Jahrzehnten in so hohem Grade Kulturbauer wissenschaftlich-agranomischen Stiles wird, wie es der westeuropäische in den vergangenen geworden ist. Der zweite Weg ist, daß die außereuropäische Agrarproduktion für den westeuropäischen Bedarf schneller zunimmt, wie der außereuropäische Industrialismus. Auch dies ist nicht sehr wahrscheinlich, weil die Entwicklung unserer agrarischen Ergänzungsländer bisher zum großen Teil auf der Erschließung der natürlichen Bevölkerungsreserven in Asien, Afrika und selbst Amerika beruht hat, d. h. auf ihrer Angliederung an die internationale Verkehrswirtschaft. Solcher natürlichen Bevölkerungsreserven sind nicht mehr viele vorhanden, und ob die bereits angeschlossenen Völker in ihrer Mehrzahl einer schnellen kultürlichen Steigerung ihrer Leistungsfähigkeit fähig sind, kann erst durch die Erfahrung erwiesen werden. Es bleibt als dritter Weg die verstärkte Auswanderung aus Europa bis zum Ausgleich der zurückbleibenden Industriebevölkerung und der Bevölkerung in den agrarischen Ergänzungsländern, soweit sie Siedelungsgebiete für Europäer sind. Diese Lösung ist wahrscheinlicher als die beiden zuerst genannten, aber sie trägt einen krisenhaften Charakter, denn zur Verstärkung der europäischen und namentlich der hierfür besonders in Frage kommenden westeuropäischen Auswanderung gehört eben, daß die Geschäfte in Westeuropa schlecht gehen, daß der Verdienst im Verhältnis zu den Kosten der Lebenshaltung knapp wird, daß also die Not die Menschen in größeren Scharen aus dem Lande treibt. Als vierte Lösung käme endlich noch die natürliche Begrenzung des Bevölkerungswachstums durch dauernd immer stärkeren Rückgang der Geburten in Frage. Aber auch dieser Weg würde allein kaum zum Ziel führen, denn dem Rückgang der Geburten steht auch ein Rückgang der Kindersterblichkeit gegenüber, und allgemein humanitäre Interessen gebieten, diesen letzteren mit allen Mitteln zu begünstigen.

Mit alledem soll nicht gesagt sein, daß nur eine krisenhafte Lösung möglich ist. Sicher wird auch auf den anderen Wegen etwas erreicht werden können, und schließlich könnte auch die Auswanderung zum Teil ihres krisenhaften Charakters entkleidet werden, wenn sie, wie es in England immer mehr geschieht, angemessen begünstigt wird, und wenn die städtische Jugend durch Erziehung auf dem Lande dazu befähigt wird, zwischen Landwirtschaft und Industrie zu wählen, statt durch städtische Erziehung von vornherein bedingungslos zur Fabrikarbeit verurteilt zu werden.

Die vorläufig rein theoretisch gewonnene und vielfach angefochtene, wenn auch bisher noch nicht mit Gründen als falsch erwiesene Perspektive, die der Verfasser dieses Aufsatzes zuerst in seinem Buche „Die Erschütterung der Industrieherrschaft und des Industriesozialismus“ (Jena, 1910) ausführlich entwickelt hat, mag vielen noch nicht zur Rechtfertigung einer so bedeutsamen Umwälzung unserer ganzen Jugenderziehung genügen. Es sei aber daran erinnert, daß auch die pädagogische Wissenschaft und Praxis heute vielfach auf die Umwandlung des Schulunterrichts in Arbeitsunterricht hindrängt, und daß, je entschiedener sie dies tut, um so stärker auch die Verlegung des ganzen Unterrichtsmilieus aus dem Klassenzimmer in die Sphäre elementarer Anschauungen und elementarer Körperarbeit — also in die Natur und auf das Land, gefordert wird. Pädagogik und Wirtschaftstheorie unterstützen sich in diesem Falle gegenseitig. Notwendig ist auf alle Fälle, daß die ernste Aufmerksamkeit aller Volksfreunde sich mehr als bisher den gewiß sehr komplizierten, aber auch sehr wichtigen internationalen Verschiebungen zuwendet.

Aphoristisches.

Der erste, der, nachdem er ein Stück Grund und Boden eingezäumt hatte, auf den Einfall kam, zu sagen: dies gehört mir, und der Leute fand, die einfältig genug waren, es zu glauben, war der eigentliche Begründer der bürgerlichen Gesellschaft.

* * *

Es ist unmöglich, die Idee zu fassen, daß ein Besitztum anders entsteht als durch Arbeit, denn man sieht nicht ein, was ein Mensch, um sich Dinge anzueignen, die er nicht gemacht hat, mehr dafür einsetzen kann als seine Arbeit.

* * *

Es gibt so viele Widersprüche zwischen den Rechten der Natur und unsern sozialen Gesetzen, daß man, um sie in Einklang zu bringen, unaufhörlich ausweichen und Ausflüchte machen muß; man braucht viel Kunst dazu, um einen sozialen Menschen zu verhindern, durch und durch gekünstelt zu sein.

Jean Jacques Rousseau.

Hans Franck: Herbert Eulenberg.

Gleich nach einem ersten, noch jenseits der Künstlergrenze liegenden Werke *), dem Dogenglück, stand Herbert Eulenberg, als Dreiundzwanzigjähriger, mit seinem wildschönen Jugenddrama, Anna Walewska, fertig da. Es gibt manche, die mit gutem Recht behaupten, daß er die grandiose Wucht, die mitreißende Leidenschaftlichkeit, die Glut der kraftstrotzenden Prosa, die an Shakespeare gemahnende Lebendigkeit der Nebengestalten nie so ganz wieder erreicht hat, wie in diesem genialen Wurf. Die daher der jüngstveröffentlichten, theatergerechten Neubearbeitung, so einsichtsvoll und behutsam Eulenberg dabei verfahren ist, die Urform noch immer vorziehen, da sie, auch in dem Überwuchern mancher Einzelheit, auch in der Ungebärdigkeit von Wort und Ton, überaus bezeichnend für das Wesen des Dichters ist. Seiner Art ist das über ein einzelnes Werk hinausgehende, die Form in ihrer Allgemeinheit betreffende, das vom Geist her erzwungene, zielgewisse Emporringen versagt. Eulenberg kämpft immer nur mit dem einen Werk, das ihn gerade ausfüllt. Läßt er es, in dem Glauben, daß es ihn gesegnet habe, so sinken ermattet seine Arme, und er wartet, innerlich um nichts gefestigter, nichts sicherer, nichts überlegener, auf die nächste Gnadenstunde. Dichten ist für Eulenberg ein Kraftrausch. Wenn die Stunde über ihn kommt, verliert er Willen und Bewußtheit. Ganz fiebernde Hingebung, gibt es für ihn kein Wissen und Wägen, kein Überlegen und Besinnen, kein Eindämmen und Leiten der drängenden Kraft. Schaffend in höchster Ekstase zeugen, dem ist er völlig verfallen. Aus diesen Rauschstunden werden seine Werke, er weiß nicht wann, nicht wie. Als vollebendige Wesen kommen die einen, als Krüppel die anderen zur Welt. Auch Totgeborene fehlen nicht.

Herbert Eulenberg ist Temperamentskünstler. Ein Temperament ist dieser Rheinländer, das an Feurigkeit und Wucht, an Ungestüm

*) Von Herbert Eulenberg erschienen an dramatischen Dichtungen: Dogenglück, Anna Walewska, Münchhausen, Leidenschaft, Künstler und Katilianer. Ein halber Held, Kassandra, Ritter Blaubart, Ulrich Fürst von Waldeck, Simson, Der natürliche Vater, Alles um Liebe, Alles um Geld. An nichtdramatischen Dichtungen: Deutsche Sonette, Sonderbare Geschichten, Katinka die Fliege. An Publizistischem: Du darfst ehebrechen, Das keimende Leben, Schiller, Die Kunst unserer Zeit, Schattenbilder. Fast alle diese Werke Eulenbergs, die früher bei einer ganzen Reihe von Verlegern zerstreut waren, sind jetzt in den jungen, überaus rührigen Leipziger Verlag Ernst Rowohlt übergegangen. Dort erschien auch ein bei aller Verehrung für das Schaffen des Dichters durchaus maßvoller Einführungsversuch in seine Werke von Peter Hamecher. — Einige der Dramen kann man für 20 Pfg. bei Reclam erstehen. Das erfolgreichste Buch Eulenbergs, „Die Schattenbilder", ist bei Cassirer (Berlin) verlegt.

und Frische unter unseren gegenwärtigen Dramatikern nicht seinesgleichen hat. Aber daß er nur Temperamentskünstler ist, daß seiner mehr genialischen als genialen Schaffenskraft nicht genügend Erkenntnis- und Willensenergien beigemischt sind, macht ihn vielfach statt zum Herrn zum Knecht seines Könnens. Es geht Herbert Eulenberg nur zu oft wie seinem Förster Jobst (Alles um Liebe). Im Anfang gelingt ihm alles vortrefflich. Aber er kommt zu schnell in Alarm. Dann überstürzt er sich, und es gibt, wie bei dem ungestümen Waldhornbläser, Kickser über Kickser. Weil Herbert Eulenberg der gebietenden Stunde oft nicht wie ein einsichtsvoller Diener, sondern wie ein willenloser Sklave gehorcht, stehen nicht nur in der Reihe seiner Werke die gelungenen und die schwachen, die starken und die armseligen wie durcheinander gewürfelt, sondern auch innerhalb des einzelnen guten Werkes werden Szenen, die einem den Atem versetzen, unvermutet von anderen abgelöst, die so leer und öde sind, daß man meint, ein bloßes Überlegen hätte sie tilgen oder ändern müssen. Aber eben dies Distanz verlangende Besinnen kennt der Künstler Eulenberg nicht; diese wertende Kühle kann er gemäß seiner Art, die im Fieber dichterisch konzipiert und mit dem Schwinden des Fieberzustandes abgebraucht und matt ist, nicht haben. Das muß man, statt es zu beklagen oder durch zwecklose Wünsche zu paralysieren, als unumstößliche Tatsache ins Auge fassen und sich vergegenwärtigen, daß es nur die Doppelseitigkeit einer im Wert und Unwert einheitlichen, schaffenden Kraft darstellt; daß ohne das Eine das Andere nicht wäre, ohne den Mangel an wegeweisender Bewußtheit nicht die spielend gehorchende Lebendigkeit des Empfindens und Schauens; daß Eulenberg in höchstem Maße zwar die Fehler seiner Tugenden, aber auch die Tugenden seiner Fehler hat. Freilich läßt sich nicht verkennen, daß das Geschick des Dramatikers Eulenberg stärker als etwa das seines künstlerischen Antipoden, Paul Ernst, auf gut Glück, auf Gnade, letzten Endes auf Zufall steht.

* * *

Herbert Eulenberg hat mit der ganzen Reihe seiner Dramen, die mehr oder minder das Tragische streift, im Grunde genommen nur ein Thema ausgebildet. Ein großer Leidenschaftsmensch — das zu variieren wird er nicht müde — empört sich gegen die durch geschriebene und ungeschriebene Gesetze fixierten Ungerechtigkeiten dieser Welt. Gegen tatsächliche oder nur vermeintliche Ungerechtigkeiten. Mit prachtvollster Kraft, mit wilder Wut, mit schrankenlosem Ungestüm rennt er wider sie an. Bald schwinden Einsicht und Vernunft. Wie ein Verblendeter schlägt

er auf das Widerstrebende los. Etwas Berserkerhaftes, etwas vom wilden Mann, dem es jetzt nur noch darauf ankommt, um jeden Preis zu zerstören, gewinnt Macht über ihn. In seinem blinden Rasen trifft er nicht, sondern er liefert sich selber ans Messer. Wie ein Sinnloser rennt er ins Verderben. Das Animalische überwiegt bei den meisten der Eulenbergschen Lieblingsgestalten. Das Temperament vergewaltigt die Einsicht. Einige Gran Gehirn mehr, würde manchen seiner rasenden „Helden“ dazu bringen, statt an der Welt zu zerschellen, an ihr, sie zerschmetternd, zum Sieger zu werden. Oder doch: es würde wahrhafte Helden aus ihnen machen, die sich nicht mehr außerhalb des Ringes stellen, in den sie bei Eulenberg nur zurücktreten, um wider alles Sein und sich selber zu wüten. Weil diese Riesen an Wut und Temperament armselige Zwerglein an Einsicht und Vernunft, weil sie armselige Schächer, betrogene Selbstbetrüger sind, die wie sinnlos auf die ihnen eklen Dinge des Lebens losschlagen: daher kommen manche der Eulenbergschen Dramen, trotz aller herrlichen Einzelheiten, als Ganzes fünfaktigen bänkelsängerischen Moritaten nahe. Die tragischen Gestalten sind ausnahmslos, was Eulenberg nur für einen von ihnen gelten lassen möchte: halbe Helden. Die Worte, die er über diesen einen, den Hauptmann von Kreith, sagen läßt: „Wenn etwas hinter dem Willen steckte, vor dem man salutieren könnte: so ein ganzer Kerl oder eine große Sache!“ gelten für alle. Keiner kann die nötige Distanz zu den Dingen dieses Lebens finden. Der eine nicht zum Glück, der andere nicht zum Unglück, dieser nicht zur Lebensnot, jener nicht zu seiner Lebensgier, der erste nicht zum Verbrechen der Menschen, der zweite nicht zu seinen eigenen Gelüsten, der dritte nicht zum Weibe. Weil sie in der Ungebärdigkeit ihres Fühlens menschlich Kleines für sich selber zu ungeheuerlicher Größe aufbauschen, sind diese Willensriesen für uns, die wir die Distanz haben, die ihnen fehlt, trotz ihrer nur-animalischen Berserkerkräfte so oft arme, tumbe Schächer.

Ja, Eulenberg bringt in manchem Betracht überall keinen atemversetzenden Kampf zuwege. Er hat nicht den für den Tragiker unerläßlichen Blick für das Recht auf der anderen Seite. Nie versucht er, der stets mehr Dichter als Dramatiker gewesen ist, dem Helden, an den er sein ganzes Herz verlor, einen auch nur halbwegs ebenbürtigen Gegner gegenüberzustellen; das dem Individuellen widerstrebende allgemeine Gefühl Gestalt werden zu lassen. Eulenberg steht bei dem dramatischen Kampf nicht über den Parteien. Er identifiziert sich nicht in unablässigem Wechsel mit jedem seiner Fechter, sondern ausschließlich mit dem Empörer.

Die widerstrebende Welt ist ekel, feil, dumm. Sie ist nur dazu da, Schläge zu empfangen. Wenn sie sich dann doch als mächtig genug erweist, den prahlerischen Züchtiger mit einem Griff zu vernichten, so ist dieser Ausgang mehr melodramatisch als tragisch. Wo kein Kampf ebenbürtiger Schicksalsmächte ist, die sich wie zwei Wellenkreise gegenseitig zerstören, um in einem größeren aufzugehen, da ist auch keine Tragik. Wie sollte sie bei Eulenberg sein, der sich an seine gegnerlosen Helden (von hier aus leuchtet auf, warum er, wollte er sie wenigstens heldisch erscheinen lassen, sie ins animalisch Riesige wachsen lassen mußte) darum so völlig ausliefert, weil im Grunde er es ist, der seinen Haß wider die niedrige Welt Luft macht, weil er da herumschlägt und herumwütet. Tragiker sein aber heißt nicht Kämpfer, es heißt Kampfordner, heißt Kampfrichter sein.

Eulenberg baut seine Dramen eben nicht auf eine antithetische, tragische Idee auf, die in den Gestalten und deren Handeln Erscheinung wird, sondern auf einen Charakter, oft nicht einmal darauf, sondern auf einen übersteigerten Zug dieses einen Charakters. Das kann keine tragische Notwendigkeiten, sondern nur untragische Besonderheiten ergeben. Daß Eulenberg mit machtvoller Hand Charaktere formen, daß er in Zügen von höchster Lebendigkeit menschliche Eigenarten offenbar werden lassen kann, das macht seine dichterische, in vieler Hinsicht heute unvergleichliche Stärke aus; daß er an diese Charaktere gebunden ist, daß er nicht vermag, sie in den großen Ring des allgemein Menschlichen einzuordnen und ihren Kampf, ihr Unterliegen und Sterben bis zur tragischen Ausweglosigkeit zu erheben, bezeichnet seine Begrenztheit. Ein Nur-Charakter kann keine bezwingende Tragik auslösen, denn er ist keine sicher einzustellende Größe, sondern ein willkürlich gesetzter Fall, dessen Wirkung sich das Gefühl mit Hilfe der Einsicht mühelos entzieht. Wir unterwerfen uns nur dem Menschlich-Allgemeinen, nicht dem Menschlich-Besonderen, am allerwenigsten, wie Eulenberg es nur zu oft bietet, dem Menschlich-Absonderlichen.

Der Umstand, daß Eulenberg seine Dramen ganz auf den Charakter stellt, bringt es mit sich, daß er am glücklichsten und bezwingendsten in den ersten Akten ist, in denen dem Dichter noch die Herrschaft über den Tragiker zusteht. Mit sicherer Hand weiß er in ihnen die Menschen in den Bedingungen ihrer Art und ihres Geschickes vor uns hinzustellen. Dann aber, wenn es gilt, in den folgenden Akten den Kampf zu ordnen, daß ein Unterliegen auf beiden Seiten als einziger Ausweg bleibt, versagt Eulenberg, je länger desto mehr. Immer lauter wächst, so stark wir

anfangs auch in den Bann des Dichters gerieten, ein vorerst nur zweifelndes, dann antwortheischendes, endlich empörtes Warum? auf. Warum leiden, warum toben, warum sterben diese Menschen? Warum gemahnen sie uns mit jeder weiteren Szene mehr an einen Tollen, der sich um jeden Preis den Kopf einrennen will? Warum? Keine befriedigende Antwort kommt. In dem Augenblick, wo aus dem dichterisch unnachahmlich entwickelten subjektiven Fall künstlerisch die tragisch verpflichtenden Konsequenzen zu ziehen sind, verläßt Eulenberg die Kraft. Der in den ersten Akten wie ein Großer, hier und da wie ein Genie einsetzte, wird in den letzten ein Kleiner, ein hilfloses Talent, ein Mann aus, hier und da unter dem Durchschnitt.

Der Blick schweift von Eulenberg ab zu einem anderen Shakespearemonomanen: zu Otto Ludwig. Zwischen beiden besteht eine starke Verwandtschaft. Nicht an eine literarische Abhängigkeit denke ich (oder doch nur an die mittelbare, durch beider Meister), nicht einmal an handgreifliche Ähnlichkeiten (die Pfarrose ist eine Schwester der Irene in Eulenbergs „Leidenschaft", Ritter Blaubart ein Bruder des Cardillac im Fräulein von Scuderi), nein: der künstlerische Grundfall scheint mir bei beiden gleichzuliegen. In Otto Ludwig war, wie bei Eulenberg, die Stärke der dichterischen Beseelung des Einzelnen mit der Unfähigkeit unlöslich verknüpft, tragische Werke hervorzubringen, die als Ganzes zu bezwingen vermochten. So gewiß nun Otto Ludwig in der künstlerischen Verlebendigung des Einzelnen seinem größeren Dichterbruder Hebbel überlegen, wie er ihm an Kraft des Bauens und Bildens sichergefügter, starker Werke unterlegen war, so gewiß hängt es damit zusammen, daß Otto Ludwig im Gegensatz zu Hebbel von Jahr zu Jahr vor unseren Augen versinkt. Die Frage ist nicht abzuweisen, ob dem dramatischem Lebenswerke Eulenbergs, das jetzt auf eine große Anzahl der Empfänglichsten eine außerordentlich starke Wirkung ausübt, ein ähnliches Geschick bestimmt ist. Seine dichterisch dramatische Begabung ist durchaus engbegrenzt und entwicklungsunfähig. So ungemein er zunächst, sowohl mit dem einzelnen Werke wie mit seiner ganzen künstlerischen Erscheinung auch für sich einzunehmen weiß, die Dauer und Tiefe der Wirkung entspricht der Lebendigkeit des ersten Eindruckes nicht.

Wenn eines im gewärtigen Augenblick uns eine Handhabung bietet, den Hinweis auf Otto Ludwigs Geschick zu immunisieren, so ist es der Umstand, daß Eulenbergs Kunst vor ein paar Jahren unvermutet von der Wurzel her einen neuen Schoß getrieben hat: seine Komödien.

* * *

Zwar ist auch die Eulenbergsche Komödie aus dem Charakter, statt aus der Fabel entwickelt. Aber fast alles, was den ernsten Dramen zum Nachteil wurde und sie zur Scheintragödie stempelt, gereicht diesen wahrhaften Lustspielen zum Vorzug. Denn während die antike, auf das Lebenssubstrat abzielende Tragödie in der germanischen Gefühlswelt tiefe Wurzeln geschlagen hat, ist die romanische, das Leben um eines marionettenhaft Lustigen willen verflüchtigende Komödie uns im Innern stets wesensfremd geblieben. Hier kommt es Eulenberg zu statten, daß er in reichem Maße befähigt ist, am farbigen Abglanz das Leben zu ergreifen und mit Gestalten und Worten festzuhalten. Die deutsche Komödie, seit altersher mehr erstrebt als erreicht, hat denn auch seit langem keinen gefunden, der ihr mit gleichem Eifer und Gelingen nachgetrachtet hätte, wie es Eulenberg mit „Der natürliche Vater“, mit „Alles um Geld“ und „Alles um Liebe“ tat.

Was diese Komödie zwar nicht, wie es Eulenberg erstrebt, in die Sphäre Shakespeares, aber doch in die Tiecks, Jean Pauls und E. T. A. Hoffmanns erhebt, ist dies, daß ihre Gestalten jene Empfindungen, die in uns allen, niedergehalten von tausend teils tiefberechtigten, teils unsinnigen Hemmungen, hungernd hausen, nicht nur ungescheut ausleben und Wort werden lassen, sondern, daß sie durch diese Empfindungen auch äußerlich geformt, in ihrem Sein und Gehaben, ja in ihrer Gestalt einzig bestimmt scheinen. So werden sie zu einer Art lustiger Zwitterwesen. Halb Mensch, halb Tier; halb Erdengeister, halb Fabelwesen tollen sie durcheinander. Da sich ihre Empfindungen bei der Schrankenlosigkeit, mit der sie leben, widerstreiten müssen, sehen wir sie einen tollen, von keiner Handlung eingezwängten Reigen vor unseren Augen tanzen: lustige Sprünge, Mummereien, Verstecken, Haschen, Wehren, Ergreifen, Vorbeitappen, Zupacken, Flüchten, Suchen und Einanderfinden in mancherlei Schönheitsphasen, in mancherlei Verzerrungen und Verrenkungen. Nur Unverstand kann die Heimat der Eulenbergschen Komödienwesen verkennen. Trotz der prahlerischen Wirklichkeitsmaske ist mit einem Blick zu sehen, daß sie aus den blauen Märchenfernen stammen. Zwar darf nicht verschwiegen werden, daß sich auch der Komödiendichter Eulenberg bisweilen an Shakespeare überißt und dann — wenn das Wort erlaubt ist — Shakespeare rülpst, daß die Hitzigkeit seines Temperamentes ihn auch hier zu arg verstimmenden Übersteigerungen und unfreiwillig komischen Galoppaden hinreißt, daß — auch hier! — des öfteren seine Sprache überladen ist, seine Bilderwut böse Euphuismen und arge Geschmacklosigkeiten erzeugt; aber trotz diesem und manchem anderen: Eulenbergs

Komödien zeigen die Kräfte des Dichters auf der weitaus erfreulichsten Seite am Werke.

Und nicht nur, daß die Komödien, als Einheit gewertet, hoffnungsfreudiger für Eulenbergs dichterische Zukunft stimmen, dem Komödienschreiber scheint beschieden zu sein, was dem Dramendichter bislang verwehrt war: eine Entwicklung. Obwohl auch hier, wie Anna Walewska bei den Tragödien, gleich das erste Werk, „Der natürliche Vater“, einen überaus starken, Art und Wert dieser Kunst in überraschender Weise festlegenden Einsatz bedeutete, so ist doch über diese humorvolle Charaktergroteske hinaus die zweite Komödie „Alles um Liebe“ ein starker Schritt aufwärts. War jene eine virtuose Schwarzweißstudie, so ist in dieser des Lichtes schimmernde Fülle, gab jene einen Charakter in seinen menschlichen Relationen, so gibt diese ein Tiefmenschliches in vielfältigster wundersam-wunderlicher Spiegelung; lag über jener muffige Stubenluft, so liegt über dieser der Zauber des deutschen Frühlingsmärchens; des deutschen Frühlings mit buntbeblümten Wiesen, Kastanien-, Flieder- und Goldregenblühen, mit lämmerwolkigem blauem Himmel, Kuckucksrufen und Nachtigallenschlagen und mit frohen, liebessehnsüchtigen, von der Schwere ihres Gemütes in dem Triebhaften beirrten, glückhungrigen Menschen. Gegenüber dieser vielfarbigen Dichtung bedeutet „Alles um Geld“ freilich einen Rückschritt, aber hauptsächlich in der Stärke und dem Beziehungsreichtum des stofflichen Vorwurfes, in der Weite und der Ergiebigkeit des Motives. In der Durchführung und der Einzelausgestaltung ist (ein zu seltenes Schauspiel bei Eulenberg, als daß nicht gebührend darauf hingewiesen werden müßte!) so etwas wie ein Verlangen nach Zucht und Maß deutlich spürbar. Und wenn dieses Verlangen vorläufig auch mehr dem Technischen als dem Dichterischen zu gute kommt und diese Tragikomödie vor ihrer Vorgängerin mehr das Fehlen von Hemmungen als den Einsatz neuer künstlerischer Werte voraus hat, so scheint mir doch gerade diese überraschende Tatsache die Möglichkeit nahezulegen, daß dem Komödiendichter in höherem Maße als dem Tragödiendichter beschieden sein werde, sein reiches natürliches Können in jene Gestalterzucht zu nehmen, die für alle wahrhaft großen Menschenwerke mit ihm zusammen die Voraussetzung ist.

* * *

Entgegen seinem früheren Brauch, sich ganz auf das Drama zu beschränken, hat Eulenberg in jüngster Zeit seine Kräfte auf den verschiedensten Gebieten sich herumtummeln lassen. So hat er in den letzten Jahren eine beängstigende Zahl

der heterogensten Werke herausgegeben. Die Vermutung, die sich schon beim bloßen Anblick aufdrängt, bestätigt die nähere Prüfung. Während Eulenbergs Kunst mit seinen Komödien tatsächlich einen neuen Schoß aufgetrieben hat, stellen diese Bücher zum größten Teil Wildholz und Wasserreiser dar, die nur von Unverständigen als ein Beweis überschüssiger Kräfte angesehen werden. Der Kundige weiß, daß sie an der fruchtbildenden Kraft zehren und schneidet sie weg. Suchen wir also zum Schluß unter den Fruchtreisern und den geilaufgeschossenen Wildlingen zu scheiden.

Nur gefährdend können für Eulenbergs künstlerische Kraft die Halbnovellen („Du darfst ehebrechen!“ „Das keimende Leben“) wirken, in denen er einem aktuellen Thema, statt es nach der Weise der Publizisten nackt vor uns hinzustellen, ein fadenscheiniges Dichtermäntelchen umhängt. Der Umstand, daß sie hauptsächlich in den Titeln aufregend sind, die mit Eulenbergscher Ungebärdigkeit die Absicht des Verfassers nach der Art der Jahrmarktsbudenbesitzer ausschreien, und drinnen alles nur halb so gruselig ist, vermag daran wenig zu ändern. Sie sind ihrem Wesen nach literarische Exzesse, die Eulenbergs Kräfte nur schwächen können. Also lasse er dem Publizisten, was des Publizisten ist. — Auch sein jüngstes Werk, der angebliche Roman „Katinka die Fliege“, ist eine Kraftvergeudung. Nicht dadurch, daß der Dichter literarische Mißstände in unerträglicher Gespreiztheit beschwätzt, sich, seine Darstellungsweise und seine Leser fortwährend in der billigsten Weise ironisiert, daß er ein kleines gutgesehnes Geschichtchen, das uns ein Stück Tierleben außerordentlich lebendig macht, zu einem halb satirisch-humoristischen, halb ernsthaft-aufrichtigen Roman aufschwemmt, nicht durch selbstgefällige Geistigkeiten und spielerische Geistreicheleien, die die Dinge von außen anstoßen und sich wunder was darauf zu gute tun, wenn sie durcheinanderpurzeln, macht er es besser als die Bespöttelten, sondern nur dadurch, daß er alle billigwitzelnde Scheinnaivität aufgibt und Neues schafft, indem er die Dinge von innen bewegt. Nie war Eulenberg der Manier näher als in diesem „zeitgenössischen“ Roman, der uns mit schmatzendem Behagen die Lebensgeschichte einer Fliege unter tausend und noch einigen lächerlichen (nicht belächelnswerten!) Einschiebseln und Kommentaren zu erzählen vorgibt.

Nicht gerade gefährdend, aber auch nicht als fördernd erscheinen mir für das Dichtertum Eulenbergs die reinen Essays (Schiller, Die Kunst unserer Zeit). Obwohl der Schillervortrag mehr mutig als wahr ist, da er durch eine idealisierende Aller-

weltsporträtierung zu dem Extrem eines subjektiven Wahrheitsfanatismus getrieben wird, obwohl die Klage an die kunstunverständige Nation mehr wahr als ersprießlich ist, da auch beherzigenswerte Anklagen in der Regel das Gegenteil des Gewollten wirken: so waren sie in ihrer Urform, als Vorträge, durchaus am Platz. In dem Augenblick aber, wo sie gedruckt der breiten Öffentlichkeit vorgelegt und von Eulenbergs Person getrennt wurden, mußten ihre in einem sprunghaften Subjektivismus beruhenden Mängel in demselben Maße fühlbar werden, wie ihre Vorzüge zurücktraten.

Auf der Grenzscheide zwischen Positivem und Negativem stehen für mich Eulenbergs Schattenbilder, ironischerweise sein meist gelesenstes Buch. Es ist manches darin, was nur ganz von außen ergriffen ist und wie auf Lebendigkeit hin angepinselt scheint, anderes ist völlig verschnitten, Willkürliches, Oberflächliches, Handwerksmäßiges, Eitles, Spielerisches fehlt nicht. Freilich auch nach Abzug alles dessen verbleibt unter diesen fünfzig Dichterbildnissen noch ein Dutzend guter Schattenrisse und ein halbes Dutzend Porträts, die schlechtweg meisterhaft sind, die in dieser mit den sparsamsten Mitteln außerordentliche Eindrücke erzielenden Weise nur ein echtbürtiger Dichter zuwege bringen konnte, der an Einfühlungs- und Darstellungskraft weit über die handwerkernden Dichter-Porträtierer hinausragt.

Als vollwertige Lebenszeugnisse, als echt dichterische Emanationen bleiben von dem ganzen Bücherhaufen, auf den wir das Nichtdramatische legten, also nur zwei Bände, einer, der Novellen, einer, der Verse enthält. Am wenigsten entwicklungsfähig scheint mir die Lyrik Eulenbergs. Denn in den „Deutschen Sonetten" stehen neben den ganz wenigen tiefdringenden Versen von unvergänglicher Kraft und Schönheit und den zahlreicheren erträglichen Gebilden, in denen zwar gute Ansätze sind, die aber als Ganzes nicht hoch genug tragen, als daß sie Erlebnisse bedeuten könnten, eine unverhältnismäßig große Anzahl inhaltsloser leerer Reimereien: Gelegenheitsverse (nicht im großen Goetheschen, sondern im kleinen Rückertschen Sinne), Leerheiten, Niedlichkeiten, Geschmacklosigkeiten. Am stärksten sind die Sonette da, wo sie eine Summe von Erlebnissen gedanklich zu erfassen und ihrem letzten gemeinsamen Sinn Worte zu geben suchen. Auch wo Eulenberg den an sein eigenes Sinnen, Dichten und Trachten gebundenen Empfindungen Ausdruck gibt, gelingt ihm manch starker aufwühlender Vers, wenn auch kein restlos bezwungenes Gedicht. Wo aber das Gefühl sich einem andern Sein zuwendet und ihm sich ganz hingeben möchte, wirken diese deutschen Sonette von einer Frösteln bewirkenden Kälte. Es ist, als ob an der festgefügten, im

voraus bestimmten Form die warmsprudelnde Empfindung erstarre. Formal sind die Sonette von großer Meisterschaft. Der Rhythmus ist bei aller äußeren Strenge und Formpietät von großer innerer Freiheit und prachtvoller Schmiegsamkeit, die Reime sind reich und wechselvoll. Nur selten trifft man auf Notbildungen, und von der Eulenbergschen Bildhypertrophie ist kaum etwas zu spüren.

Ungleichwertig wie die deutschen Sonette sind auch Eulenbergs unter dem ziemlich willkürlichen Titel „Sonderbare Geschichten“ zusammengefaßten Novellen. Nur daß nach beiden Seiten hin das Pendel weiterausschwingt, als bei den Versen und wir vom Entzücken bis zum Ärger, vom Bewundern bis zum Widerwillen die ganze Gefühlsskala durchmessen müssen. Ohne Zweifel: es sind wundervolle Stücke darin. Namentlich die Eingangsnovelle „Das Marienbild“, in der das alte Thema von den ungleichen Brüdern, deren Herz das gleiche Mädchen begehrt, in die mit leuchtenden Farben geschilderte Welt der Wundergläubigkeit versetzt ist, gehört zu dem Schönsten, was wir Eulenbergs Feder verdanken. „Das Geheimnis der Frauen“ ist wie von einem süßen Duft umspielt, und „Das Märchen von der Ehe“ hat eine Zartheit, die sich nicht vergißt. Daneben aber stehen Plattheiten, Albernheiten und — den Titel allein rechtfertigend — ein paar zum Gräßlichen verzerrte Geschichten, in denen Unerhörtes mit auftrumpfender Gelassenheit behandelt wird. Erzählt sind die Novellen in Eulenbergs bekannter Art: mit einer starken Liebe zur Bildlichkeit, die — dank der ihm innewohnenden Schöpferkraft — immer aufs neue für Altgewohntes unverbrauchte, langhaftende, das zu Sagende blitzartig belichtende Worte und Wendungen findet; die aber auch — infolge ihrer gedanklichen Unbehütetheit — die ärgsten Übertreibungen, Gewaltsamkeiten und Geschmacklosigkeiten, ja Unsinnigkeiten dutzendweise mit sich bringt.

So führen gerade diese beiden scheinbar abseitsstehenden Werke wieder mitten hinein in das Künstlerproblem Herbert Eulenberg: Wie können Kraft und Unkraft, Können und Versagen, wunderreiche Natur und verstimmende Unnatur in einem Menschen so nahe beieinanderwohnen, so gerade miteinanderverschwistert sein? Wo ist der Punkt, aus dem beide sich nicht nur als erklärlich, sondern als notwendig erweisen? Wer will Antwort sagen?

Guy von Soom: Die Spinnen.

Es war einmal ein junger Schneidergesell, brav und fleißig, und verliebt in seine Meisterstochter. Die war ein schönes Mädchen und ihm gleicherweise gut. — Somit wäre einem Ehebunde nichts im Wege gestanden, wenn des Mädchens Eltern es ehrlich im Sinne gehabt hätten. Aber der Meister war faul und saß lieber auf der Bierbank als bei der Arbeit, und hatte deshalb den Gesellen so nötig wie das tägliche Brot, das er ohne ihn nicht zu erarbeiten vermochte, und die Mutter war eine Habgierige, die die Schönheit der Tochter einem fetten Zinsgute gleich achtete, das ihr noch Erkleckliches abwerfen sollte, ehe sie es aus der Hand gäbe.

Trotzdem saß hoffnungsvoll und vertraulich der Geselle Tag für Tag auf dem großen Schneidertische und erlaubte sich selten nach der Art der Verliebten ins Leere zu starren, — er murrte nicht, wenn es nach dem Feierabend eine Überstunde gab, und ging fleißig in die Kirche, um, da ihm auf Erden kein Annehmer und Fürsprecher lebte, Gott und die Heiligen anzugehen, daß sie ihm zu seinem Schatze verhelfen möchten, und um sich dort ungestört an dem Anblick desselben Schatzes zu ergötzen, was ihm die Meisterin, wenn sie mit dem schöngeschmückten Mägdlein den Gaffern zur Schau das Gotteshaus besuchte, an dieser Stätte nicht verwehren konnte.

Da kam eines Tages Botschaft aus seinem Heimatsdorfe, daß eine alte Muhme, die er nie gekannt, im Sterben läge und ihn zu sprechen wünsche. Da kann er noch was erben, sagte die Meisterin, und er machte sich hoffnungsvoll auf den Weg. Wie er aber im Dorfe ankam, war die Muhme schon gestorben, und lag aufgebahrt in der kleinen Kammer. Die Nachbarin weinte und gab ihm ein altes, großes Buch. Das sollte er kriegen, habe die Muhme gesagt, und sie sei dabei noch wunderlicher gewesen als sonst. Lesen könne das Buch niemand, auch der Herr Pfarrer nicht, aber er sollte es nur nehmen, es sei ja sein einziges Erbteil.

In der Nacht sollte er bei der Leiche wachen, und hatte sich an der Wand einen guten Kienspan befestigt, daß ihm nicht schaurig werde im Dunkeln. Er legte das Buch, das groß und schwer war, vor sich auf den Tisch, um es zu besehen. Als er es aufschlug, fand er zuerst eine zerdrückte Spinne zwischen dem schweren gelben Pergamente. Es sah aus, als sei sie gemalt und als seien mit rechtem Fleiß die feinen Beine und das Kreuz auf dem runden, nun ganz platt gedrückten Leibe ausgeführt. — Er konnte nicht lesen, aber ihm gefiel es, in dem Buche herumzu-

blättern, und er mußte sich verwundern, wie Seltsames er darinnen sah: die herrlichsten Farben erblickte er, und prächtig bunte, ganz sonderbarliche Gestaltungen. Immer mehr erkannte er. Wenn er die steifen Blätter eines um das andere wendete, so rauschte es, wie wenn sie von schwerer Seide wären, oder es erklang zart und leise, wie das Rieseln von Perlen. Endlich sah er gar, wie in buntem Spiel sich alles bewegte und durcheinanderglitt, und auf jedem Blatt fand er eine Spinne gemalt mit ihrem Kreuz, aber nicht grau und schwarz, wie die zerdrückte, sondern mit den prächtigsten Farben, mit Perlen, Gold und mit flimmerndem Flitter besetzt. Er blätterte weiter, und da sah er, wie sie die Beine bewegte, und zuletzt lief sie über das Pergament auf seine Hand und zum Buche hinaus. Nun erschrak er heftig. Gerade fiel der erste Dämmerschein in die Kammer. Der Kienspan war abgebrannt, das Buch fiel zu, und er sah ängstlich zum Fenster, ob es bald hell werde.

Als die Sonne aufging, kamen die Nachbarn und der Pfarrer. Die Muhme wurde begraben, und wie der Schneider noch allen gedankt und Lebewohl gesagt hatte, ging er mit seinem Buche von dannen.

Er trug es unter dem Arm. Es war schwer, aber sonst nichts Besonderes daran zu entdecken, und er dachte verwundert, daß er geträumt habe, als er drinnen die seltsamen Bilder gesehen hatte. Aber traurig überlegte er, daß es ihm jedenfalls nicht zum Ehestand verhelfen würde. Klingende Münze war es, was die Meisterin sehen wollte, und der Geselle sann hin und her, wie er zu den goldenen Vögeln kommen könne.

So erreichte er trübselig gegen Abend das Flüßchen, das sich in einem Halbkreis um die Morgenseite des Hügels wand, auf dem sich die Stadt mit ihren winkligen Gassen aufbaute. Wie ihn der Brückenhüter schwer bepackt daherkommen sah, rief er ihn ins Brückenhäuschen, frug nach der Erbschaft, und als er hörte, was er erworben, ruhte er nicht, bis das Buch aufgeschlagen vor ihm lag. Neugierig suchte er darin herum und neigte seine bläßliche Nase mit der großen Hornbrille dicht auf das Pergament, auf welchem jetzt nichts als verwischte Schriftzüge und häßliche Moderflecken zu sehen waren. Nur die zerdrückte Spinne war da, und als sie der Brückenwärter erblickte, schlug er das Buch zu und rief höhnisch: mit dieser Erbschaft sei er angeführt, er solle das ungefüge Ding seiner Liebsten zum Fußschemel schenken, zu anderem sei es nichts nütze. Als er über die Brücke war, kam er zum Stadttor, und dort wollte ihn des Torschreibers Weib, die mit spitzem Gesicht aus dem kleinen Fenster fuhr, auf-

halten und sehen, was er trüge. Aber er tat, als sehe und höre er nicht und ging eilig vorüber.

Nun befand er sich im Innern der Stadt und im Dunkel der engen Gassen, die sich krumm und uneben mit ihren hochgiebeligen Häusern den Hügel hinanschlängelten. Zuerst die stattlicheren der vornehmen Geschlechter, dann weiter hinauf, immer winkliger, schwärzer und verfallener die Wohnstätten der ärmeren Bürger. Wie er dort zwischen den dämmrigen Mauern hintrabte, eilig bestrebt weiterzukommen, ehe mit dem Feierabendläuten sich die Gassen mit Menschen füllen würden, war ihm, als spüre er, wie hinter manch rußiger Tür, manch blindem Fensterlein neugierige Augen lauernd ihm nachblickten. Die Meisterin, wußte er, hatte viel Freundschaft unter allerlei Volk, das in bösem Leumund stand, sein Mädchen vergoß manche Träne darüber. Wäre er nur erst, dachte er, bei der kahlen Bader Babelin vorbei, die in einem Loche in der Feuermauer hockte, und einstmals nackend zur Kirche gekommen war, und beim Giftschenken, der jetzt im Spittel saß, — und wie er, um ihnen zu entgehen und den Weg abzukürzen, durch Tor und Hof eines alten, halbverfallenen Gebäudes lief, fiel ihm plötzlich mit Schrecken ein, da wohne ja die Dobberlein, — ein abscheuliches Weib, deren Mann Soldat war und deren Kinder im Lande umher auf Bettel gingen, und die von den Leuten einer greulichen Mißgestalt geziehen wurde. Und wenn auch der Schneider diesem Gerede nicht Glauben schenken wollte, so war ihm doch das häßliche Gesicht mit den fettglänzenden Wangen, den dicken blaugeschwollenen Lippen und den unheimlich blinzelnden grünen Augen ein Scheuel und Greuel. Also lief er eilig durch den übelriechenden Torweg und das kleine winklige Höfchen. Wirklich klopfte es drinnen an allen verstaubten, klapprigen Scheiben, an denen er vorbei mußte, aber er hielt die Augen gesenkt und machte sich eilend davon. Da aber, wie er wieder auf die nun noch steiler ansteigende Gasse gekommen war, rief es ihn richtig mit krächzender Stimme an, und er sah hoch oben, über das Dach langgestreckt mit dürrem Halse und scharf gezückter Nase die Dobberlein hervorragen, wie eine jener drachenförmigen Dachtraufen, die verbogen und geborsten an vielen Häusern zu sehen waren. Und wie solche aus weitgeöffneten Rachen das rußige Regenwasser speien, so schoß jetzt, als er mit eingeschlagenen Daumen weitereilte, ein Strom von Schimpfworten und Flüchen aus ihrem Munde und schallte hinter ihm drein.

So erreichte er endlich schweißtriefend die Gasse, in der das Haus des Meisters stand. Es war die höchste auf dem zuletzt ziemlich steil ansteigenden Hügel, und lief im Kreis um den oben

ebenen Gipfel herum. In diesem Rund lag der Gottesacker mit Beinhaus und Totenkammer, wie im Kranz umfriedet von den kahlen Rückseiten der Häuser. Es führten keine Türen dort hinaus und nur selten ein Fenster, doch wenn es sich gerade schickte, daß ein solches sich über einem der hohen Grabmäler öffnete, die ringsum, fast in die Hauswände eingebaut, an den Mauern errichtet waren, so benutzten die Weiber sie gern, um darauf einen Rosen- oder Nelkenstock zu ziehen, einen Vogel zu halten, oder sogar um irgendeine Speise zum Verkühlen im rauchenden Topfe hinauszustellen, sowie die frischgesäuberte Wäsche zu trocknen, wie es sonst auf breiten Fenstersimsen zu geschehen pflegt.

Der Schneidergeselle ging nicht bis vor das Haus seines Meisters, es gelüstete ihn nicht, bei der Meisterin vorbeizukommen, die jetzt — es hatte eben Feierabend geläutet — bei den Weibern am Brunnen schwatzen mochte; er bog, als er das zwischen zwei alten schwärzlichen Häusern eingezwängte Tor des Friedhofes erreicht hatte, hinein, und stieg die ausgetretenen mit Unkraut bewachsenen Stufen empor. Es befand sich keine Menschenseele in dem ganzen weiten Rund, wo Grab an Grab sich reihte. Nur die großen Hauskatzen kamen um diese Abendzeit von den Dächern herab und aus den Fenstern hervor, um langsam über die Gräber zu wandeln und des Friedhofs Nachtigallen zu beschleichen.

Nach dem üblen Brodem, der in den dunklen Gassen herrschte, atmete sich's leicht hier oben. Es roch nach Rosmarin und Reseden. Der strenge Duft des Buchsbaumes stieg von den Gräbern auf, die das starre dunkle Kraut wie mit niederen Mäuerlein einfaßte. Er schritt an dem Rund der Hauswände hin, da sah er sein Mädchen, das, wie er erwartet hatte, aus ihrem Fenster lehnte. Sie hatte es weit geöffnet und lag herausgebogen mit den Armen auf dem grauen verwitterten Grabsteine, der, in die Mauer gefügt, mit Totenschädel und gekreuztem Gebein geziert, sich darunter erhob. An dessen beiden Seiten standen blühende Rosenbüsche und rankten sich wie ein Rahmen um das häßliche Sinnbild der Vergänglichkeit und um das im Fenster liegende Mädchen. Sie begrüßten sich wie Liebesleute pflegen, und die Schneiderstochter vergoß ein paar Tränen getäuschter Erwartung. Ihr Liebster reichte ihr das Buch hinauf und erklomm den breiteren Unterbau des Grabsteins. Sie wendeten ein paar Seiten um, und er erzählte ihr von seinem merkwürdigen Traumgesichte, dann aber vergaßen sie bald über sich selbst und ihrer Liebe das Buch und den schnell heranrückenden Abend. Flüsternd schmiegten sie sich aneinander und lauschten dem Gesange der Nachtigallen, die über den Gräbern lockten. Aus den Büschen wehte es kühl und der Nachtwind

rauschte in den Trauerweiden. Langsam breitete sich dunkle Nacht über das weite Rund des Totengartens. Nur über dem schwarzen Firste der Dächer wallte es lichter herauf: der Mond wollte aufgehen.

Da aber drang greuliches Geschrei auf den stillen Gräberplatz, es flohen Katzen und Nachtigallen. Meister und Meisterin waren heimgekehrt. Der Schneider glitt vom Steine nieder und das Buch der Muhme kam mit dumpfem Gepolter zu ihm niedergefahren und zerdrückte das blühende Kraut. Klirrend schlug das Fenster zu, und er stand betrübt allein und lauschte ängstlich eine lange Weile noch, bis der Mond vollends über den hohen Giebeln herauf war und mit silbernem Glanze über die Gräberreihen hinleuchtete. Da schlich er mit seinem Buche zurück auf die Gasse und zu des Meisters Hause. Als er dort leise pochte, vernahm es aber doch die Meisterin und öffnete mit Schimpfen und Greinen. Auf den Trunkenbold, ihren Mann, auf ihre Tochter und den dreisten Gesellen schalt sie, und schwur, jetzt sei es aus mit dem Geliebele, ihre Tochter sei für reicher Leute Kind bestimmt. Da stieg er in großer Traurigkeit hinauf in sein Kämmerlein und entschlief bitterlich seufzend unter Tränen.

Wie er aber in der Nacht erwachte, sah er einen lichten Schein um sich, und sah, daß er von dem alten Buche ausging, welches er am Abend in großer Ratlosigkeit durchblättert und geöffnet hatte liegen lassen. Von dem gingen jetzt lichte Fäden aus, die spannen sich wie auf einem Webstuhl nach den vier Wänden seiner Kammer. Und daran liefen auf und ab viele hundert Spinnen, kleine und große, sie liefen hin und her, und er sah das Gewebe dicht und dichter werden und immer farbiger und prächtiger mit purpurnen und goldenen Fäden schimmern.

Über dem Hinschauen schlief er wieder ein; wie er aber am Morgen erwachte, lag er wie in einem Königszelt, so gleißten und glänzten die wundervollen Gewebe. Er glaubte zu träumen, doch als er das Zeug befühlte, war es leibhaft aus Seide und feinem Linnen gewoben, mit Gold und Silber durchzogen, und die köstlichsten Bilder waren mit großer Kunst hineingewirkt und schimmerten wundersam, wie die wassertiefen Farben edler Gesteine: Blattwerk wie das Grün der geheimnisvollen Smaragde, und Blumen wie glutige Rubinen und blaue Saphire, gelbe Topase, und in seltenem matten Weiß sanfte Lilien wie golden und grünblau durchleuchteter Opal. Er rieb sich immer wieder die Augen und glaubte, alles müsse plötzlich wie ein Traumspuk verschwinden, er betete, aber die Pracht glänzte in Gegenwart der

heiligen Namen ruhig weiter, und, als er das Buch berührte, klappte es zu, und, wie abgeschnitten fielen die Tücher zur Erde.

Da hob er sie sogleich auf und trat damit in die Werkstätte. Sein Mädchen war alleine drinnen, und riß die Augen auf, als sie ihn so beladen sah. Mit zager Hand betastete sie die reiche Pracht und er erzählte, wie er dazu gekommen war: Nun bist du reich, sprach sie voll Freude, nun, Gott sei Dank, kommen wir sicher zusammen! Aber sie riet ihm voll Sorge, niemandem, und vor allem nicht der Mutter, von Buch und Spinnen zu erzählen, und als die Meistersleute hereinkamen, rief sie mit vielem Gott Lob und Gott Dank, was das für eine prächtige Erbschaft sei, und schalt auf den Gesellen, daß er sie erst heute ans Licht brächte; sie schmollte auf das natürlichste und erfand sogleich ein Abenteuer, wie der Ehewirt der seligen Muhme diese Kostbarkeiten auf fernen Reisen erbeutet habe. Meister und Meisterin fielen über das Gewebe her, beguckten und befühlten es von rechts und links und zupften an den Fäden: ja, ja, sagte der Schneider, das kommt von weit her, das ist viel Geld wert. Die Frau guckte säuerlich und überquer und sagte, ja, wenn das wirklich so wär und du brächtest noch mehr dergleichen, so sollte nichts im Wege stehen, daß wir dir die Tochter gäben und du unser Eidam würdest.

Wie das der Geselle hörte, seufzte er tief vor Freude und Sorge, aber ehe er antworten konnte, rief das kluge Mädchen: da möge die Mutter nur immerhin die Hochzeit rüsten, man sähe ja, welch Heimlichtuer der Geselle sei, der halte gewiß sein Bestes noch zurück. Der Bursche schwieg und ließ sich belehren. Mit zagender Hoffnung öffnete er abends andachtsvoll das Buch und schlief mit einem herzlichen Gebete ein. Und wirklich fand er am nächsten Morgen, daß ihn die gütigen Spinnen wieder mit herrlichen Geweben beschenkt hatten. Nun ward ihm das Mädchen verlobt. Aber die Meisterin sagte, Tücher seien kein Geld, erst müßten sie verarbeitet und bezahlt sein, dann solle Hochzeit gefeiert werden. Ihr kam die Erbschaft sonderbar vor und sie stieg unverzüglich das Leiterchen zu seiner Schlafkammer hinauf, um dort zu spähen und zu suchen, was er noch verborgen halten möge.

Aber sie fand nichts als die nackte Armut. Es war ein enges Gelaß unter dem Dache und mußte die Hälfte seines Fensterchens, welches hoch oben unter dem Dachsparren klein und trüb sich auftat, dem Taubenschlage abtreten, der mit schlechten Brettern nur ganz roh zusammengefügt hineingebaut war. Ein beständiges Flügelrauschen und ein immerwährendes tiefes Gurren erfüllte von dorther das kleine, enge Gemach. Die Frau blickte scharf umher.

Reinlich stand das Bett des Gesellen und ordentlich hingen seine Kleider an der Wand. Sie faßte in alle Taschen und unter die Kissen, — wie sie aber an der Wand und am Bette herumgriff, hatte sie die Hand voll Spinneweben, die jetzt das dankbare Gemüt des Gesellen nicht mehr zu zerstören vermochte. Und wie sie dastand und unter das Bett langte, legte es sich wie ein Schleier auf ihre Augen, so daß sie mit Brummen und Schelten hervorkam. Im Zorn gab sie dem alten Buche, das auf dem Tisch lag, einen Stoß und schlug erbost mit der Faust gegen den Taubenschlag. Da verstummte sogleich das geflügelte Leben, und nur der Wind, der sich in dem Fensterchen verfing, pfiff durch die Bretter des Verschlages weiter sein einförmiges Lied.

Es hatte aber der Schneider wenig Kundschaft unter reichen Leuten, und die kostbaren Gewebe blieben mondelang ruhig in der Lade liegen. Doch seltsam war, wie häufig jetzt die Meisterin Besuch erhielt von jenen Leuten, die tagscheu und übelbeleumundet sich sonst nur selten blicken ließen. — Sie hatte von jeher um ihre Freundschaft gebuhlt, der gewinnbringenden Künste wegen, die sie bei ihnen vermutete; nun, seit sie ihnen von des Gesellen Erbschaft erzählt und die Gewebe gezeigt hatte, ward unablässig das Schneiderhaus von ihnen heimgesucht, und die Meisterin behandelte sie wie ihre besten Kunden. Sie zeigte ihnen willig, so oft sie es verlangten, den seltenen Schatz, — und, wenn sie ihnen auch genau auf die Finger sah, so litt sie doch ohne Murren, daß sie die Gewebe hin und her wendeten, mit gierigen Blicken betasteten, und sogar schnuppernd berochen. — Und es kamen alle, — selbst die uralte Bader Babelin stieg aus ihrem Loche in der Feuermauer und kam, den kahlen haarlosen Schädel mit Ruß beschmiert, herbeigehumpelt. Und die dicke Bettelvögtin, welche die Reputierlichste unter ihnen war, weil sie, groß und fett, stets in schwarzem, speckigem Gewande ging, stieg keuchend herauf. — Der Giftschenk kam und stierte wortlos umher, und der Brotbäck, der schon einmal gefoltert worden war (er stand im Verdacht, die Kinder mit giftigen Wecken zu locken), schleifte mühsam die ausgerenkten Füße auf kleinen Räderbrettchen herauf. Sobald es seine Hut zuließ, kam auch der Brückenhüter, und stand dann, hüstelnd und spukend, spitznäsig und bleich in der Werkstatt herum. Immer aufs neue frug er den Gesellen, warum er ihm damals statt der ererbten kostbaren Tücher jenes lumpige Buch gezeigt habe, — und wenn der Verdutzte schwieg, spitzte er vielsagend den Mund, neigte sich, nannte ihn „Lieber Meister“ und lobte und pries seine Geschicklichkeit. Es kamen die Dobberlein und das Badweib, und alle wetteiferten in schmeichlerischen Redensarten gegen den Ge-

sellen. Ihm aber war ihre Zudringlichkeit greulich, und er wendete sich weg, wie eines von ihnen die Werkstatt betrat. Die Meisterin schalt ihn deshalb, denn, um hinter sein Geheimnis zu kommen, versprach ihr nun die dunkle Sippe mit verblümten Worten allerlei einträgliche Belehrungen, — sein Mädchen hingegen merkte, auf was es abgesehen war, und ließ ihn heilig versprechen, von der wahren Art der Erbschaft zu schweigen. Wenn ihr auch, um der Vereinigung mit dem Liebsten willen, die zauberische Wirksamkeit der Spinnen genehm war, so fürchtete sie doch hin und wieder, ob nicht mit diesem unnatürlichen Vorgang der Böse seine Krallen nach ihm ausstrecke, und das Herumlungern der verzerrten Kreaturen schien ihr wie ein Zeichen der teuflischen Annäherung. Deshalb erschrak sie, als ihre Mutter eines Tages den Gesellen zur Dobberlein schickte, und fürchtete böse Anschläge. Ein Gewand sollte er ihr anmessen, und sie dachte voll Grauen an das Gerede, das im Städtchen ging, als berge dies Weib unter ihren Röcken nicht die Formen eines lebenden Menschen, sondern als sei sie zur Hälfte wie ein fleischloses Gerippe gestaltet. Es half kein Einwand, wozu denn diese Gevatterin, die stets nur in Lumpen zu sehen war, ein Gewand brauche, und warum der Geselle, da die Vettel sich doch beständig in der Werkstätte zu schaffen machte, zum Anmessen zu ihr gehen müsse, — er mußte sich auf den Weg machen, und besorgt sah ihn das Mädchen durch die krumme Gasse verschwinden.

Bei dem alten Hause angekommen, trat er durch den stinkenden Torweg in das kleine Höfchen und guckte voll Besorgnis nach den trübverstaubten Fenstern. Allein heute klopfte es nirgends, und er öffnete vorsichtig die Türe, die schwer und windschief in den Angeln hing. Sie kreischte laut und schlug, wie er herein war, noch eine ganze Weile dröhnend an. Es zeigte sich ein wackeliges Treppchen, auf dem er mühsam im Halbdunkel hinanstieg, und Sorge haben mußte, auf den wurmzernagten brüchigen Stufen nicht zu fallen. Große fette Ratten saßen darunter, die sprangen hervor und über seine Füße, und er wäre gerne wieder umgekehrt und heimgegangen. Jetzt fiel von oben ein Lichterschein nieder und er sah das Treppchen steil über sich in eine viereckige Öffnung münden. Dorther drang klatschendes Geräusch und zaghaft stieg er langsam Stufe auf Stufe empor. Wie er aber den Kopf durch die Öffnung steckte, hätte er ihn wieder zurückziehen und sich davonmachen mögen, denn dort stand die Dobberlein und butterte, und, während er ihre lange Gestalt von vorne sah, hatte sie doch ihr Gesicht auf den Rücken gekehrt, so daß er nur die schmutzig zerzausten Haarsträhne an ihrem Hinterkopfe er-

blickte. Aus den Fugen des halbzerfallenen Butterfasses drang ein roter Saft, der sickerte auf die staubigen Dielen und bildete unter dem Fasse eine kleine dunkle Lache. Grell fiel das Tageslicht durch die Dachsparren auf das Weib, während sonst in der grauen Finsternis, die ringsum herrschte, die Größe des Gemaches nicht zu erkennen war, über dem sich hochhinaufragend das verwitterte Dachgebälke in schwarzes Dunkel verlor. Überall lag Gerümpel: Spaten, Hacken, zerlöcherte Eimer, Pflugscharen, alles zerbrochen und verdorben, Scherben in Haufen, zerspaltene Kisten halb mit Erde und Steinen gefüllt, zerbrochene Schleifsteine, Besen, Ofengabeln und verräucherte zerbrochene Töpfe und Pfannen. Verstaubte Spindeln mit schmutzig zerzaustem Flachse, und, kaum sichtbar hinten im Dunkel, alte Schränke, Betten, Truhen und Tröge. Verdorrte Kräuterhaufen, Glasscherben, und dazwischen übelaussehende Lumpen.

Eine ganze Weile stak er, ohne sich zu rühren, mit dem halben Leibe in der Öffnung und wußte nicht, ob er vorwärts oder zurück solle, als mit einem Male von dem weggewendeten Haupte her ein schrilles Gesinge erklang:

Öl und Ruß, gibt gutes Mus,
Lolch und Blut gibt guten Sud,

— sang die Dobberlein, — dann auf einmal ließ sie den Stampfer mit lautem Klatschen in das Faß fallen und drehte auf dem dürren Halse langsam das Gesicht nach ihm hin. Rötlich glänzte es wie mit Fett eingerieben, und die blaugeschwollenen Lippen verzogen sich grinsend: Ei, sagte sie, hoher vornehmer Besuch, nur herauf, mein schöner Junker! Und mit einer tiefen Reverenz machte sie Miene, ihm die Hand zu bieten. Da sprang er schnell hinan und stand vor ihr, die mit den süßesten Redensarten kichernd ihn willkommen hieß: Du kommst mir recht, zum Salbe kochen; die Nachbarin, die braucht's für sich allein, du aber sollst dein Teil haben, wenn du redliche Kunst übst! Und sie zeigte auf den ragenden Schornstein in der Tiefe des Gemaches, in dessen zerbröckeltem Mauerwerk auf schwarzem Roste ein Tiegel stand, unter dem eine blaue Flamme brauste. Gerade fing es an, zu sieden, und ein übelriechender Rauch schlug hervor: Merke wie herrlich es stinkt, sagte sie und zog mit lüsterner Miene das Gewölke schnüffelnd in die Nase. Sie goß aus dem Butterfaß in den Tiegel, gab dem Gesellen einen Rührlöffel in die Hand, und drängte ihn zum Schornstein: Nun rühre fleißig, Meisterlein, und zeige, daß du von der Freundschaft bist! Sage guten Spruch, daß die Mischung köstlich werde. Und wie er widerwillig den Löffel nahm, sah er sie sogleich mit großen Schritten im Kreise einherstelzen mit ge-

schlossenen Augen und unverständliche Worte murmelnd. Und sie nahm hier ein verwittertes Strünkchen Kraut, dort einen Scherben oder eine Hand voll Erde und tat es in den Tiegel. Nach einer Weile hielt sie inne und riß, wie aus dem Schlaf erwachend, die Augen auf. Bald wird es gar sein, sagte sie und lachte gellend. Doch plötzlich stand sie still und deutete auf den Tiegel: die Flamme war erloschen und das Feuerloch schwarz und tot. Da stürzte sie sich auf den armen Burschen und riß ihm den Löffel aus der Hand; — die Salbe ist verdorben, schrie sie, faßte ihn an der Brust, rüttelte ihn, fuhr mit geblähten Nüstern schnuppernd an ihm hin und her, — schrie und stampfte den Boden. Dann ergriff sie den Tiegel und schleuderte den Inhalt dem Gesellen an den Kopf, so daß der grünlich schillernde Schleim an ihm niederfloß: Hinaus, schrie sie, hinaus, sag deiner Meisterin, du könnest nichts als nadeln!

Und ehe er wußte, wie ihm geschah, stand er betäubt in dem kleinen Höfchen, und wußte nicht, wie er sich so zugerichtet auf die Straße wagen könne. — Da fiel ihm das Badweib ein, im Torweg wohne es, in einem Keller wußte er, und er stieg, wo dort ein niederer Gang sich auftat, ein paar Stufen hinab, und kam in eine große mit fauligen Gerüchen erfüllte Waschküche hinab, wo in einem schmutzigen hölzernen Troge ein altes Weib in tiefem Schlafe lag. Ringsum entquollen den von Feuchtigkeit triefenden Wänden dicke schwammige weiße Gewächse, und in den ausgetretenen Steinen des Bodens stand Wasser in trüben Lachen, mit grünem und rötlichem Fettspiegel überzogen und mit schwarzen Schaumflecken bedeckt. Er rief die Schlafende an, aber sie war nicht zu erwecken. Unter den zottigen Haaren glühten ihre Wangen in fiebrischer Röte, und als er sah, wie sie im Schlafe abscheulich zuckte, machte er, daß er davon kam, reinigte sich, so gut er konnte und entlief eilends. Draußen aber sah er ganz betreten den Brückenhüter, der eben aus der Türe der Dobberlein hervorpolterte. Er wollte schnell voran, doch der sonst so gliedersteife Alte heftete sich an seine Fersen und folgte ihm, so schnell er auch lief, mit unbegreiflicher Gelenkigkeit. Er drängte sich murmelnd an seine Seite, und ließ nicht ab, ihn mit Fragen zu ängstigen den ganzen Weg; und zwar schien ihm, als ob der Alte nunmehr die Natur des geerbten Buches witterte, das er ihm ja einst gezeigt. — Vor der Türe spähte die Meisterin. Sie fuhr auf den Alten los und mit ihm in einen Winkel hinter die Türe, wie zwei Mäuse, die sich um einen Bissen besorgen; dort standen sie flüsternd beisammen, und er konnte vorübereilen. Er schlüpfte in seine Kammer, um das Buch zu verstecken. Und wie er in dem

engen Gelaß kein Plätzchen fand, entriegelt er das niedere Türchen zum Taubenschlag. In der dunstigen Luft der warmen Enge unter dem gurrenden Federvolke atmete sich's schwer. Spärlich drang das Licht in staubbeladenen Strahlen durch die Fluglöcher, die sich in der hier mit Brettern verschlagenen Fensteröffnung befanden, und er unterschied kaum die Tauben, die rings im Dunkeln auf ihren Nestern saßen, dick aufgeblustert, regungslos, nur mit den rötlichen Äuglein blinkend. Denn es liefen eines über dem andern schmale Bretter an den Wänden entlang, auf denen sie nisten konnten. Die gebrauchte er gleich einer Leiter, um das Buch unter dem Dache zwischen dem Gebälke zu verstecken. — Wie er es in Sicherheit hatte, merkte er, daß sich dort eine Dachluke befand, und daß er sie zu öffnen vermochte. Er reckte sich und streckte den Kopf hindurch: da wölbte sich der klare Himmel über ihm in tiefer wolkenloser Bläue, warm umflutete ihn heller Sonnenschein, und er atmete süße, reine Luft. Ein leiser Windhauch führte schimmernde weiße Fäden an ihm vorüber, hie und da hingen sie am Schornstein, an den Ecken und Kanten des Daches fest und wehten lang hin in der glanzerfüllten Luft. — Aber es schrillte die Stimme der Meisterin, eilig zog er den Kopf durch die Luke und tauchte wieder unter im Staub und Dunst des Hauses.

Unten trug die Meisterin das Essen auf. Er sah ihr brummiges Gesicht und sah sein Mädchen weinend sitzen. Und noch ehe er seinen Hunger gestillt, brach die Alte los und fing an zu zetern, daß sie ihre Tochter keinem gäbe, der nichts weiter sei, als ein unkluger Schneider. Auch wären der Tücher noch lange nicht genug, — und sie schwur, wenn der Geselle nicht noch mehr brächte, sei es nichts mit der Hochzeit!

Das hat ihr der Brückenhüter eingegeben, sagte das Mädchen, als sie hinaus war, — nun muß das Buch der Muhme noch einmal helfen. Aber sie vermahnte ihn ernstlich, mit frommen Gebeten dabei nicht zu sparen.

So spannen die zauberischen Spinnen wieder, und spannen und woben die ganze Nacht, und woben so herrliche Stoffe, daß die Meisterin fast in Ohnmacht fiel, als sie sie sah. Völlig wirr wollte es ihr im Kopfe werden: der dumme Junge, es war klar erwiesen, mußte ein Wunschding haben, das ihm helfe. Der Brückenhüter hatte recht gehabt, und sie nahm sogleich die Gewebe unter den Arm, damit zu ihm zu laufen und zu hören, was er meine.

Doch unterwegs ward sie aufgehalten. Es rief sie ein Krämer ins Haus. Zu diesem Manne war soeben Botschaft gekommen von einer reichen Kundin. Es war die Nichte eines uralten Grafen, die

bei ihm in größter Einsamkeit auf seiner Burg am Flusse hauste, und sich, trotzdem sie keinen Umgang mit ihren Standesgenossen pflog, auf das ausgesuchteste und kostbarste kleidete. Das gemeine Volk sprach mit Scheu von den Bewohnern der Burg, aber der Krämer, der keinem Handel aus dem Wege ging, war sogleich bestrebt, die seltenen Zeuge aufzutreiben, von denen sie sagen ließ, daß sie bei dem Friedhofsschneider zu finden wären. Gerade überlegte er den Handel, da sah er die Schneidersfrau schwer beladen vorbeigehen und rief sie sogleich zu sich herauf. Dieser Krämer hieß Giddeckel und handelte mit Seide und feinen Leinen, mit fremdländischen Gewürzen und kostbaren Spezereien, und wohnte mit seinem Bruder, der ein Fleischer war, in einem sehr schmalen und sehr hohen Hause in der engsten und stickigsten Gasse der Stadt. Das Haus mit dem spitzen Giebel war bis unter das Dach mit den kostbaren Gütern gefüllt. Im Erdgeschoß hauste der Fleischer in einem tiefen langen Gange. An dessen blutbesudelten Wänden hingen die geschlachteten Tiere, und man sagte in der Stadt, Giddeckel der Fleischer wisse einen Spruch, mit dem er die Tiere banne, daß sie sanftmütig und willig durch die Reihen ihrer geschlachteten Genossen sich treiben ließen, bis sie tief hinten im Gange an Seilen und Ketten in den geräumigen Keller hinab gelassen würden, wo die Schlachtbank stand.

Giddeckel der Krämer war ein feines Männchen, dem der Blutgeruch übel in die Nase stieg. Deshalb saß er auch meistens oben im Hause unter seinen Waren und wartete, bis seine Kunden durch die Blutlachen des Ganges tappten, um zu der engen Stiege zu kommen, die zu ihm hinaufführte. Seine Säcke und Warenballen wurden von der Gasse aus an einem Kran hinaufgewunden, und wenn er einen wichtigen Handel auswärts zu betreiben hatte, ließ er sich vorsichtig auf ein Stühlchen gebunden aus der obersten Dachluke hinab und wieder hinaufziehen, nur, um seines Bruders häßliches Reich nicht zu betreten. Dieser war ein finsterer Mann, mit einem viereckigen Gesicht, krausem Barte und langem lockigen Haupthaar. Dick hing es auf der einen, mager und glatt auf der anderen Seite seines Kopfes nieder, was daher kam, daß er von seinen abstehenden Ohren nur das eine noch besaß. Ihn scheuten, ja fürchteten sie in der Stadt, und die Eltern sagten zu ihren Kindern, seid brav, sonst bannt euch der Giddeckel, daß ihr euch schlachten laßt. Mit seinem Bruder hauste er in Frieden, trotz ihrer Verschiedenheit verband sie brüderliche Treue. Auch ihre Frauen, Töchter und Söhne lebten in gutem Einvernehmen, und es waren ihrer so viele, daß es unbegreiflich war, wie sie alle in dem schmalen Hause Platz hatten.

Als die Schneidersfrau das zauberhafte Spinnengewebe bei dem Krämer oben ausbreitete — (es war aus grauem glänzenden Linnen mit silbernen Fäden durchwebt, und in diesen, wie Wasser schimmernden Grund, waren alle Tiere und Pflanzen des Meeres mit schillernder Seide hineingewirkt), — da riß es den kleinen Mann vom Stuhle: woher sie dies habe, rief er, dann, ohne ihr Zeit zur Antwort zu lassen, ließ er Wein und süßen Kuchen kommen, trank und aß mit ihr und erwies ihr jegliche Freundlichkeit. Denn er war nicht dumm und witterte sogleich ein Geheimnis. Doch brauchte es keiner langen Umstände: der fein gewürzte Wein und seine freundliche Rede bewirkten bald, daß die Frau mit großer Geschwätzigkeit von ihrer Tochter, der Erbschaft des Gesellen erzählte, und nun erschien es ihm profitabel, für's erste nicht ganz unehrlich zu Werke zu gehen, und der Frau ein Erkleckliches zuzuwenden. Er bot ihr fünfzig Dukaten für das Tuch und versprach für jedes andere das gleiche. Da kam die Schneidersfrau ganz aus dem Häuschen. Der Anblick des vielen gemünzten Goldes stieg ihr wie der Wein zu Kopfe; sie riß ihr Tuch von der Brust und füllte es mit dem Gelde. Dann lief sie eilends die Treppe hinab und aus dem Hause, um sogleich die anderen Gewebe zu holen. Die Leute auf der Straße sahen ihr nach, wie sie erhitzt mit dem Gelde bergan lief.

Als sie in ihre eigene Gasse einbog, kam ihr aus dem Tore des Friedhofs ein Zug entgegen und füllte breit die Straße. Die Torschreibersleute hatten ihr Kind begraben und begaben sich jetzt mit der ganzen Sippe ihrer Freunde wieder heim zum Leichenschmaus.

Die Schneidersfrau hielt dem Brückenhüter sogleich den Beutel unter die Nase und erzählte allen, was sich begeben. Dann lief sie ihrem Hause zu. Dort barg sie sogleich das Geld in ihrer Lade und kam bepackt mit den übrigen Geweben wieder herunter. Der Zug der Torschreibersleute stand noch wartend auf der Straße. Der Brückenhüter flüsterte mit der Bettelvögtin. Torschreiber und Torschreiberin hörten eifrig zu, desgleichen der Giftschenk, und wie alle die Frau ersahen, drängten sie hinter ihr her. Sie folgten ihr zum Krämer, und wie sie schwatzend hinter der triumphierenden Frau herliefen, schlossen sich überall die Leute an, so daß sich bald eine ganze Schar drängend und stoßend die schmalen Gassen hinunterwälzte. Immer mehr strömten von allen Seiten hinzu, durch den engen Gang wälzten sie sich an der geschlachteten Ware vorbei, der Schneidersfrau nach, die keuchend die kostbaren Webeschätze schleppte, über die enge Treppe hinauf in das Gemach des Krämers. Die, welche nicht mehr hinein-

konnten, blieben auf der Treppe und im Gange stecken und erfüllten mitsamt den Giddeckel-Weibern und -Kindern das ganze Haus mit großem Getümmel. Oben in dem vollgepfropften Gemach hatte der Krämer Mühe, die Gewebe eines nach dem andern am Tische vor dem Fenster auszubreiten. Bei jedem Neuen ging ein Murmeln der Bewunderung durch die Schauenden, das sich, wie die Bewegung einer großen Welle, bis auf die Straße hinab fortsetzte, wo der wimmelnde Haufen sich in ohnmächtiger Neugier und Schaulust stoßend drängte. Kinder schrien ängstlich, aber die Weiber plapperten, begierig die Hälse reckend, und niemand machte Miene, den Platz zu räumen.

Plötzlich erschien keifend, mit fliegendem Haarschopf die Dobberlein in der Gasse, angelockt vom Geruche des Goldes. Wild mit den Ellenbogen stoßend, bohrte sie sich, einem harten Keile gleich, durch das Gewühle und kam vor das Haus. Dort tönte aus der Höhe, wo unter dem ragenden Giebel das Fenster des Krämers sich öffnete, seine scharfe Stimme, und zwischen dem Gemurmel der Menge hörte sie das Quäken der Meistersfrau. Da griff sie in das Gewinde der Seile, welche bestimmt, die Kaufgüter hinaufzuziehen, an der Mauer befestigt waren, schlang sie um die dürren Schenkel, und, wie in einer Schaukel sitzend, fuhr sie, sich mit ihren knochigen Händen emporhaspelnd, an der Wand des Hauses hinauf. Wie nun im Gemache sich plötzlich das Fenster verdunkelte, und die drinnen, aufschauend, die Dobberlein erblickten, welche, die Füße mit den großen grünen Pantoffeln auf das Fenstersims gestellt, tief niedergebogen hereinglotzte, gellte ein lauter Schrei von allen Lippen: der Krämer sank in die Knie und verhüllte sein Haupt, und die Schneidersfrau warf sich laut jammernd über die aufgezählten Goldgulden. Gierig blickte die Dobberlein darauf nieder und machte Miene, vollends hineinzusteigen. Aber sie besann sich eines andern. Sie versetzte der Schneidersfrau mit ihrem harten Knochenfuß einen Stoß in die Weichen, so daß sie quiekend emporschnellte, dann fegte sie, so weit sie mit ihrem langen Beine reichen konnte, die Goldstücke vom Tische nieder, daß sie in alle Winkel rollten, und giftig lachend, trat sie zurück, ließ sich an den Seilen hinab und ging ihrer Wege.

Das Geldgeschäft wurde beendet und dringend schärfte der Krämer der Frau ein, ihren Eidam zu ihm zu senden; dann ging sie schwer mit Gold beladen heim, von der johlenden Menge begleitet. Sie sah nicht rechts noch links, sondern dachte nur, wie sie das Geld im Hause verstecken könne, ehe es ihre Tochter und der Geselle zu Gesicht bekäme. Aber die Dobberlein war vom

Giddeckel sogleich in die Werkstatt gelaufen, und hatte den Handel der Meisterin verkündet, und wie sie nun das Haus betrat, kam ihr frohlockend der Geselle entgegen, und von seinem Mädchen angestiftet, erklärte er vor vielen Zeugen: Werde nun nicht bald Hochzeit gemacht, so nähme er das Geld und ginge auf und davon. Da stand die Meisterin stumm vor Wut und konnte nichts erwidern. Und wie sie an diesem Abend zum Brunnen ging, wünschten ihr die Nachbrinnen höhnisch Glück, daß sie nun die schöne Tochter und das schöne Geld so wohl versorgt habe. Da sank ihr der Grimm tief ins Herz, und als die Dobberlein heranschlich, sie in einen Winkel zog und ihr von heimlichen Mitteln sprach, sich die Tochter und das Geld zu erhalten, hörte sie voll Begierde zu: so kam es, daß die ehrsame Schneidersfrau um Mitternacht aus dem Fenster stieg, über den Grabstein auf den Friedhof hinunter.

Es war eine stockdunkle Nacht. Das Rund der Häuser und das nächtliche Gewölbe des Himmels verschwammen über dem Gräbergarten in tiefer Finsternis. Die Dobberlein, welche wartend auf einem Grabe gesessen hatte, trat lautlos heran und führte sie aus dem Bereich der Häuser tiefer in jenen Teil des Gartens hinein, wo die Namenlosen, die Ausgestoßenen, die Ungetauften und die Selbstmörder lagen. Dann brachte sie unter der Schürze ein kleines Laternchen hervor und leuchtete an den Gräbern hin. Das frische Grab des ungetauften Torschreiberkindes suchte sie, dessen Leichnam sie zu ihrer neuen Salbe brauchte. Sie krochen gebückt an den Gräbern entlang, und die Dobberlein las die Namen von den Steinen ab und kicherte bei manch einem in sich hinein. Von der Finsternis kaum unterscheidbar, die dicht und undurchdringlich über dem Gottesacker lag, huschten sie hin und her, und dabei erzählte die Dobberlein von den starken Kräften der Salbe, und daß ein winziger Gran, leicht an die Haut eines Menschen gestrichen, genüge, um tötliches Siechtum über ihn zu bringen; gespannt lauschte die Schneidersfrau, Dunkel und Grauen vergessend. Endlich fanden sie noch ohne Kreuz und Stein, nur mit einem Holz bezeichnet, das den Namen trug, den kleinen frisch aufgeworfenen Hügel. Die Dobberlein blies das Laternchen aus, und, mit ihren Knochenhänden wie mit Schaufeln wühlend, warf sie sich auf das Grab. Nicht lange währte es, da war das Loch so tief, als ihre Arme reichen konnten, und nun stieg sie hinein, und grub, bis sie mit dem Fuße auf den Sargdeckel stieß. Es klang, wie wenn Holz auf Holz trifft. Jetzt aber scheuchte ein Ruf der Schneidersfrau sie auf. Sie streckte den Kopf aus dem Grabe: da war ein seltsam ferner Schein, der durch die Bäume drang. Nicht Mond und nicht Sternenlicht war dies und keines Menschen

Lampe. Sogleich stieg sie heraus und stolperte eilig über die Gräber, dem Schein entgegen. Die Meisterin folgte ihr und als sie näher kamen, fanden sie sich vor dem Schneidershause und sahen, daß aus dem Fenster beim Taubenschlag der helle Lichtschein strömte. In buntem Glanze strahlte es hervor und fiel mit immerwährendem beweglich zitterndem Geflimmer weithin auf den dunklen Grund. Sie standen eine Weile schier ohne Atem: Hätt ich jetzt, sagte grimmig die Dobberlein, von der Salbe, die er mir verdarb, nur einen Finger voll unter die Achsel geschmiert: ich führe hinauf, und sähe, was der Schneider treibt. Aber ohne langes Zaudern kletterten sie über den Grabstein zum Fenster empor, und krochen dann leise das Leiterchen hinauf, das zu des Gesellen Kammer führte. Dort hockten sie nieder und guckten durch Schlüsselloch und Ritzen. In der Kammer lag der Geselle schlafend, und träumte von seiner Hochzeit. Er hatte in der Seligkeit seines Herzens das Buch aus dem Taubenschlage hervorgeholt; das Brautgewand für sein Liebchen sollten die Spinnen ihm heute Nacht bereiten, und schon erfüllte der Glanz des herrlichen Gewebes das elende Kämmerchen mit solchem Schein, daß den Spähenden die Augen übergingen. Mit atemloser Neugier sahen sie die zauberischen Spinnen an der Arbeit, sahen sie hin und her die schimmernden Fäden ziehen und von dem alten Buche, das breit aufgeschlagen auf dem Tische lag, nach den vier Wänden der Kammer das Gewebe spannen: Gold und Perlen und glänzendes Schimmerlicht.

So waren sie dem Geheimnis auf die Spur gekommen, und nun hatte es die Dobberlein sehr eilig. Die Schneidersfrau meinte, im Friedhof sei das Werk noch nicht getan: Schnickschnack, sagte sie und rutschte mit klappernden Knochen in einem einzigen Ruck die Leiter hinab, jetzt hab ich anderes zu tun, gleich laß mich bei der Gassentür hinaus, und mit gräßlichem Grinsen: du sollst das Deine schon von mir erhalten.

Die Schneidersfrau konnte kaum den Morgen erwarten und daß der Geselle aus der Kammer wäre. Sie wälzte sich schlaflos in ihrem Bette und dachte, wie sie des Zauberbuches Kräfte probieren würde. Tag und Nacht sollten dann die Spinnen für sie arbeiten und die Lade bis an den Rand mit Gold sich füllen; du wirst mir nicht lange im Wege sein, Duckmäuser, knurrte sie, und dachte an der Dobberlein Versprechen.

Endlich kam der Tag. Sie trieb Mann und Tochter aus den Federn und weckte den Gesellen. Sie rief so ungeduldig nach ihm, daß er nur schnell das herrliche Brautgewand in seinem Bette versteckte, das Buch aber auf dem Tische vergaß. Sie schickte

ihn zum Giddeckel, daß er aus dem Wege war, und ihre Tochter auf weite Wege in die Stadt hinunter. Der Meister saß verschlafen in der Werkstätte, der würde sie nicht stören; und so war sie endlich allein. Eben wollte sie hinaufklettern in des Gesellen Kammer, da hörte sie Pferdegetrappel und das Gesumse einer Menge. Sie guckte zum Fenster hinaus und sah mit ihren Spießen ein Trüpplein Stadtknechte heranziehen, der Profos und sein Gehilfe, der Stadtschreiber in ihrer Mitte.

Neugierig schaute sie hinunter, und sah erstaunt, wie sie vor ihrem Hause anhielten, und vom Pferde herab eine Schrift verlasen —: da es der hohen Obrigkeit zu Ohren gekommen, daß in dem Schneidershause geheime Künste getrieben und Reichtümer auf unbekannte Art erworben, — so seien die Eigner des Hauses gefangen zu setzen und es sei zu erforschen, wie weit sie sich des Verbrechens der Hexerei schuldig gemacht hätten.

Ehe sich's die Schneidersfrau versah, waren die Knechte im Hause, banden ihr die Hände auf den Rücken, holten den Schneider aus der Werkstätte und führten sie alle beide ins Gefängnis. Die Nachbarn hatten sich vor dem Hause versammelt. Betreten standen sie, als solches den ehrbaren Leuten geschah; dann schlichen sie sich beklommenen Mutes davon, die eigne Wohlfahrt bedenkend.

Da wischte schattenhaft die Dobberlein durch die menschenleere Gasse, mit langen Schritten an den Häusern hinstreifend. Keiner sah es, als sie voll Hast das Haus betrat. Sie schoß wie der Blitz hinauf in des Gesellen Kammer. Sie packte das Buch und schlug ihre Schürze darum, und jetzt kicherte sie. Der Verrat war gut gelungen. Mit wenig Sätzen war sie aus dem Hause und zur Gasse hinab.

Indessen war der Geselle auf dem Wege zum Giddeckel. Als er des hohen schmalen Hauses ansichtig wurde und die vom weit überragenden Dache niederhängenden Seile sah, pries er bei sich die Klugheit des Krämers, der den häßlichen Weg durch das Revier des Bruders scheuend diese Veranstaltung auch für sich selbst nutzte. Drinnen stand der Fleischer, der an der Bank ein Lämmlein zerhackte. Das schiefe bärtige Haupt war nach ihm hingewendet und der furchterregende stumpfe Blick verfolgte ihn stierend, als er hastig vorüberging. Er stapfte die dunkle Stiege hinan, von einigen scharfäugigen Weibern zurechtgewiesen, und oben empfing ihn der Krämer auf das freundlichste. Freigebig bewirtete er ihn und dabei begann er, erst auf Umwegen, dann geradezu ihn auszufragen nach der Herkunft der Gewebe. Aber der Geselle wahrte treulich das Versprechen, daß er seinem Mädchen

gegeben. Es werde Unglück bringen, wenn er schwätze, hatte sie gesagt, und ihm selbst war es, als wünschten die stummen fleißigen Tiere ein Geheimnis. Deshalb, als der Giddeckel immer dringender auf ihn einsprach, erhob er sich ängstlich, um heimzugehen. Aber der Krämer hielt ihn zurück und sagte mit öliger Stimme: Warte noch ein wenig, bis mir mein Geschäft die Entfernung erlaubt, dann geleite ich dich — und als er sich dennoch zur Türe wandte, hielt er ihn am Arme fest: Eile nicht so, sprach er, verziehe noch, daß ich dir über die dunkle Stiege leuchte. Dann tutete er seltsam fremde Worte in ein glänzendes Ding, das, einem Trichter ähnlich, in der Wand steckte, und bewegte sich mit großer Umständlichkeit herum, bis das Lämpchen brannte. Da öffnete sich die Türe und eine glitzernde Gestalt trat herein, mit hochgetürmtem Haar, — des Krämers Tochter, ein buntes Seidengewand raschelnd hinter sich herschleifend. Mit lauten Worten hielt sie ihn fest, sie sprach von seiner Braut, seiner Hochzeit und von der herrlichen Erbschaft, die er gemacht, und so lang, bis von irgendwoher im Hause ein schriller Ton sich hören ließ. Sogleich bot ihm der Krämer Lebewohl, das Mädchen schoß noch einen gewaltsamen Blick nach ihm, dann betrat er die dunklen Windungen der Stiege. Als hinter ihm des Lämpchens Schein verglomm, sah er unten am Fuß der Treppe, von einer Laterne bestrahlt, das große bärtige Haupt des Fleischers. Mit einem höflichen Gruß wollte er schleunig vorbei, aber er mochte treten wie er wollte, er vermochte es nicht, und in diesem Bemühen, sich nach dem Ausgang zu wenden, fand er sich so von ihm geleitet, daß er nicht nach der Straße, sondern nach der dunklen Tiefe der andern Seite sich wenden mußte, und ob er wollte oder nicht, immer weiter von ihm gedrängt, hineinschritt. Es wurde immer dunkler um ihn her, je weiter er ihn nach hinten führte, der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn, und wie sich der Gang um ein Eck wandte, und plötzlich der Tagesschein völlig verschwand, ward ihm erbärmlich zu Mute.

Nun hielt der Fleischer an, und er sah vor sich am Boden eine weite Öffnung, — Stricke hingen nieder und eine Leiter führte ebenfalls hinein, und wie er unschlüssig stand, nicht willig, hinabzusteigen, fühlte er die Faust des Fleischers auf seiner Schulter. Da stieg er willenlos mit ihm hinunter.

Nun befand er sich in einem ziemlich großen Keller, der durch eine Lampe erleuchtet war, die an Ketten von der Decke niederhing. Große Butten voll Blut standen umher, in deren schwarze Fläche sie sich spiegelte. Der Blutgeruch strömte beklemmend auf ihn ein, und erst, wie er sich etwas gewöhnt hatte und um sich schaute, sah er, daß mehrere Personen im Dunkeln an der Wand

saßen. Es waren Männer und Greise mit langem Bart und Haupthaar, mit langen Gewändern und hohen Hüten. Sie saßen stumm und blickten alle nach ihm hin. Er ward zu einem Schemel geführt, und wie er sich niedergesetzt hatte, erhuben sie plötzlich ihre Stimmen und fingen an zu reden, schnell und unverständlich und alle zugleich; er trachtete zu verstehen, aber er vermochte es nicht. Völlig betäubt und mit verwirrten Sinnen merkte er, wie ein Trampeln und Schieben begann, ein Hin uud Her, ein Gedränge, und mit Heben und Halten sah er einen Ochsen durch die Öffnung niedergelassen. Gleichmütig stand das Tier alsbald mitten im Keller. Jetzt schwiegen die Männer und saßen unbeweglich, rings im Dunkel. Nur der Fleischer stand im Lichtschein der Lampe und schlang eine Kette, die von der Decke niederhing, um die Hörner des Ochsen. Daran zog er ihm den Kopf in die Höhe, — stellte einen Zuber darunter und schnitt mit einem langen glänzenden Messer tief in seinen Hals. Mit Macht strömte das Blut und floß dampfend nieder in das Gefäß. Bis es brodelnd zum Rande gefüllt war, sank das Tier immer mehr in sich zusammen, und lag endlich, nachdem sein Kopf von der Kette gelöst war, zuckend am Boden. Dann wurde es ganz still im Keller. Die dunkle Gestalt des Fleischers stand unbeweglich neben dem verreckenden Tiere, welches immer seltener sich regte, bis es schließlich ganz stille lag. Zugleich klärte sich das schäumige Blut in dem Zuber, und die klare Fläche bot sich schwarz und glänzend, nur vom leichten Dampfe umwallt, den Blicken dar. Da wendete sich der Fleischer zu dem Burschen, zeigte auf das Blut und sprach mit furchtbarer Stimme: Gering ist das Vieh und birgt kein Geheimnis, doch wisse, die rote Schrift mag ich zu deuten. Und strömt es von Herzen, oder vom Kopfe, mir bleibt nichts verborgen. Dann stieg einer der Männer nach dem andern die Leiter empor, der Fleischer blickte dem Burschen noch einmal drohend an, — dann folgte er ihnen.

Da saß nun der Schneidergesell und seine Liebste wartete auf ihn. Als sie von ihren Wegen in der Stadt nach Hause gekommen war, hörte sie, was mit ihren Eltern sich zugetragen. Sie wollte eilends zum Bürgermeister und den Stadthäuptern laufen, um Gnade bitten, ihrer Eltern Unschuld beteuern, aber die Nachbarn warnten sie, es würde jetzt scharf auf Hexen gefahndet, und hart mit jeglichem Zauberwerk ins Gericht gegangen: Helfen kannst du ihnen nicht, — sagten sie, und deine Jugend und Schönheit wird dich nicht schützen, daß sie dir böse Künste zutrauen. Da fürchtete sie sich, das Haus zu verlassen, und wartete ängstlich, ob der Geselle endlich heimkäme.

Die Nacht verging, der Morgen zog herauf und der Geselle kam noch immer nicht, und auch von den Eltern vernahm sie keine Kunde. Endlich um die Mittagszeit ward an die Haustüre gepocht und eine Schar Nachbarinnen kam mit Lärmen herein. Die einen schrien mit Geheule, nun sei sie eine Waise, die andern riefen dankend alle Heiligen an, daß die Unschuld ihrer Eltern sich erwiesen, und aus alle dem Geschrei erfuhr endlich das Mädchen, daß Vater und Mutter in der Wasserprobe gezeigt hätten, wie schuldlos jeglicher Hexerei sie seien: ihre ehrlichen Leiber, die man, wie es bei der Wasserprobe der Brauch war, mit Stricken in der Weise gebunden hatte, daß ihre Füße den Ohren zugesellt, an das Haupt gebogen wurden, seien, als man sie von der Brücke in den Fluß geworfen, sogleich wie Steine und wie jeder ehrliche Christ auf den Grund gesunken, und da dies, wohl gerade wegen ihrer großen Sündlosigkeit, so überaus schnell gegangen sei, so habe man sie nicht lebend wieder herausgebracht. Jetzt lagen sie würdig aufgebahrt im Schauhause, und einige Messen seien ihnen sicher. Und sie führten das gute Mädchen hin, wo sie lagen, ein Gebet zu sprechen. Die fromme Tochter tat es mit ungezählten Tränen. Dann ward ihr vom Bürgermeister der Schlüsselbund der Mutter und die große Schneiderschere des Vaters übergeben, und mit diesen Resten kehrte sie heim. Dort saß sie wieder und lauschte auf die Straße hinaus und auf jeden Schritt, der unten erklang.

Und der, auf den sie wartete, saß im tiefen Keller gefangen beim Giddeckel, betäubt von bösen Dünsten, und lähmende Furcht in der Seele. Die Stunden verrannen, er wußte nicht wie viele. Er frug sich, ob noch Tag sei, oder ob die Nacht schon gekommen, er zitterte, wenn er an den Blick des Fleischers dachte und faßte sich an den Hals. Es schien ihm, als werde es immer finsterer im Keller, als brenne die Lampe immer trüber. Kaum konnte er erkennen, ob die weißliche, unbewegliche Masse darunter der tote Ochse wäre. Doch noch schwärzer als das dichte schwarze Dunkel erschien das Blut im Bottich, in dem sich das ungewisse Licht der Lampe spiegelte. Da war ihm auf einmal, als rühre sich das tote Tier, und er schloß die Augen. Er fürchtete sich zu lauschen, und lauschte doch. Irgend etwas wehte in der Dunkelheit, es regte sich —, jetzt scharrte es, — es knackte, sein Haar sträubte sich, und er riß die Augen auf: das verendete Tier lag still, — aber über die spiegelnde Fläche des Bottichs glitt ein Schatten. — Im selben Augenblick schob sich's vor das Licht der Lampe, er hörte leises Lachen, hob den Kopf und sah ein Weib vor sich, in dem er des Krämers Tochter erkannte. Sie zog ihn empor: mach keinen

Lärm und laß dich führen, flüsterte sie. Sie zog ihn hinter sich her, jetzt fühlte er die Leiter, stieg aufwärts, folgte Schritt für Schritt, tappte an ihrer Hand durchs Dunkel, stieg wieder aufwärts: Stille, stille, flüsterte sie, hier ist des Vaters Türe; zog ihn eilig weiter, noch einige Stufen und zuletzt fand er sich im Hellen, Warmen.

Betäubt und doch geblendet stand er in dem kleinen engen Gemach. Es war hell beleuchtet von vielen rosenroten Wachskerzen und mit tausenderlei Kram angefüllt. Auf dem Tisch waren Hauben und Hüte, Schuhwerk und Halsketten beiseite geschoben und eine Weinkanne, Kuchen und Braten waren hingestellt, — über allem der Schwaden eines süßlich duftenden Räuchergewölkes. Ihm wurde froh zu Mute und des Krämers Tochter schien ihm ein freundliches, gutes Mädchen. Sie bediente ihn mit perlengeschmückten Händen, er stillte seinen Hunger und schien sich gerettet, bis sie ihm zu trinken bot. Da sah er ihre dringenden kohlschwarzen Augen und es wurde ihm schwül und bang. Plötzlich tat sie die Arme um seinen Hals und rief: Sage mir dein Geheimnis, ich habe dich gerettet! Ängstlich faßte er sich und begann ihr zu danken mit ehrerbietigen Worten, sie aber drängte sich an ihn und küßte ihn und sprach dringend: Sage mir, wie du zu den Tüchern kamst, ich behalte dich bei mir und der Vater muß uns verheiraten, dann tut dir keiner was zu Leide. Der Schneider lag starr und steif vor Angst in ihren Armen wie ein armseliges Käferlein, das sich tot stellt vor seinem Peiniger; sie schüttelte ihn vor Ärger, aber er stöhnte nur ein leises Stoßgebet. Da, während sie es trieb mit Drohen und Karessieren wie eine gleißende Potiphar, sah er über ihre glänzende Schulter hinweg eine Spinne, die sich an silberglänzendem Faden von der Decke niederließ, geschickt auf dem Tische landete und sich mit eiligen Beinen in irgendeinem Winkel in Sicherheit brachte. Im selben Augenblick scholl ein Lärm, es rasselte ein Wagen in die enge Gasse. Sogleich stachelte Neugierde des Krämers Tochter, sie ließ den Schneider fahren, stieß die Laden auf und beugte sich spähend aus dem Fenster. Da sah der Geselle die vom Kerzenlicht des Zimmers hell bestrahlten Seile des Krämers sich in das Dunkel der Straße verlieren und besann sich nicht: an dem Weibe vorbeischießend, schwang er sich hinaus und glitt, seine Seele Gott befehlend, nieder wie die Spinne an ihrem Faden.

Gerade hielt unten die Kutsche, zwei Knechte mit Fackeln auf kohlschwarzen Pferden daneben. Drinnen saß mit ihrer dicken Kammerfrau und ihrem weißen Hündlein jene vornehme Dame, für die der Giddeckel die Gewebe des Schneiders hatte kaufen

sollen. Sie wußte, daß er sie bereits im Hause verwahrte, daß die Schneidersleute ums Leben gekommen waren, und sie hatte Kunde, daß der Geselle zum Giddeckel gegangen war und noch nicht wieder aus seinem Hause hervorkam. Als der jetzt aus der dunklen Höhe herabfuhr, packten ihn die Knechte am Kragen, das Hündlein sprang hervor mit lautem Gekläff und wie die dicke Kammerfrau sein verängstigtes Gesicht sah, lachte sie laut. Sie meinte, ein Liebhaber der Giddeckeltöchter sei zur Unzeit aufgescheucht, — aber ihre Herrin hieß sie stille sein und winkte, daß der Schneider heranträte. Wie der die schöne Dame im Schein der Fackel sich hervorneigen sah, fiel er auf die Knie und bat um ihren Schutz. Oben öffnete sich eben ein Fenster, die scheltende Stimme des Krämers ward gehört und die Dame hieß den Burschen zu ihr in den Wagen steigen. Als es nun im Hause laut wurde, die Tür sich auftat, heller Lichterschein herausfiel, sah der heraustretende Krämer neben der vornehmen Kundin seinen Gefangenen sitzen, dem eben die Kammerfrau zur Stärkung ein Fläschlein mit einem belebenden Tranke reichte. Er wurde käsebleich und sein begrüßendes Geschnatter verstummte. Die Gräfin frug herrisch nach den Geweben, und auf dies kam wieder Leben in das erstarrte Gebein des kleinen Mannes. Er eilte zurück durch Blut und Sudelei hin und her und schleppte herbei, was sie begehrte. Sie aber schenkte allem nur halbe Blicke und forschte den Burschen aus. Er erzählte vom Buche, von den Spinnen, von seinem Liebchen, der Schneiderstochter, und von der Gefangenschaft und den Drohungen des Giddeckel. Als die Gewebe hochaufgeschichtet im Wagen lagen, wußte sie alles. Ohne auf den Krämer zu achten, der mit unterwürfigen Gebärden zu reden trachtete, gab sie das Zeichen zur Weiterfahrt. Rasselnd fuhr der Wagen durch die stillen Gassen, bis vor des Schneiders Haus. Da trat erschreckt und zitternd mit einem Laternchen das Mädchen hervor, zu sehen, was es gäbe; weinend vor Freude fiel sie dem Burschen in die Arme, und Dankesworte stammelnd zu den Füßen der Dame. Doch diese wehrte mit knappen Worten und begehrte, daß das Zauberbuch herbeigeschafft werde. Da erzählte das Mädchen, daß sie es nirgends habe finden können im ganzen Hause, und unterließ nicht zu erklären, daß die Angst sie gepeinigt habe, der Teufel, wie sie immer gefürchtet, habe es geholt und ihren Liebsten mitgenommen. Doch gelangweilt unterbrach sie die Dame. Ein kurzes Wort erklang, und auf einmal erstrahlten die Fenster des Hauses allesamt in grellem Licht, und Bursch und Mädchen befanden sich wie in einem Gedränge von wimmelnden Gestalten. Jetzt drang es ins Haus und polternd und türeschlagend klang drinnen ver-

worrenes Getöse. Dann verzuckte das Licht, der Lärm verstummte so plötzlich wie er entstand, und sie vernahmen im Dunkel die quäkende Stimme der dicken Zofe, die klagte, daß das Buch nirgends zu finden sei. Das Brautgewand aber hatte sie doch im Bette aufgestöbert und sie legte es ihrer Herrin auf den Schoß. Sogleich bat das Mädchen, daß die hohe Dame es mit fortnähme, denn ihr selbst, sagte sie, gebühre nicht die kostbare Tracht.

Die Dame nahm es ohne Dank, und gleich zogen die Pferde an, die Wagentüre knallte zu, es rasselte die Gasse hinab und der Geselle und sein Mädchen standen allein vor dem dunklen Hause. Sie gingen hinein und drinnen legte das Mädchen jedes Ding an seinen Ort. In der Werkstatt hing sie die fertige Arbeit in den Schrank, und kehrte die herumliegenden Flicken zusammen. Sie setzte ihre Rosen- und Nelkenstöcke vor das Fenster auf den Grabstein, damit sie nun Regen und Sonnenschein haben sollten, wie Gott es schicke. Als sie des Giddeckels Golddukaten aus der Lade nehmen wollte, wehrte ihr der Liebste: laß das Blutgeld liegen, es wird uns keinen Segen bringen, sagte er, — und sie, da sie nun den größeren Schatz in Sicherheit hatte, tat ihm den Willen. Sie schloß Fenster und Türen und verließ mit ihm das Haus.

In den krummen Gassen woben noch nächtliche Schatten unter allen Torbogen, in Ecken und Winkeln, die Häuserzeilen zogen sich in dämmerndem Wirrsal den Berg hinunter, und ihre Dachfirste starrten in die graue stille Luft. Häßliche Dünste strömten aus den schlafenden Mauern, und sie eilten vorbei, und dämpften sorgsam den schallenden Tritt. Soeben hatte des Torschreibers Knecht das Stadttor geöffnet, da schlüpften sie eilig und ungesehen hindurch. Die Brücke zu meiden, huschten sie an der Mauer entlang, bis der Fluß, sich von dem Rund des stadtbebauten Hügels wegwendend, ihnen Raum gab, das Weite zu gewinnen.

Das Land lag in blauender Morgenluft, und eben ging über den östlichen Hügeln die Sonne auf. Da sahen sie, daß Anger, Feld und Wiese bedeckt waren mit zarten Schleierlein, die an Stoppeln, Stauden und Büschen hingen. Unzählige Tautropfen waren darüber hingesät und schimmerten wie Perlen und Diamanten. Und als die Sonne höher stieg, ein leichter Wind sich erhob, der die luftigen Gespinste faßte und mit sich führte über ihre Köpfe hin, blieb einer gleich einem lang hinwehenden Wimpel am Hute des Gesellen hängen, das nahmen sie als glückliches Zeichen. — Hinter ihnen lag die Stadt dunkel und verschlafen auf dem Hügel und sie waren schon weit, als aus den schwarzen Schornsteinen der erste Rauch qualmend empor stieg und die Gassen summend und brummend erwachten. —

Die schöne Dame fand keine Freude an den Schätzen, die sie mit heimgeführt; die wunderbaren Gewebe, mit denen sie ihrem stolzen Leib ein Rüstwerk der Macht und Wollust zu schaffen gedachte, erwiesen sich als so überzarter Natur, daß sie nicht genäht werden konnten. Ja, sie verblichen und schrumpften sichtbarlich dahin in der Hand, die sie gestalten wollte, so daß dem enttäuschten Auge kaum ein unscheinbares graues Schleiergewebe zurückblieb, einem wahren Spinngewebe nicht unähnlich. Dennoch trachtete sie weiter mit habsüchtiger Begier nach dem Buche, aus dem der Schneider die scheinende Pracht gewonnen hatte, und von guter Kundschaft belehrt, sandte sie einige Leute ihres Gesindes aus der Burg am Flusse hinauf in die Stadt zur Dobberlein. Die fanden auf dem Dachboden des alten Hauses mitten unter all ihrem Gerümpel ein langes schwarzliches, dicht verfilztes Gespinnst, einer riesenhaften verpuppten Raupe ähnlich. Über und über, um und um war es von verstaubten Fäden umsponnen. Als sie es berührten, schnurrten einige zurück, und die grünen Pantoffel der Dobberlein ragten hervor.

Von dem Buche aber ward nirgends eine Spur gefunden.

Innen und außen.

Man kann an seinen Gedanken schneller, sicherer und verläßlicher zu Grunde gehen, als an jedem anderen Gift. Aber davon leben kann man nicht.

* * *

Es werden Bücher geschrieben. Über die Bücher werden Feuilletons geschrieben. Und aus den Feuilletons werden wieder Bücher gemacht. Wozu werden also Bücher geschrieben?

* * *

Die große Wüste, die jeder Denkende in sich trägt und mit deren Urbarmachung er sein Leben zubringt, besteht im Grunde aus der Masse toter Konventionen, welche während seiner wehrlosen Kindheit in ihn aufgehäuft werden.

* * *

Die Gesellschaftsmoral wurde ursprünglich als Schutzwehr gegen die Denkenden errichtet. In unseren Tagen beginnt die Umkehrung.

Lothar Brieger-Wasservogel.

Dr. Fritz Wertheimer: Chinafahrt.

III. Vom Norden zum Süden.

Das künftige große Bahnnetz Chinas, von dem die Verkehrstechniker, die Banken und Materiallieferanten und die einsichtigen politischen Köpfe des jungen Chinas träumen, wird vom Norden bis zum Süden eine große Linie aufweisen, die in drei Einzeletappen zerfällt. Die Mukden-Peking-Strecke dieser großen Linie ist im Jahre 1903 eröffnet worden und umfaßt etwa 520 Meilen, wobei ich die auf chinesischem Gebiete den Japanern und Russen gehörende Bahn von Dalny bis Charbin unberücksichtigt lassen will oder muß. Sie gehört, obgleich viel englisches Kapital in ihr steckt und auch heute noch die Engländer in ihrer Leitung und Verwaltung stark beteiligt sind, der chinesischen Regierung und hat sicher ein gut Teil Schuld daran, wenn heute die Mandschurei noch an China gekettet und noch nicht an die vereinigt anstürmenden Gegner Rußland und Japan gefallen ist. Diese Rolle der Bahn wird vielleicht erst einmal zu würdigen sein, wenn die Geschichte der jüngsten Revolution und ihrer Bedeutung für die Beziehungen Chinas mit dem Ausland und speziell seinen Nachbarn besser geschrieben werden kann, als das heute Engländer und Amerikaner in den jetzt massenhaft erscheinenden „besten Geschichten der Revolution“ zu tun pflegen. Die zweite Etappe der großen Linie ist die im Dezember 1905 eröffnete etwa 750 Meilen lange Peking-Hankau-Bahn, die sogenannte Pehan-Bahn, wie sie auf den Lokomotiven nach den Anfangssilben der beiden Endstädte genannt wird, die Kinhan-Bahn, wie sie unter Mischung der Silben auch heißt, oder gar der Luhan-Bahn, was ihr dritter Name ist. Sie ist mit französisch-belgischem Kapital gebaut und wurde lange von Angehörigen dieser Nationalitäten geleitet, erst im Jahre 1909 den Chinesen überantwortet und von diesen auch schleunigst in Grund und Boden gewirtschaftet, so daß jetzt wiederum fremde Beamte zur Abhilfe wenigstens für die dringendsten Schäden genommen werden mußten. Sie verbindet den Norden Chinas mit seinem reichen Mittellande, dem Yangtsetale, mit dessen unterer Hälfte kürzlich die Tientsin-Pukou-Bahn eine zweite Verbindung herstellte. Was diesen Bahnen in der jetzigen Umwälzung zu verdanken ist mit Bezug auf die Erhaltung der Reichsidee und die noch immer nicht vollzogene Spaltung in einen Norden und einen Süden unter getrennten Verwaltungen, auch das wird erst die spätere Geschichtsschreibung festzustellen haben. So weit aber ist der Zentralisationsgedanke im jungen China noch nicht fortge-

schritten, daß auch die dritte Etappe der großen Nord-Südbahn schon gebaut worden wäre. Die Hankau-Canton-Strecke wird ungefähr 730 Meilen lang werden, ganze 100 Meilen davon sind an einzelnen Strecken schon in Betrieb, über die Fertigstellung der ganzen Bahn kann auch der beste Prophet bei den heutigen Verhältnissen nichts sagen, ebenso wenig, wie er schon heute urteilen kann, ob unter den jetzigen republikanischen Verhältnissen die dritte Etappe die gleiche Rolle spielen wird wie die beiden ersten Strecken, nämlich die des Zusammenhaltens und Aneinanderschmiedens von Nord und Süd, oder ob sie nicht vielmehr ein neues Mittel sein wird, vom unruhigen und politisch temperamentvolleren Süden her das Land mit neuen schwärmerischen Ideen zu überschwemmen und so neue politische Wirrungen und Irrungen den Boden zu bereiten.

Für das heutige politische China, nicht für das geographische, ist das Mittelstück des Yangtsegebietes schon zum Süden zu rechnen, und deshalb überschreibe ich hier „Vom Norden zum Süden“, wenn ich von der Fahrt Peking-Hankau erzählen will. Denn die vom Süden gekommene Idee von Umwälzung und Republik hatte hier am mittleren Yangtse festen Fuß gefaßt, und es ist nicht ohne Interesse, daß die viel erwartete Revolution gegen das Mandschuregiment zwar ähnlich wie die große Taiping-Revolution von Cantonesen ins Werk gesetzt wurde, aber nicht von den Kwantungprovinzen, sondern von Szetschuan und Hupeh ausging. Das ist besonders wertvoll festzuhalten für denjenigen, der das Wachstum oder das Zurückgehen des Zentralisations- und Einheitsgedankens im jungen China verfolgt. Man hat wohl früher immer von einer Zentralisation vom Norden her unter der starken Hand einer festen Pekinger Regierung gesprochen, hat aber wohl kaum daran gedacht, daß auch eine Zentralisation vom Süden her unter der politisch aufwühlenden und aufstachelnden Arbeit der Cantonesen möglich wäre. Tatsächlich hält man heute allgemein den Norden Chinas noch für ein unüberwindliches Bollwerk gegen alle revolutionären Umtriebe des Südens, man glaubt ziemlich allgemein, der etwas schwerfälliger denkende Norden sei für kurze Zeit wohl vom Süden und seinen Ideen überrumpelt worden, er werde sich aber zur Gegenwehr aufraffen, wenn die Südlichen es im Besitze aller guten Stellen usf. zu stark trieben. Aber wie weit heute tatsächlich die zweite Etappe der großen Bahn auch für den geistigen Verkehr vom Süden zum Norden bahnbrechend gewesen ist und wie weit sie geholfen hat, den Norden Chinas mit dem im Wesen sicherlich fremden Gedanken zu durchsetzen, das ist eine offene Frage, deren Beantwortung uns erst die Geschichte wird lehren können. Sogar

manche Veränderung spürt der Reisende gegen frühere Jahre! Noch liegt der Pekinger Bahnhof der Strecke draußen vor den Mauern der Tartarenstadt. Die kleineren Mauern der Chinesenstadt durfte die Eisenbahn zur Not durchschneiden, aber ernst und streng unnahbar hält das gewaltige Kaisertor die Wacht, daß allzu moderne Ideen nicht in die Tartarenstadt eindrängen. Man fühlt, es ist nur mehr eine ohnmächtige Wehr, diese zinnenbewehrte hohe Riesenmauer, die Gedanken sind über sie hinweg gesprungen, und daß man die Eisenbahn nicht hineinschauen ließ, hat nicht gehindert, daß dieser Magnet die Chinesen einfach zu sich herauszog. Der gewöhnliche tägliche Schnellzug, der nach Hankau in knappen zwei Tagen fährt, ist überfüllt. Früher konnte man in der ersten Klasse als Europäer selbstverständlich ein leeres Abteil bekommen. Heute wird man als Europäer fast bewußt ausgeschlossen. Im ganzen sind vielleicht acht Abteile erster Klasse da. Aber hiervon sind zwei von recht wenig höflichen Soldaten laut Fahrschein für irgendeinen General reserviert, im dritten sitzt allein irgendein moderner junger Herr, der seinen Wert als Chinese erkannt hat und grimmig faucht, sobald ihm der Kondukteur höflich naht und sagen will, er habe ja doch nur einen Platz bezahlt und da seien etwa 15 Europäer mit I.-Platz-Karten, die sich nun auf den Trittbrettern und in der dritten Klasse herumtreiben müßten. Und tatsächlich setzt es der junge Herr mit imponierender Frechheit durch, daß kein Mensch in sein für acht Personen bestimmtes Abteil gelangt. Das ist nur so ein kleines Beispiel vom Benehmen Jung-Chinas, dessen Stolz und Selbstbewußtsein in den letzten Monaten in einer Weise gewachsen sind, die an die schönsten Vorbilder japanischen Chauvinismus' erinnert. Nur daß dort drüben Energie, Arbeitsfreudigkeit, Lerneifer und Anpassungsfähigkeit der Intelligenz des Volkes etwas mehr Berechtigung dazu verleiht als hier in China, wo das stolze Selbstbewußtsein immer auf der gleichen Stufe steht mit einer erheblichen Dosis Unverfrorenheit und Phrasenhaftigkeit und wo die gebildetsten Leute trotz aller Amerikaerziehung immer noch die alten vornehmen, feinen Chinesen sind, die nie aus ihrer engeren Heimat herausgekommen waren und nur im guten Geiste ihrer großen Klassiker erzogen wurden.

Mir ist es gelungen, trotz heftiger Proteste in ein Abteil zu kommen, in dem eine ältere Dame mit einer jüngeren Frau sitzt, ferner ein Soldat, anscheinend im Feldwebelrang, und ein Boy zur Bedienung. Man hat die lebhaftesten Anstrengungen gemacht, mich hinauszukomplimentieren, ich hatte aber gesehen, daß die gesamten Herrschaften Freifahrtscheine für ein II.-Klasse-Coupé hatten

und ließ mich nicht beirren. Später, als mein Dolmetscher kam, stellte sich heraus, daß hier die Frau des Gouverneurs von Tientsin mit ihrer Dienerin nach dem Süden fuhr, daß ein Feldwebel und 30 Mann zu ihrer Bedeckung in der dritten Klasse, naturgemäß auch auf Freifahrtkarten, mitfuhren und daß man nur „aus Ängstlichkeit und um die Bequemlichkeit der Dame möglichst wenig zu stören“ meine Entfernung gewünscht hatte. Draußen flog gerade die alte Marco-Polo-Brücke an unsern Augen vorbei, die Ende des 12. Jahrhunderts aus Marmor mit elf Bogen und prächtigem Steingeländer mit einhundertvierzig kleinen Säulen und Löwenfiguren erbaut wurde und die der venezianische Reisende zuerst farbenprächtig beschrieben hat, da erklärte ich den Herrschaften meinen unabänderlichen Willen, trotz all ihrer Befürchtungen meinen Platz behaupten zu wollen. Und alsbald fügte man sich ins Unvermeidliche. Die Frau Gouverneurin zog wieder vergnügt den silbernen Haarpfeil aus den Haaren und stocherte damit in den Zähnen herum. Die großen goldenen Ohrringe rascheln heftig bei der lauten Unterhaltung, die sie mit der Leitung ihrer Bedeckungsmannschaft und ihrem Boy führt, während ihre junge Dienerin mit dem weißgeschminkten Gesicht auf der Seite liegt und schläft, oder auch Eierschalen vergnügt auf den Boden wirft und in kleine Stücke zertritt, sich auf den Stationen kleine Kuchen mit einer Füllung aus Knoblauchgemisch kauft und ins kleine Tuch einpackt, in dem auch schon die Kupfermünzen sich befinden, und dann wieder stumpfsinnig zuhört oder auch mich anstarrt. Auf den Feldern draußen ziehen die grauen Eselein rings im Kreise an einem System von zwei Rädern, das die Welle mit dem Seil bewegt und das Wasser aus dem tiefen Brunnen auf die Felder hinaufpumpt. Die gelbe Frucht ist schon mit langen Handsicheln gemäht, und von den erst gestampften Tennen sieht man die Bauern die Körner in die Luft werfen, damit die Spreu im Winde verfliegt und das Korn zurückfällt.

Aber das ganze Coupé atmet doch auf, als ich am Nachmittag in Tschekiatschwang den Zug verlasse, um mit der Schmalspurbahn, die die Franzosen von hier nach der Hauptstadt von Schansi, Taiyuanfu betreiben — eine wundervolle kleine Bahn ist das, ein Muster von Niedlichkeit und Sauberkeit, die sich da etwas kokett durch die Lawinen in die Höhe schlängelt —, hinauf zu den Chin-Hsing-Minen zu fahren. Sie sind eine deutsche Unternehmung, und das brave kleine Feldbähnchen, das einst die Tsingtauwerft mit auffüllen und bauen half, kriecht jetzt hier als kleinste Schwester der Normalspurbahn und der 1 Meter breiten Schansibahn auf seiner 90 cm breiten Schienenspur noch 12 Kilometer weit und

70 Meter in die Höhe dabei! Eine kleine deutsche Bergmannskolonie besuchte ich da, die in emsiger Arbeit ganz aus dem Betriebe heraus ihre Anlagen vergrößert und verbessert, um der Konkurrenz benachbarter belgischer und chinesischer Minen die Stange halten zu können. Eine motorgetriebene Draisine, die die französische Bahnverwaltung liebenswürdigerweise zur Verfügung stellte, brachte mich andern Tags wieder rechtzeitig hinab zur Hauptlinie, wo ich diesmal den Expreßzug nahm, der allwöchentlich einmal vom Norden nach dem Süden und in umgekehrter Richtung fährt. Da gab es nun Platz genug. Aus großen Kästen kamen eisgekühlte Getränke und halfen den entsetzlichen Staub und die Schwüle vergessen machen, elektrische Windfächer surrten in den Abteilen, sogar ein Speisewagen war im Zug.

Es ist, als ob der Zug in der Nacht, wo er über die 2700 Meter lange Hoangho-Brücke fährt — böse Zungen behaupten, er fahre stets nur in der Nacht darüber, um den Reisenden den schlechten Zustand dieser Brücke nicht zu zeigen —, auch über die geographische und klimatische Grenze Chinas fahre. Am andern Morgen wenigstens ist es erdrückend heiß geworden und an Stelle der Getreidefelder ist überall der Reisbau getreten. Stumpfsinnig sitzen die Kulis auf den Paternosterwerken und treten die Schaufeln mit eintönigem Gesang, die das Wasser aus Tümpeln und Teichen hinauf auf die Felder pumpen. Wo das Auge hinfällt, trifft es auf grüne Reisfelder, die, wie in Japan, terrassenförmig übereinander angelegt sind, um dem Wasser Abfluß und Durchfluß zu ermöglichen. Auf allen Stationen stehen jetzt die Gewehrpyramiden der Soldaten, die hier zusammengezogen worden sind und auf den gewöhnlichen Personenzug zur Beförderung warten. Es sieht aus, als ob sie aus dem Manöver zurückkehrten, aber sie selbst wissen nicht, zu welchem Zwecke man sie hier zusammenkommen ließ. Es sind gute alte Truppen zumeist, keine von den modernen, die eine Zufluchtsstätte arbeitsloser Kulis und heruntergekommener Subjekte darstellen und die die schlimmste Gefahr für das junge China geworden sind. Sie sprechen mit uns recht freundlich, zeigen bereitwilligst ihre Gewehre, die hier meist russischer Herkunft sind, und erklären offen, daß sie nur ungern ihre Zöpfe abgeschnitten hätten. Denn die klimatische und Flußgrenze scheint auch zugleich eine Zopfgrenze zu sein. In Peking auf den Straßen, da hatte noch jeder seinen Zopf, die paar Beamten und Soldaten, die ihn nicht mehr trugen, waren eine seltene Erscheinung im Straßenleben. Als wir aber in Hankau ankommen, da gibt es überhaupt keinen einzigen Zopf mehr, und mein Boy, der aus Schantung stammt und bisher recht stolz auf seine Kopfzier achtete, kommt eine Stunde

nach der Ankunft etwas bedrückt und bekümmert an und bittet um die Erlaubnis, den Zopf abschneiden zu dürfen, da man ihn ihm sonst auf der Straße doch abschneide und ihn noch dazu verprügle. Denn auch diese Prügel für jeden, der nicht so will, wie die Masse es will, sind eine Begleiterscheinung der jüngsten Republik China geworden. Der Zopf ist für die Menge nun einmal das Zeichen der alten Mandschuherrschaft geworden und so muß er fallen, nur um die Veränderung anzuzeigen, gar nicht etwa aus einer inneren Notwendigkeit heraus. Und wie viel alte Zöpfe hängen noch in China, deren Beseitigung viel dringlicher und notwendiger wäre. Aber freilich, auch das ist eine Eigenschaft des chinesischen Südens, die er mit dem französischen Süden gemeinsam hat: eine gewisse Sucht nach äußerer Demonstration, nach lautem Beteuern und etwas aufdringlichem Pochen auf die eigene Klugheit und Überlegenheit. Das ist der erste und der bestimmende Eindruck, den man sogar jetzt schon von Mittelchina bekommt, wenn man aus dem ruhigen, kühlen, etwas lethargischen, langsameren, aber gründlicheren Norden Chinas hinabfährt, um an die Quelle der jetzigen Umwälzungen zu gelangen.

Prof. Dr. Adolf Mayer:
Über eine Gefahr des mathematischen Kalkuls.

Viele betrachten die Mathematik als eine Art von Zauberwissenschaft, als eine moderne Magie und den Mathematiker als einen richtigen Hexenkünstler, der Wahrheiten ermitteln kann, die dem gewöhnlichen Sterblichen verborgen sind. Und in der Tat, der Mathematiker setzt eine algebraische Formel hin, eine Differentialgleichung z. B., und rechnet an derselben herum, integriert dieselbe, wie der technische Ausdruck lautet, und nach einer längeren oder kürzeren Rechnung gelangt er zu einer neuen Gleichung, die er zurückübersetzt in die Sprache des gewöhnlichen Lebens, und die ihm eine Wahrheit verkündigt, die — ihm selber neu ist. Das sieht nun allerdings aus wie Zauberei und Hexenwesen.

Und nicht bloß mit Ziffern und Symbolen kann diese Zauberei vor sich gehen, auch zeichnerisch oder graphisch. Man trägt auf sich senkrecht kreuzende Linien Abstände auf, errichtet dort wieder Senkrechte, bezeichnet die Punkte, wo diese sich schneiden, und verbindet sie durch eine Linie; und der Verlauf dieser „Kurve“ sagt dann auch Dinge aus, die gleich Prophezeiungen sind und die den Mathematiker, der diesen Zweig der Wissenschaft, die „analytische Geometrie“ betreibt, wohl selber in Erstaunen setzen.

Dieser scheinbar mystische Charakter der mathematischen Kunst — denn deren Rationalismus liegt nicht so ganz auf der flachen Hand — sichert ihr einen großen Respekt bei den Laien, aber dieser würde in unserer kritischen Zeit nicht lange vorhalten, wenn sie nicht einen ganz ungeheuren Vorzug hätte vor allem chiromantischen und kabalistischen Aberacadabera, das, ebenso unverständlich, beinahe bis in diese neueste Zeit sein Wesen trieb, und das ist der der Sicherheit, eine Eigenschaft, auf die das geflügelte Wort „mit mathematischer Gewißheit“ Bezug nimmt. In der holländischen Sprache, in der auch alle andern Wissenschaften Namen von germanischem Ursprung besitzen, heißt die Mathematik „Wiskunde“, d. h. nicht die Kunde des Wissens, sondern desjenigen, was gewiß ist. Also zu der zauberhaften Methodik kommt die große, wie viele meinen, absolute Sicherheit des Erfolges, und das macht, daß viele und namentlich diejenigen, die keine Veranlagung zu dieser merkwürdigen Wissenschaft in sich spüren, mit einer Art von schaudernden Verehrung zu derselben emporschauen, und daß — sie sich jedes eignen Urteils begeben, sobald von dem mathematischen Nachweis einer Sache die Rede ist. — Diese Vertrauensseligkeit ist natürlich vom Übel.

Und doch ist es auch auf ganz elementare Weise möglich, in das Wesen des mathematischen Verfahrens einzudringen; denn Mathematik ist ja nichts weiter als Rechnen, und rechnen kann ein jeder, und er weiß auch, was damit geleistet werden kann. Nur handelt eben die Mathematik von den höheren Rechnungsarten, die aber sämtlich den Zweck haben, und dadurch hinreichend charakterisiert sind, die niederen Rechnungsarten mit ein wenig mehr Gedankenarbeit, die aber nur einmal zur Erfassung der Methode geleistet zu werden braucht, abzukürzen. Dies gilt im Grunde auch schon innerhalb der niedrigen Arithmetik. Das Kind, das zählen gelernt hat, braucht etwa eine Minute, um bis auf 100 zu zählen. Aber der Kaufmannslehrling, der hundert Mark nachzuzählen hat, zählt nicht 100 von einer Hand in die andre, sondern legt die Geldstücke in Reihen von je zwei mal fünf auf den Tisch, dann braucht er nur 10 zu zählen, und er und der Kunde können

die Rechnung beliebig oft innerhalb weniger Sekunden wiederholen. Dazu muß er aber wissen, daß zweimal 5 gleich 10 (5 selber hat man bekanntlich im Blick) und daß 10 mal 10 gleich 100 ist. Das Wissen des Einmaleins, die Multiplikation ist also die höhere Rechnungsart gegenüber dem bloßen Zählen. Der Vorteil liegt (wie in der Mechanik beim Gebrauchen des kleineren Hebelarmes) in der Zeitersparnis bei größerer Kraftaufwendung, nur daß, umgekehrt wie in der Mechanik, eine wirkliche Energieersparnis hierdurch zustande kommt, da die größere Leistung nach einiger Übung nicht mehr als solche empfunden wird, wie ja überhaupt das Geistige nicht restlos in das Mechanische aufgeht, und hierbei gerade die Übung das nicht Erklärbare ist.

Wie Vervielfältigungen zum Zusammenzählen, so verhält sich dann das Potenzieren zu jenem, und so steigen wir in der höheren Mathematik endlich auf zu komplizierteren Funktionen, bei denen namentlich auch die Veränderlichkeit des behandelten Objekts ihre Berücksichtigung findet. Immer handelt es sich um Ersparnis der Einzelleistung durch ein Prinzip, das zu finden allerdings viel Geistesarbeit erforderte, aber das von Mathematikverständigen nach einiger Übung leicht gehandhabt wird, und so ist das witzige Wort des Mathematikers Otto Hesse ganz richtig: Die Mathematik ist die Kunst, das Rechnen zu vermeiden, nämlich das Rechnen, das sonst hätte geleistet werden müssen, nicht das Rechnen überhaupt. Vielleicht ließen sich die Sternenläufe in Syriusfernen auch mit den 4 Spezies berechnen, aber um dieses Ziel zu erlangen, müßte das rechnende Menschenkind eine Lebensdauer haben, in welchem es auch den Weg zum Syrius zu Fuße zurücklegen könnte.

Mathematik leistet also in ihrer Anwendung nicht viel anderes als eine Rechenmaschine, die mit Sicherheit siebenstellige Zahlen miteinander multipliziert. (Wohl verstanden in ihrer Anwendung. In der Auffindung ihrer Methoden liegt natürlich eine Leistung, die wieder mit der eines Erfinders solcher Maschinen zu vergleichen ist.) Die Sicherheit aber bezieht sich lediglich auf die Anwendung der Methode. Wenn die Prämissen unrichtig sind, die in der Differentialgleichung vorkommen, dann ist auch das Resultat falsch, ja häufig genug unsinnig, da innerhalb der Methode jede Kontrolle fortfällt. Daher, wenn sich ein Mathematiker irrt, dann irrt er ganz gewaltig. Durch ein verändertes Vorzeichen wird ein Nahrungsmittel zum Gift und ein Engel zum Teufel.

Sodann gibt es noch eine andere Beschränkung. Man kann nur die schnelle Multiplikation an Stelle des langsamen Zusammenzählens verwenden, wenn — die Masse einheitlich ist, wenn, um zu dem vorhingebrachten Beispiel zurückzukehren — die Münzen, die gezählt werden sollen, die gleichen sind. Wenn ich Pfennige und Markstücke in bunter Mischung auf Reihen lege, so sagt mir die abgekürzte Methode nichts aus über den Wert der ganzen Summe, die ich doch wissen will; dann muß doch wieder gezählt werden.

Dasselbe gilt in noch verstärktem Maße bei den höheren Rechnungsarten. a^4 ist ein kürzerer Ausdruck als $a \times a \times a \times a$; aber damit ich ihn gebrauchen darf, müssen die vier Größen, die ich miteinander vervielfältigen will, einander gleich sein, und ähnliche Bedingungen müssen gestellt werden bei der Infinitesimalrechnung. Die Vereinfachung wird immer größer, und die Müheersparnis ist enorm; aber immer seltener sind die Bedingungen erfüllt, daß man die ungleiche Wirklichkeit in das Prokrustesbett der mathematischen Formulierung zwängen kann. Daher die beschränkte Anwendbar-

keit der Mathematik auf die verhältnismäßig einfachen Probleme der Mechanik, der Astronomie und einige Teile der Physik und Chemie, während sie schon für die Physiologie wenig leistet und für die Kulturwissenschaften noch weniger oder gar nichts.

Denn die Mathematik ist ja die Logik der Zahlen und der Größen, und so lange also die Erscheinungen so einfach sind, daß sie in allen ihren Einzelheiten gezählt und gemessen werden können, ist sie Meisterin, sobald diese aber etwas komplizierter werden, kann sie nicht mehr viel ausrichten. Farben und Töne kann man noch nach Wellenlängen messen, aber schon dem Geruch gegenüber versagt die Methode.

Man hat die Mathematik auch eine formale Wissenschaft genannt, insoweit mit Recht, als ihre Operationen die gleichen bleiben, ob es sich um hypothetische Atome oder Jonen handelt, oder um reelle Wechselkurse, und sie daher von dem materiellen Interesse, dem zuliebe sie arbeitet, häufig gar nichts ahnt oder wissen will. Aber hierin liegt zugleich die weitgehende Abstraktion von aller Wirklichkeit eingeschlossen, und dieser Zustand macht den Mathematiker auch — weltfremd. Hierauf beruhen zum großen Teil die doppelten Gefahren von hüben und von drüben, auch von drüben, insofern diejenigen, die den Mathematiker als Hilfskraft beschäftigen, oft viel zu wenig wissen von der Tragweite seiner Methode, deren Sicherheit allerdings in den Fällen der richtigen Anwendung eine beinahe absolute ist, aber die eben irren kann durch unrichtige Anwendung, durch Übersehen von Komplikationen und die, wenn sie irrt, — die allergrößten Fehler macht; denn das Verrücken des Kommas bei dem Dezimalbruch 7,0 nur um eine Stelle macht das Kind zum Säugling oder aber zum Greise.

Hierdurch entsteht nun ein eigentümlicher Zustand, der dem zu vergleichen ist, der überhaupt gegenüber Fachleuten besteht, denen man ihrer Spezialisierung wegen nicht in die Karten gucken kann. Auch der Landwirt weiß nicht genau, wie der Chemiker, dem er eine Analyse seines Bodens anvertraut, diese ausführt. Er weiß daher nicht, inwieweit er Vertrauen auf dessen Analyse setzen darf, nicht insofern, als ob sie an und für sich unrichtig wäre, aber insofern er unsicher ist, was sie ihm bedeutet. Ein Nährstoff in scheinbarem Zuwenig kann ganz genügend sein für eine besondere Pflanze oder ein besonders günstiges Klima mit einer reichlicheren Wurzelentwicklung, und die mitgeteilten Ziffern sind jenem oft wahre Orakelsprüche, deren Gelehrtheit ihm nur imponieren, ohne ihm in Wahrheit viel zu helfen.

Ähnlich verhält es sich auch mit den Analysen der Wässer von Mineralbädern, und bei dem Fachgelehrten bildet sich unter diesen Umständen eine Art von Renommisterei mit unkontrollierbaren Zahlen heraus, die sich in letzterem Falle in der Berechnung auf Hunderttausendtel oder Millionstel äußert, wobei die letzten Stellen ganz in der Luft hängen und, auch wenn man für sie einstehen könnte, praktisch nichts bedeuten würden. Der Fachmann hütet sich aber wohl, seine Methode zu popularisieren, nicht weil er den Auftraggeber an der Nase herumführen will, behüte, nein weil ihm auf diese Weise sein Nimbus verloren geht, der ihm so bequem ist, da er ihn vor lästigen Querfragen so ganz besonders sicher stellt.

Es will mir nun vorkommen, daß diese Nachteile einer jeden wissenschaftlichen Arbeitsteilung dem Mathematiker gegenüber besonders schwer ins Gewicht fallen, nicht bloß infolge des sehr bedeutenden geistigen Training, dem man sich, um seine Methoden zu beherrschen, unterwerfen muß, sondern

vor allem der großen Erfolge wegen, welche sein Fach auf dem Gebiete der ganzen Technik und aller die Technik begründenden Wissenschaften in den letzten hundert Jahren gehabt hat, und wodurch der Respekt so groß geworden ist, den man für seine Arbeit in Laienkreisen hegt.

So entstand ein wahres Mathematikprotzentum, das nur dadurch gebrochen werden kann, daß einzelne sich die Mühe nicht verdrießen lassen, über die Grenzen jener im allgemeinen notwendigen Spezialisierung hinweg Einsicht zu gewinnen suchen sowohl in das Wesen der mathematischen Methode, wie in das ihrer Anwendung. Wie es für die Wirkung eines großen Orchesters nicht bloß Geiger und Bläser geben muß, von denen ein jeder genügende Virtuosität seines besonderen Instrumentes besitzt, sondern auch Kapellmeister, der ein jedes Instrument in seiner Eigenart zu werten wissen muß, so muß auch in der Wissenschaft nach deren weitgehenden Spezialisierung wieder von Zeit zu Zeit eine Überbrückung oder Zusammenfassung stattfinden, ohne welche die Nachteile der Differenzierung der menschlichen Fakultäten manchmal deren Vorteile zu überwiegen drohen.

Alexander Ular: Zur Psychologie des Skandals.

Jedermann glaubt zu wissen, was ein Skandal ist. Aber die wenigsten wissen ihn zu definieren. Ein Skandal ist z. B., wenn eine altadlige reiche Erbin mit ihrem Chauffeur auf Reisen geht, wie letzthin Frl. v. Coehorn. Aber ein noch größerer Skandal ist, wenn zwei Detektivs und ein Polizeikommissar aus eigener Machtvollkommenheit ein Palace-Hotel in Ostende belagern, es im Sturm nehmen, die Tür des Schlafzimmers von Frl. v. Coehorn mit Äxten einschlagen und die junge, noch dazu mündige Dame fesseln, knebeln, in ein Auto schleppen und ohne Zollerklärung über ihre heimatliche holländische Grenze entführen. Ein Skandal ist auch, wenn die New Yorker Polizei vier Mörder dingt, um den Spielhöllenbesitzer Rosenthal zu ermorden. Aber ein ebensogroßer Skandal ist es, wenn dieser Rosenthal die von ihm selbst korrumpierten Polizeibeamten anzeigen wollte, um sie der Korruption zu überführen. Und ein noch größerer Skandal ist es, daß die ganze New Yorker und zahllose andere, nicht einmal immer amerikanische Verwaltungen (siehe Rußland) nichts anderes sind als große Geldproduktionsgenossenschaften auf der Basis der Erpressung und Nötigung. — Alle diese Sachen sind sehr verschieden, fallen aber doch unter den Begriff Skandal. Man nehme noch seitlich aufgeschlitzte Direktoirekleider, Hosenröcke, zu tiefe Dekolletierungen, Perversitäten von Gardeoffizieren und Höflingen, betrügliche Bankrotte, ja sogar hundert Sozialdemokraten im Reichstag dazu, und man bleibt doch immer beim Skandal.

Was ist das allen Gemeinsame? Hier meine Definition: Skandal ist die Heuchelei der „anderen".

Heuchelei ist nämlich die Vorschützung eines moralischen Prinzips, das keine Allgemeingültigkeit hat, oder genauer die Vorschützung einer als moralische Vollkommenheit aufgeputzten persönlichen Ansicht, oder ganz genau die Doppellüge, die darin liegt, daß man einen als ideal hingestellten

moralischen Zustand als wirklich existierend annimmt und sich selbst als in diesem Idealzustand lebend betrachtet. Man braucht bloß diesen idealen Firnis etwas abzukratzen, die Nichtexistenz dieses Idealzustandes darzutun, den Unfug des Verallgemeinerns einer persönlichen Ansicht zu beleuchten, das angebliche moralische Prinzip ein bißchen umzudrehen, und dann gibt es nichts mehr, was Heuchelei anständig macht, dann gibt es keine Skandale mehr.

Im Anfang des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung gab es einen ganz unerhörten Skandal, ganz ähnlich dem des sozialdemokratischen Aufschwungs. Da war eine kolossale Bande von Besserwissern, vaterlandslosen Gesellen, Pseudowissenschaftlern, Revolutionären, Kommunisten aufgekommen, die dem Kaisertum den Krieg bis aufs Messer erklärt hatten, die Großagrarier, die Aristokraten, die Fabrikherren, die schlemmenden Bourgeois und den greulichen Militarismus abschaffen, eine auf Freiheit, Gleichheit und besonders Brüderlichkeit gegründete Gesellschaft ins Leben rufen wollten und sich sogar nicht entblödeten, außer dem Thron auch noch den Altar zu begeifern und ihm in düsteren Verschwörungen unter Anrufung eines neuen beinahe marxistischen Glaubens zu Leibe zu gehen. Wie gesagt, es war ein unerhörter Skandal. Die Wohldenkenden jammerten. Die agrarisch-plutokratische Regierung wütete. Man versuchte es mit Zuchthausparagraphen. Ungezählte Tausende der zynischen Umstürzler wurden gefangen gelegt, noch mehr wurden deportiert. Mindestens ebensoviele kamen um, sei es dank des Standrechts, sei es, weil man Straßendemonstrationen verbot und dann die Schutzleute mit blanker Waffe auf die Demonstrierenden einhauen ließ. Diese verräterische, Thron und Altar und besonders die Interessen der Plutokratie bedrohende Partei nannte man Christen. Jeder anständige Mensch verhüllte sein Haupt, wenn von den Burschen die Rede war. Die moralische Entrüstung über den Skandal hatte keine Grenzen.

Aber der von keinem Parlament geknebelte Kaiser hatte einigen gesunden Menschenverstand. Er merkte, daß mit Zuchthaus und Schutzleuten gegen die Bewegung nichts auszurichten war. Wie also dem Skandal ein Ende machen? Sehr einfach: er erklärte, daß es gar kein Skandal war, stellte sich an die Spitze der Skandalmacher, tat, als ob die umstürzlerische Partei gerade die staatserhaltende sei, machte sie regierungsfähig, kurz, kanalisierte sie in das Bett seiner eigenen kaiserlichen Verwaltung. Die großen und kleinen Führer der Umstürzler bekamen schöne offizielle Titel mit noch schöneren Jahresgehältern. Sie bekamen mit dem Titel Bischof, Erzbischof usw. sozusagen den Rang eines geheimen oder nicht geheimen, unwirklichen oder wirklichen Rates wie ein Landrat oder Regierungspräsident; sogar eine Art Assessoren ward geschaffen. Und nach ein paar Jahren gab es keine Christen mehr, sondern nur zufriedene Untertanen, die sich nicht mehr rühren konnten, da ja ihre eigenen umstürzlerischen Führer, dank Titel, Ehren und Gehalt, sie ruhig hielten. Was von früher übrig blieb, war bloß Metaphysik, und auf die pfeifen Staatsverwaltungen.

Diesen genialen Witz, der dem Kaiser Konstantin mit Recht den Beinahmen des Großen zugetragen hat, sollte man sich eigentlich immer vor Augen halten, wenn man glaubt, sich moralisch entrüsten zu müssen. Alles Skandalöse ist ja nur etwas, das, wie das sozialistische Christentum, aus dem Rahmen der Ordnung fällt, die zu jeder Zeit von den Dummköpfen als etwas Stabiles, Definitives angesehen wird, während es doch nur eines kleinen Anstoßes bedürfte, um das, was als skandalös angesehen wird, wenn auch nicht

immer als empfehlenswert erscheinen zu lassen, so doch der Allgemeinheit nutzbar zu machen.

Vor einigen Jahren gab es bei uns in Frankreich noch fortwährend tolle Skandale in allen Badeorten. Man spielte, und das war verboten. Weil es verboten war, spielte man natürlich noch mehr; und weil alles heimlich gehen mußte, konnte niemand sich gegen die gemeinsten „Philosophen“ (als welche man in Frankreich Falschspieler bezeichnet) wehren. Prozesse, Verhaftungen hochangesehener Leute waren an der Tagesordnung. Da kam ein mit konstantinischem Verstand begabter Minister auf die Idee, den Übelstand zu kanalisieren. Da keine Macht der Welt das Jeu hindern kann, „kanalisierte“ man es einfach. Es wurde erlaubt und öffentlich. Und der Staat nimmt fünfzehn Prozent des Gewinnes der Kasinodirektionen für sich. Das hat seit drei Jahren schon an die vierzig Millionen eingebracht und kein Mensch, kein vernünftiger wenigstens, ereifert sich noch darüber, daß in Vichy und Trouville Baccarat gespielt werden kann.

Warum ist es eigentlich skandalös, wenn eine reiche junge Dame sich in einen Chauffeur verliebt und ihrer lieben hochadligen und sicher hochlangweiligen Familie davonläuft? Doch höchstens, weil es dem aristokratischen und plutokratischen Kastengeiste zuwiderläuft, sozusagen die Gefahr handgreiflich macht, daß geliebte Privilegien durch derartige oft wiederholte Mischungen verloren werden können. An sich sind solche skandalösen Geschichten äußerst natürlich, legen sogar für die Energie der „Schuldigen“ ein ausgezeichnetes Zeugnis ab. Und wenn nur der Begriff des Natürlichen im öden Gesichtskreise der oberen Kasten etwas stärker würde als der Begriff des Kastenprivilegs, so wären solche Sachen überhaupt nicht mehr skandalös, sondern höchstens interessant. Ja, sie würden überhaupt gar nicht mehr möglich, da niemand mehr nötig hätte, durchzugehen, und jeder die Sache gemütlich zu Hause in Ordnung bringen könnte.

Liegt die Sache bei den „sensationellen“ New Yorker Polizeiskandalen im Grunde anders? Sie ist nur etwas komplizierter. Man schreibt, ganz Amerika stände wegen der Polizeikorruption auf dem Kopf. Nichts als „Heuchelei der anderen“!

Seit wann ist denn ein Polizeimord oder gar Korruption etwas, das auch nur aus dem Rahmen der amerikanischen, und nun erst der New Yorker gesellschaftlichen Ordnung herausfiele? — Aber jedes Kind in New York weiß doch, daß der Posten eines zur Spielhausbrigade gehörenden Polizisten mit mindestens 1000 Dollar bezahlt wird; daß der Posten jedes Straßenpolizisten 400 bis 600 Dollars, manchmal viel mehr, kostet; daß die Ernennung zum Polizisten in der Restaurants- und Schenkenbrigade mit 1000 bis 2000 Dollar bezahlt wird! Und wer es nicht ohnehin gewußt hätte, sollte es doch von dem berühmten Prozeß Seymour her wissen, wo diese und andere Ziffern offiziell festgestellt wurden, und bei dem übrigens auch der Hauptzeuge (und zwar auf dem kurzen Wege von seinem Hause zum Justizpalast) trotz aller Vorsichtsmaßregeln spurlos „verschwand“, ohne daß man auch nur seine Leiche wiedergefunden hätte.

(Warum die Schenkenpolizisten am teuersten bezahlen? Weil es natürlich am meisten einbringt; denn diese Glücklichen werden ja nicht nur von den Wirten bestochen, um die Polizeistunde überschreiten und Sonntags etwa Bier ausschenken zu dürfen, sondern auch noch ebenso hoch von den großen Temperenzgesellschaften, um anzuzeigen, wo sie erfolgreich Haussuchungen und Denunzierungen anbringen können.)

Nur wer von Amerika keine Ahnung hat, kann fragen, woher solche Praxis kommt. Das von den untersten Beamten für ihre Ernennung bezahlte Geld geht an die Vorgesetzten, die natürlich ihre Stellen viel höher bezahlen müssen, und so weiter hinauf bis zu den allerhöchsten Chargen, die insofern politischen Charakter haben, als sie von der herrschenden Parteigruppe ernannt werden, welch letztere selbstverständlich, um im Amte zu bleiben, bei den Wahlen die Majorität sicher haben muß. Es kommt also alles auf Wahlkampagne hinaus. Und nun überlege man, wie eine Gruppe, z. B. Tammany, die meistens in New York regiert, die Majorität gewinnen und sichern kann. Durch direkte Wahlkorruption? Sicherlich nicht. Es sind zu viele Wähler. Und wenn man auch wohl hunderttausend kaufen kann und natürlich alle Beamte mitstimmen, so würde es doch nicht genügen. Es muß eine Wohlfahrtspolitik größten Maßstabes geführt werden. Man muß mit Geld um sich werfen, kolossale Anstalten stiften, und vor allem jeden einzelnen Wähler kennen, überwachen, ihm zu Diensten sein. Und das verschlingt ungeheure Summen. Wo sollen die herkommen? Aus der „Beitragzahlung" derer, die davon profitieren. Und diese Beiträge werden sechs Monate vor den Wahlen der Gruppe angeboten. Nichts ist natürlicher, als daß auf die Liste der sei es vom Volke zu wählenden, sei es von der Verwaltung zu ernennenden Beamten die gesetzt werden, die die höchsten Beiträge zur Parteikasse zahlen wollen. Ein Polizeidirektor, ein Straßenbaudirektor, ein Versicherungskontrolldirektor zeichnet Millionen. Und die müssen während der Verwaltungszeit mit Zinsen wieder herauskommen. Deckt jemand, wie der gemordete Rosenthal (natürlich auch nur aus eigennützigen Motiven, nämlich um Bestechungsgelder wieder herauszuschinden) diese Praxis in solcher Form auf, daß die Mehrheit der Bevölkerung sich (jeder aus Angst vor dem anderen) bemüßigt fühlt, sich moralisch zu entrüsten, obwohl doch jeder alles wußte und niemand etwas dagegen sagte oder tat, so ist das direkt unsozial; es stört die nun einmal bestehende Form öffentlicher Ordnung; es macht eine Konsequenz lächerlich oder skandalös, während ja doch an die Ursache, die diese Konsequenz nach sich zieht, niemand rühren kann.

Geändert werden kann doch nichts. Denn wenn morgen eine andere Partei ans Ruder kommt (man hat es ja gesehen), dann kann diese eben auch nur erfolgreich verwalten und sich am Ruder erhalten, wenn sie es gerade so macht. An die Volkssouveränität rühren, die solche sonderbaren Blüten getrieben hat, wäre absolut unmöglich. Denn der Nachteil dieser „skandalösen" Verwaltungsmethoden ist ja verschwindend gegenüber den grenzenlosen Segnungen, die das Selbstbestimmungsrecht des Volkes für Amerika mit sich gebracht hat. Sicherlich wird New York viel zu teuer verwaltet. Aber die lumpigen gestohlenen Millionen, die in den Geldschränken der Beamten bleiben, übersteigen nicht den Prozentsatz einer honetten Geschäftskommission im Verhältnis zu den enormen, gleichfalls für die Partei gestohlenen oder auf ihre Veranlassung verwaltungsmäßig verschleuderten Millionen, die samt und sonders doch der Bevölkerung wieder zu gute kommen.

Das Üble und Gefährliche bei der ganzen Sache ist nur die Heimlichkeit, die Heuchelei, die zur Schau getragene rein theoretische Reminiszenz an Moralbegriffe, die unvernünftigerweise, zum großen Schaden Amerikas, von sämtlichen christlichen, sämtlich puritanisch gewordenen Sekten literarisch lebendig gehalten werden, obwohl sie auf die Verhältnisse, die kein Mensch mehr zurückschrauben kann, nicht mehr passen.

Die Polizei würde keinen Rosenthal ermorden lassen, wenn es als konstant angesehen würde, wie es konstant ist, daß öffentliche Chargen unter gewissen Bedingungen käuflich sind. Weiter noch, neun Zehntel aller Chargen würden überhaupt gar nicht käuflich bleiben, wenn nicht der ohnehin bedenkliche „gesetzgebende Wahnsinn" der Amerikaner sich auf den noch gröberen Wahnsinn puritanischer Literatur mit dazugehöriger Verlogenheit stützte, für den die allgemeine intellektuelle Unkultur des durchschnittlichen Amerikaners verantwortlich ist. Würde man jedem anständigen Menschen (und selbst den anderen) erlauben, selbst in der Nacht einen Whisky zu absorbieren oder auch des Sonntags ein Glas Bier zu trinken, ohne dazu sich die leibhaftige Lüge, nämlich ein Butterbrot aus Holz, servieren lassen zu müssen (da wohl Trinken verboten ist, aber Essen nicht, und daher Essen mit Trinken auch nicht), so würden die Schenkenpolizisten weder von den Wirten, noch von den Temperenzgesellschaften bestochen werden, und ehrliche Leute in unserm Sinne werden. Würde man offiziell die Spielwut organisieren und überwachen, aber durch enorme Lizenzen und Abgaben dienstbar machen, so wären sogar in der Jeubrigade Bestechungen nur selten möglich. Und was den Verkauf der Ämter betrifft, die notgedrungen stets viel abwerfen (wie ja auch in Rußland ein Kriegs- oder Marineminister die Provisionen auf die von ihm genehmigten Lieferungen und Bestellungen annehmen muß, soll er nicht kalt gestellt oder als Störenfried mit miserablen Waren bedacht werden), so sehe ich nicht ein, warum der Wert dieser Stellen nicht öffentlich sein sollte, ähnlich wie in Frankreich noch jetzt der Wert der Notariate oder früher der Steuererhebungsbezirke.

Das einzige Hindernis, alle derartige und andere „moralische" Übelstände, Skandale, aus der Welt zu schaffen, ist der Konservativismus der Uneinsichtigen, derer, die imstande sind, sich moralisch zu entrüsten über Tatsachen, die unvermeidlich sind und trotz aller Entrüstung und von ihr diktierten Maßregeln weiterbestehen oder neu auftreten werden. Man muß entweder die Verhältnisse ändern, aus denen die Skandale hervorgehen, oder sich ihnen anpassen. Und gerade diese beiden Auswege versperren sich die Entrüsteten. Das Schlimmste aber ist, daß man auch die Lektion Konstantins vergißt: das Skandalöse dem Bestehenden so weit wie möglich nutzbar zu machen. Dazu gehört bloß etwas Zynismus. Und an dem sollte doch sicherlich kein Mangel sein.

Staat und Kirche.

Ein Problem von nicht zu überschätzender Bedeutung.

Wenn von Erfahrungstatsachen der historisch-politischen Entwicklung überhaupt gesprochen werden kann, so ist es eine allgemeine geschichtliche Wahrheit, daß kein Volk die Spaltung der staatlichen und der religiös-kulturellen Organisation seines nationalen Lebens erträgt.

Dieser gefährlichste Dualismus bedeutet den Kampf bis zur Unterwerfung.

Nach Probedonosczew sollte das Kaisertum in Rußland erliegen müssen, wenn das Zartum seiner kirchlichen Hoheit entkleidet würde.

Gegen das Sultanat das Kalifat auszuspielen, rührt sich britische Verschlagenheit.

Nur durch religiöse Vorstellungen gelang es, dem geistlichen Oberherrn, dem Mikado, die Macht des Kaisertums zu verleihen.

Derartige Auffassungen liegen auch den Völkern des engeren Europa und seiner christlichen Welt gar nicht so ganz fern: für den „modernen" jesuitisch durchdisziplinierten Katholizismus haben Staat und Monarchie dem Papsttum gegenüber keinen unverlierbaren Boden.

Nur im protestantischen Deutschland vielleicht hat der Staat die Gesamtheit des nationalen Lebens in sich aufgenommen und verwaltet mehr oder minder direkt im „Kultus" neben der Schule auch die Kirche.

Der monarchischen Spitze wird sehr äußerlich, damit ihr nichts mehr fehle, die geisterhafte Würde eines fiktiven summus episcopus mehr angedichtet als zugelegt: Staatskirchentum.

Ein lebhafteres religiöses Gefühl empfindet darin eine Herabsetzung des kirchlichen Organismus und die Gefahr einer Verkümmerung des religiösen Gefühls im Schatten des Staates, die durch die Entwickelung des kirchlichen Lebens in Deutschland auch unzweifelhaft dargetan wird.

Dann also los vom Staat!

Die Kirche ein Verein, je mehr Konventikel, je mehr religiöses Leben.

Kirchliches Manchestertum!

Diese besonders in kirchlich liberalen Kreisen herrschende Auffassung verkennt die Hoheit und Bedeutung des Staates für das nationale Gesamtleben, unser Staat muß die deutsche Kulturorganisation sein.

Als solcher muß er vom sittlichen Odem belebt werden, um nicht zu einer Gewaltorganisation zu erstarren.

Hier setzt, nicht jedem vielleicht bemerkbar, Pastor Karl König in seiner Schrift: „Staat und Kirche, der deutsche Weg zur Zukunft", ein.

Nicht los vom Staat: hinein in den Staat, aber kein künstlicher Einbau, sondern eine vollständige organische Einfügung der Kirche in den Staat.

Also doch Staatskirchentum?

Nicht mehr und nicht weniger, als wir Staatsuniversitäten und Akademien haben, die Wissenschaft aber und ihre Lehre sind frei!

Frei durch die staatliche Macht!

„Freiheit ist bei der Macht allein," je schwächer der Staat, um so geringer die Freiheit, weil dann der Staat gewalttätig sein muß, um sich durchzusetzen.

Ein Staat freilich, der sich vor Wissenschaft, vor der religiösen Freiheit fürchtet, ist eine Spottgeburt.

Weil der Staat in Wahrheit berufen ist, Garant der Freiheit zu sein! Ein Beispiel unserer Tage.

Glaubt man wirklich, eine städtische Universität Frankfurt werde freier von einseitigen Einflüssen sein als eine staatliche?

So kann es sich denn nach König der Staat am ersten erlauben, den Gemeinden volle Lehrfreiheit, volle Freiheit ihrer inneren Verwaltung zu geben — nur in ihrem Gewissen sollen die Gemeinden gebunden sein, sich als Glieder einer allgemeinen protestantischen Kirche zu fühlen.

Damit wird die Kirche eine „unsichtbare", fällt die Bekenntniskirche, die verbindliche Lehre.

Solche Hammerschläge gegen die dogmatische Kirche kann nur wagen, wer an die zeugende Kraft des religiösen Geistes bei allen glaubt.

Aus diesem Kerngedanken der Königschen Theologie entspringt der organisatorische Gedanke seiner Kirchenpolitik, die ihm freilich etwas anderes als ein System theologisch geschulter Schlauköpfe ist.

Lebt in jedem unzerstörbar der religiöse Gedanke, so ist die Lösung der organisatorischen Aufgabe durch die demokratische Mitarbeit aller gesichert.

Fraglos lebt trotz allem und allem in den breitesten Schichten, besonders auch der deutschen Arbeiterschaft, ein sehr wenig orientiertes, vom Mißtrauen gegen die bestehende Kirche und ihre äußerltche Gebärden zurückgescheuchtes religiöses Bedürfnis.

Kann dieses Verlangen zur Tat erweckt werden, kann die Gemeinde unter Ausschaltung aller bestehenden sozialen und kulturellen Unterschiede als Einheit sich fühlen und handeln, wie es sein sollte?

Dem schweizerischen Beispiel Basels, das König anführt, sei als Korrelat für die Betrachtung des großen Problems ein Gegenbeispiel gegeben. Puritanischer Geist der Absolutheit des religiösen Geistes des einzelnen hat dem protestantischen Leben in England den heute schon verklingenden Grundton gegeben, die Kirchenverfassung aber hat der staatsmännische Geist der Königin Elisabeth auf eine bischöfliche Verfassung gegründet und so ist die anglikanische Kirche die stärkste protestantische Kirche geworden.

Darf bei uns die Organisation der Kirche ganz bei der Gemeindeverfassung aufhören?

In diesen Fragen gibt es wohl kein Rezept, das sich einfach ausschreiben ließe.

Eins ist gewiß, das Problem ist hier von Karl König mit der Rücksichtslosigkeit eines unbeirrbaren protestantischen Wahrhaftigkeitsbedürfnisses angepackt, Lutherzorn und Luthergeist blitzen aus dieser Schrift, die hoffentlich nicht nur das Interesse der theologischen Fachkreise erwecken wird!

A. G.

ANREGUNGEN UND AUSBLICKE.

Besitzerfreuden.

Wir haben uns gewöhnt, alle künstlerischen Werte unter der Perspektive des Herstellers zu betrachten. Gewiß, der Künstler und bei gewerblichen Dingen sein Interpret sind der höchsten Aufmerksamkeit wert, denn ohne sie entsteht nichts, ohne ihre Potenz — oder wie es heute mit Vorliebe heißt: ihre Qualität bliebe alles schale, lendenlahme Wiederholung. Aber das Werden eines Kunstwerkes macht doch nur einen Teil seines Schicksals aus; mit dem Austritt aus dem Atelier ist seine Existenz keineswegs beschlossen. Es beginnt, einmal hinausgesandt unter die Menschen, hineingestellt in den lebendigen Tag, ein zweites Dasein, von dem die Atelier- und Ausstellungsbetrachter nichts zu wissen scheinen. Sie messen — ganz mit Recht — jede Erscheinung an einem Entwicklungsmaßstab; sie werten nach dem Grad des künstlerischen Fortschritts, der sich in ihr ausprägt. Das heißt, sie sehen lediglich das künstlerische Problem am Kunstwerk.

Dieses Problem des Künstlers ist letzten Endes der Wille, den intuitiv erfaßten Rhythmus der Zeit in eine erschöpfende Form zu bringen. Ob der Schaffende sich auf den Boden geschätzter Traditionen stellt, ob er sich in Opposition zu allem Gewesenen befindet, ob er große oder kleine Dinge, Wandbilder oder Lampen formt, immer wird er danach lechzen, in seinem Werk ein Schwingen dieses Zeitrhythmus fühlbar zu machen. Wie weit ihm das überzeugend gelingt, ist eine Frage der persönlichen Kraft. Der eine vermag wohl die drängenden Energien zu erkennen, dem anderen erst ist das Organ gegeben, ihnen sinnliche Ausdrucksgewalt zu verleihen. Aus dieser Sorge des Künstlers, diesem Hinauflangen des endlichen Menschen nach dem Unendlichen entwickelt sich das nervenprickelnde Schauspiel, das der Kenner zu genießen wünscht, wenn er in jene Atelierbezirke hinabsteigt. Es ist das Heroische der Kraftanstrengung, das ihn dramatisch packt und mitreißt. Denn alles wahre Kunstschaffen, mag es sich auch auf ein noch so kleines Objekt beziehen, ist Heldentum.

Die neue Zeit hat uns die Auseinandersetzung mit einem weiteren Problem: dem sozialen, erbracht. Gemeint ist nicht jener stoffliche Einschlag in der Malerei und Bildnerei, der von Millet bis Uhde oder Meunier seine Fäden spann nach einem von der Kunstschilderung bislang gemiedenen Stand. Vielleicht wäre einmal zu denken an die Zweckgesetzlichkeiten, denen sich die nicht repräsentative Architektur zu allen Zeiten unterworfen hatte. Der Baumeister hat in seinen Dispositionen Anforderungen zu genügen, die ihm durch das Behaglichkeitsverlangen des Gebrauchers gestellt werden. Aus der Zweckidee entwickelt er formale Lösungen. Er sieht ein Ziel darin, das Haus wohnlich, die Räume komfortabel zu gestalten. Und in noch viel höherem Maße ist diese soziale Rücksichtnahme geboten bei einem Schaffen, das — wie es vom Kunstgewerbler z. B. verlangt wird — auf einen größeren Konsumentenkreis abzielt. Der Gestalter einer Drucktype, eines Bürgermöbels, einer Bogenlampe, einer Parkanlage oder einer Städtesiedelung wird schlechterdings nie mehr in einen Zwiespalt zwischen künstlerischem Wollen und sozialem Müssen geraten können. Denn all sein Bilden steht — sofern es nicht auf die Staffeleimalerei und Freiplastik beschränkt bleibt — in irgendeiner materiellen Beziehung zum Leben selbst. Dieses künstlerische und dieses soziale Problem am Kunstwerk wollen in erster Linie vom Schaffenden aus betrachtet sein: es sind die Fragen, wie und unter welchen Voraussetzungen ein Wert zustande kommt. Oft genug sind sie abgehandelt

worden, wobei eine andere Seite der Angelegenheit: die Betrachtung vom Besitzer und Genießer aus, fast ganz in Vergessenheit zu geraten droht. Sollte aber der Mensch, der für eine Künstlerschöpfung freudiges Verständnis und leidenschaftliche Begeisterung aufbringt, nicht auch einen wesentlichen Anteil an ihrem Bestand haben? Wer anders bietet dem Künstler die Betätigungsmöglichkeit und das Fundament, das noch immer Auftrag heißt?

Die Freude am schönen Besitz ist für ein Volk nicht minder bedeutsam als die Fähigkeit, Schönes zu schaffen. Sie war uns eine Weile verloren gegangen. Als Ersatz hatten wir ein rechtes Surrogat: das Protzentum, aufgenommen. Der Protz ist im Bereich der Künste ein Schädling, weil er nur mit unlauteren und unreinlichen Hintergedanken genießt. Statt der innerlichen Freude gibt es für ihn nur eine Prahlsucht, die nach außen hin mit Kulisseneffekten und Flittergold blenden möchte. Eine Geste, die dann zur Folge hatte, daß es für „unfein" galt, sich seiner schönen Habe zu freuen. Die Häuslichkeit, mit der der Mensch sich umgibt, wird gern wie ein Rahmen aufgefaßt, aber es scheint doch nicht ganz richtig, diesen Organismus, der den Daseinsbetrieb regelt, nur so dekorativ hinzunehmen. Sicherlich ist er ein Mechanismus, ein komplizierter Mechanismus, bei dem es darauf ankommt, die größtmögliche Zahl von Hemmungen auszuschalten. Das Schlafen, Essen, Arbeiten, Ausruhen wie das Geselligsein überhaupt ist von einer ordnenden Hand in die Form gebracht, die den Benutzer vor jedweder Kräftevergeudung bewahrt. Warum sollte man an einem Grundriß, an Raumdispositionen und Geräteformen nicht ebenso starke Freude haben dürfen wie an einer munter schnurrenden Maschine? Um so mehr als man doch täglich aufs neue die geistreiche Trefflichkeit der Anlage zu spüren bekommt; aber es ist nicht allein dieses wohlige Behagen, das sich überall einstellt, wo, wie Feuerbach es gern ausdrückte, eine „erschöpfende Form" gefunden wurde. Den Sinnen werden Sensationen geboten, die das Herz — einen Augenblick nur — schneller, freudiger schlagen machen. Man kommt aus einem trüben Arbeitstag, kommt ermüdet und gelangweilt von gleichgültigen Menschen, leeren Unterhaltungen oder mißmutigen Geschäften in eines der Zimmer, wo ein starkes und mutiges Bildwerk hängt. Man läßt sich hineinziehen in diese lebenswarme Sphäre. Das Auge badet in einer Frische und wackeren Reinheit; es nimmt Rhythmen auf und bald ist man selbst hinübergerissen über diesen Augenblick des Nachgebens und des Müdewerdens. Oder man lehnt behäbig ausgestreckt in einem dieser schmiegsamen Ledersessel. Man bläst Zigarettenwölkchen in die Luft man spürt stärker und wohliger wie sonst das Animalische — und auf einmal packt einen eine kühl und geistreich ausbalancierte Kurve — sei sie von einem Schrank, einem Spiegelrahmen, einem Deckenornament. Es beginnt etwas, was reif geworden, zu schwellen, motorisch anzutreiben oder doch wenigstens Entzückungen zu spenden, wie die Nasenflügel sie genießen, wenn ein ganz leichtes Parfüm durch den Raum zieht. Die Finger tasten vielleicht die geschwungene Kontur eines metallenen Leuchters ab und es bleibt von der edlen Form ein Prickeln in den Nerven, wie es manchmal das geistreiche Aperçu eines geistvollen Kopfes hinterläßt. An anderen Tagen ist es vielleicht eine Komposition aus ein paar Farbflecken: ein sinnliches Spiel auf einem Vorhang, einem bunt gestickten Deckchen, einer Potterie, auf deren Lüster verirrte Sonnenstrahlen spielen. Oder jenseits des auf intime Effekte gestimmten Bürgerhauses sind es weiträumige Situationen: machtvoll gestreckte Hallen mit Säulen und Galerien, Überschneidungen und Durchblicke, Fernsichten durch Baumalleen und Laubgänge, über Gartenkompartimente und Landschaftssilhouetten. Es sind jene dauernden, täglich neuen Überraschungen des genießenden Besitzers, der sich selbst als Mitschöpfer empfindet, der da weiß von den 99 unzulänglichen Möglichkeiten, die der Künstler mit ihm verwerfen mußte, bis endlich diese Formel

gefunden wurde, die wie das x in einer algebraischen Gleichung restlos aufgeht, diese Formel, die den Sinnen ein Ergötzen bietet, wie es das Hirn des Mathematikers in dem Wiederlösen einer so sinnvoll geprägten Gleichung findet. Es ist dieses Lebendigmachen, dieses Ausfüllen mit sinnlichen Energien, das der Wohnung und dem Gerät, das spröde und hart aus den Händen des Verfertigers gekommen ist, Stimmungszauber entlockt. Und es offenbart sich darin die eigentliche Tugend der Hausfrau, die aus einem mechanischen Organismus etwas macht, was Wohlbehagen und schmeichelnde Grazie ausströmt. Etwas, was nicht zustande kommen kann, ohne diese verständnisvolle Besitzerfreude, die selbst schon künstlerisches Gepräge hat.

Paul Westheim.

Die Kanadabahn.

Zu den beliebtesten Spekulationspapieren der Berliner Börse gehört seit langem schon die Aktie der Kanadabahn. Vor kurzem erst erkletterte der Kurs mit 280 Prozent die steilste Höhe, die er je erreichte. Dabei schüttet die Gesellschaft nur eine jährliche Dividende von 10 Prozent aus, so daß der heutige Käufer aus seinem Besitz kaum eine vierprozentige Rente erzielt. Bei heimischen Industriepapieren wäre niemand mit solch kärglichem Erträgnis zufrieden. — Auch Canada Pacific Shares hätten nie eine derartige sensationelle Preissteigerung erfahren können, wenn nicht die Hoffnung auf ein wertvolles Bezugsrecht den Kurs in die Höhe getrieben hätte. Man erwartete — und erwartet noch —, daß die Bahn neue Aktien ausgeben werde, und auf diese Zuversicht hin entwickelte sich eine stürmische Kurstreiberei. Die Enttäuschung konnte nicht ausbleiben, als in der Sitzung des Verwaltungsrates nur die alte Dividende erklärt wurde und keine Beschlußfassung über die Emission junger Aktien zustande kam. Doch die trübe Stimmung, welche dieser nicht erfolgte Beschluß auslöste, war nicht von langer Dauer. Der Kanadamarkt ist der Tummelplatz aller geborenen Optimisten. Bald tröstete man sich wieder: aufgeschoben ist nicht aufgehoben. — Und wirklich stellte die Verwaltung der Bahn bei der kanadischen Regierung den Antrag, sie zur Neuemission junger Aktien zu autorisieren. Allerdings sollen — und das ist wieder Wasser in dem Freudenwein — auch Debentures ausgegeben werden.

Junge Shares hat die Kanadabahn in den letzten Jahren ziemlich häufig emittiert. Das ist nicht verwunderlich bei einem Unternehmen, das sich noch im Entwicklungsstadium befindet. Die Bahn durchschneidet das britische Nordamerika von der atlantischen bis zur pazifischen Küste, ein Gebiet von ungeheurer Ausdehnung, das noch eine große Zukunft hat und von dem besonders noch der Westen der Erschließung harrt. Was die Vereinigten Staaten heute sind, kann Kanada noch einmal werden, oder, wie der Premierminister Laurier einst sagte: „Das zwanzigste Jahrhundert wird das Jahrhundert Kanadas sein." — Bei der Gründung wurden der Bahngesellschaft von der Regierung enorme Ländereien geschenkt. Infolge des stets steigenden Bodenwertes bedeutet deren Verkauf jetzt eine wichtige Einnahmequelle. Wenn die Verwaltung wollte, hätte sie schon längst den Dividendensatz von 10 Prozent überschreiten können. Dann aber müßte sie sich gefallen lassen, daß die kanadische Regierung den Frachtentarif nach eigenem Belieben festsetzt, was die Direktion natürlich gern vermeiden möchte. Und das ist — neben dem Ausbau der Bahn, der große Summen erfordert — der zweite Grund, weshalb das Aktienkapital ständig vermehrt wird. Man will nicht mehr als 10 Prozent Dividende verteilen, um die Einmischung der Regierung zu verhüten. Solange die Einnahmen steigen, steigert man ganz einfach das Kapital, das zu verzinsen ist. Die jungen Shares werden dann den alten Aktionären stets zu einem billigen Preise angeboten, der diese dafür entschädigt, daß sich die Dividende nicht

erhöht. Daß die neuen Millionen meist von ausländischen Kapitalisten verdaut werden, braucht der Verwaltung keine Sorge zu machen. Das Kapital kennt eben keine Heimat. Wo es gut ist, da ist sein Vaterland.

Eine derartige Vergrößerung des Aktienkapitals ist weiter nicht gefährlich, solange sich die Einnahmen vergrößern. Anders wird das Bild, wenn einmal der Goldstrom aus den Landverkäufen versiegt. Selbst die umfangreichsten Terrains können eines Tages ausverkauft sein, und dann ist die Bahn zur Verzinsung ihres immer mehr gesteigerten Aktienkapitals in der Hauptsache auf die Verkehrseinnahmen angewiesen. Ob die genügen werden, um den heutigen Dividendenstandard aufrechtzuerhalten, ist eine Frage, hinter die man ein großes Fragezeichen setzen möchte, wenn man sich die Entwicklung der Eisenbahnen in der benachbarten Union ins Gedächnis zurückruft. Wenn der jetzige Modus fortgesetzt wird, besteht für die Kanadabahn die Gefahr der Überkapitalisierung. Für die Aktionäre ist die Politik der Verwaltung zurzeit ohne Zweifel sehr erfreulich. Vielleicht aber ist sie das gerade deshalb, weil sie zu sehr nur Gegenwartspolitik ist.

Hugo Kloß.

Schopenhauer-Denkmal.

Die Deutschen hören sich mit besonderer Vorliebe das Volk der Dichter und Denker genannt. Die Deutschen haben unter anderen ihren Heinrich von Kleist verhungern lassen, und wenn die Zahl der auf so peinliche Weise aus der Welt Gegangenen (in Parenthese: Frank Wedekind erscheint das Dasein im Vaterlande so unerträglich, daß er seinen Wohnsitz in England zu nehmen beabsichtigt) nicht größer ist, so ist das eine Schuld, welche die Deutschen ihren Verlegern und Buchhändlern abzutragen haben, vereinzelten Männern, die wie Cotta mit dem Geiste ihrer Nation und seinen Gründen in lebendiger Beziehung zu stehen vermochten. Daß die gewaltigste Verkörperung des Intellektes in Deutschland, Arthur Schopenhauer, dieser gelesenste Philosoph, endlich, nachdem er vor einem halben Jahrhundert starb, so etwas wie ein Denkmal bekommt, ist wiederum die rühmenswerte Tat eines einzelnen, nämlich des Verlages Reinhard Piper und Compagnie in München, der seit Jahresfrist eine vierzehnbändige Ausgabe der gesamten Schriften Arthur Schopenhauers in die Öffentlichkeit treten läßt. Der Zweck eines Denkmals ist, in möglichst augenfälliger und in möglichst eindringlicher Weise an Wesen und Leistung des Gefeierten zu mahnen. Betreffs dieser Bedingungen ist nun zu sagen, daß sie von der neuen Ausgabe der Werke Schopenhauers durchaus erfüllt werden und daß diese Editio definitiva durchaus das ist, was man unter einem Denkmal zu verstehen hat. Sie ist tatsächlich eine erste Zusammenfassung alles dessen, was von Schopenhauers Niederschriften sich erhielt und zum Teil unter manchen Mühen den Herausgebern zugänglich geworden ist. Denn es handelt sich nicht um eine in der textlichen Korrektheit und Vollständigkeit einzige Neuausgabe der Werke allein, sondern es schließt sich an diese nach den Ausgaben erster und letzter Hand revidierten Abdrucken die überaus wichtige Publikation der unveröffentlichten Manuskripte Schopenhauers, vornehmlich der Genesis des philosophischen Systems, womit seine philosophischen Tagebücher von der Studentenzeit bis ins höchste Alter bezeichnet sind, sowie eine Sammlung sämtlicher Briefe Schopenhauers nebst den wichtigsten Briefen an ihn. Der Herausgeber, Geheimrat Dr. Paul Deussen, Professor der Philosophie an der Kieler Universität, unterstützt von tüchtigen jüngeren Kräften, begnügt sich aber nicht mit der Manifestation vom Wesen Schopenhauers als Werk, er bringt vielmehr im letzten Bande, nach der Bibliographie, interessante persönliche Dokumente, nämlich Wiedergabe aller erreichbaren Porträts von Schopenhauer, seiner Familie und seinen Freunden, sowie Abbildungen seiner Wohnstätten

des Grabes, Faksimilia von Handschriften und anderes dieser Art.

Es ist also festzustellen, daß Arthur Schopenhauer hier uns zum erstenmale mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit begegnet. Die außerordentliche Fülle des Dargebotenen ist in ein überaus würdiges und sympathisches Gewand gekleidet, die dunkeln Halblederbände wirken in ihrer Stabilität ernst und anheimelnd zugleich. Und wenn man nun diese Bücher im Regal stehen hat und in der Betrachtung die Sorgfalt und Würde solchen Unternehmens erkennt, kommt man zu dem Gedanken, daß die Deutschen nun doch ein Schopenhauer-Denkmal bekommen haben, freilich ein anderes als von der Art der Siegesallee. Aber es ist zu vermuten, daß die grimmigen Züge des großen Denkers über diese Feier seiner Person und seines Werkes sich eher würden aufhellen, als über ein bloßes Gebild von Stein, das sich irgendwo in einer möglichst wenigen Augen sichtbaren Nische befände.

Will Scheller.

Zur Beachtung:

Die Politische Rundschau von Bremensis, die in dieser Nummer wegfallen mußte, wird von Oktober an wieder regelmäßig erscheinen.

Schluß des redaktionellen Teils!

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.
Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto) an die Redaktion Bremen, Am Wall 163. Tel. 6945.
Sprechstunden der Redaktion: Dienstag und Freitag von 1—2 Uhr.
Verlag: Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft in Bremen.
Druck: H. M. Hauschild, Hofbuchdruckerei, Bremen.

Neue Bücher.

Rudolf Kaßner: Die Moral der Musik. (Zweite, umgearbeitete Auflage.) Insel-Verlag, Leipzig 1912.

Die Bahn und der rechte Weg des Lao-Tse. Der chinesischen Urschrift nachgedacht von Alexander Ular. Insel-Verlag, Leipzig 1912.

Die Fünfzigpfennig-Bücherei des Insel-Verlages, Leipzig 1912. Werke von Cervantes, Goethe, Verhaeren, Rilke, Flaubert, Jacobsen u. a. m. (Die Sammlung wird fortgesetzt.)

Karl Federn: Masken und Opfer. Novellen. Georg Müller, München 1912.

Zur Psychologie und Hygiene der Genußmittel.

Festrede zur Feier des dreihundertundreißigjährigen Bestehens der Königlichen Universität Würzburg.

Gehalten am 11. Mai 1912 von Professor Dr. K. B. Lehmann,
Rektor der Universität.

Einen Beweis dafür, daß die Frage nach der Bedeutung und Zulässigkeit der Genußmittel in der Gegenwart eine höchst wichtige Rolle spielt, bildet diese Inaugurations-Vorlesung von Prof. Lehmann, der wohl die berufenste Persönlichkeit ist, zu dieser Frage Stellung zu nehmen. Besonders der psychologischen Seite sucht er — bisweilen in launiger Form — Interesse abzugewinnen. Der folgende Absatz über die sogenannten Hirngenußmittel läßt erkennen, mit welchem Geschick das Problem angefaßt ist.

... Tatsache ist, daß auf die Warnungsrufe der Ärzte und Hygieniker hin bei der großen Mehrzahl unserer Gebildeten eine erhebliche Einschränkung im Gebrauch der Hirngenußmittel stattgefunden hat. Statistisch ist dies allerdings schwer zu erweisen, da diese gebildete Schicht doch noch ziemlich klein ist und der steigende Wohlstand immer weiteren Kreisen Genußmittel zugänglich macht, die früher die bevorzugten Kreise allein verzehrten ...

Die Menschen wollen zwar auf den Genuß nicht verzichten, aber sie ersetzen die große Dosis des Genußmittels durch eine kleine, oder das Genußmittel durch ein Surrogat, das das Hirngenußmittel nur in Spuren oder gar nicht enthält.

Und jetzt kommt das Wunderbare: allen diesen Personen entgeht nichts, sie haben den gleichen oder annähernd den gleichen Genuß wie früher und dabei — ein gutes Gewissen, was nicht der geringste Genuß ist.

Wie erklärt sich das? Auf den Nichtgewöhnten wirken die Hirngenußmittel in kleinen Dosen schon genügend, da aber auch die ihres Hirngiftes beraubten Drogen noch gern genommen werden und offenbar befriedigend wirken, so heißt dies nicht mehr und nicht weniger als entweder:

Das Koffeïn und Nikotin sind gar nicht die wirksamen Stoffe im Kaffee und Tabak oder der Würzegehalt (Geruch und Geschmack), der durch die Entziehung des Hirngiftes nicht leidet, genügt, um uns die Illusion der früheren Wirkung zu geben, selbst wenn die eigentlich wirksamen Stoffe fehlen.

Mit anderen Worten: Die periphere Wirkung der Hirngenußmittel ist so stark, das Lustgefühl, die indirekte Hirn-

erregungswirkung, die dadurch erzeugt wurde, so groß, daß wir die direkt zentral wirkende Hauptsubstanz gar nicht deutlich vermissen.

Damit ist dargetan, daß wir bisher bei der hygienischen Bewertung der Kaffeewirkung sicher dem Koffeïn zuviel und den anderen Stoffen zu wenig Bedeutung zugebilligt haben. Ich habe selbst gezeigt, daß die flüchtigen wohlriechenden Aromastoffe des Kaffees auf Herz- und Hirntätigkeit und auf das Schlafbedürfnis ohne positiven Einfluß sind, und doch sind sie bei dem daran Gewöhnten von großem Einfluß auf sein Behagen, und indem sie die Erwartung erzeugen, daß die belebende Kaffeewirkung mindestens zum Teil eintreten werde, auch von suggestivem Einfluß auf das Müdigkeitsgefühl.

Es kommen dabei noch weitere wichtige suggestionsbefördernde und erfrischende, erholende Momente hinzu. Sich nach Tisch zu Hause oder im Café in einen bequemen Stuhl zu setzen und, während man den wohlschmeckenden braunen Trank schlürft, sich einem behaglichen, bewußten Ausruhen hinzugeben oder bei leichter Lektüre oder heiterem Gespräch eine kurze Zeit der Ruhe zu genießen, trägt mächtig dazu bei, die Wirkung des Kaffees zu steigern. Kaffee, Kaffeehaus, Kaffeestunde sind uns wichtige Symbole und Vermittler der Erholung geworden — selbst wenn das Koffeïn fehlt.

Natürlich kann man das Fehlen des Koffeïns durch das Experiment sehr leicht erkennen, sowie man Versuchspersonen der Wirkung größerer Mengen des koffeïnfreien resp. koffeïnhaltigen Kaffees aussetzt. Der koffeïnfreie Kaffee wirkte in meinen Versuchen in den größten Dosen weder auf Herz, Muskelgefühl, Allgemeinbefinden oder Schlaf, während der koffeïnhaltige vor allem den Schlaf oft auf viele Stunden verscheuchte und daneben die verschiedensten Wirkungen auf Herz, Muskeln und Nieren erzeugte.

Sollen wir deswegen alle koffeïnfreien Kaffee trinken? Sicherlich liegt für alle Gesunden, für alle nicht herz-, nieren- oder nervenschwachen Personen kein vernünftiger Grund dafür vor, am wenigsten in Momenten, wo wir einmal ausnahmsweise gezwungen sind, unsere Kräfte aufs äußerste auszunutzen und auf Kosten des heutigen Schlafes und des morgigen Tages aus unserem Heute das Höchste zu machen.

Wer aber den koffeïnhaltigen Kaffee nicht verträgt, schlecht danach schläft, Kongestionen bekommt, Herzstörungen, Nierenreizungen beobachtet oder auch nur befürchtet, der wird,

wenn er nicht auf den Genuß ganz verzichten will, unter der Doppelwirkung des angenehmen Geschmacks und der Suggestion den koffeïnfreien Kaffee wählen und der Technik dankbar sein, daß sie ihm den gewohnten peripheren Genuß und ein gutes Stück sekundärer, zentraler Wirkung gefahrlos zukommen läßt.

Zähne und Kaffee.

Na? Was soll das? Kopfschüttelnd wird beim Lesen des Titels der Leser solche Worte vor sich hinmurmeln, scheint es doch, als hätten diese beiden Dinge sehr wenig miteinander zu tun.

Und doch ist dies der Fall, viel mehr vielleicht, als man bei flüchtiger Betrachtung vermutet.

Die bedeutenden Fortschritte der Medizin und mit ihr die der allgemeinen Hygiene brachten auch emsige Forscherarbeit in der Zahnheilkunde und eine Aufklärung des Volkes, die Zahnerhaltung und die Mundpflege betreffend, mit sich.

Hat das Prinzip einer allgemeinen Zahnpflege nun im letzten Jahrzehnt im Volke ein Verständnis gefunden, wie man es vor einem Halbjahrhundert noch nicht ahnte, so ist das Verständnis für die Krankheiten des Mundes im allgemeinen noch sehr gering. —

Die Schmerzen des entzündeten Zahnnerven und die der Wurzelhaut sind hinlänglich, den meisten Menschen leider aus persönlicher Erfahrung bekannt. Meist kommen ja diese beiden Krankheiten sofort in fachmännische Behandlung, da der Schmerz nicht zu ertragen ist und die Angst vor einer zahnärztlichen Konsultation immer mehr schwindet.

Der Patient kann nun in diesen Fällen die Behandlung merklich unterstützen, wenn er auf solche Genußmittel, welche einen Reiz auf das Nervensystem ausüben, verzichtet. Besonders hervorgehoben seien hier der Alkohol und das Koffeïn.

Anläßlich des Krankenpflegerinnen-Kongresses in Köln konnte man sich in der mit dem Kongreß verbundenen Fachausstellung an Präparaten der Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft davon überzeugen, daß in einem Pfund Kaffee beträchtliche Mengen Koffeïns aufgestapelt sind.

Die Eigenschaften des Koffeïns als bekannt vorausgesetzt, zeigte die Röhre Koffeïn, daß ein Einfluß auf den Körper beim Kaffeegenuß kräftiger ist, als man anzunehmen geneigt ist.

Das Gleichgewicht zwischen der vitalen Energie der Gewebezellen und der agressiven Energie der Mikroorganismen soll erhalten bleiben, und jene Energie soll deshalb nicht durch Reizmittel zu Gunsten der Mikroorganismen geschwächt werden.

Noch bedeutender und von günstigerem Einfluß als bei den Krankheiten der Zähne selbst ist der Verzicht auf Reizmittel, wenn es sich um Alveolarpyorrhoe, d. h. Zahnfleischtascheneiterung, handelt. Das Zahnfleisch ist hierbei empfindlich, blutet leicht und die Zähne beginnen sich zu lockern. Diese Krankheit ist recht häufig und spottet in vielen Fällen jeder Behandlung. Die betroffenen Zähne verfallen oft trotz aller Mühe der Zange.

Hier ist nun die Vermeidung reizender Genußmittel dringend geboten, ebenso bei Eiterungen der Highmoreshöhle, d. h. Kieferhöhle, deren Ursache ja in vielen Fällen auch Zähne sind.

Ferner wirken bei allen Krankheiten der Mundschleimhaut Erregungen des Nervensystems wie bei den Krankheiten anderer Schleimhäute schädlich.

In allen diesen Fällen möchte man den Patienten ersuchen, auf Alkohol, Koffeïn etc. zu verzichten, um selbst die Behandlung zu unterstützen.

Was nun das Frühstück anbetrifft, so fällt es vielen Leuten schwer, den geliebten Kaffee zu missen.

Der Ersatz des gewöhnlichen Kaffees durch Kaffee-Hag ist also bei Zahn- und Mundkrankheiten recht angebracht und kann den Patienten nur empfohlen werden.

Albert Schulz-Cöln.



Ein interessanter Fall

ist in den „Archives internationales de Neurologie“ (Paris, 6. Juni 1912) beschrieben:

„Karl A., sonst normal, ist außergewöhnlich empfindlich dem Kaffee gegenüber. Er ist sich dieser Empfindlichkeit bewußt und meidet daher den Kaffee ängstlich. „Wenn ich eine Tasse Kaffee abends oder sogar im Laufe des Nachmittags trinke,“ erklärt er, „so kann ich mit Bestimmtheit auf eine schlaflose Nacht rechnen. Zufolgedessen trinke ich seit Jahren keinen Kaffee.“ Wir haben ihn trotzdem dazu überredet, einen Versuch mit dem koffeïnfreien Kaffee „Sanka“ zu machen.

Am 10. November nahm er gegen 4 Uhr nachmittags eine Tasse „Sanka“ eines mittleren Aufgusses zu sich (vorsichtshalber wünschte er das Experiment nicht in später Abendstunde machen zu müssen). Die darauf folgende Nacht verläuft ohne irgendwelche Beunruhigung; er schläft ausgezeichnet.

Am 11. nimmt er zwei Tassen zu sich, anschließend an das Abendessen. Ebenfalls normaler Schlaf.

Am 12. trinkt er eine Tasse Kaffee 11 Uhr abends vor dem Schlafengehen. Er schläft unmittelbar darauf fest ein und wacht am anderen Morgen zur gewohnten Stunde auf, ohne irgendwelche ungünstigen Wirkungen verspürt zu haben.

Am 13. wiederholt er den Versuch, indem er das doppelte Quantum zu sich nimmt; das Resultat ist das gleiche.

Am 14. nimmt er eine Tasse koffeïnhaltigen Kaffees zu sich; gegen seine Gewohnheit bleibt er bis 2 Uhr nachts wach. Er verbringt den Rest der Nacht in großer Unruhe und schlummert erst gegen Morgen im Halbschlaf ein.“

(Sanka — sans caféine — ist die französische Bezeichnung des in Deutschland unter dem Namen „Kaffeehag“ bekannten koffeïnfreien Kaffees.)

Ägypten-Schnelldienst des Norddeutschen Lloyd.

Mehr und mehr hat in den letzten Jahren der Touristenverkehr nach Ägypten zugenommen. Der Norddeutsche Lloyd unterhält bisher außer den Fahrten seiner Reichspostdampfer, die auf ihrer Reise nach Ostasien bezw. Australien Genua und Port Said anlaufen, zwei Mittelmeerlinien. Von Marseille fahren die Dampfer „Prinzregent Luitpold" und „Prinz Heinrich" direkt oder auch über Neapel nach Alexandrien. Um nun dem ständig sich steigernden Verkehr nach Ägypten nachzukommen und auch den Reisenden, die auf der Hin- und Rückreise nach Ägypten Venedig und die Adria besuchen möchten, eine gute Fahrgelegenheit zu bieten, hat der Norddeutsche Lloyd in dieser Saison eine neue Linie zwischen Venedig und Alexandrien eingerichtet. Der Dampfer „Schleswig" des Norddeutschen Lloyd fährt alle 14 Tage Sonntags 11 Uhr morgens von Venedig und Sonnabend nachmittag 2 Uhr von Alexandrien nach Venedig zurück.



